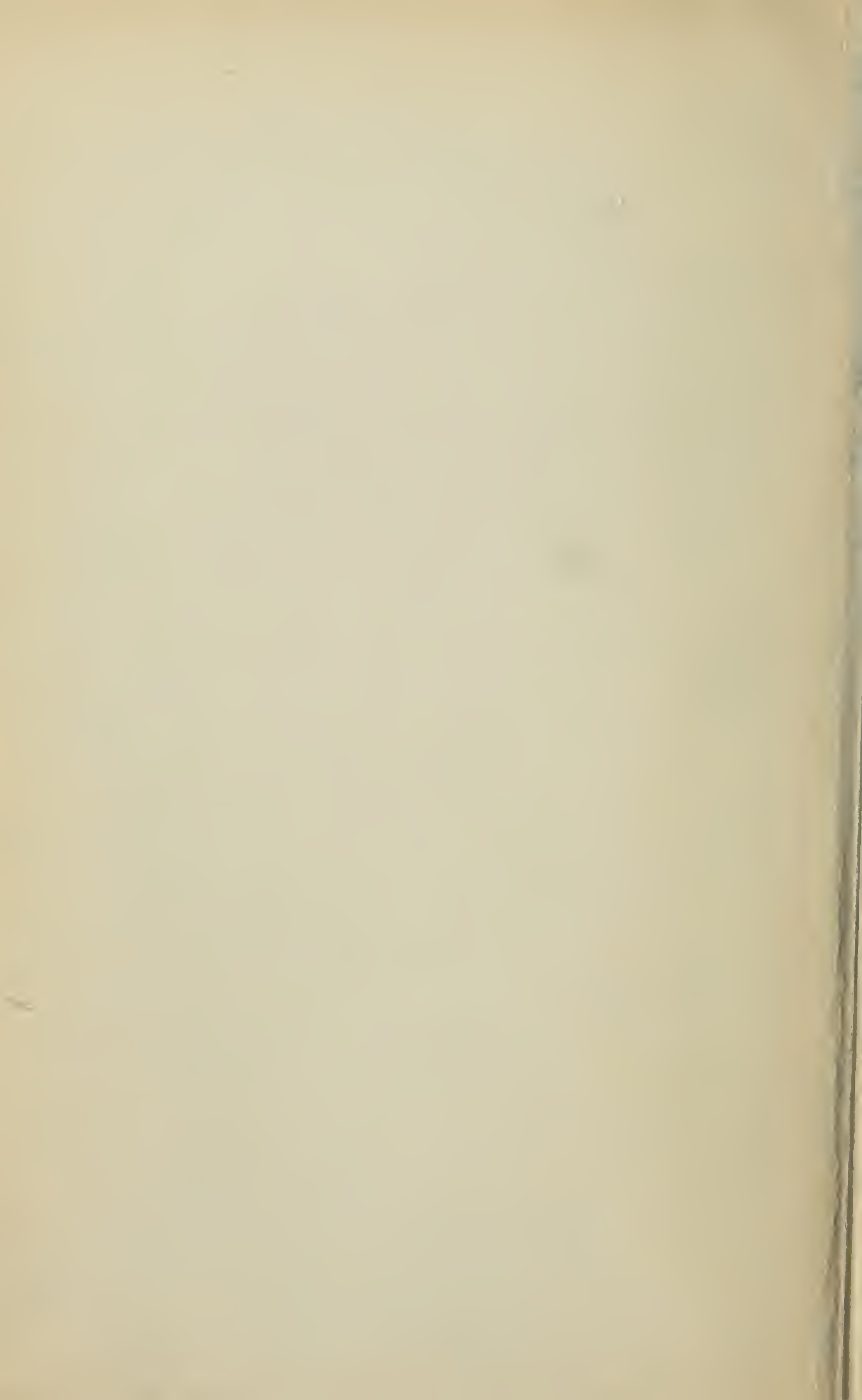

Das Hohe Lied
Sudermann









Das Hohe Lied

Das Hohe Lied

Roman

von

Hermann Sudermann

16.—20. Auflage



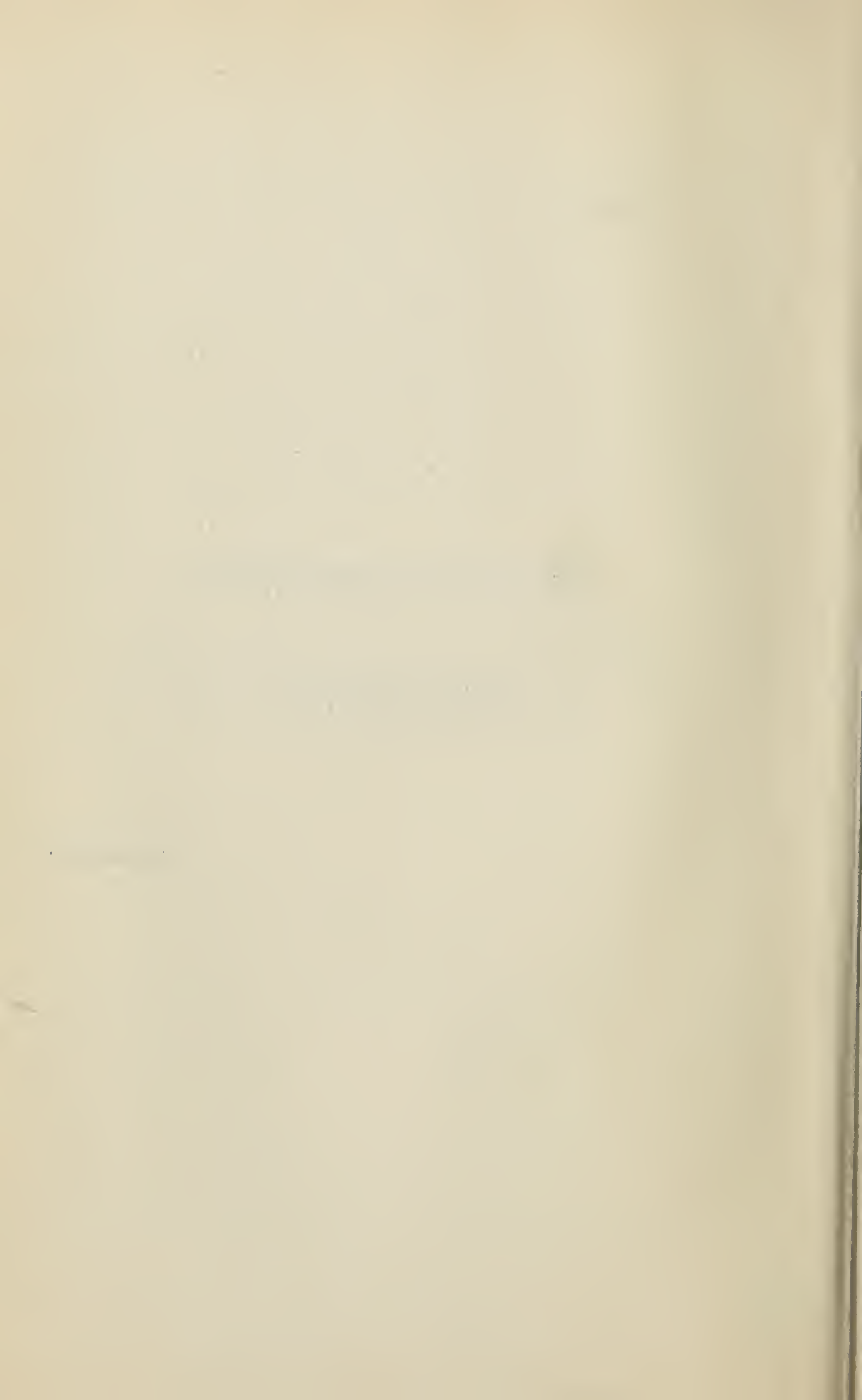
Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Published November twenty-first nineteen hundred eight

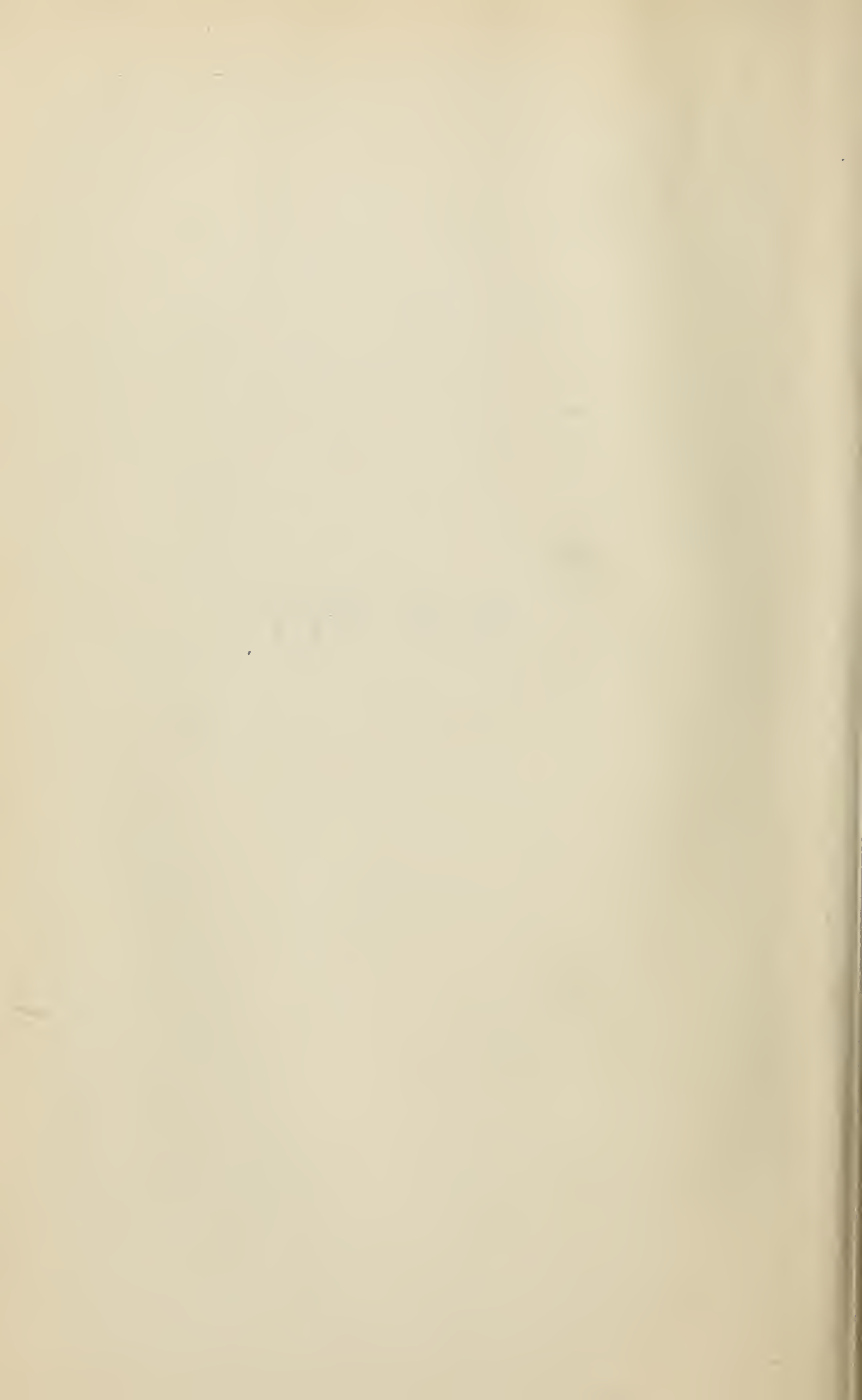
Seinem hochverehrten Freunde

Adolf Kröner

zugeeignet



Erster Teil



I

Lilly war gerade vierzehn Jahre alt, als ihr Vater, der Kapellmeister Kilian Czepanek, eines Tages verschwand.

Und das kam so:

Er hatte tagüber Klavierstunden gegeben, dazwischen geflucht und Selter mit Mosel getrunken, — denn es herrschte eine barbarische Hitze, — war auch ab und zu ins Speisezimmer gewutscht, um einen Kognak zu heben oder die Lavallierekrawatte zurecht zu rücken, hatte Lilly, die über ihren französischen Vokabeln brütete, dabei die braunen Hängelocken gezaust und war hierauf von neuem nach der guten Stube hin verschwunden, wo die Schülerinnen von Stunde zu Stunde wechselten und nur die Dissonanzen und die Flüche blieben.

Als das letzte Unglückswurm sein Pensum abgehaspelt und die Flurtür hinter sich zugeschlagen hatte, war er nicht mit dem üblichen Zorn und dem üblichen Hunger wieder zum Vorschein gekommen, sondern war von vornherein in der guten Stube geblieben, wo er heute weder pfiff noch weinte, noch auf den Tasten sich sattraste, wie es sonst nach vollbrachtem Tagewerk wohl geschah, sondern im Gegenteil kaum ein Lebenszeichen von sich gab. Ab und zu ein tieferer Atemzug — sonst nichts.

Lilly, die alles, was ihr schöner Papa tat oder nicht tat, eifrig beschäftigte, ließ das Vokabelbuch vom Schoße gleiten und schlich ans Schlüsselloch.

Durch dieses sah sie ihn vor dem großen Pfeilerspiegel stehen, in ein aufmerksames Selbststudium vertieft. Ab und zu erhob er die linke Hand und drückte sie wie ein Verzweifelnder gegen die seidenweichen, dunklen Künstlerlocken, die von Mama täglich mit Bay-Rum und französischen Ölen hingebungsvoll gepflegt wurden.

Mit feuchtroten Wangen und wild-gierigem Augenspiel starrten er und sein Spiegelbild einander an, und Lillys Herz weitete sich in Liebe zu dem vergötterten Papa.

Sie kannte dieses Vormspiegelstehen wohl. Es war die Art, wie er sich mit dem verlorenen Leben und der verhudelten Liebe abzufinden suchte, wie er die große Welt, allwo die Herzoginnen und die Primadonnen des entschwundenen Lieblings sehnend gedachten, in den Bereich seiner Persönlichkeit zurückzauberte.

Gleich einem gealterten Liebesgott stand er da, mit kleinen Trinkerwülsten unter den Augen und dem Ansatz zu einem Bäuchlein.

Beide, Mama und Lilly, sorgten ja für ihn mit nie nachlassender Begeisterung. Denn beide sahen in ihm eine Art Paradiesvogel, der sich durch einen glücklichen Zufall zwischen den Wänden eines Zimmers gefangen hat und den es nun mit Aufbietung aller Kräfte im Käfig zu erhalten gilt.

Von Rechts wegen hätte Lilly längst schon am Klavier sitzen müssen, denn stillliegende Tasten waren im Hause Czepanek Zeitverschwendung und Frevel am lieben Herrgott.

Vier, fünf Stunden mußte sie täglich üben. Oft, wenn Papa, vom heiligen Geiste des Schaffens ergriffen, die ihr zugeteilte Zeit vergessen hatte, begann ihre Arbeit erst gegen Mitternacht. Und dann saß sie erfroren, mit schlaftrunkenen Augen, nach allen Richtungen daneben hauend, bis gegen Morgen. Manchmal sogar fand Mama sie in der Frühe mit verschränkten Armen, auf den Tasten liegend, in unerwecklichem Kinderschlaf.

So war es gekommen, daß sie von dem künftigen Künstlertum, für das der väterliche Ehrgeiz sie bestimmt hatte, nicht viel wissen wollte und sich lieber über einem verbotenen Schmöker zu schaffen machte, um Papa dann später mit einem genial-falschen Primavistaspiele zur Verzweiflung zu treiben. Aber heute hatte sie gerade die Pathétique am Kanthaken, und mit d e r läßt sich nicht spaßen, das weiß bekanntlich schon jedes Wickelkind.

Darum war sie auch nahe daran, sich dem in träumender Selbstbetrachtung Versunkenen bemerkbar zu machen, da knackte die Hintertür. Mit einem gewaltigen Satz ihrer langen Beine floh sie vom Guckloch, denn Mama trat, mit Tischgeräten beladen, ins Zimmer.

Das Herdfeuer hatte ihre früh welken Wangen hoch gerötet; die hagere Gestalt, in die der vorstehende Bauch — eine Folge von mißlungenen Geburten — gleichsam einen Knoten machte, hielt sich gestrafft, und aus den einst schönen Augen, die ein stumpfer Ehegram längst in zwei trübe Ritzen verwandelt hatte, blitzte etwas wie Stolz und Erwartung.

Denn für heute hoffte sie ihn und seinen Gaumen zufrieden zu stellen.

Als die Teller auf der Tischplatte klirrten, öffnete sich die Vordertür, und Papas schwarzer Lockenkopf, den die Abendsonne spiegelnd umrandete, erschien in der lichtgefüllten Spalte.

„Was Teufel, schon Abendbrot?" sagte er und sah mit einem eigentümlich wirren Blick in die Runde.

„In zehn Minuten," erwiderte Mama, und die Freude an der Extraüberraschung, die seiner wartete, umspielte wie ein seliges Geheimnis ihre gelben, rissigen Lippen.

Er trat vollends ein, atmete ein paarmal tief auf und sagte dann mit einem Anlauf, als fiele das Sprechen ihm schwer: „Ich hab' eben gesehen, an meinem Handkoffer ist 'n Riemen entzwei —"

„Brauchst du ihn denn?" fragte Mama.

„Den Handkoffer muß man immer parat halten," erwiderte er und ließ dabei die Augen fortwährend in die Runde wandern. „Man wird mal plötzlich zur Vertretung gerufen, an diesen oder jenen Ort, und dann ist er nicht da."

Nun war es in der Tat im vergangenen Winter passiert, daß ein Berliner Klaviervirtuose, der den Osten abzugrasen unternommen hatte, so um Bromberg herum mit seinem Zuge im Schnee stecken geblieben war, und daß das Komitee der Nachbarstadt Papa telegraphisch gebeten hatte,

statt seiner zu spielen. Aber jetzt, mitten im Sommer, da alle Konzerte ruhten, lag ein ähnlicher Fall kaum im Bereich des Möglichen.

„Minna muß ihn gleich nach dem Abendessen zum Sattler tragen,“ sagte Mama, die sich wohl hütete, dem Jähzornigen zu widersprechen.

Er nickte ein paarmal ganz bedächtig und ging in sein Schlafzimmer, während Mama zur Küche lief, um dem ihm zugedachten Leckerbissen selber die letzte Weihe zu geben.

Wenige Minuten darauf kam er wieder zum Vorschein und hielt den Koffer, der ziemlich prall aussah, in der herabhängenden Hand.

Vor dem Wäscheschrank blieb er stehen. „Ich möchte eigentlich mal wissen, Lillychen,“ sagte er, „ob die Partitur der Quere nach reingeht. Wenn man später zu Aufführungen fährt, weißt du —“

Die Partitur des „Hohen Liedes“ wurde nämlich im Wäscheschrank aufbewahrt, damit, wenn in Papas Abwesenheit einmal Feuer ausbrechen sollte, dies höchste Kleinod von jedem der Angehörigen sofort gerettet werden konnte.

Lilly sah sich nach dem Schlüsselbund um, aber den hatte Mama wohl mit nach der Küche genommen.

„Ich werd' sofort nachfragen,“ sagte sie.

„Nein, nein,“ rief er hastig, und durch seinen Körper ging ein Schütteln, wie Lilly es schon oft bemerkt hatte, wenn gerade von Mama die Rede war. „Erst will ich die alte Schwarte mal selber zum Sattler tragen —“

Lilly erschrak bei dem Gedanken, daß ihr allberühmter Papa sich in einen dunklen und schmutzigen Handwerkerladen hineinbemühen solle.

„Um Gottes willen!“ rief sie und langte dabei nach dem Ledergriff, um die Sache auf der Stelle statt seiner zu besorgen.

Aber er ließ sie nicht nahe kommen.

„Für so was bist du schon viel zu groß, Mädelchen,“ sagte er, und seine Augen glitten aufleuchtend über ihre

jungfräulich hochgeschossene Gestalt, an der Hüften und Busen schon damals in zartem Linienspiel sich rundeten. „Bist ja schon beinahe eine Signora."

Er tätschelte ihr ein paarmal die Backen, rüttelte ein wenig an dem Schloß des Wäscheschrankes, wobei er bitterböse die Lippen zusammenkniff, gab sich einen plötzlichen Ruck, und mit einem scheuen, höhnischen Blick nach der Küche hin — Lilly kannte auch diese Blicke — ging er rasch aus dem Zimmer.

Ging und kam niemals wieder.

— — — — — — — — — — — — —

Die Nacht, die diesem roten Sommerabend folgte, ist Lilly Stunde für Stunde in Erinnerung geblieben.

Die Mutter saß in der Frisierjacke auf dem Fensterbrett und blickte aus heißen, ängstlichen Augen bald nach rechts, bald nach links die Straße hinunter. Wenn von weitem ein Schritt auf dem verfahrenen Pflaster daherstolperte, zuckte sie auf und schrie: „Nu kommt er!"

Lilly fühlte, daß es mit ihrer Pathétique heute keine Not haben würde. Ein dumpfer Druck in der linken Brustgegend bewog sie, sich für alle Fälle an den heiligen Joseph zu wenden, zu dem sie seit ihrer Firmung zeitweilig in zärtlichen Beziehungen stand. In St. Annen hatte sie vor seinem Altar — rechts vorne, zweite Kapelle — schon manche träumend-müßige Stunde zugebracht und zu dem lieben, braven, schönbärtigen Angesicht manchen gegenstandslosen Seufzer heimlich emporgesandt. Aber heute versagte sein Trösteramt vollkommen. Und ärgerlich und ernüchtert gab sie ihm den Laufpaß.

Um zwölf ließ das letzte Fuhrwerk sich hören.

Um eins wurden auch die Fußgänger seltener.

Um halb zwei erhob sich ein staubiger Wind, der nach Sand schmeckte und die Lampe zu verlöschen drohte.

Zwischen zwei und drei schleppte nur noch der Nachtwächter sein schlürfendes Paar Schuhe durch die enge, hallende Gasse.

Um drei rasselten die Abfuhrwagen, und zugleich wurde es hell.

Zwischen drei und vier kochte Lilly der Mutter eine siedend heiße Tasse Kaffee und aß selber das kalt gewordene Abendbrot auf, denn von dem Warten und dem Weinen hatte sie einen mörderlichen Hunger bekommen.

Zwischen vier und fünf zog eine Kette junger Nachtschwärmer vorbei, die Kußhände zur Mutter emporwarfen, und, als sie sich notgedrungen vom Fenster zurückziehen mußte, ihr ein Ständchen brachten . . . Feine, reine Stimmen übrigens, wie Lilly allem Kummer zum Trotz feststellte; guter Vortrag und richtige Einsätze. Ohne die pedantische Liedertafelklappe, die Papa so sehr verabscheute. Vielleicht sogar Schüler von ihm, die seine Wohnung nicht kannten.

Kaum hatten sie sich davon gemacht, da saß die Mutter schon wieder auf ihrem Posten.

Lilly kämpfte mit dem Schlafe.

Wie durch einen Schleier hindurch sah sie das dünnliche Blondhaar über der Stirn der Mutter im Morgenwinde wehen, sah die spitze, rotgeweinte Nase bald nach rechts, bald nach links sich drehen, je nachdem soeben ein Geräusch sich hören ließ; sah die Nachtjacke wie eine weiße Fahne schlottern und die mageren Beine in nervösem Spiel sich unaufhörlich aneinander reiben. Dann sollte sie zum soundsovielten Male die Geschichte von dem Handkoffer und dem Wäscheschrank erzählen, aber die Augen fielen ihr zu.

Und dann plötzlich fuhr sie mit einem Schrei hoch auf: die Mutter war in Ohnmacht hintenüber geglitten und lag da wie ein Stück Holz.

II

Also: Kilian Czepanek kam nicht wieder.

Natürlich fanden sich sofort wohltätige Freunde, die das längst vorausgesehen hatten, die übrigens nicht verstanden, wie er es so lange hatte aushalten können, er, der gottbegnadete Phantasiemensch mit dem Kainszeichen genialer Unrast auf der gewitterschweren Stirn. Andere nannten ihn einen Lüderjahn und Schmierfink, der unschuldigen Mädchen nachgestiegen wäre und die jungen Männer zum Spielen verführt hätte. Sie priesen Frau Czepanek glücklich, von ihm befreit zu sein, und legten Lilly ans Herz, den unwürdigen Vater aus ihrer Erinnerung zu streichen.

Die schlimmsten von allen aber waren diejenigen, die vorerst gar nichts sagten, sondern Rechnungen entfalteten. Frau Czepanek verkaufte und versetzte alles, was das kleinbürgerliche Wohlleben ihrer Jugend, was freigebige Launen ihres Gatten an blanken Habseligkeiten ihr irgend beschert hatten, doch damit war sie bald am Ende. Entbehrliche Möbel, Kleider und Wäschestücke folgten; da endlich wurden die Gläubiger stiller.

Der Gesangverein, als dessen Leiter Kilian Czepanek vor fünfzehn Jahren berufen worden war und der in dieser Zeit nicht weniger als sechs Ehrenpreise eingeheimst hatte, gab seiner Zufriedenheit mit den Leistungen des verflossenen Kapellmeisters dadurch Ausdruck, daß er die Stelle ein halbes Jahr lang offen hielt und der verlassenen Frau das Gehalt solange in voller Höhe auszahlte.

Aber auch diese Gnadenfrist ging zu Ende. Und nun kamen die bitteren Bettelgänge zu den Honoratioren und Würdenträgern der Stadt, das leidige Klingelziehen und ängstliche Schuheabkratzen vor fremden Türen, das halb-

stündige Harren in dunklen Hausfluren, das verschämte Niedersitzen auf schmalen Stuhlkanten, das Seufzen und Stammeln und Augenauswischen, das, so aufrichtig es gemeint war, doch bald etwas Heuchlerisch-geschäftsmäßiges bekam und, je mehr es Eindruck machen sollte, desto mehr seinen Eindruck verfehlte.

Nun kamen die Bitten um Arbeit in Läden und Geschäften — überall, wo man Bettwäsche und Hemden und Nachtjacken verfertigt, wo man billige Spitzen an billige Waschkleider nähen läßt, wo man Weißzeug durch Säume und Päsſe und Borten und Schnüre belebt. Nun kam das Klappern der Nähmaschine Tage hindurch, Nächte hindurch.

Nun kamen die durchstochenen Finger, die entzündeten Augen, die geschwollenen Knie, die Essigwasserumschläge um die fiebernden Schläfen, die brodelnde Teekanne Morgens um vier, der dreimal gewärmte Süßwasserkaffee mit sogenannten Butterbroten statt des mittäglichen Bratens und der abendlichen Eier — kurz, nun kam das Elend . . .

Und seltsam, je weiter der Tag in die Ferne rückte, an dem Kilian Czepanek verschwunden war, desto sicherer rechnete die verlassene Frau auf seine Wiederkehr. Das halbe Jahr verstrich; ein anderer Dirigent erschien und forderte zu Vergleichen heraus. Um den Ankömmling zu ärgern, vergnügten sich die Zeitungen ein paar Wochen lang mit ehrenden Anspielungen auf den Verschollenen. Aber auch das ging vorüber. Und nun folgte die große Kirchhofsstille. Höchstens in ein paar Bierstuben und ein paar Mädchenherzen blieb sein Bild noch lebendig.

Frau Czepanek aber, die so lange in verbissener Scham die Lippen aufeinandergepreßt hatte, wenn von ihm die Rede gewesen war, fing an von seiner Heimkehr zu sprechen wie von einer feststehenden und planmäßig vorbereiteten Tatsache.

Ja mehr als das: Sie, der in den eineinhalb Jahrzehnten langsam Jugend, Hübschsein, Schlagfertigkeit und Lachen, alles, was sie ihm einst als Mitgift in die Ehe

gebracht hatte, abhanden gekommen war, untergesunken in einer grauen Lache von Selbstvorwürfen und Ängsten um nichts, — sie, die schon lange kein farbiges Band mehr auf der hageren Brust geprobt, keine Haarflechte auf der höher werdenden Stirn geordnet hatte, fing an von neuem eitel zu werden. Wenn sie an der Ladenkasse den kargen Stücklohn eingeheimst hatte, so versäumte sie nie, einen Teil davon in Puder und Schönheitswässern anzulegen. In Augenblicken der Erschöpfung, wenn die Füße nicht länger treten wollten, langte sie rasch ein rotes Pomadestiftchen aus der Tasche und führte es über die schmalen Lippen. Und Morgens gegen acht lief sie stets mit einem frisch gebrannten Kranze kreisrunder Löckchen zwischen Herdfeuer und Nähmaschine einher.

So bereitete sie sich auf den Moment des Wiedersehens vor. Geschmückt und leuchtend gleich einer Braut wollte sie dem Reuigen verzeihend ihre Arme öffnen.

Denn daß er wiederkommen mußte, das war klar. Wo gab es sonst noch ein verstehendes Lächeln wie das ihre, wo die geheime Seelenharmonie, die durch Schweigen tröstet und durch Gebete das Glück herbeizwingt, die in das Gleiten der Rosenkranzperlen träumende Vorbehalte hineinschmuggelt und das ganze Weltall in einen großen Mollakkord der Sehnsucht auflöst? Wo gab es sonst noch eine, die ohne Trotz und ohne Reue mit Leib und Seele diente wie sie, sich nehmen und wegwerfen ließ nach Lust und Laune wie sie?

So war sie ihm einst entgegengetreten, ein junges, ahnungsloses, blond-lachendes Ding. Hatte sich ihm hingegeben ohne zu geizen, ja ohne zu fragen. Nur weil es ihm eben beliebte. Und hatte es kaum einmal als ihr Recht und seine Sühne empfunden, als sie auf Verlangen ihres Vaters, eines braven, kleinen Gerichtsbeamten, — auf Verlangen der halben Stadt übrigens auch, die den Verführer sonst verfemt und aus seiner warmen Stelle hinausgejagt hätte, — vor dem Altar die Seine geworden war.

Glücklicher als jetzt konnte sie nicht werden. Das ahnte sie wohl. Von dem namenlosen Unglück freilich,

das kommen mußte, ahnte sie nichts... Sie nahm es hin, ohne zu hadern, sie liebte ihn so sehr, daß sie es als natürlichen Ausgleich für das unnatürliche Geschenk seines Besitzes betrachtete.

Aber wiederkommen würde er trotzdem! Ob er wollte oder nicht, gleichviel! Besaß sie doch ein Pfand, das ihn für alle Zeiten an sie fesselte, das über kurz oder lang ihn zwingen würde, die Schwelle ihrer Wohnung zu überschreiten.

Nicht Lilly! Zwar liebte er sein Kind, liebte es mit einer Zärtlichkeit, die aus Freude an einem Spielzeug müßiger Stunden und ästhetischem Vergnügen über ihre innere und äußere Lieblichkeit seltsam gemischt war, aber für eigentliche Vaterliebe war in diesem Zigeunerherzen, das fühlte sie, kein Platz. Selbst in den Stunden höchster Verlassenheit würde ihm nie der Gedanke gekommen sein, sich in den Armen eines Kindes Trost und Zuspruch zu holen.

Aber ein anderes war in ihrem Besitz geblieben, das ihn umso sicherer festhielt.

Eine Rolle Notenpapier, nicht mehr.

Er hätte sie mit Leichtigkeit in dem Handkoffer unterbringen können, mit dem er damals auf die große Reise gegangen war. Er hatte es auch versucht, aber zu gierig war in jenem entscheidenden Augenblicke sein Verlangen gewesen, glimpflich davon zu kommen, als daß er sich der Wiederkehr der argwöhnischen Frau hätte aussetzen mögen.

Diese Rolle Notenpapier enthielt alles, was ihn in den fünfzehn Jahren der Spießbürgerei mit Vergangenheit und Zukunft verkettet hatte, alles, was von dem Himmelstürmen seiner Jugend, dem Hoffnungstaumel seiner Darbezeit noch übrig war.

Diese Rolle Notenpapier — sie war schmächtig genug — enthielt das Werk seines Lebens, enthielt — das Hohe Lied.

Solange Lilly denken konnte, war von nichts auf der Welt mit ähnlichem Respekt, mit einer so zarten, ehrfürchtigen Scheu gesprochen worden wie von diesem Werke, von dem außer Mama und Lilly niemand eine Note kannte.

Es war etwas noch nie Dagewesenes, Unerhörtes, ein neues Reich des Klanges, der Beginn einer musika-

lischen Entwicklung, deren Ende sich im Dämmer mystischer Ahnungen verlor.

Die Oper hatte in Wagner einen Gipfelpunkt erreicht, von dem der Weg schnurstracks in den Abgrund wies, die symphonische Dichtung entsprach nicht mehr den modernen Bedürfnissen nach Sinnenfälligkeit, das Lied war durch die Neuerer in ein Häuflein subtiler Kleinwirkungen zersplittert worden . . . die Kunst der Zukunft gehörte dem Oratorium. Und zwar nicht jener hölzernen Verlegenheitsmusik, die man bisher unter diesem Namen hatte laufen lassen, weil man des Glaubens gewesen war, einer mißverstandenen Kirchlichkeit Zugeständnisse machen zu müssen, sondern — und hier eben setzte die Klangwelt des „Hohen Liedes“ ein.

Seit Jahren schon lag die Partitur vollendet da. Aber sie den hahnebüchenen Leistungen der Provinzstadtmusiker anzuvertrauen, wäre Tempelschändung gewesen.

So lag sie also und lag und durchwebte den Tag mit einem milden, geheimnisvollen Lichte, das niemand sah und jeder fühlte. Ließ Strahlenbündel der Hoffnung in ferne Zukunft hinausschießen und erfüllte ein zuckendes Kindesherz so ganz und gar mit Ahnung, Gebet und Liebe, daß es eher stillgestanden hätte, als jener Quelle des Guten und des Hohen zu entsagen, aus der die schaffenden Kräfte des Lebens sich täglich neue Nahrung tranken.

Für Lilly war jene Notenrolle, die, durch zwei Gummistreifen zusammengehalten, in der oberen Schublade des Wäscheschrankes lagerte, eine Art von Hausheiligtum, das den Heimatsräumen Reinheit und Weihe gab.

Die Verehrung der mit krausköpfigen Runen bekritzelten Bogen hatte sie schon in das Dämmerlicht ihrer frühesten Erinnerungen hinüber genommen. Und die Musik, die sie enthielten, war ihr schon früh geläufig.

Papa freilich liebte es nicht, daß man die Motive, die er geschaffen hatte, in der Alltäglichkeit breit trat.

„Singt doch: ‚O du lieber Augustin‘ oder ‚Nun sei bedankt, mein lieber Schwan‘“ pflegte er zu sagen, wenn er eine von ihnen beiden beim träumerischen Summen

seiner Arien ertappte. „Die sind tausendmal gut genug für euch."

Aber seine Ermahnungen wurden unnötig. Mama verlernte allgemach alles, was einem Singsang ähnlich klang, und Lilly zog sich mit ihren Empfindungen mehr und mehr in sich selbst zurück.

Sie hatte sich aus dem Hohen Liede eine Art von Messe zurecht gemacht, die sie, wenn sie sich im Hause allein wußte, vor dem Spiegel zelebrierte. Hierzu umgürtete sie sich mit einem Bettlaken, hing Fenstergardinen über die Schultern, flocht alte Tressen um den Hals und blanke Schuhspangen durch das Haar. Und singend, weinend und jauchzend durchlebte sie mit Kniefällen, Bezauberungstänzen und luftigen Umarmungen noch einmal Sulamiths bräutlichen Sehnsuchtsrausch, wie er in Papas „Hohem Liede" nach drittehalbtausendjährigem Schlummer zu neuem Leben erweckt war. . . .

Das Manuskript dieses Hohen Liedes also hatte Meister Czepanek bei seinem Verschwinden im Hause zurückgelassen. Es wurde der Anker, an den die Hoffnungen der Seinen sich fortan klammerten.

Mochte es vielleicht verständlich sein, daß er, der vagabundierende Böhme, der von seinen eigenen Eltern frühzeitig auf die Straße gestoßen war, Weib und Kind der Not und der Sehnsucht überantwortete, — daß er das Werk seines Lebens, das Schwert, mit dem er sich den Wiedereintritt in die große Welt hatte erkämpfen wollen, mutlos im Stiche ließ, war nackter Widersinn.

Und während in der Dachstube, wohin Frau Czepanek mit ihrer Tochter übergesiedelt war, die Nähmaschine tippte und schnurrte, tagelang, nächtelang, während die Gestalt der verlassenen Frau gänzlich vertrocknete und verkrümmte, und die Schminkschicht, mit der sie sich jung erhielt, auf immer spitzer werdenden Backenknochen lagerte, ruhte als Gewähr künftiger Wiedervereinigung in der Schublade des Wäscheschrankes, der aus dem Bankrott gerettet worden, wunderwirkend durch seine Nähe, — das Hohe Lied.

III

Lilly wuchs in dieser Zeit zu einem hochgebauten, früh entwickelten Jungfräulein heran, das seinen Bücherranzen mit dem Anstand einer jungen Fürstin durch die Straßen spazieren führte.

Sie trug gemeinhin ein vom Regen runzlig gewordenes Halbwollenkleid, das grüne und bordeauxrote Karrees in angenehmer Schachbrettregelmäßigkeit als Muster aufwies und das trotz aller ausgelassenen Säume über den Füßen ewig zu kurz blieb. Sie trug auf diesen Füßen ein Paar plattgetretene, beriesterte Schmutzstiefel. Und sie trug Baumwollhandschuhe, die zwischen ihrem welligen Ende und dem mühsam heruntergereckten Ärmelsaum noch immer das handbreite Stück eines roten, schlankknochigen Unterarmes erblicken ließen.

Aber wer sie daherkommen sah mit dem leisen Wiegen der schönbogigen Hüften, mit dem lässigen Schritte, der in Jugendkraft und Jugendfülle rhythmisch federte, mit dem beweglichen Köpfchen, das, zu klein für diesen hohen Leib, langhalsig auf den noch eckigen Schultern saß, mit den zwei Mausezähnen, die neugierig unter der allzu kurzen Oberlippe hervorguckten, und den zwei gewissen „Lillyaugen", der dachte nicht an die Ärmlichkeit ihres Aufzuges, der ahnte nicht, daß diese zartgebildete, breite Brust sich stundenlang über dem Nähzeug zusammenkrümmte, daß dieser ganze junge, herrliche Organismus, dessen Säfte in grundlosem Erröten und leidenschaftlichem Erblassen sichtbar durch die Adern jagten, sich vornehmlich durch Salzkartoffeln, Schmalzbrot und schlechte Wurst erbauen und erhalten ließ.

Mit heißen Köpfen zogen die Gymnasiasten hinter ihr her, und auf der Unterprima waren eine Zeitlang die

Gedichte, die zu ihrem Preis verbrochen wurden, nur nach Dutzenden zu berechnen.

Man kann nicht sagen, daß sie gegen diese Huldigungen unempfindlich blieb. Wenn ein Rudel „Jungens“ ihr entgegenkam, so fühlte sie regelmäßig, wie vor Scham und Bangen eine Art von rosa Schleier sich über ihre Augen legte. Und wenn die Herrschaften mit tief gezogenen Mützen — man kannte sich von der Eisbahn her — an ihr vorübergingen, hatte sie oft eine Empfindung des Taumelns oder Hinsinkens, so jäh war ihr das Blut zu Kopfe gestiegen. Der Nachgeschmack solcher Begegnungen aber war lieblich. Noch stundenlang konnte sie sich vorstellen, wer von den Jungen am ergebensten gegrüßt hatte, oder wer rot geworden war gleich ihr. — Diesen liebte sie, bis beim nächsten Begegnen ein anderer an die Reihe kam.

Von ihren Mitschülerinnen wurde sie trotz ihrer Verehrerschaften weniger gehänselt, als es in ähnlichen Fällen geschah. Es war eine vergnügte Wehrlosigkeit in ihrem Wesen, die jede Feindschaft unmöglich machte.

Versteckte man ihr die Büchertasche, so sagte sie flehend: „Ach bitt' schön!“ Hob man sie auf den Ofen, so saß sie oben und lachte. Wollte man ihr englisches Exerzitium abschreiben, so gab sie noch eine Rechenaufgabe dazu.

Die einzige Mißhelligkeit entstand durch die Eifersucht, mit der ihre Busenfreundinnen einander in die Haare fuhren. Und hieran war sie selber nicht ganz schuldlos. Sie wechselte mit ihren Neigungen verblüffend schnell. Wer ihr seine Freundschaft antrug, der hatte sie, — aber er hielt sie nicht. Sie hegte eine Art von Verpflichtung, jedes Gefühl, das ihr entgegengebracht wurde, gewissenhaft zu erwidern, und wunderte sich selber, wenn es durch eine nächste Attacke verdrängt wurde.

Auch die Lehrer wollten ihr wohl. Wenn es vom Katheder hieß: „Lilly, Sie träumen,“ so klang dies mehr einer Liebkosung als einem Vorwurf gleich. Und als sie in der I B eine Zeitlang auf der Ecke der sechsten Reihe als erste der Neuangekommenen saß, da glitt beim Vorüber-

schreiten mehr als e i n e Hand väterlich über ihr Braunhaar hin.

Ihr Spitzname war: „Lilly mit den Augen“. Die Mitschülerinnen behaupteten nämlich, ihre Augen wären durchaus unwahrscheinlich, solche Augen gäbe es nicht. Die einen nannten sie Katzen-, die anderen Nixenaugen, die dritten hielten sie für veilchenblau, die vierten wollten wissen, daß ihre Besitzerin sich die Ränder mit Kohle anstriche. Sicher ist jedenfalls, daß, wer ihr ins Gesicht schaute, fürs erste Augen und nichts als Augen sah und sich auch fürs weitere damit zufrieden gab.

Mit fünfzehneinhalb Jahren hatte sie die erste Klasse durchgemacht und ging in die Selekta über, denn es war bestimmt, daß sie einst als Gouvernante ihr Brot essen sollte.

Nunmehr änderte sich manches. Neue Lehrer, neue Unterrichtsgegenstände, neue Gefährtinnen und ein neuer Verkehrston kamen an die Reihe. Die allgemeine Duzerei hörte auf. Mit Papierpfropfen wurde nicht mehr geworfen, und niemand fand beim Nachhausegehen heimlich befestigte Papillotten in seinem Haarschopf vor. Wendungen wie „Heiligkeit des Berufes“ und „Weihe des Lebens“ wurden wohlfeil, aber ebenso wohlfeil wurden Liebesgeschichten und heimliche Verlobungen.

Lilly fühlte zum erstenmal in ihrem Leben einen kleinen Neid in sich erwachen. Denn weder war sie verlobt, noch war ihr je die mindeste Liebesgeschichte begegnet. Solche Dummheiten wie anonyme Sträuße oder Verse, die als Unterschrift ein „Ewig Dein“ mit zwei ineinander verschlungenen Anfangsbuchstaben trugen, rechnete man natürlich nicht.

Aber die Zeit war erfüllet. Aus Marmorbildern und Tempelsäulen, aus immergrünen Zypressen und ewig blauendem Himmel, aus Mitleid und Sehnsucht in die Ferne, aus Schülerverehrung und dem Wunsche, zu retten, hatte sich in ihr die Liebe auferbaut.

Er war als wissenschaftlicher Hilfslehrer in der höheren Töchterschule angestellt und unterrichtete daselbst in jenen

Niederungen, in denen man noch mit dem Lineal auf die Finger bekommt und aus Rache dafür hinter dem Strafenden die Zunge ausstreckt. In den oberen Klassen hatte er nichts zu tun, in der Selekta aber erschien er vor den jungen Damen zum Semesteranfang als Dozent der Kunstgeschichte.

Erfüllt der bloße Name „Kunstgeschichte" eine junge Mädchenseele bereits mit leisen Schauern des Entzückens, um wieviel mächtiger wirkt sein Zauber, wenn ein leidender junger Mann mit tiefliegenden, brennenden Augen und einer lilienhaft weißen Stirn damit in Verbindung steht!

Er hieß mit Vornamen Arpad.

Damit hatte aber auch die Romantik ein Ende. Was übrig blieb, war ein armer schwindsüchtiger Bursch, der sich mühsam durch die Universität gehauslehrert hatte, um nun, da er die karge Frucht seiner jungen Leiden einzuheimsen gedachte, dem Grabe anheim zu fallen.

Die Vorgesetzten hielten ihn aufrecht, so gut sie konnten. Sie teilten ihm die leichtesten Lehrstunden zu, sie sorgten für Vertretung und schickten ihn nach Hause, sobald sie die Fieberflecke auf seinen Wangen brennen sahen. Aber sie erreichten für ihn nichts weiter als eine Galgenfrist, in der er als absterbendes Glied dem Lehrkörper zur Last fiel.

Er fühlte das wohl, und deshalb suchte er durch selbstmörderische Energie jeden Vorwurf, der seiner Leistungsfähigkeit vielleicht gemacht werden konnte, im voraus zu entkräften. Zu jeder Arbeit, die allenfalls in sein Bereich fiel, drängte er sich hinzu, und was selbst den betriebsamsten Strebern zu schwer fiel, nahm er, der Todgeweihte, der für keine Karriere zu sorgen hatte, freudig auf seine Schultern.

Der Tag, an dem er von dem Direktor in der Selekta eingeführt wurde, ist Lilly stets in Erinnerung geblieben.

Es war zwischen drei und vier. Die letzte Stunde des Schultages. Da schob der Allmächtige sein würdevolles Bäuchlein unerwartet zur Tür herein. Und dicht hinter ihm kam, ein wenig vornübergeneigt, der schlanke, hübsche,

junge Mann, der beim Morgengebet in der Aula rechts neben dem Fräulein Hennig seinen Platz hatte und der während des Chorals aus den Blättern des Gesangbuches Röllchen zu drehen pflegte.

Er trug einen grauen, engen Rock, der seine Gestalt noch schmächtiger erscheinen ließ, und dazu eine moderne Seidenweste, deren Abglanz einen falschen Schimmer von großer Welt über ihn breitete. Er verbeugte sich zwei-, dreimal kurz, abgehackt wie ein Leutnant, sah aber dabei scheu und beklommen aus.

„Herr Doktor Mälzer,“ stellte der Direktor vor, „der Sie, meine Damen, in die Kunst des Renaissancezeitalters einführen wird. Ich wünsche, daß Sie diesem Gegenstande, der, wenn er auch nicht zu den obligatorischen Prüfungsfächern gehört, doch für die allgemeine Bildung von hoher Wichtigkeit ist, Ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden mögen, und werde Gelegenheit haben, mich in der Literaturstunde, zum Beispiel bei Lessing, bei Goethe, bei Winckelmann, von Ihren Fortschritten zu überzeugen.“

Damit stolzierte er hinaus.

Der junge Lehrer drehte an seinem Blondbärtchen, das in zwei dünnen Zottelchen über die Mundwinkel herabfiel. Ein Lächeln, halb schüchtern und halb sarkastisch, glitt über sein Gesicht. Er sah sich unschlüssig nach dem Katheder um. Offenbar wußte er nicht, ob er sich setzen oder stehen bleiben sollte.

Meta Jachmann, die immerfort zu Albernheiten geneigt war, fing an zu kichern, und bald kicherte die halbe Klasse.

Ein heißes Rot flog über sein fahles Gesicht.

Mit einer Stimme, die trotz ihrer Schwäche den ganzen schmalen Brustkasten erbeben ließ, sagte er: „Lachen Sie nur, meine Damen. Wer an Ihrer Stelle sitzt, der kann lachen, denn ein Leben voll Fleiß und Kraft liegt vor ihm. Aber ich kann auch lachen, denn ich darf zu Ihnen wie ein Mensch zu Menschen sprechen. Und das ist ein Glück, das einem jungen Anfänger im Lehrberufe nicht häufig zu teil wird. Sie werden das schon bald genug an sich selber erfahren.“

Alle waren mäuschenstill geworden.

Von diesem Augenblick an hielt er sie in der Hand.

„Aber das ist noch nicht mein ganzes Glück," fuhr er fort. „Das Thema, das die Gewaltigen in diesen Räumen — ob großmütig für mich oder nichtachtend für das Thema, ich weiß es nicht, — meinen geringen Kräften übergeben haben, ist das höchste, das die menschliche Überlieferung kennt. Aus jeder Persönlichkeitsäußerung in der Geschichte, mochte sie noch so trotzig, so revolutionär, so fremdklingend von einem Auserwählten gesprochen worden sein, hat die spätere Auslegung moralisches Viehfutter für die Sättigung der großen Massen gemacht. Nur bei den Männern der Renaissance ist es ihr nicht gelungen. Plato haben die neunmal Weisen zum Schildträger der christlichen Orthodoxie, Horaz zum Schulfuchs, Augustin zum Kirchenheiligen und Jesus Christus zum Gottessohn gestempelt, — aus Michelangelo, aus Alexander Borgia, aus Machiavell etwas anderes zu machen als ein Ich, das sich aus eigener Machtvollkommenheit schaffend oder zerstörend der Welt und ihren Bedingungen entgegenstellt, hat noch keiner unternommen."

Die jungen Seelen horchten auf.

In solchem Tone war noch nie mit ihnen gesprochen worden.

Sie fühlten wohl, daß er sich um den Hals redete, aber in demselben Augenblick, in dem sie es fühlten, hatten sie auch schon eine Freimaurerkette um ihn geschlossen, mit der sie ihn schützten.

Und er fuhr fort. Mit dreisten, hastigen Strichen, die dem Tode neues Leben abrangen, malte er ihnen Zeit und Menschen ... Was er schweigend hatte aufstapeln müssen, lange Jahre hindurch, brach nun leidenschaftlich aus seinem Munde.

Die Lauschenden ahnten wohl, daß mehr als ein Schulpensum, mehr selbst als eine Studienernte, daß hier ein Lebensbekenntnis vor ihnen sich ausbreitete. Und sie hängten sich an ihn mit der ganzen seligen Hingabe des

Weibes und der Schülerin, am seligsten, wo sie ihn nicht verstanden.

Lilly, die als eine der Jüngeren dem Katheder am nächsten saß, hatte ein unbestimmtes Gefühl, als ob eine Flut neuer, unnennbar schöner Melodien sich über sie ergösse. Sie, in deren Leben und Phantasie bisher alles auf Musik angelegt gewesen war, mußte auch Bilder und Gedanken erst in die Welt des Klanges übertragen, ehe sie sie mit dem Gefühl erfaßte.

Bleich geworden, das Taschentuch in der Linken zusammengepreßt, mit Augen, die in ahnendem Genießen sich feucht verschleierten, starrte sie ihn an. Sie sah das Arbeiten seiner Brust, sie sah die Schweißtropfen auf seiner Stirn, sie sah die Flammen, die auf seinen Backen brannten, sie wollte weinen, lachen, sie wollte rufen: „Hör auf!" — aber da sie es nicht konnte, so saß sie reglos da und lauschte der armen, gequetschten Stimme, die das Evangelium jener alten und so neuen Zeit verkündete. Lauschte zugleich einer anderen Stimme, die tief in ihrem Herzen jubelnd rief: „Es werde!"

„Wie aber sieht die Welt aus," fuhr er fort, „in der jenes hochgestimmte Leben sich entfaltete? Ich habe nur wie Moses vom Berge auf sie niedergeschaut, ich habe nur in ihren Vorhöfen geweilt, aber so viel habe ich von ihr gesehen, daß, solange ich atmen werde, das Verlangen darnach nie mehr aus meiner Seele weichen wird . . . Dort sind zwischen Zypressen und immergrünen Eichen die Tempel und Paläste in weißer Herrlichkeit dem Boden entsprossen, gleich wie ein Stück von ihm . . . Was hier Lehm, ist dort Marmor . . . was hier Schablone, ist dort freie Schöpferkraft, was hier blöde Nachahmung, ist dort quellender Wuchs . . . Hier mühsam aufgepfropfte Bildung, dort Anmut einer glücklichen Natur . . . hier dürftiger Nützlichkeitssinn, dort üppiger Schönheitsdrang . . . hier nüchterner, vernünftelnder Protestantismus, dort froh-naives katholisches Heidentum . . ."

Das gab Lilly einen Schlag vor den Kopf. Sie war in einem protestantischen Lande von katholischen Eltern

geboren und erzogen. War auch für Frömmigkeit im Heimathause nicht viel Platz gewesen, so saß doch, durch Phantasie und drängende Sinnlichkeit genährt, ein gut Teil religiösen Schwarmsinns in ihrer Seele. Daß ihr Katholikentum gelobt wurde, tat ihrem Herzen wohl; warum es aber mit den bösen Heiden, die man sie so sehr verachten und beklagen gelehrt hatte, in eine fast selbstverständliche Verbindung gebracht wurde, war ihr rätselhaft.

Ein Wirbel ängstlich fragender Gedanken fuhr ihr durch den Kopf . . . Sie vermochte dem Redenden nicht mehr zu folgen, und erst nach einer Weile, als sie ihn in schmeichelnd leisen Worten ein Bild der südlichen Landschaft entwerfen hörte, gewann sie den Faden wieder. Sie sah den goldblauen Sommerhimmel hinter seligen Eilanden emporsteigen — sie sah den verblutenden Sonnenball in das schwarze Sciroccomeer hinabtauchen, sie sah den Hirten mit der Panflöte auf leuchtenden Asphodeloswiesen seine langmähnigen Ziegen weiden — sie sah den immergrünen Buschwald zu den schneebedeckten Apenninenschroffen emporklettern, sie atmete den Duft des Lorbeer- und des Erdbeerbaumes und sog den Olivenrauch ein, der zur Zeit des Avemarialäutens wie ein Gebetsopfer in blauen Säulen zum Himmel steigt.

Und als sie nun wieder zu ihm aufschaute, da erschrak sie fast; eine so verzehrende, martervolle Sehnsucht brach aus seinem Auge, das hellseherisch über sie alle hinweg ins Leere starrte . . .

Die Schulglocke erklang, die Stunde war aus. Wie ein Nachtwandler, den man erweckt hat, blickte er um sich. Dann griff er rasch nach seinem Hute und rannte aus dem Zimmer.

Aber die Kirchenstille blieb. Erst nach einer Weile löste sich die Spannung hie und da in einem Flüsterworte, in einem scheuen Tasten nach dem Bücherranzen.

Lilly sprach mit keiner, schloß sich keiner an. Sie rettete sich auf die Straße hinaus, und leise summend, leise weinend zog sie heim.

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen herrschte in der Selekta eine tiefgehende Erregung. Das große Erlebnis des gestrigen Tages zitterte nach.

Anna Marholz, die Tochter eines Sanitätsrates, brachte Neuigkeiten aus dem Leben des jungen Lehrers, denn ihr Vater war sein Arzt. Sie wußte zu erzählen, daß ihm ein Aufenthalt im Süden dringend notwendig sei, und daß er im Klima der Heimat wahrscheinlich den Winter nicht überleben werde.

Lilly fühlte ihr Herz stillstehen. Die anderen überlegten, wie ihm zu helfen wäre . . . Da er kein Geld hatte und die Stadt die Kosten einer so langen Urlaubsreise nicht tragen wollte, weil er doch gar nicht einmal fest angestellt war, so mußten die Mittel seiner Rettung auf privatem Wege zusammengebracht werden.

„Wir wollen ein Komitee gründen," schlug eine vor, und die anderen stimmten ihr voll Begeisterung zu.

„Gott sei Dank," dachte Lilly und hatte das Gefühl, als sei hiermit sein Leben bereits um vierzig bis fünfzig Jahre verlängert worden.

In der Zehnuhrpause trat man sofort zu einer dringenden Beratung zusammen. Ein Vorstand wurde gewählt, und Lilly hatte das unaussprechliche Glück, sich in der Würde einer Schriftführerin wiederzufinden.

In der Kleinschen Konditorei — denn zu Frangipani, wo die Offiziere und die Assessoren verkehrten, wagte man sich nicht hinein — fand wenige Tage später die erste Sitzung statt, in deren Verlaufe fünfzehn junge Damen fünfzehn halbe Eisbaisers und fünfzehn Tassen Schokolade verzehrten, Geschäftsunkosten, die später auf die Einzelnen verteilt werden sollten. Auch einige höchst aussichtsreiche Pläne wurden dabei zur Beratung vorgelegt.

Emilie Faber stellte den Antrag, Romeo und Julia mit verteilten Rollen in der Bürgerressource öffentlich vorzulesen und für die Partie des Romeo den ersten jugendlichen Liebhaber des Stadttheaters zur Mitwirkung zu gewinnen. Dieser Antrag fand allgemeine Zustimmung,

denn der Genannte war einer der vielgeliebtesten ersten Liebhaber, die je in Mädchenherzen einen bevorzugten Platz inne gehabt haben.

Käthe Vitzing, deren Vetter im Männerquartett des Realschulchors Tenor sang, machte den Vorschlag, zusammen mit der Prima der Realschule ein Dilettantenkonzert zu veranstalten, ein Vorschlag, der nicht minder allgemeiner Hochachtung begegnete.

Rosalie Katz endlich, die mehr aufs Praktische war, stellte zur Erwägung anheim, Zeichnungslisten drucken und bei den Wohlhabenden der Stadt herumgehen zu lassen. Dieser Plan bereitete weniger Vergnügen, aber schließlich kam man überein, daß ein Gutes dem anderen nicht im Wege zu stehen brauche, und beschloß demgemäß, alle drei Veranstaltungen nebeneinander in Angriff zu nehmen.

Lilly verzeichnete gewissenhaft alle die bedeutsamen und tief begründeten Äußerungen, die zum besten gegeben wurden, und in ihrem Herzen jubelte es: „Für ihn!“

Die Kunstgeschichtsstunden nahmen ihren Fortgang und die Sitzungen des Hilfskomitees desgleichen. Der Verbrauch an Süßigkeiten hielt sich ungefähr auf der bisherigen Höhe, die Begeisterung aber machte merkliche Rückschritte.

Nicht etwa, daß Doktor Mälzers späterer Vortrag Grund zur Enttäuschung gegeben hätte. Bilderreich und sachlich zugleich, hielt er seine Hörerinnen stets in der gleichen gespannten Anteilnahme, aber ihren Hilfsplänen stellten sich ernste Hindernisse in den Weg.

Erstens war ihr vielgeliebter Romeo für den Beginn der Herbstsaison nach einer fremden Stadt wegengagiert worden, zweitens hatte das Männerquartett der Realschule zu einem einträchtlichen Zusammenwirken mit den Selektanerinnen keine Erlaubnis bekommen, und drittens bedurfte man zur Abhaltung einer Hauskollekte der Einwilligung der Polizei, an die sich zu wenden niemand den Mut fand.

So versumpfte der große Rettungsgedanke allmählich

und mündete schließlich in einer Konditorrechnung, von der drei Mark achtzig als Einzelanteil Lilly zur Last fielen.

Den Weg zum Leihhaus kannte sie zur Genüge. Sie brauchte sich nicht erst ein Herz zu fassen, um das goldene Kreuzchen, das als letztes Überbleibsel besserer Tage an ihrem Halse hing, dahin zu geben; zudem geschah es ja für ihn.

Der Herbst kam heran, und Doktor Mälzer ging es schlechter ... Er hustete viel und fuhr sich jedesmal hernach mit seinem Taschentuch über den Mund, um es sodann mit einem verstohlenen Blicke zu untersuchen.

Und eines Tages wurde verkündet, daß die Kunstgeschichtsstunde bis auf weiteres ausfallen würde.

Anna Marholz erzählte, er hätte einen Blutsturz gehabt.

Lilly brauchte sich nicht erst erklären zu lassen, was das bedeutete. In ihrer Seele schrie es: „Er stirbt! er stirbt!"

Als es dunkel geworden war, schlich sie vor sein Haus, das Anna Marholz in den Büchern ihres Vaters ausgekundschaftet hatte.

Ein müdes, grün umschirmtes Lämpchen brannte hinter dem Fenster seiner Stube ... Kein Schatten regte sich, keine Hand erschien hinter der Gardine, nur das Lämpchen brannte fort, unverdrossen, trotz seiner Müdigkeit, stundenlang, so lange als Lilly auf der nebelfeuchten Straße hin und her trottete, voller Gewissensbisse, daß sie so der arbeitenden Mutter die Hilfe wegstahl.

An den nächsten Abenden wiederholte sich das Spiel, und die Angst in ihrer Seele wuchs. Sie malte sich Bilder aus, wie er röchelnd, nach Atem ringend dalag, ohne daß eine Frauenhand den Schweiß des Todes von seiner Stirn wischte.

Am Sonnabend trieb die Unruhe sie schon am Nachmittag vom Arbeitstische fort. Vor seinem Hause auf und ab zu patrouillieren war jetzt bei hellem Tageslicht unmöglich. E i n m a l zog sie scheu vorüber, aber umzukehren fand sie nicht den Mut. Da kam ihr ein heldenhafter

Entschluß: Sie ging zu einem Blumenladen, opferte die zwei Mark achtzig, die vom Erlös für das Kreuzchen noch übrig geblieben waren, und kehrte mit einem braungelben Strauße kopfhängerischer Herbstrosen zu seinem Hause zurück.

Ohne sich Zeit zum Besinnen zu nehmen, sprang sie die Treppen hinan und klingelte an der Tür des zweiten Stockes, die dem Fenster mit der grünen Lampe entsprach.

Eine alte Frau mit blauer, schmutziger Schürze und muffelndem Munde öffnete ihr.

Stotternd nannte sie seinen Namen.

„Der wohnt nach hinten," sagte die Frau und schlug die Tür zu.

Das grüne Lämpchen also leuchtete nicht ihm. Dort saß statt seiner eine alte Frau, die schmutzige Schürzen trug und mit dem Munde muffelte. Acht Tage lang hatte sie zu einem falschen Götzen emporgebetet.

Entmutigt wollte sie die Treppe hinunter schleichen, da las sie auf einer anderen Tür des Stockwerkes inmitten von vier Reißstiften seinen Namen. Ihr Herz machte einen Sprung, und da hatte sie schon angeklopft.

Es dauerte eine Weile, ehe sein Kopf in der viertelgeöffneten Tür erschien. Er hatte den Aufschlag seines grauen Röckchens am Halse hochgezogen, offenbar weil ihm der Kragen fehlte. Sein Haar war verwildert, und die Schnurrbartendchen hingen noch zotteliger auf die Lippen herab ... Und wie die Augen loderten in verstörter Frage: „Was willst du?"!

„Fräulein — Fräulein — Fräulein" — stammelte er. Offenbar erkannte er sie, besann sich aber nicht auf ihren Namen.

Lilly wollte ihm den Rosenstrauß entgegenstrecken und dann auf und davon rennen, aber sie war wie gelähmt.

„Ich nehme an, Sie kommen im Auftrag Ihrer Klasse," sagte er.

„Ja, ja," rief sie eifrig.

Das war die Rettung.

„Sonst dürfte ich Sie nicht einladen, näher zu treten,"

fuhr er mit einem schüchternen Lächeln fort, „das könnte für Sie wie für mich sehr bedenkliche Folgen haben . . . Da Sie aber als Abgesandte kommen, —“ er überlegte eine Sekunde — „bitte schön.“

Lilly hatte ihn sich in hohen, weiten Räumen wohnend vorgestellt, umgeben von geschnitzten Bücherschränken, Phiolen, Globen und den Büsten großer Männer. Erschrocken sah sie vor sich ein einfenstriges Zimmerchen, in dem ein ungemachtes Bett, ein aufgeklappter Kartentisch, ein Kleiderständer und ein Regälchen voll meist ungebundener und zerzauster Schwarten die eigentliche Einrichtung bildeten.

„Der wohnt ja kläglicher als wir,“ dachte sie und nahm auf seine Aufforderung hin, unbefangener als sie geahnt hatte, auf einem der zwei Stühle Platz.

Die gemeinsame Armut brachte sie ihm näher.

„Wie ist das liebenswürdig von den jungen Damen, meiner zu gedenken —“

Lilly besann sich auf den Rosenstrauß, den sie noch in der Hand hielt.

„Ach bitte!“ sagte sie.

Ohne ein Dankwort nahm er ihn und drückte ihn gegen sein Gesicht . . .

„Sie duften nicht mehr,“ sagte er, „es sind die letzten — aber meine ersten. Sie mögen daraus schließen, wie wert sie mir sind.“

Lilly fühlte, wie vor Freuden sich ihre Augen verschleierten.

„Sind Sie noch leidend, Herr Doktor?“ brachte sie hervor.

Er lachte. „Leidend? Nein, mein Fräulein. Leiden habe ich nicht. Ein bißchen Fieber manchmal . . . aber das ist ganz hübsch . . . ganz amüsant . . . da fährt die liebe Seele im Luftballon über alles weg — über Städte, Länder, Meere, auch über Jahrhunderte . . . und da gibt es oft hohen Besuch, wenn auch nicht so schönen, das heißt — Pardon —“

Er erschrak über sein Kompliment. Er war ja der Lehrer, sie die Schülerin.

Und mitten in seiner Verwirrung schien es plötzlich, als ob eine Blindheit von ihm wiche.

Mit den Augen, die wie zwei Flammen in blauen Höhlen brannten, starrte er sie an: „Wie heißen Sie?“ fragte er mit einer Stimme, die noch höher, noch heiserer klang als sonst.

„Lilly heiße ich. Lilly Czepanek.“

Er lebte erst seit kurzem in der Stadt, — der Name war ihm fremd.

„Und Sie wollen Lehrerin werden — Sie?“

„Ja, Herr Doktor.“

„Wissen Sie was? Lassen Sie sich nach Rußland verschicken und schmeißen Sie dort Bomben — gehen Sie in ein Pesthospital und waschen Sie Geschwüre, heiraten Sie einen Säufer, der Sie prügelt und Ihnen das Bett unter dem Leibe verkauft, aber werden Sie nicht Lehrerin — Sie nicht.“

„Warum gerade i ch nicht, Herr Doktor?“ fragte sie.

„Das will ich Ihnen sagen . . . Wer flache Brust und welke Backen hat, — wessen Auge wässerig blickt, — wem das Haar leicht ausfällt — und wer von jedem Geschehnis immer bloß e i n e Seite sieht, der kann Lehrer werden. Wem selber nicht genug Lebensnerv und Lebensblut gegeben ist, um sein eigenes Leben auszuleben, der kann andere dazu dressieren — der ist gut genug dazu . . . Wem aber das Blut durch den Leib geht wie flüssiges Feuer, wem die Sehnsucht aus den Augen spritzt, wem die Lebensprobleme zum Schauen da sind und nicht zum Bemäkeln und wer — doch davon darf ich mit Ihnen nicht reden, obgleich ich große Lust dazu hätte, —“

„Ach, tun Sie's, bitte, tun Sie's, Herr Doktor,“ flehte sie.

„Wie alt sind Sie?“

„Sechzehn.“

„Und schon ein Weib . . .“

In schmerzlicher Bewunderung glitt sein Auge über sie hin.

„Sehen Sie mich an,“ fuhr er fort, „ich war auch

einmal Mensch . . . man sollt's nicht glauben . . . ich hab' auch einmal zwei straffe Arme begehrend zum Himmel aufgestreckt . . . ich habe auch einmal sehnsüchtig in Mädchenaugen geschaut, wenn auch noch nicht in ein Paar wie die Ihren . . . lassen Sie mich nur schwatzen — ich bin ein Sterbender, der tut Ihnen nichts."

„Sie sollen aber nicht sterben, Herr Doktor," rief sie aufspringend.

Er lachte: „Setzen Sie sich, Kindchen, und ereifern Sie sich nicht um mich . . . Es lohnt sich nicht . . . Ein Freund von mir hat mal einer wildernden Katze mit dem Knüppel das Rückgrat gebrochen. Sie konnte nicht fliehen, nicht schreien, nichts. Sie saß bloß still auf ihren vieren und hustete und würgte — immerzu — bis sie den zweiten Streich bekam . . . So geht's mir auch . . . Was soll man da anfangen? . . . Gehen Sie weg, Kindchen, ich habe schon meinen Frieden gemacht. Aber wenn ich Sie ansehe, wird es mir wieder schwer."

Sie wandte sich ab, um ihre Tränen nicht zu zeigen.

„Muß ich?" fragte sie.

„Müssen?" Er lachte wieder. „Ich werde von jeder Minute Ihrer Gegenwart zehren wie der Hungernde von den Krümeln, die er aus den Taschenwinkeln holt . . . Sie saßen auf der linken Ecke der letzten Bank. — Jawohl. Ich besinne mich . . . Ich sagte mir: Was sind das für ein Paar unwahrscheinliche Augen? Das sind ja Augen, wie die Zauberhunde in Andersens Märchen sie haben, Augen, zu denen man sagen möchte: ‚Bitte, machen Sie doch nicht so große Augen,' und die vor Erstaunen darüber, daß man sie groß findet, immer noch größer werden."

Nun lachte sie.

„Sehen Sie," sagte er, „jetzt habe ich Sie doch wieder lustig gemacht. Ein allzu leichenfarbenes Bild sollen Sie nicht von hier wegnehmen . . . Und hübsch waren unsere Stunden — was?"

Lilly antwortete mit einem Seufzer.

„Als ich von Italien sprach, da jappsten Sie ein paarmal

vor lauter Sehnsucht. Ich dachte mir: die jappst gerade so wie du und hat's gar nicht mal nötig."

„Sie möchten wohl sehr gern hin, Herr Doktor?" wagte sie zu forschen.

„Fragen Sie einen Brennenden, ob er gern ein kaltes Bad nehmen möchte. Ich vermute beinahe, er sagt ja, wenn er überhaupt noch was sagen kann."

„Also das wäre, was Sie am Leben erhielte, Herr Doktor?"

Er sah sie eine Weile finster, verbissen von unten auf an.

„Was fragen Sie? Was wollen Sie von mir wissen? Sagen Sie den jungen Damen Ihrer Klasse, ich bedanke mich schön, ich wäre gerührt von solcher Anteilnahme, ich — —"

Ein Hustenanfall erstickte seine Stimme.

Lilly sprang auf und schaute nach Hilfe um sich. Unwillkürlich griff sie nach einem Wasserglase, das, mit einer schwachgefärbten Flüssigkeit halb gefüllt, auf dem Klapptisch stand, und näherte es seinem Munde.

Er tastete gierig darnach und trank. Dann warf er sich ermattet in den Sessel zurück und sah sie mit zärtlichen Augen dankbar an.

Schwach lächelnd erwiderte sie seinen Blick und dachte nur eines: „Welch ein Glück, hier zu sein!"

So still war es nun in dem halbdunklen, überheizten Zimmer, daß sie das Ticken seiner Taschenuhr hören konnte, die unfern an der Wand hing.

Er wollte sich aufrichten und weiterreden, aber die Kräfte schienen noch nicht wieder auszureichen. Lilly blickte in flehender Mahnung nach ihm hin. Er lächelte und lehnte sich wieder zurück.

Und so schwiegen sie weiter.

„Welch ein Glück!" dachte Lilly. „Welch ein großes, großes Glück!"

Dann streckte er mit matter Bewegung die Hände nach ihr aus. Sie umklammerte sie gierig mit ihren beiden Fäusten. Heiß und schweißig fühlten sie sich an, und

der Puls klopfte bis in die Fingerspitzen hinein. Er ging doppelt so rasch als der ihre, denn auch den ihren spürte sie dabei.

„Hören Sie, Kind, liebes,“ flüsterte er, „ich will Ihnen einen guten Rat mit auf den Weg geben: Sie haben zu viel Liebe in sich. Von allen drei Sorten: Herzens-, Sinnen- und Mitleidsliebe. Eine davon muß jeder Mensch haben, wenn er nicht zum Stück Nutzholz verdorren soll — zwei sind gefährlich, alle drei führen in den Untergang . . . Nehmen Sie sich in acht vor Ihrer eigenen Liebe . . . verschwenden Sie sie nicht, das rat' ich Ihnen, als einer, an den Sie nichts verschwenden, denn ich kann's brauchen — ach Gott, wie sehr!“

„Haben Sie niemand um sich, Herr Doktor?“ fragte sie voll Angst, daß irgend eine Frau außer ihr das Recht haben könne, ihn zu pflegen.

Er schüttelte den Kopf.

„Darf ich nicht wieder kommen?“

Er stutzte. Die Inbrunst ihrer Frage war ihm aufgefallen.

„Wenn die Klasse Sie wieder herschickt, gewiß.“

Nun warf sie alle ihre Reserven fort.

„Ich habe ja gelogen!“ stammelte sie. „Es weiß ja kein Mensch, daß ich gekommen bin.“

Er schnellte in die Höhe — fast wie ein Gesunder ... Sein Gesicht verlängerte sich, seine Augen füllten sich mit Tränen. Er streckte seine Hände, die heftig zitterten, in halber Abwehr gegen sie aus.

„Gehen Sie,“ flüsterte er, „gehen Sie!“

Sie stand noch immer da.

„Wenn Sie nicht gehen,“ fuhr er fort, und die Erregung erstickte fast seine Worte, „dann ruinieren Sie Ihre Zukunft. Zu einem unverheirateten Mann, der so wohnt wie ich, kommen junge Damen nicht ... Auch wenn er ihr Lehrer ist und so krank wie ich ... Sagen Sie niemandem, daß Sie hier gewesen sind, keiner Freundin, niemand. Von Ihrem Ruf sollen Sie Ihr Brot essen. Ihr Brot kann ich Ihnen nicht stehlen. So gehen Sie doch!“

„Und ich darf niemals wieder kommen?“

Ihr Auge bettelte.

„Nein!“ sagte er mit einer Stimme, die klirrte wie geborstenes Eisen.

Zugleich fühlte sie sich hinausgeschoben. — Der Schlüssel drehte sich hinter ihr.

— — — — — — — — — — — — —

Noch in derselben Stunde brach sie ihm den Gehorsam.

Sie rannte zu Rosalie Katz, ihrer Freundin du jour, um alles zu gestehen und sich satt zu weinen.

Und da die kleine, braune Jüdin ein weiches Herz hatte und zum Überflusse auch in ihn verliebt war, so weinten sie zusammen.

Aber sie hatten vergessen, die Tür zuzuschließen, und so geschah es, daß Herr Katz, dessen Wohlhabenheit und gesellschaftliches Ansehen in einem runden Bäuchlein malerischen Ausdruck fanden und dem infolgedessen die Westenknöpfe nur lose saßen, zu seiner Tochter ins Zimmer trat, um sich den jüngst abgesprungenen von ihr annähen zu lassen.

Als er die beiden Mädchen Brust an Brust und in Tränen vorfand, zog er sich zwar fürs erste rücksichtsvoll zurück; kaum aber hatte Lilly die Wohnung verlassen, da nahm er seine Tochter umso ausführlicher ins Gebet. Und so erfuhr er die Geschichte von dem kranken Hilfslehrer, den gescheiterten Komiteesitzungen und den vergeblichen Eisbaisers.

„Nu — können wir machen!“ sagte er und drehte schmunzelnd an der sehr dünnen Uhrkette, die sich vom dritten Westenknopfloch nach rechts und links hin verzweigte. Denn sehr dicke Uhrketten trugen unter den Herren Getreidehändlern nur noch die gesellschaftlich zurückgebliebenen.

Und so geschah es ferner, daß acht Tage später Herr Doktor Mälzer einen eingeschriebenen Brief erhielt, worin ihm von zwei fremden Herren mitgeteilt wurde, die Mittel für seinen längeren Aufenthalt im Süden wären vorhanden, er hätte nur nötig, um Urlaub einzukommen, und die

erste Rate auf dem Kontor von Goldbaum, Katz und Komp. in Empfang zu nehmen . . .

An einem klarkalten Oktoberabend fuhr er ab. Das Lehrerkollegium begleitete ihn zum Bahnhof. Auch Lilly und Rosalie, denen auf dem Kontor des Papa Katz die Stunde der Abreise mitgeteilt worden war, hatten sich eingefunden.

Aber sie hielten sich im Dunkeln.

In einen dicken Schal gehüllt, die Feuerbrandaugen gierig in die Ferne gerichtet, so glitt er an ihnen vorbei.

Als der Zug abfuhr, hatten sie sich fest umschlungen und weinten vor Liebe und vor Stolz.

Auf dem Heimwege lud Rosalie ihre Freundin ein, mit ihr eine Napoleonschnitte zu essen, denn für Eisbaisers war es inzwischen zu kalt geworden.

Eine Viertelstunde später saßen sie in der Konditorei, lächelten sich an und besahen Bilder.

IV

Mit dem neuen Frühling begann für Frau Czepanek ein neues, munteres Leben.

Daß er nun bald kommen werde, war ja klar, aber schließlich — wozu soll man auch nur eine kurze Zeit mit so ekelhafter Näherei hinbringen, wenn man es bequemer haben kann?

Die Sache war höchst einfach: Man mietet eine Etage mit neun Zimmern, nimmt bei den Tischlern die dazu gehörige Ausmöblierung auf Borg, läßt ein Emailschild anbringen mit den Worten: „Hier werden Schüler in Pension genommen," und das übrige — nun, das findet sich.

Dieses Häuflein von Gedanken begann Frau Czepaneks armes Hirn, das von dem immerwährenden Tick-Tick der Maschine durchlöchert war wie ein Sieb, ausschließlich zu beschäftigen.

Lilly, deren Phantasie ein solches Lotterleben höchst einleuchtend schien, hegte trotzdem noch einige kleine Zweifel. Erstlich waren ihr die Herrschaften, die nach Papas Abgang schimpfend und drohend den Hausflur belagert hatten, noch in schaudernder Erinnerung, und außerdem sah sie nicht ein, wo plötzlich nach Beginn des Semesters die vielen Schüler herkommen sollten, die nötig waren, um neun Zimmer zu bevölkern, da ja ein jeder längst seinen Unterschlupf hatte.

Aber die Mutter ließ sich nicht abtrösten.

„Ich werde zu den Direktoren gehen, ich werde zu den Stadtverordneten gehen, ich werde —" und die Dachstube hallte wider von dem neuen, siegesfreudigen: „Ich werde!"

Eine Reihe geheimnisvoller Gänge nahm nun ihren

Anfang. Und oft, wenn Lilly aus der Schule heimkam, wußte sie schon auf der Treppe, daß die fleißige Maschine, die sie jahrelang mit ihrem Schnurren begrüßt hatte, stille stand und daß der Wohnungschlüssel unter der Strohmatte lag.

Je weiter die große Angelegenheit voran schritt, desto schweigsamer wurde die Mutter. Ein verschmitztes Lächeln, etwa wie es Eltern um die Weihnachtszeit an sich haben — nur noch mit etwas Hohn gemischt — lag oft auf ihren Zügen. Sie schminkte sich sorgfältiger denn je, und die Farbendose, die sie sonst auch vor Lilly verschlossen gehalten hatte, stand frech auf der Kommode.

Das Geld aber wurde immer spärlicher. Lilly mußte jede Minute opfern, die sie ihren Schulaufgaben absparen konnte, um die versagende Tätigkeit der Mutter wieder einzubringen, die nun rechnend und spintisierend umherzuwandern pflegte und nur noch bisweilen, wenn Lilly allzu dringend bat, ihren Fuß auf das Trittbrett setzte. Immer unregelmäßiger wurde die Ablieferung der fertigen Stücke; der ganze Verdienst stand in Gefahr verloren zu gehen.

Lilly, deren Riesenkapital an Jugendkraft sich zu erschöpfen drohte, war trotzdem nicht dazu angetan, sich übermäßige Sorgen zu machen . . . „Irgendwie wird es schon werden," dachte sie. Und hätte sie sich gar einmal gründlich ausschlafen dürfen, anstatt zwischen zwei und sechs Uhr Morgens angekleidet auf der Bettkante zu liegen, so würde sie der Mutter den Rausch der jungen Hoffnung wohl gegönnt haben.

Mit müden, geröteten Augen, mit einem Dunstschleier zwischen sich und der Welt, zwischen sich und dem zu denkenden Gedanken, saß sie da, und immer häufiger wurden die Tadel der Lehrer.

Es war hohe Zeit, daß das neue Leben begann.

Und an einem sandgrauen, heißen Julitage erfüllte sich ihr Schicksal.

Als sie aus der Schule kam, sah sie vor dem Torbogen zwei Wagen stehen, die mit blanken Möbeln hoch beladen

waren und um die herum es stark nach dem Tischler roch.

Schon von der unteren Treppe her vernahm sie die schrille Stimme der Mutter, die mit fremden Männern in Wortwechsel schien.

Mit Herzklopfen sprang sie die Stufen empor.

Zwei Fuhrleute mit schwarzen Lederschürzen und roten, vergnügten Gesichtern hielten Rechnungen in den Händen und verlangten Geld. Die Mutter trippelte hin und her, fuhr sich mit den Fingern durch die frischgebrannten Haare und schrie allerhand von Schurkerei und Wortbruch und Ausbeutung der Armut, worauf die Männer lachten und erklärten, sie wollten wieder nach Hause fahren.

Das brachte die Mutter vollends in Wut. Sie suchte einem der Männer die Rechnung zu entreißen, und da er dies nicht dulden wollte, so schlug sie mit ihren Fäusten auf ihn ein.

Lilly sprang rasch dazwischen, umfaßte die Mutter, die sich wehrte wie eine Verzweifelnde, und bat die Männer fortzugehen, es werde alles in Ordnung gebracht werden.

Da trollten sie sich.

Der Zorn der Mutter wandte sich jetzt gegen Lilly.

„Wärst du nicht gekommen," schrie sie, „so hätte ich die Quittung in Händen gehabt, und damit wäre alles gut gewesen. Nun muß ich morgen noch einmal hin, anstatt daß die Möbel schon heute in der neuen Wohnung abgeladen werden könnten!"

„Welche neue Wohnung?"

Die Mutter lachte. Wie konnte man so dumm sein! Ob man glaube, daß sie müßig gegangen wäre all die Zeit über.

Und dann kam's zu Tage: Die Etage mit den neun Zimmern war gemietet und brauchte nur noch bezogen zu werden. Auch das Porzellanschild war schon vorhanden und mußte, an der Haustür angebracht, wie eine Zauberformel wirken ... So hatte sie für das äußere gesorgt, doch war sie nicht etwa auch für die innere Einrichtung in aufopfernder Weise tätig gewesen? Von der Schil-

derung der Möbel sah sie ab, um sich nicht wieder einzuärgern, aber — —:

Für zwölf Fenster hatte sie Gardinen gekauft. Mit einer Chinesin und einem Palmenblatt als Muster. Auch sechs Fußteppiche von der guten Sorte, denn die Gymnasiasten haben gewöhnlich harte Füße, unter denen die billigen Gewebe sich abnützen wie Zunder. Dann große englische Waschschüsseln mit goldenen Blumen, in der Farbe genau zu dem Marmor der zehn Toilettentische passend. Das Tafelgeschirr konnte leider erst später geliefert werden, denn das Monogramm einbrennen zu lassen nahm immerhin drei bis vier Wochen in Anspruch. Um aber während dieser Zeit nicht in Verlegenheit zu kommen, hatte sie ein billigeres Fayenceservice noch nebenher gekauft — für achtzehn Personen — schlicht bürgerlich . . . So klug und so vorsichtig war sie gewesen.

Derweilen ging sie mit langen, schlenkrigen Schritten um den Mitteltisch herum. Die kleinen, verwachten Augen funkelten, und auf den hageren Backen brannte die echte Röte unter der falschen.

Lilly, der ein wenig unheimlich zu Mute war, wagte zu fragen, wie es mit der Bezahlung geworden sei.

Aber da wurde sie einfach ausgelacht.

„Man ist entweder eine Dame," sagte die Mutter, „und imponiert den Kaufleuten, oder man ist es nicht. Ich glaube, als die Frau des Kapellmeisters Czepanek habe ich allen Anspruch darauf, mit Respekt behandelt zu werden."

„Hast du die Sachen denn schon alle da?"

Die Mutter lachte wieder. „Was sollte ich wohl damit machen, bevor die Wohnung in Ordnung ist? Wohnungen, die man bezieht, müssen doch frisch tapeziert und gestrichen werden." — „Auf das künstlerische Muster der Tapeten habe ich besonders Nachdruck gelegt," fügte sie mit der schönen Gebärde hinzu, die nur die Zahlungsfähigkeit zu verleihen vermag.

Lilly hatte ein flaues, widriges Gefühl wie einer, der im unklaren ist, ob er von seinen Genossen gehänselt wird oder nicht.

Und bei alledem war kein Mittag im Hause.

Lilly kochte Kaffee und setzte die Vespersemmel auf den Tisch. Man überschlug eben eine Mahlzeit. Das war ein Sport, in dem der Czepanekſche Haushalt sich wohl trainiert hatte.

Die Mutter trank das heiße Gebräu mit hastigen Schlucken. Man dürfe keine Zeit verlieren, erklärte sie, man müsse ans Packen gehen.

Dann wurde sie von einem neuen Wutanfall ergriffen.

„Hättest du ungeratenes Geschöpf mich nicht festgehalten,“ schrie sie, „dann hätten wir morgen früh die schönen Möbel aufgestellt vorgefunden, während wir jetzt mit diesem Plunder anrücken müssen. Was soll die Stadt sagen, wenn sie das sieht?“

Sie raufte sich die gebrannten Löckchen und schwang verzweifelt das Brotmesser, mit dem sie ihre Semmel in Scheiben geschnitten hatte.

Dann streifte sie die Ärmel ihrer Bluse hoch, band sich die blaue Arbeitsschürze vor und erklärte, das Packen könne beginnen.

Sie leerte den Garderobenschrank und häufte die Kleider über die Bettlehne, sie räumte die Schubladen der Kommode aus und schleuderte die Wäschestücke in weitem Bogen über die Diele.

Die Sehnen ihrer dürren Arme zuckten, der Schweiß rann ihr über die Stirn.

Lilly, die dem zwecklosen Treiben beklommen zugeschaut hatte, sah zwischen Nachtjacken und Bettbezügen die Notenrolle liegen, den größten Schatz des Hauses, den die Mutter zugleich mit den Wäschestücken achtlos auf die Erde geworfen hatte.

Sie bückte sich und hob sie auf.

„Was willst du mit dem Hohen Liede?“ schrie die Mutter, die auf den Knien hockte, und fuhr in die Höhe.

„Nichts,“ sagte Lilly verwundert. „Auf den Tisch legen.“

„Du lügst,“ kreischte die Mutter, „du verworfenes Ding du! Du willst mich darum bestehlen, wie du mich

um die Quittung bestohlen hast. — Das will ich dir versalzen, du!“

Lilly sah einen plötzlichen Glanz dicht an den Augen vorübergleiten, fühlte einen Schmerz an ihrem Halse, fühlte etwas Warmes, das wohlig sich nach der linken Brust hin verbreitete — —

Erst als die Mutter zum zweiten Stiche ausholte, erkannte sie das Brotmesser zwischen ihren Fingern.

Sie schrie hell auf und packte ihr Handgelenk.

Aber die Mutter hatte mit einemmal Riesenkräfte bekommen, und wahrscheinlich wäre Lilly in dem Ringen, das nun begann, am Ende unterlegen, wenn nicht der Lärm, den sie beide machten, die Nachbarn herbeigezogen hätte.

Die Mutter wurde von hinten festgehalten und mit Handtüchern gebunden.

Das Brotmesser hielt sie in der geschlossenen Faust, die keine Manneskraft zu lösen vermochte. Erst als ihr von dem herbeigeeilten Arzte ein Beruhigungsmittel gegeben worden war, ließ sie es fallen.

Lilly wurde verbunden und ins Krankenhaus gesteckt, wo man sie vorläufig behielt, da man nicht wußte, was mit ihr beginnen. Dort erfuhr sie auch, daß ihre Mutter in die Provinzialirrenanstalt gebracht worden sei, die sie wahrscheinlich nie mehr verlassen würde.

Sie stand allein auf der Welt.

V

„Also, mein liebes Fräulein," sagte Herr Doktor Pieper, der hervorragende Rechtsanwalt, „ich bin zu Ihrem Vormund bestellt worden und habe das Amt angenommen, weil ich es für meine Pflicht halte, — die Akten in Sachen Lemke kontra Militzky" — unterbrach er sich, dem eintretenden Bureauvorsteher zurufend, „ja, was wollte ich doch sagen? — richtig — weil ich es für meine Pflicht halte, trotzdem ich ein vielbeschäftigter Mann bin, den Witwen und Waisen nach meinen schwachen Kräften eine Stütze zu sein."

Er strich sich mit der wohlgepflegten linken Hand über die spiegelnde Glatze und den strohigen Blondbart, unter dem der Lebemannsmund ein feinschmeckerisches Lächeln halb verbarg.

„Meine Mündel machen alle ihr Glück," fuhr er fort. „Ich suche meinen Stolz darin, daß meine Mündel ihr Glück machen . . . Wie sie das anfangen, das ist meine Sache . . . das ist sozusagen Geschäftsgeheimnis, mein liebes Fräulein . . . Ich bin überzeugt, Sie werden auch Ihr Glück machen, sonst würde ich mich vielleicht weniger für Sie interessieren . . . Vor allem kommt es darauf an, daß man die jungen Damen richtig plaziert . . . Die häßlichen machen die meisten Schwierigkeiten . . . ausgenommen, wenn sie eine gewisse Dosis Selbstentäußerung besitzen . . . Es ist in solchen Fällen immer nützlich, wenn die jungen Damen sich an die sogenannten christlichen Tugenden halten . . . Sie gehören übrigens nicht zu den häßlichen, liebes Fräulein, ich muß Ihnen das sagen, — Sie werden es ja wohl auch selber wissen — damit Sie beizeiten lernen Ansprüche machen . . . Die Hauptkunst des Lebens besteht nämlich darin, die Grenzen zwischen

den berechtigten und unberechtigten Ansprüchen abzumessen, das heißt ein Gefühl dafür zu haben, wie weit in jeglichem Falle die Macht reicht, die man besitzt. Bei jungen Mädchen wie Sie —"

Der Vorsteher, ein langes, dürrbeiniges Gestell, stand plötzlich neben ihm, ein Aktenbündel nach ihm hinschiebend.

Wortlos nahm er es ihm aus der Hand und legte es beiseite.

„Um fünf Uhr Ehescheidungssache Labischin, um fünfeinviertel Reimann, Akten Reimann kontra Faßbender ... alles bereithalten und Boten stellen, der dieses Fräulein begleitet. In ihren Akten steht, wohin. Es ist gut."

Der Bureauvorsteher verschwand.

„Also mein liebes Fräulein," fuhr der Vormund fort, „die Zeit, die ich für Sie habe, ist gleich zu Ende. Daß Sie Ihre Studien nicht wieder aufnehmen können, versteht sich von selbst ... Die Mittel sind eben nicht da ... Und wenn sie da wären, wüßte ich nicht, ob ich um Ihrer ferneren Lebensaussichten willen gestatten könnte, — mein Gott, man kann ja auch als Gouvernante eine glänzende Heirat machen — es kommt vor — meistens allerdings in englischen Romanen ... aber ebensosehr liegt da die Gefahr vor, daß man sich — verzeihen Sie das Wort, ich finde im Augenblick kein anderes, — es ist außerdem das richtige, — daß man sich — verplempert ... Am liebsten hätte ich Sie als Empfangsdame in einem größeren photographischen Atelier gesehen, aber dazu sind Sie mir noch nicht sicher genug — dort muß man at first sight einen großen Eindruck machen, weil die Besteller selten wiederkehren ... Ich habe daher mehr zum Zwecke einer Probezeit als zu längerem Verweilen eine Leihbibliothek herausgefunden, welche Ihnen genügend Gelegenheit geben wird, Ihr Licht in diskreter Weise nicht unter den Scheffel zu stellen ... Die Bedingungen sind natürlich mäßig ... Sie bekommen freie Station und zwanzig Mark monatlich und können Ihre junge — wie ich annehme — noch nicht abgebrauchte Phantasie in den Gefilden der Literaturen sämtlicher Völker nach Belieben spazieren

führen. So, mein liebes Fräulein, und — mein Gott, warum weinen Sie denn?"

Lilly trocknete rasch die Tränen, die ihr über die Backen liefen: „Ich komme aus dem Krankenhause," sagte sie, da ihr keine andere Entschuldigung einfiel, „ich bin noch ein bißchen — — verzeihen Sie."

Der hervorragende Rechtsanwalt wiegte lächelnd das kahle Haupt, dessen blanker Schädel verwöhnt und verliebkost aussah, wie die Wange einer schönen Frau.

„Das Weinen müssen Sie sich auch noch abgewöhnen," sagte er, „wenn Sie Ihr Glück machen wollen. Tränen sind erst später am Platz, wenn man settled ist... Richtig, noch etwas: Die Sachen, die Ihre arme Frau Mutter besaß, müssen verkauft werden, um aus dem Erlös einen kleinen Anlagegroschen für Sie sicher zu stellen. Ich lege Wert auf ein solches Kapital, möge es noch so winzig sein... Vorerst werden Sie in Begleitung meines Boten nach der Wohnung zurückkehren, — der Schlüssel ist auf meinem Bureau deponiert, — und für sich auswählen, was für Sie aus Gründen des Bedürfnisses oder sozusagen, —" er lächelte wieder, — „der Pietät von Bedeutung ist. Adieu, mein liebes Fräulein!... In einem halben Jahr sprechen Sie freundlichst wieder vor."

Lilly fühlte eine kühle, weichliche Hand, die keines Druckes fähig schien, einen Augenblick in der ihren, dann wankte sie hinter einem trottelhaften Kanzlisten her, den sie mit dem Wohnungsschlüssel in der Hand an der Tür vorgefunden hatte, die dunklen Treppen hinab.

Sie wollte reden, sie wollte fragen, sie wollte bitten, — — was? wußte sie selber nicht.

Der Kanzlist schwenkte seinen Schlüssel und sah sich nicht nach ihr um.

Als das dumpfige Wohnzimmer, dessen Dämmerung schmale Lichtbänder spielend durchfluteten, wie eine Gruft — die Gruft ihres Lebens, die Gruft ihrer Jugend — sich vor ihr auftat, da hatte sie ein Gefühl, als wäre nun alles zu Ende, als bliebe ihr nur eines, sich hier einzuschließen und zu sterben.

Der Kanzlist stieß die Läden auf und öffnete die Fenster.

Noch lagen die Kleider auf dem Bette, die Wäschestücke auf der Diele und dicht daneben dunkelten ein paar braune Flecke: das Blut, das aus ihrer Halswunde geflossen war . . . Auch das Messer lag noch da . . .

Sie wollte weinen, aber sie schämte sich vor dem Kanzlisten, der mit vorgeschobener Unterlippe stumpfsinnig vor sich hinblies.

Sie warf ihre Kleider in den Reisekorb, mit dem die Mutter in die neunzimmerige Etage hatte übersiedeln wollen, legte etliche Wäschestücke dazu, häufte wahllos ein paar Bücher, ein paar Hefte obenauf, dann schaute sie sich nach Erinnerungszeichen um.

Der Kopf nebelte ihr. Sie sah alles und erkannte nichts.

Dort aber auf dem Tisch, von Gummibändern zusammengehalten, mit ihrem Blute schwarz durchtränkt — dort lag unangetastet, weil niemand seines Wertes sich bewußt — das Hohe Lied.

Sie riß es an sich, klappte den Deckel des Reisekorbes zu, und mit der Notenrolle unter dem Arm schritt sie lebenshungrig ins neue Leben hinein.

VI

Die beiden Töchter der Frau Kantor Asmussen waren wieder einmal ausgerückt. Das wußte die ganze Junkerstraße. Und Lilly erfuhr es bereits, als sie kaum noch den halbdunklen, nach Staub und Leder riechenden Raum betreten hatte, wo in fichtenen Gestellen die angeschmuddelten Bände sich bis zur Decke emportürmten.

Frau Kantor Asmussen war eine würdevolle, von der Natur mit freundlicher Wohlbeleibtheit ausgestattete Dame, die Lilly an der Tür ihrer Leihbibliothek empfing und ihr unter Küssen und Tränen erklärte, daß sie sie schon im voraus wie eine leibliche Tochter geliebt habe und daß sie nun, da sie sie von Angesicht zu Angesicht sehe, völlig von ihr bezaubert sei.

„Da sprechen die Menschen von der kalten Fremde," dachte Lilly, der diese Art des Empfanges sehr wohl gefiel.

„Was sagte ich, wie eine l e i b l i c h e Tochter? O pfui! viel mehr, viel mehr, viel, viel unendlich mal mehr! Die leiblichen Töchter sind Giftschlangen, an die man seine Liebe nicht wegwerfen darf. Das sind Schmarotzergewächse, die man ausreißen muß, mit allen Wurzeln ausreißen aus der eigenen Brust — ausreißen aus —"

Sie unterbrach sich, denn der stumpfsinnige Kanzlist, der Lilly in einer Droschke begleitet hatte, schob den Reisekorb hinter ihr her über die Schwelle.

Als er sich empfohlen hatte, fuhr Frau Kantor Asmussen fort: „Was meinen Sie, habe ich meine Töchter geliebt oder nicht? — Habe ich ihnen täglich gesagt: Euer Vater ist ein Schuft, ein Lumpenhund, den Gott verdammen möge, oder nicht? — Und was tun sie zum Lohne? — Eines Morgens sind sie fort, — weg, ganz weg — Betten leer — und auf dem Tisch ein Zettel: ‚Wir gehen zum Vater.

Du schlägst uns zu viel, und die ewige Milchmus ist uns über.' ... Sehen Sie mich an, liebes Kind! Bin ich nicht die Güte selbst? Sehe ich aus, als ob ich jemand schlagen könnte? Und dazu meine leiblichen Töchter ... Aber glauben Sie, daß es zum ersten Male geschieht, daß meine Töchter mich nur einmal vor der ganzen Stadt mit Schmach und Schande überhäuft haben? — Wenn ich Ihnen nun sage, daß es bereits zum dritten Male geschieht — und daß ich sie schon zweimal in Jammer und in Lumpen auf meiner Schwelle liegen gefunden und verzeihend an meine Brust gezogen habe!... Ja, so war es — ja, so ist es, ja, so ist es! — Aber wenn sie es wagen sollten, zum dritten Male wiederzukehren, hier ist ein Staupbesen, sehen Sie hier — an der Tür steht er — da habe ich ihn hingestellt — in dem Augenblick, als ich ihr Verschwinden bemerkt hatte — — und da wird er stehen bleiben, bis ich ihn ergreifen und sie hinausstäupen werde über die Schwelle, auf die Straße hinaus — so — so — so," und sie fegte mit einer Gebärde unsäglichen Ekels ein unsichtbares Etwas in den Hausflur hinaus, wo sie es voll Verachtung liegen ließ.

„Die arme, arme Frau," dachte Lilly. „Wie schwer muß sie gelitten haben!" Und sie gelobte sich in ihrem Herzen, der verlassenen Mutter die ungetreuen Kinder nach besten Kräften zu ersetzen.

In diesem Augenblick kam ein junger Mann zur Tür herein, ein Kunde, der sein Leihbibliothekbuch wechseln wollte.

Er bestellte einen Band Zola und sah sich triumphierend nach Lilly um, als ob er sagen wolle: „Sehen Sie, so ein Kerl bin ich."

Frau Kantor Asmussen schüttelte leise tadelnd den Kopf und holte das geforderte Buch aus einer Reihe hervor. Er ergriff es hastig, ohne im mindesten auf das warnende Nicken zu achten, mit dem sie es ihm überreichte.

„Sehen Sie, mein liebes Kind," sagte sie hinter ihm her, „so wandelt die Jugend der Verderbnis entgegen, und man selbst ist verurteilt, ihr den Weg zu weisen."

„Wieso?“ fragte Lilly, die hoch aufgehorcht hatte.

„Kennen Sie die Einrichtung einer Apotheke?“ fragte Frau Asmussen zurück.

Lilly meinte, sie sei wohl oft darin gewesen, aber recht Bescheid wisse sie nicht.

„Da gibt es nämlich ein besonderes Behältnis,“ fuhr ihre Prinzipalin fort, „auf welchem das Wort ‚Giftschrank‘ geschrieben steht. Darin befinden sich die fürchterlichsten Gifte, welche die Menschheit kennt. Darum ist die Tür auch stets verschlossen, und nur der Besitzer oder sein Stellvertreter darf den Schlüssel in die Hand nehmen ... Und nun sehen Sie sich einmal hier um. Die Hälfte von allem, was Sie hier sehen, sind ebensolche Gifte. — Alles, was heute geschrieben wird, vergiftet die Seele und lockt sie in den Untergang. Und doch muß ich die Bücher anschaffen, — wenn auch für alt, — aber ich muß sie doch anschaffen, und muß sie mit blutendem Herzen jedem in die Hand geben, der danach verlangt ... O, ich brauche nur an meine ungeratenen Töchter zu denken. Ich hatte schön verbieten. Sie lasen doch ... Und lasen und lasen ganze Nächte hindurch, und wenn sie mit Übermut und Verderbnis vollgepfropft waren bis zur Kehle, dann schmeckte ihnen das Essen nicht mehr, dann wollten sie nur noch spazieren gehen, und schließlich entwichen sie zu ihrem Vater, diesem Schuft, dieser gemeinen Betrügerseele, diesem mit Blattern behafteten Auswürfling ... Ich warne Sie vor diesem Manne, mein Kind, und wenn Sie ihm je begegnen sollten, dann nehmen Sie Ihr Kleid hoch und speien Sie aus vor ihm, wie ich jetzt ausspeie.“

Lilly wandelte ein Schauer an vor der fürchterlichen Schlechtigkeit jenes Mannes; doch beruhigte sie einigermaßen der Gedanke, daß sie ja in dieser ausgezeichneten Frau ihre natürliche Beschützerin gefunden habe.

Eine Stunde später gab es Abendbrot, das in einer Milchmus und in einem unbelegten Schmalzbrot bestand.

Lilly, die nicht verwöhnt war, ließ sich ohne weiteres überzeugen, daß niemand in der Welt eine Milchmus von ähnlicher Delikatheit herzustellen verstünde, und daß selbst

der Kaiser kaum je ein köstlicheres Schmalzbrot auf seiner Tafel zu sehen bekäme. Hätte man ihr noch ein Stückchen Schinken gegeben, wie es im Krankenhaus zum täglichen Abendessen gehört hatte, so wäre der Gipfel irdischer Genüsse für sie erreicht gewesen.

Das Zubettgehen bereitete ihr ein neues Vergnügen.

Der Raum, in dem die Leihbibliothek stand, war ein großes, dreifenstriges Zimmer, das durch zwei von der Fensterwand aus tief hineingebaute Büchergestelle und einen in der Nähe der Flurtür gelegenen Ladentisch in vier verschiedene Kojen geteilt war, die nur durch einen schmalen, an der Mittelwand entlang laufenden Gang miteinander in Verbindung standen.

In die hinterste dieser Kojen hieß Frau Asmussen sie zur Stunde des Schlafengehens zwei bankartige Geräte tragen, auf die ein Bettrahmen gelegt wurde. Der Raum war nun seiner Breite nach so ganz ausgefüllt, daß Lilly, um zur Ruhe gehen zu können, vom Fußende her über die Lehne der einen Bank hinwegklettern mußte. Und das erwies sich als höchst spaßhaft.

Eingekeilt zwischen zwei senkrechte Bücherfelsen, zu Häupten das Fensterbrett, zu Füßen einen Stuhl mit ihren Siebensachen, im Arme das Hohe Lied, so schlief sie ein.

Am nächsten Morgen begann der Unterricht.

Lilly erfuhr, nach welchem Prinzip die Tausende von Bänden in den Regalen eingeschachtelt standen, und da sie das Abece auswendig wußte, so wäre sie schon nach fünf Minuten im stande gewesen, jedes beliebige Buch von seinem Platz hervorzuholen, wenn nicht die Hand der Frau Kantor die meisten nach Willkür und Laune durcheinandergerührt hätte.

Noch schwieriger war es, sich in dem großen Kontobuch zurecht zu finden.

Auch hier sollte die alphabetische Reihenfolge maßgebend sein. Da aber die Blattseiten einzelner Kunden sich rascher gefüllt hatten, als die ihrer Nachbarn, so hatte Frau Kantor Asmussen einfach auf irgend eine leergebliebene Stelle hinübergegriffen und so ein Durchein=

ander geschaffen, in dem schließlich weder sie noch ihre durchgebrannten Töchter sich Rat gewußt hatten.

Lilly begann, von heiligem Eifer beseelt, die große Aufräumungsarbeit, die von nun an viele Wochen lang ihr eigentliches Leben bildete.

Mit Frau Kantor Asmussen hatte sie schon am zweiten Tag ihres Hierseins eigenartige Erfahrungen machen müssen.

Während der Tagesstunden war die würdige Dame wenig mehr zu sehen gewesen, als aber das Abendessen herannahte, fand Lilly sie träumerisch über eine dampfende Teetasse geneigt, während ein angenehmer Duft von Rum und Zitronen das Zimmer erfüllte.

„Ich leide schwer an katarrhalischen Reizungen meiner Nasenschleimhäute," erklärte sie, aus ihren grauen Augen ein wenig wässerig nach Lilly hinblinzelnd, „und muß zu diesem Zwecke eine Medizin einnehmen, die mir von einem der ersten Ärzte der Stadt verschrieben worden ist."

Lilly löffelte ihre Milchmus, während Frau Asmussen an ihrer Teetasse nippte und ab und zu einen gramvollen Seufzer ausstieß.

„Habe ich Ihnen schon von meinen Töchtern erzählt?" fragte sie dann.

„O gewiß," erwiderte Lilly ehrerbietig.

Auch in den Morgenstunden war kaum von etwas anderem die Rede gewesen als diesen zwei mißratenen Geschöpfen und dem verworfenen Menschen, den sie Vater nannten.

„Und doch würde es Ihnen kaum möglich sein," fuhr Frau Asmussen fort, „den eigenartigen Reiz dieser beiden jungen Mädchen annähernd zu erfassen. Ich dürfte eigentlich nicht darüber sprechen, denn es sind meine Kinder. Aber das darf ich objektiver Weise sagen, daß mir niemals in der Welt zwei junge Damen von so hervorragenden Eigenschaften des Charakters und des Geistes auch nur von weitem begegnet sind. Soviel zartsinnige Kindesliebe, soviel aufopfernden Fleiß und rührende Bescheidenheit — soviel Innigkeit in den kleinen Beziehungen des

Lebens, soviel ruhige Stärke in der Beurteilung der großen Fragen ist wohl noch niemals im Gemüte zweier so junger Mädchenseelen zu finden gewesen. Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihnen, liebes Kind. Sie sind von diesem Bilde edlen Jungfrauentums noch weit, himmelweit entfernt."

Lilly ließ vor Staunen und Beschämung den Löffel aus den Fingern fallen, und die alte Dame erzählte weiter: „Ich habe mich mit blutendem Herzen von ihnen trennen müssen, und auch sie weinten Tage und Nächte lang, bevor sie mich verließen. Aber was war zu machen? Sie mußten ja zu ihrem Vater. Habe ich Ihnen schon von meinem vortrefflichen Gatten erzählt? Widrige Schicksale haben uns getrennt, aber seine Liebe, das weiß ich, hängt an mir, wie auch ich ihn lieben werde bis in den Tod ... Das war ein Mann! O mein Kind, beten Sie zu Gott, daß er Sie würdig mache, je das Weib eines solchen Mannes zu werden. Ich leider war es nicht. O nein, ich nicht."

Und zwei Tränen grenzenloser Zerknirschung rannen über ihre Wangen.

Noch vieles erzählte sie an diesem zweiten Abend von den Tugenden ihrer zwei Töchter, dem hohen Gesinnungsadel ihres Gatten und dem eigenen Unwert.

Und nachdem sie noch mehrfach die Medizin erneuert hatte, die ihr von einem der ersten Ärzte der Stadt verschrieben worden war, weinte sie sich schließlich in den Schlaf.

Am nächsten Morgen begann sie ihr Tagewerk mit einem Zornausbruch gegen Lilly, weil diese zum Ausfegen des Bibliothekraumes den Besen verwendet hatte, der immer an der Tür stand.

„Dieser Besen ist nur dazu da," erklärte sie, „um die beiden mißratenen Ungeheuer über meine Schwelle hinauszustäupen. Und wenn Sie, elendes Frauenzimmer, ihn noch einmal anfassen, dann sind Sie die erste, die mit ihm Bekanntschaft macht."

Da begann Lilly zu ahnen, daß die Fremde nicht ganz

so rosig war, wie ihr Lebensdrang sie ihr ausgemalt hatte.

Aber es sollte schlimmer kommen.

Frau Kantor, die um das Heil von Lillys Seele und die Reinheit ihrer Jungfrauenphantasie aufs äußerste besorgt schien, hatte ihr von vornherein verboten, die Bücher der Leihbibliothek zu eigener Lektüre zu verwenden.

„Ich habe an meinen Töchtern erfahren," sagte sie, „wohin ein solcher Unfug führt, und werde dafür sorgen, daß Ihnen ein ähnliches Schicksal erspart bleibe."

Solange die Einordnungsarbeiten dauerten, trat die Versuchung, dem Gebote zuwider zu handeln, nur selten an Lilly heran. Als aber mit dem beginnenden Herbste trotz des reicheren Kundenverkehrs die beschäftigungslosen Stunden sich mehrten, die Hängelampe über dem Ladentisch dringlicher lockte, und Frau Asmussen an der Wirkung ihrer abendlichen, von einem der ersten Ärzte der Stadt verschriebenen Medizin immer früher in ein leidloses Traumdasein hinüberschlummerte, da trieben sie Neugier und Einsamkeit unwiderstehlich in die Sündentat hinein.

Den eigentlichen Anlaß bildete ein junges Mädel, kaum älter als sie selbst, das an einem regnerischen Oktoberabend den ersten Band eines Romans zurückbrachte und den zweiten dafür eintauschen wollte. Wie nun dieser sich als verliehen herausstellte, brach sie in Tränen aus und erklärte, sie könne es nicht aushalten, sie müsse wissen, wie die Geschichte weiterginge, sonst stürbe sie.

Lilly riet ihr gutmütig, nach einer der anderen Leihbibliotheken zu gehen, die als größer und vornehmer galten. Sie gab ihr sogar auch den Pfandtaler zurück, damit sie ihn dort wieder einzahlen könne.

Glückselig in seiner neuerwachten Hoffnung zog der Blondkopf ab.

Lilly besah den schmutzigen, zerrissenen Band von allen Seiten. Dann schaute sie vorsichtig hinein.

„Soll und Haben" von Gustav Freytag stand auf dem Titelblatt.

Schon in der ersten Klasse hatte sie von diesem Buche

schwärmen hören, aber für Romanlesen war in dem Leben der Nähterstochter kein Platz mehr gewesen.

Furchtsam ließ sie den Blick über die erste Seite hingleiten. Dann schlich sie zur Glastür, horchte eine Weile lang nach dem Hinterzimmer hin auf Frau Asmussens friedliche Atemzüge, — und dann ging's mit vollen Segeln auf das hohe Meer der Phantasie hinaus.

Als sie um vier Uhr morgens mit dem Band fertig war, hätte sie sich das Haar raufen mögen aus Verzweiflung darüber, daß sie dessen Fortsetzung in unwissendem Leichtsinn den Händen eines beliebigen Fremden ausgeliefert hatte. Sie schmiedete Pläne, wie sie seinen Namen, seine Wohnung ausfindig machen und dann heimlich zu ihm hingehen wolle, um die Rückgabe des Buches zu beschleunigen.

Darüber schlief sie ein.

Am nächsten Tage durchstöberte sie das Ausleihebuch zwei-, dreimal in stundenlanger Arbeit, aber den gesuchten Namen fand sie nicht. Da nicht die Titel, sondern die Nummern aufgeschrieben waren, so hatte sie in ihrer Erregung immer wieder darüber hinweggelesen.

Und wie ein Säufer seinen Rausch in einem neuen Rausch zu vertrinken sucht, so sog sie sich in einem anderen Buche fest.

Von nun an wurde Lillys Leben eine große Orgie, von nun an gab es verschwommene Augen, zerschlagene Glieder und große Petroleumrechnungen, von nun an wurde gelauert und geschwindelt, Stunde um Stunde, um Frau Asmussens Argwohn zu entgehen.

Doch eines schönen Wintermorgens kam die Untat an den Tag.

Da gegen Mitternacht der Ofen kalt zu werden pflegte und Lillys Füße zu erstarren begannen, so gewöhnte sie sich daran, die Lampe aus dem Gehänge zu nehmen und mit ihr zusammen ins Bett zu kriechen.

Auf dem Fensterbrett, dicht hinter dem Kopfkissen, war Platz genug, und wenn sie auch in die bittere Notwendigkeit versetzt wurde, noch einmal aufzustehen, die

Lampe wieder einzuhängen und das Buch an seinen Platz zu tragen, — denn Frau Asmussen war jetzt morgens oft früher auf dem Posten als sie, — so gewann sie doch wenige Stunden, die sie nicht hergegeben haben würde, selbst wenn sie im Hemd auf die Straße hinaus gemußt hätte.

So war es gekommen, daß in dem Augenblick eines schreckhaften Erwachens Frau Asmussen fertig angekleidet vor ihr stand, während ein schwarzer Band rittlings auf ihrem weißen Hemde lag und die Lampe, die sie um ein Uhr nachts heimlich aufgefüllt hatte, hinter ihr noch brannte.

Nie im Leben war sie geprügelt worden. Und darum wollte sie es im ersten Augenblick nicht ganz für Ernst nehmen, als Frau Asmussen trotz aller Korpulenz plötzlich über die Bettbank sprang, auf ihrer Decke saß wie ein fettes kalekutisches Huhn und ihr den schwarzen Band rechts und links um die Ohren schlug.

Nun begann eine böse Zeit.

Was half's, daß Lilly aufrichtige Reue fühlte, daß sie Frau Asmussen und sich selber Besserung gelobte? — Sie war so ganz durchtränkt von der neuen Leidenschaft, so restlos aufgegangen in dem schöneren Leben, in dem gehandelt und geliebt, gelitten und genossen wurde, — in dem es keine naseweisen Dienstmädchen, keine nassen Regenschirme, keine verliehenen zweiten Bände, keine unauffindbaren Journalnummern, keine Milchmus und keine Prügel gab, daß sie sogar dann, wenn sie die Selbstentäußerung einer Märtyrerin besessen hätte, nicht mehr fähig gewesen wäre, in ihren früheren Zustand zurückzukehren.

So sehr wurde sie nun von ihrer Phantasie beherrscht, daß das, was sich als wirkliches Dasein von einem Alltag zum anderen hinüberreckte, in ewig gleicher, sonnenloser Gefangeneneinsamkeit, ihr als ein dumpfer, schmerz- und lustloser Todestraum erschien, und daß sie das Auge zum Leben erst aufschlug, wenn die klebrigen Blätter eines Lesebuches in ihrer Hand zu knistern begannen.

Verschüchtert und widerstandslos, wie sie war, fand

sie nicht einmal den Mut, ihr Heiligstes vor sich selbst zu rechtfertigen. Sie empfand das als ein Laster, wovon sie, wie von einem gottgesandten Brote, ihre hungernde Seele nährte.

Frau Kantor Asmussen hatte ein diabolisches Mittel ersonnen, sie noch mehr zu demütigen. Wie manches gläubige Protestantenherz betrachtete sie die Religion lediglich als ein Strafmittel, und während sie sich bis dahin um Lillys Frömmigkeit nicht im mindesten gekümmert hatte, fing sie nun an, jede Mahlzeit mit einem längeren Bußgebete zu eröffnen, worin sie angesichts der dampfenden Suppenschüssel Lillys sündige Versunkenheit unter Seufzern und Tränen dem lieben Gott zur Besserung anempfahl.

Und wehe ihr, wenn sie sich als rückfällig erwischen ließ! Jene erste Züchtigung war nicht die einzige geblieben. Jetzt setzte es Püffe und Ohrfeigen bei geringfügigstem Anlaß, jetzt sausten wie Sturmschauer an einem Regentage die Schimpfreden um ihr unbeschütztes Haupt.

Erst wenn der Heiltrank des berühmten Arztes seine besänftigende Wirkung zu üben begann, wagte sie aufzuatmen.

Dann stürzte sie sich über das erste beste Buch, und zwischen Testamentsfälschungen und Ehebrüchen, zwischen Giftmorden und Liebesrasereien litt sie und siegte, siegte sie und starb — im Leiden noch voll Wonne — sterbend noch im Rausch.

VII

Es war an einem Märzabend voll fürwitziger Wärme und jungdreisten Sonnenscheins.

Die schwarzen Schneekrusten auf der Straßenkante waren zu glänzenden Lachen auseinandergeflossen ... Von den Dächern sprühte ein Funkenregen schmelzenden Eises ... Drüben auf den Häuserfronten der Südwestseite lag der rote Abendglanz gleich bunten Teppichen ausgebreitet, schiefwinklig abgegrenzt von den Schatten der diesseitigen Mauern ... Die hohlgeschliffenen Fenstergläser strahlten, als wären sie Sonnen mit eigenem Licht, und auf den triefenden Dachrinnen jagten sich die Spatzen.

Aber was schöner war als alles in diesem dürftigen Stadtgassenfrühling, das war die seltsam würzige Tauluft, die selbst in dem Dunste des wiederbelebten Rinnsteins noch eine Ahnung von grünenden Wiesen und knospenden Ruten mit sich trug.

Lilly, die den Winter über kaum dreimal auf die Straße gekommen war, saß am Ladentisch und schaute sehnsüchtig ins Freie.

Überall, das sah sie, waren die Fenster und Türen weit geöffnet, überall sogen lufthungrige Kehlen den Hauch des nahenden Frühlings in vollen Zügen ein. Da stieß auch sie die Fensterflügel weit auf und gab der Flurtür einen Stoß, so daß sie zurückflog und den Staupbesen, der wie immer auf seinem Posten stand, zur Erde riß.

Durch die Türöffnung sah sie nun jenseits des Hausflurs in die gute Stube des drüben wohnenden Nachbars hinein, der seine Tür in gleicher Weise dem eindringenden Frühling erschlossen hatte.

Sie sah ein kirschrotes Sofa, dessen altmodisch geschweifte Lehnen mit gestickten Schonern gleichmäßig

bepflastert waren, sie sah getrocknete Freundschaftskränze unter Glas und Rahmen an den Wänden hängen, sie sah einen Artilleriehelm mit zwei gekreuzten Portepeedegen darunter, sie sah Porzellanlöwen, die Zigarren apportierten, Tänzerinnen, die Stearinkerzen in den Händen trugen, sie sah photographische Gruppenbilder mit Pfauenfedern dahinter, ein kugeliges Goldfischglas und ein geflecktes Ziegenfell. Und inmitten all dieses behaglichen Krimskramses sah sie einen jungen Mann, der, mit einem Buche in der Hand, eifrig murmelnd hin und her wanderte und nach kurzem Verschwinden immer wieder in dem Gesichtsfelde der Tür erschien.

Dieser junge Mann erweckte ihre Anteilnahme schon auf den ersten Blick.

Er trug das blonde, wellige Haar in genialer Weise aus der Stirn zurückgestrichen, hatte eine freie, kühne Kopfhaltung, und unter seinem Kinn erglänzte eine lila und braunrot geblümte Krawattenschleife, die Lilly als der Gipfel weltmännischer Vornehmheit erschien.

Sie ließ die Schar ihrer Lieblingshelden an sich vorüberziehen, um darüber klar zu werden, mit wem sie ihn am besten vergleichen könne, und entschloß sich nach kurzem Schwanken zu der Ansicht, daß Herr von Finck, der Schwerenöter aus „Soll und Haben", hier sein getreues Abbild gefunden habe.

Der junge Mann bemerkte sie nicht, und so konnte sie ihn in Muße betrachten. Jedesmal, wenn er auftauchte, war es ihr, als ergösse sich eine warme Woge über ihren Leib. Und wenn er um den Bruchteil einer Sekunde zu lange ausblieb, hatte sie ein widriges Gefühl, als ob man sie um ein liebes Eigentum betrügen wolle.

Das ging so lange, bis er einmal von seinem Buche aufsah, die offene Tür der Leihbibliothek mitsamt der Beobachterin dahinter gewahrte, erschrak und rasch in den unsichtbaren Teil der Stube zurücktrat.

Als er das nächste Mal wieder erschien, hatte er eine befangene und studierte Haltung angenommen. Er sah ein wenig zu tief in das Buch hinein und bewegte die

Lippen um einen Grad zu eifrig, während ein strenges Stirnrunzeln seine Miene umdüsterte.

Auch Lilly hatte es für nötig gefunden, das Bild, das sie darbot, ein wenig aufzubessern. Sie strich sich den Madonnenscheitel glatt und ließ den linken Arm fortan in lässiger Träumerei über die Stuhllehne herabhängen.

Ein paar Dienstmädchen, die für ihre Herrschaften Bücher wechseln kamen, machten diesem beiderseitigen Posieren ein Ende. Und als die eine beim Fortgehen die Tür zum Hausflur hinter sich zuschlug, da wagte Lilly nicht, sie wieder zu öffnen.

Aber an diesem Abend nahm sie die neue Heldenerscheinung in ihre Träume hinüber.

Mit Frau Kantor, die jetzt bereits vor dem Abendessen ihre Medizin zu bereiten pflegte, war heute nicht mehr zu reden gewesen; aber da sie am nächsten Morgen einigermaßen gnädig gestimmt schien, so glaubte Lilly eine Erkundigung nach den Nachbarn, von denen sie bisher so gut wie nichts gewußt hatte, wohl unternehmen zu dürfen.

„Was gehen Sie die Nachbarn an, Sie neugierige Zottel Sie?“ fragte Frau Asmussen.

Das war der Verkehrston, der sich aus dem anfänglichen Bezaubertsein inzwischen herausgebildet hatte.

Lilly faßte sich ein Herz und erzählte ihr eine Geschichte von einer eifrigen Kundin, die sie gestern nach den Herrschaften drüben gefragt, der sie aber keine Auskunft habe geben können.

Frau Asmussen, die vor den Wünschen der Kunden eine grenzenlose Hochachtung empfand, wurde auf der Stelle mitteilsam.

Es seien zwar brave, aber nur ganz kleine Leute, berichtete sie, mit der sie als eine Frau von höherem Geistes- und Herzensadel sich natürlich nicht befassen könne. Der Mann, ein Feldwebel außer Dienst, schreibe auf einem Bureau, die Frau nähe Krawatten für Geschäfte.

Lilly errötete, denn sie gedachte der lila und braunrot geblümten Schleife, deren Glanz sie seit gestern umgaukelte.

Von der ordinären Lebensweise jener Plebejer könne man sich ein Bild machen, fuhr Frau Kantor Asmussen fort, wenn man sich vorstelle, daß sie als ein besonderes Feiertagsessen Kartoffelsuppe mit eingeschnittenen Brühwürstchen betrachteten, eine Mahlzeit, bei der jeden an auserlesene Lebensauffassung Gewöhnten ein Grauen anwandeln müsse.

Lilly, der gleich den ungeratenen Töchtern die Milchmus längst keine Freude mehr bereitete, konnte ihr hierin nicht folgen, — im Gegenteil. Sie fühlte, wie ihr das Wasser im Munde zusammenlief, und um rasch darüber hinwegzukommen, fragte sie schüchtern, ob sonst noch jemand dort wohne.

„Nicht, daß ich wüßte," erwiderte Frau Asmussen. „Aber einen Sohn haben die Leute. Der geht aufs Gymnasium und soll studieren. Ich weiß nicht, warum solche Leute ihre Söhne studieren lassen."

„Ich weiß es," dachte Lilly. „Weil er ein Auserwählter ist, weil der Genius ihm aus den Augen leuchtet, weil er die Bestimmung in sich trägt, ein Herrscher zu sein auf Erden."

An demselben Nachmittag hielt sie die Flurtür wieder geöffnet; aber weil es heute hundekalt war, so dachte drüben keine Seele daran, ihr freundlich entgegenzukommen.

Nachdem sie das ovale Porzellanschild, auf dem geschrieben stand:

L. Redlich.

Bitte scharf zu klingeln

eine Stunde lang sehnsüchtig angestarrt hatte, sah sie sich genötigt, die Tür wieder zu schließen, denn die Beine hingen ihr wie Eiszapfen am Leibe, und obendrein hatte sie das demütigende Gefühl, verschmäht zu sein.

Von nun an gab sie fein acht, wenn um ein Uhr die Schüler des Hauses heimkehrten, und, die Stirn gegen die Fensterscheiben gepreßt, erkannte sie weiß-blau geränderte Primanermützen auf höchst unwahrscheinliche Entfernungen hin.

Stieg er die Stufen zum Beischlag hinan, so schlüpfte sie hinter die Gardine und fing freudezitternd den verschämten Seitenblick auf, den er zu ihr hereinwarf. Aber sah er geradeaus, so war sie unglücklich und fürchtete, ihn gekränkt zu haben.

Auch andere blau-weiße Mützen wandelten den Weg zur Haustür hinan. Sie gehörten seinen Freunden, die mit ihm gemeinsam zum Examen büffeln kamen.

Lilly liebte sie alle.

Sie fühlte sich als geheimer Teilhaber des Seelenbundes, der die jungen Weltenstürmer verband und nahm unsichtbar in ihrem Kreise Platz, sobald sie beieinander saßen.

Etliche unter ihnen vermochte sie von Angesicht nicht zu erkennen, weil sie zu rasch an ihr vorüberliefen, aber ihre Mützen kannte sie genau. Sie unterschied die „traurige“, die „ausgewaschene“, die „patente“ und die „drahtlose“ Mütze. Auch den Gang der jungen Herren und die Art, in der sie drüben anklopften, verstand sie auseinanderzuhalten. Manchmal, wenn Kunden da waren, wußte sie, ohne zum Fenster hinausgeschaut zu haben, wieviel und welche Freunde gerade mit ihm zusammen arbeiteten, und machte sich Gedanken, warum dieser oder jener heute fehlte.

Inzwischen schritt der Frühling fort, und der Beischlag, auf dem rechts und links von der Haustür Bänke und Tische standen, fing an zeitweilig sich zu beleben.

Die jungen Herren blieben plaudernd wohl eine Weile draußen sitzen, ehe sie sich an ihre Arbeit begaben, und auch er lehnte sich ab und zu in der Dämmerstunde über die Brüstung hinaus und träumte wohl von künftigen Siegen.

Hochklopfenden Herzens stand sie dann hinter dem Bücherregal, wo sie sich listigerweise durch Wegräumen etlicher Bände einen Ausguck geschaffen hatte, und las ihm die weltbewegenden Gedanken von der kühn aufstrebenden Stirn.

Die Bank auf der rechten Seite, die vor den Fenstern

der Leihbibliothek aufgestellt war, blieb meistens leer, denn Frau Asmussen, der dieser Platz gehörte, liebte es nicht, ihre abendliche Medizin zu verlassen, und Lilly selbst hatte nicht gewagt, sie um eine diesbezügliche Erlaubnis anzugehen.

Eines Maiabends aber, als dunkelblaue Frühlingsschauerwolken, lockend mehr als drohend, an dem rotdurchzogenen Himmel hingen, als es rings so still war, daß man das Plätschern des fernen Marktbrunnens hören konnte und nur die Schwalben ab und zu dahergeschossen kamen, da hielt es sie nicht mehr in dem Leder- und Pappengeruch der Bibliothek; sie raffte ihr Stickzeug zusammen, mehr des schönen Scheines halber, als weil es sie nach Arbeit gelüstete, und ging entschlossen hinaus, sich auf die Bank des Beischlags zu setzen.

Sie wußte, daß er fortgegangen war und daß er über zehn Uhr hinaus nicht wegzubleiben pflegte.

Mindestens mußte er also an ihr vorüberkommen.

Eine halbe, noch eine halbe und noch eine Viertelstunde vergingen, da sah sie im letzten Abendschein eine blauweiße Mütze die Straße entlang schwanken.

Ihr erster Gedanke war, schleunigst ins Zimmer zu flüchten, aber sie schämte sich dessen und blieb.

Er kam, sah sie, zog die Mütze und ging vorbei.

Sie dachte glückselig: „So hat er mich doch einmal gegrüßt.“

Aber es vergingen kaum zehn Minuten, da war er wieder auf dem Plan.

Er setzte sich auf die Bank, die zu *seiner* häuslichen Seite gehörte, spielte mit Steinchen, pfiff hauchend vor sich hin und tat so, als sähe er sie nicht.

Lilly saß abgewandt in ihrer Ecke, rollte ihr Stickzeug aus und ein und stieß von Zeit zu Zeit einen kleinen Seufzer aus, nicht um ihm ihre Liebe zu zeigen, — beileibe nicht! — sondern nur, weil ihr der Atem so knapp war.

Auf diese Weise verging wohl eine halbe Stunde, und Lilly begann schon jede Hoffnung aufzugeben, daß

eine Annäherung zwischen ihnen jemals zu stande kommen würde, da sagte er plötzlich mit einer halben Bewegung nach seiner Mütze hin: „Nun wird ja wohl bald die Haustür geschlossen werden, Fräulein.“

„Nicht möglich!“ rief sie, ein heftiges Erschrecken heuchelnd; aber da sie fühlte, daß sie beide sich auf diese Weise von dem Ziele des endlichen Bekanntwerdens rasch wieder entfernten, fügte sie hinzu, leichtsinniger, als ihr zu Mute war: „Ach, das tut nichts, das Fenster ist ja offen.“

Er machte: „Hm, hm,“ ob tadelnd oder zustimmend, konnte sie nicht ermessen, und das Gespräch wäre sicherlich wieder ins Stocken geraten, wenn sie es nicht mit Gewalt in Schwung gehalten hätte.

„Wir sind ja wohl Nachbarn?“ fragte sie.

Er schoß von der Bank empor, die Mütze bis zur Hosentasche hinunterschwenkend.

„Erlauben, daß ich mich vorstelle: Fritz Redlich, Oberprimaner.“

Sie fühlte das ehrfürchtige Gruseln, das bei dem Worte „Oberprimaner“ einst ihre Selektanerinnenseele durchbebt hatte, wieder in sich erstehen, und voll heißer Scham wurde sie sich dessen bewußt, daß sie jetzt ein Ladenmädchen war und weiter nichts.

Aber sie wollte ihre ruhmvolle Vergangenheit nicht umsonst durchlebt haben.

„Bis zum vorigen Herbst ging ich in die Selekta,“ sagte sie. „Da habe ich einen und den andern von Ihnen gekannt.“

„Wen?“ fragte er gespannt.

Sie nannte die Namen zweier junger Herren, die sie einst auf der Eisbahn umschwärmt hatten, und fragte, ob er mit ihnen befreundet wäre.

„O, durchaus nicht,“ sagte er mit einer Verachtung, die nicht ganz echt schien. „Die bummeln uns zuviel. Und die werden auch in ein Korps eintreten, das ist nichts für uns.“

Ein Schweigen entstand. Es war nun so dunkel geworden, daß sie gerade noch die Umrisse seines Körpers

erkennen konnte, wie er sich ihr gegenüber lässig an den Eckpfeiler der Balustrade lehnte.

Feine Regentropfen schossen auf sie herab und nestelten sich in ihren Haaren fest... Sie hätte ewig so dastehen mögen, die dunkle Jünglingsgestalt vor ihren spähenden Augen, den Frühlingssegen kühl auf ihrem Haupt.

„Sie sind hier — in der Leihbibliothek — tätig?“ fragte er.

Lilly bejahte und war ihm dankbar für das schöne Wort „tätig“, das ihre Lage ein wenig zu mildern schien.

„Und Sie machen Ihr Examen?“ fragte sie zurück.

„Zum Herbst, — wenn alles gut geht,“ erwiderte er mit einem Seufzer.

„Und dann gehen Sie hinaus in die große Welt,“ schwärmte sie im deutschen Aufsatztone, „und kämpfen sich durch das Leben. Ach, wie sind Sie zu beneiden!“

„Wieso, Fräulein?“ fragte er verwundert. „Kämpfen Sie sich nicht jetzt schon durchs Leben?“

Sie lachte hell auf.

„O, wenn ich Sie wäre!“ rief sie, „wie wollte ich — ach!“

Sie fühlte jauchzend, wie ihr Körper sich reckte, wie aus ihrem Auge ein Siegesleuchten brach, das nur deshalb nicht siegen konnte, weil es sich ungesehen im Dunkel verlor.

Und das Glück übermannte sie so sehr, daß es sie nicht länger auf ihrem Platze duldete. Sie wäre toll geworden, hätte sie noch weiter so dastehen müssen, steife Worte drechselnd, während alles in ihr schrie: „Du dort drüben an der Urne, dich hab' ich lieb!“

Sie bot ihm ein hastiges „Gute Nacht“ und rannte ins Zimmer hinein, die Tür rasch hinter sich verriegelnd.

Dann lief sie in dem schmalen Gange zwischen den Leihbibliothekschränken lachend und seufzend auf und nieder, streckte die Arme hoch wie eine betende Priesterin und stieß sich im Finstern rechts und links die Knöchel, so daß sie schmerzten.

Ein sehnsüchtiges Verlangen nach Tönen, nach großen,

getragenen Durakkorden quoll in ihr auf. Das „Wallhall-motiv“ wollte sie singen, doch das läßt sich nicht singen.

Und dann fuhr ihr plötzlich eines der Lieder durch den Kopf, die ihre Jugend, sinnlos zwar, doch mit umso reinerer Weihe durchzittert hatten:

„Ich suchte ihn, den meine Seele liebt,
Ich ging hinaus und fand ihn nicht —
Ich rief, und er antwortete nicht.
Da griffen mich die bösen Hüter,
Die nachts umherziehn in der Stadt.
Und schalten und schlugen mich wund,
Die bösen Hüter am Tore.“

So sang sie mit leiser, ungewisser Stimme, doch laut genug, daß er es durch das Fenster hören konnte. Als sie dann von ihrem Ausguck her hinüber spähte, um sich zu überzeugen, ob er auch lausche, da stand er nicht mehr da.

Nun sang sie lauter und lehnte sich hinaus, riß das enge Kleid auf und bot die nackte Brust den Regentropfen dar.

Dann plötzlich überkam sie ein Jammer, für den sie keinen Grund wußte, und der doch so stark war, daß sie glaubte, daran sterben zu müssen. Sie fühlte am eigenen Leibe, wie die grausamen Wächter sie ergriffen, sie fühlte den Schmerz der Wunden, die rohe Hände ihr schlugen, sie fühlte, wie man ihr den Schleier wegriß, mit dem sie die heilige Nacktheit ihres Leibes vor der Welt verhüllte. In schamloser Blöße und dennoch Blutstropfen weinend vor bitterer Scham, wankte sie nun durch die Gassen und suchte und suchte, doch e r war ferner denn je.

Sie sank vor dem Fensterbrett auf die Kniee, und das Gesicht gegen die Kante pressend, weinte sie bitterlich aus süßem, dunklem Mitleid mit jenem Abbilde ihrer selbst, das sie durch Jerusalems nächtige Straßen irren sah.

Und doch war alles eitel Glück!

VIII

Und das Glück blieb wohnen.

Es nestelte sich in den staubigen Winkeln fest, es hockte auf den Regalen, es wob goldene Spinngewebe von Balken zu Balken, es ritt auf jedem Sonnenstrahl, der, von den jenseitigen Spiegelfenstern hergesandt, an den ledernen Bücherrücken entlangkletterte.

Auch gab es zu allen Zeiten ein Summen wie von zitternden Tönen, ein Durcheinander von Halbmotiven und Viertelmelodien, Windharfen- und Heimchengezirp, Kesselsingsang und ganz leises Vogelgezwitscher.

Ob man wachte oder schlief, es war immer das gleiche.

Und bisweilen jauchzten triumphierend ein paar Takte des Hohen Liedes dazwischen.

Äußerlich ging alles seinen alten Trott. Frau Kantor Asmussen war bald nüchtern, bald süßer Arzneien voll. Töchter und Gatte stiegen und sanken, sanken und stiegen durch alle Grade moralischer Wertmessung in tiefste Verworfenheit hernieder und zu strahlenden Apotheosen empor ... Gestern fehlte ein Band Gerstäcker ... Heute schien ein Balduin Möllhausen in den Sümpfen des Orinoko ertrunken.

Bisweilen trieb ein Windstoß, der durch die geöffneten Fenster wehte, ein Wölklein gelben Pulvers gegen die Kanten der Regale, von wo es weggewischt wurde wie ein ganz gewöhnlicher Erdenstaub. Und brachte doch ein Grüßen von schaukelnden Blütenzweigen.

Mehr war es nicht, was dieser Frühling ihr schenkte, — die paar Karren voll Maien und Flieder allenfalls ausgenommen, die an ihrem Hause vorbei zu Markte gefahren wurden.

Der junge Held von drüben hatte sich ihr nicht mehr genähert.

Sie erzitterte, sobald sein Schritt über die Stufen dahinglitt, sie empfing hochklopfenden Herzens die zwei scheuen Grüße des Tages — und das war alles.

Auch auf dem Beischlag war er nicht mehr zu finden gewesen. Die gemeinsamen Büffeleien dehnten sich allabendlich bis spät in die Nacht hinein. Oft wurde es zwei Uhr, ehe draußen die Schritte der Fortgehenden trappten.

Dann erst warf sie sich ins Bett, und in das sommerliche Halbdunkel starrend, ließ sie ihren Geist durch alle Welten schweifen, um den Thron zu finden, der würdig gewesen wäre, ihrem Helden als Lebensziel zu dienen. Sie sah ihn als Feldherrn auf ödem Blachfeld völkerstürzende Schlachten gewinnen, als Dichter, der Lorbeerkrone entgegen, die Stufen des Kapitols hinanschreiten, als Entdecker in selbstgebautem Flugschiff durch den luftleeren Weltraum sausen, als Stifter neuer Religionen — doch hier machte sie erschrocken halt, denn sie war in ihrem Herzen eine gute Katholikin geblieben.

Unter dem Drucke körperlichen und seelischen Geprügeltseins hatte sie nicht gewagt, zur Religion ihre Zuflucht zu nehmen. Rasch genug war ihr der Mut abhanden gekommen, Frau Asmussen zu bitten, daß ihr früh morgens der Weg nach St. Annen gestattet sein möchte; und alsbald hatte sie ganz vergessen, daß es so etwas wie Beichte und heilige Messe gab.

Jetzt aber im Überschwange nie geahnter Gefühle wuchs ihre Sehnsucht nach seelischer Entlastung so sehr, daß sie sich entschloß, Frau Asmussen ihr bisher geheim gehaltenes Katholikentum zu bekennen und um die Erlaubnis zu bitten, in jenen stillen Winkel beten zu gehen, wo hinter sechs goldumrandeten Kerzen der heilige Joseph, der immer gut zu ihr gewesen, leise lächelnd mit dem Finger drohte.

Frau Asmussen fand nach ihrer Beichte alles an ihr erklärt: die Tücke, die Heuchelei, die Faulheit, den man-

gelnden Ordnungssinn, und schloß in ihre tägliche Fürbitte fortan den Wunsch einer baldigen und gründlichen Bekehrung mit hinein.

Aber die Erlaubnis, zweimal wöchentlich die Frühmesse zu besuchen, verweigerte sie nicht.

Damit war alles erfüllt, was Lilly zu hoffen gewagt hatte.

Zwischen ihr und dem heiligen Joseph gab es ein rührendes Wiedersehen.

Wahrhaftig! Man kam zu ihm zurück wie in die Heimat. Die Engelchen, die in dem bunten Glasfenster hinter ihm flatterten, grüßten verschmitzt und vertraulich wie jüngere Geschwister, die im voraus wissen: arg wird die Strafe nicht werden. — Der goldgelbe Teppich lud gastlich zum Knieen ein, und von dem nahen Marienaltar dufteten die Blumen.

Der Heilige selbst schien erst ein wenig gekränkt, weil sie so lange nicht dagewesen war. Als sie ihm aber alles geklagt hatte, die Einsamkeit, die Milchmus und die Prügel, da wurde er weich und verzieh ihr.

Drei neue Silberherzen hatte er inzwischen geschenkt bekommen, aus denen fingerlange Flammen emporlohten, und in ihr regte sich die Begierde, ihm ein gleiches zu weihen. Nur wußte sie nicht recht, aus welchem Grunde; denn das Wunder, das an ihr zu tun war, sollte noch kommen.

„Vielleicht ist es auch nur Eifersucht oder Prahlerei in mir," dachte sie, denn peinlich war es auf alle Fälle, daß andere ihm näher standen. „Aber schließlich, was kann ich besseres verlangen," tröstete sie sich, „da ich ihn so lange vernachlässigt habe."

Und als sie ihm alles gestanden hatte, — bis auf die Liebesgeschichte natürlich, dazu war er ihr inzwischen denn doch zu fremd geworden, — ging sie eilends von dannen, denn es schlug dreiviertel sieben, und wenn sie dem jungen Helden auf seinem Schulwege nicht begegnet wäre, hätte ihre Morgenandacht keinen Sinn gehabt.

An der Ecke der Wassertorstraße kam er zusammen mit seinen Gefährten auf sie zu.

Er grüßte, und dann zogen sie vorüber. Sie aber blieb tief atemholend stehen, als habe sie soeben eine schwere Gefahr bestanden.

Von diesen Begegnungen gab es fortan zwei in der Woche.

Aber ihr heimlicher Wunsch, daß er eines schönen Tages, wenn er allein war, stehen bleiben und ein freund-nachbarliches Gespräch beginnen würde, erfüllte sich nicht. Nicht der leiseste Freudenschimmer glitt bei ihrem Nahen über sein Gesicht, und die gespannte Kümmernis seiner Züge wich selbst dann nicht, wenn er — ein wenig rot werdend — vor ihr die Mütze zog.

— — — — — — — — — — — — —

Längst hatte sie jede Hoffnung aufgegeben, daß sie je wieder mit ihm reden würde, da — um die Dämmerstunde eines regnerischen Julisonntags — zu einer Zeit, in der die Tür für jeden Kunden geschlossen war, bewegte sich leise die Klingel — und e r stand auf der Schwelle.

Sie rief: „Mein Gott!“ und hätte in ihrer Verwirrung beinahe wieder zugeschlossen.

Ob sie vielleicht Rückerts Gedichte in ihrer Bibliothek besäße.

Sie wußte genau, daß sie sie n i c h t besaß, da sie aber fürchten mußte, daß er gleich ihr keinen weiteren Vorwand des Gespräches finden würde, so erwiderte sie, sie wolle mal nachsehen, und ob er nicht so lange näher treten möchte.

Er zögerte ein wenig, nahm aber schließlich auf dem Kundenstuhle Platz, der jenseits des Ladentisches dicht an der Tür stand.

Sie suchte eine lange Zeit, denn ihr war bange, daß er bei dem unausbleiblichen „Nein“ mit kurzem Danke aufstehen und von dannen gehen würde. So lief sie also ziemlich planlos zwischen den Bücherständen umher und sagte einmal über das andere, „ich weiß nicht, ich habe sie doch unlängst gesehen.“

Dann mußte sie für einen Augenblick, um in Ruhe nachzudenken, ihm gegenüber sich vor dem Ladentische niedersetzen.

Aber er ermunterte sie weiter zu suchen. „Wenn Sie sie unlängst gesehen haben, dann müssen sie ja auch da sein.“

Und als sie schließlich doch nicht da waren, seufzte er tief auf, murmelte etwas wie „was werde ich da machen?“ und war verschwunden.

Fassungslos starrte sie die Tür an, die eben noch seine Gestalt umrahmt hatte.

Sie wollte bitten, rufen: „Bleib! komm zurück!“ Aber dann klappte auch die jenseitige Tür, und alles war vorbei.

Sie kauerte vor dem Fensterbrett nieder und malte sich aus, was alles sich hätte ereignen können, wenn er doch vielleicht geblieben wäre.

Ihr Herz klopfte so sehr dabei, daß sie glaubte vergehen zu müssen.

Nach einer Viertelstunde etwa wurde die Klingel von neuem gerissen.

Sie machte einen Satz in die Höhe.

Wenn er es wäre?

Er war es.

Sie möchte entschuldigen, er hätte seinen Regenschirm vergessen.

„Jetzt kommst du mir aber nicht wieder fort!“ rief es in ihr.

Er ergriff den pudelnassen Schirm, den sie nicht bemerkt hatte, wiewohl eine blinkende Lache sich an der Dielenritze entlang zog, und machte richtig Miene, aufs neue den Rückzug anzutreten.

„Wozu wollen Sie eigentlich die Rückertschen Gedichte?“ fragte sie, den Angriff eröffnend.

Er hub zu klagen an: „Das Leben wird uns ja so sehr schwer gemacht, liebes Fräulein . . . Sie haben keine Ahnung, wie schwer uns das Leben gemacht wird.“

Und dann erzählte er von den freien Vorträgen, die wie Ziethen aus dem Busch unversehens über jeden herfielen, gleichviel ob er etwas zu dem in Frage stehenden Thema zu sagen wüßte oder nicht. Diesmal aber habe

man Wind bekommen, daß morgen in der Literaturstunde eine umfassende Ansicht über Rückert gefordert werden würde. Und deshalb eben müsse er durchaus mal nachlesen, wer eigentlich in den drei Gräbern zu Ottensen begraben sei.

Eine helle Freude zuckte in ihr auf. Sie konnte ihm helfen. Sie, der niedrig flatternde Spatz — ihm, dem kreisenden Himmelsbewohner.

Und zaghaft berichtete sie ihm von dem armen geschlagenen Braunschweiger Herzog und dem frommen Messiassänger. Nur wer die zwölfhundert Vertriebenen waren, die in dem ersten der Gräber lagen, hatte sie vergessen.

Er schien an das unverhoffte Glück nicht recht glauben zu wollen. Ob sie ihrer Sache auch ganz gewiß wäre? Mit Klopstock, das hätte seine Richtigkeit, das wüßte er aus seinen Literaturgeschichtstabellen. Aber — das übrige? Und er schüttelte, von schweren Zweifeln bedrückt, die sieghafte Mähne.

Sie beruhigte ihn lebhaft.

Es sei zwar länger als ein Jahr her, seit sie von diesen schönen Dingen nichts mehr gehört habe, aber sie besäße ein gutes Gedächtnis und würde ihm gewiß keine leichtfertige Auskunft geben.

Nun erst schien ihm wohl zu werden. Er seufzte tief auf und meinte, das geistige Auge mehr aufs allgemeine gerichtet: „Ach, es ist schwer, liebes Fräulein. Ja es ist schwer."

Und da er nun einmal ins Fahrwasser der Geständnisse gekommen war, so gab er auch seine Ansicht über die übrigen Schwierigkeiten des menschlichen Lebens zum besten. Mit der Mathematik ginge es allenfalls, in der analytischen Geometrie hätte er sogar erfreuliche Resultate zu verzeichnen, aber Geschichte — und die Sprachen — und dann vor allem der deutsche Aufsatz! Es sei manchmal zum Verzweifeln, wie bösartig es auf Erden zugehe.

Hiermit war Lilly höchlich einverstanden. Auch sie hatte Ursache, mit dem Weltlauf wenig zufrieden zu sein,

und gab diesem Gedanken beredten und leidenschaftlichen Ausdruck.

„Und nun gar Sie!“ fuhr sie fort. „Welche Qualen muß Ihr Geist erdulden, wenn er sich in seinem hohen Fluge durch die demütigenden Forderungen der Schulstube gehemmt sieht!“

Er sah sie ein wenig verwundert an und meinte dann: „Jawohl, es ist schwer, es ist schwer.“

„Ich an Ihrer Stelle,“ fuhr sie fort, „würde mich innerlich um das öde Zeug gar nicht bekümmern. Ich würde, was nötig ist, so nebenher aus dem Ärmel schütteln und dann in voller seelischer Freiheit zu den Höhen emporsteigen, auf denen die großen Dichter und Denker wohnen.“

„Ja, aber das Examen, liebes Fräulein!“ rief er entsetzt.

„Ach das dumme Examen,“ erwiderte sie. „Ob man das macht oder nicht!“

Da wurde er eifrig. „Das verstehen Sie nun ganz und gar nicht, liebes Fräulein. Das Examen ist gewissermaßen die Pforte, durch die man zu jeder besseren Lebensstellung eingeht. Gleichviel, ob man hernach die Universität bezieht oder Baufach studiert oder auch bloß die höhere Postkarriere erwählt. Zwar das letztere, das würde ich nicht.“

„O pfui!“ unterbrach sie ihn. „Ein Mann wie Sie!“

Er lächelte ein dürftiges Lächeln des Geschmeicheltseins.

„Man will ja nicht gerade den Himmel stürmen,“ sagte er, „aber seine Ziele hat man doch. Was wäre man, wenn man nicht seine Ziele hätte?“

„Nicht wahr?“ rief sie und sah mit einem dankbaren Aufleuchten ihres Auges zu ihm empor. Das Gefühl, noch nie eine Stunde ähnlichen Glückes erlebt zu haben, durchdrang sie ganz.

Und als er aufstand, um sich zu empfehlen, denn es war inzwischen ganz dunkel geworden, empfand sie einen körperlichen Schmerz, als würde ihr ein Stück ihres Leibes entrissen.

Er hatte die Tür schon beinahe geschlossen, da wandte

er sich noch einmal um und sagte als einer, der es liebt sicher zu gehen: „Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, liebes Fräulein, suchen Sie doch vielleicht noch einmal nach, ob Sie die Gedichte nicht finden können.“

Und dann zum zweiten Male wiederkehrend: „Sie könnten sie mir ja dann unter die Strohmatte legen.“

Lilly entzündete eilig die Hängelampe und fing mit gehorsamem Eifer zu suchen an. Und erst nach einer Weile fiel ihr ein, daß sie sie niemals finden würde.

— — — — — — — — — — — — —

Die großen Ferien brachte er auf dem Lande bei einem Leidensgefährten zu, dem er büffeln half.

Gleich nach der Wiedereröffnung der Schule begannen die schriftlichen Arbeiten, und gegen Mitte September sollte die mündliche Prüfung an die Reihe kommen.

Der junge Held sah fahl und angegriffen aus, und in den Höhlungen der Backen lagen wie Blutflecken rotbraune Bartstoppeln.

Lilly vermochte das Elend nicht länger schweigend mitanzusehen, und eines Morgens, als sie von der Messe heimkehrend ihn allein in der menschenleeren Straße traf, wagte sie stehen zu bleiben und ihn anzureden.

„Sie müssen sich schonen, Herr Redlich,“ stieß sie angstvoll hervor. „Sie müssen sich Ihren Eltern erhalten und allen, die Sie lieb haben —“

Er schien mehr verlegen als erfreut, und ehe er ein Wort der Erwiderung fand, schielte er mit raschem Blinzeln nach rechts und nach links.

„Ich danke Ihnen, liebes Fräulein,“ stotterte er, „aber später — bitte, später.“

Damit schoß er vorüber. Kaum daß er wagte, die Mütze zu ziehen.

Jetzt erst wurde es Lilly klar, daß sie etwas sehr Unpassendes begangen hatte. Die Häuser vor ihr begannen zu tanzen. Sie kaute das Taschentuch und fürchtete, von den Näherkommenden belacht und verhöhnt zu werden. Als sie in ihrem Winkel vor dem Leihregister saß, zweifelte

sie nicht mehr, ihn durch ihre Frechheit für immer verloren zu haben.

Und richtig!

Er kam ohne Gruß, er ging ohne Gruß, er kam zur Vesperstunde wieder und ging abermals — seine Schritte verschlang die Straße.

Aus — aus — aus!

Doch siehe da! Um die Dämmerung klopfte es — nein, man kann nicht sagen, daß es klopfte, — es kratzte an der Tür, wie schuldbewußte Hunde zu kratzen pflegen, die eingelassen sein möchten.

Und da stand er. Aber nicht so beiläufig — gleichsam geschäftsmäßig — verlegen wie an jenem Sonntagabend, als die Gräber von Ottensen ihm Recht und Weggeleit verliehen hatten, nein, in wahrhaft zitternder Herzensangst. Wie ein Dieb, der das Stehlen nicht versteht.

„Ist Frau Kantor da?" flüsterte er.

„Frau Kantor kommt um diese Zeit nicht mehr herein," flüsterte sie zurück, tief aufseufzend vor Glück.

„Darf ich dann — einen Augenblick — näher — treten?"

Sie wich zurück und ließ ihn ein, denkend: „Wie kann man so viel Freude ertragen und stirbt nicht daran?"

Er stammelte etwas von „Verzeihung bitten" und „nicht Antwort geben".

Sie erwiderte etwas von „sich Vorwürfe machen" und „gut gemeint gewesen".

Und dann saßen sie sich gegenüber wie an jenem Sonntagabend, der Ladentisch zwischen ihnen, und wußten nicht weiter.

Er war der erste, der den Weg in das Reich des Erlaubten wieder fand.

„Man möchte ja so gern manchmal mit einer gesinnungsverwandten Dame plaudern," sagte er mit einer gewissen hackenden Wichtigkeit, „man findet aber doch sehr selten die Zeit dazu — und dann auch die Gelegenheit."

„Ach, was die Gelegenheit anbelangt —" dachte Lilly.

Und da sie ein so gütiges Interesse an ihm bekunde, und wo doch ein Gedankenaustausch gewiß bildend für

ihn sein würde, besonders bei der zunehmenden Emanzipation des Weibes, — welches —

Hier hatte er sich festgefahren. Aber sein Würdebewußtsein verließ ihn nicht mehr.

Er sah sie ein wenig herausfordernd an, als wolle er sagen: Siehst du wohl, wie ich dieser schwierigen Situation gewachsen bin.

Sie hatte nichts von all dem Gerede verstanden. Seitdem sie wieder denken konnte, gab es nur das eine Verlangen in ihr: hilf ihm, errette ihn, damit er sich nicht zu Schanden arbeitet.

„Wir hatten einmal einen Lehrer in der Selekta, Herr Redlich," begann sie, „der gab uns herrliche, unvergeßliche Unterrichtsstunden. Aber der hatte auch so viel gearbeitet wie Sie, und der ist gewiß schon an der Schwindsucht gestorben. So wird es Ihnen auch gehen, wenn Sie nicht acht geben und Maß halten."

Er nickte betrüblich vor sich hin. „Ja, es ist schwer. Es ist schwer."

„Sie müssen sich ausschlafen und spazieren gehen, besonders viel spazieren gehen —"

„Gehen S i e denn spazieren, liebes Fräulein?"

Betroffen sann sie nach. Seit sie in dieser Bücherhöhle hauste, hatte sie kein Schneefeld und keinen grünen Baum gesehen.

„Ach ich!" warf sie achselzuckend hin, „was kommt's denn auf mich an?" Und innerlich jauchzend über die eigene Kühnheit fügte sie hinzu: „Wollen wir einmal zusammen gehen?"

Nun war die Reihe des Betroffenseins an ihm.

„Es gibt da doch eine Menge Hindernisse," meinte er, bedenklich die Locken wiegend. „Man würde sich falschen Deutungen preisgeben. Man hat wohl auch Rücksichten zu nehmen, besonders Sie, liebes Fräulein, gewiß — besonders Sie —"

Lilly hatte viel von jungen Kavalieren gelesen, denen die Fürsorge für den Ruf ihrer Dame mehr galt als die eigene Leidenschaft, und sah dankbar und bewundernd zu ihm auf.

„Um mich machen Sie sich keine Gedanken!“ rief sie, „ich komme schon durch, — ich schwänze einfach die Frühmesse.“

Wiewohl sie bei diesen lästerlichen Worten einen kleinen Herzstich fühlte, so wußte sie doch, daß sie ohne Zaudern Gott und selbst den heiligen Joseph verraten würde, um eines solchen Spazierganges willen.

„Aber erst muß ich das Examen hinter mir haben,“ erklärte er.

Und dabei blieb es.

Ein gegenseitiges Versprechen besiegelte den Plan, und geleitet von ihren Mahnungen und Wünschen schied er, nicht ohne vorher Straße, Beischlag und Hausflur sorgfältig gemustert zu haben.

— — — — — — — — — — — — —

Von nun an war Lillys Leben ein einziger Rausch von Hoffnung und träumender Vorfreude. Die halben Nächte über lag sie wach und malte sich aus, wie sie mit ihm durchs Frührot über die goldenen Felder wandern würde, die Hand gegen das pochende Herz gepreßt, bisweilen leise seinen Ellenbogen streifend. Und jedesmal, wenn sie dies dachte, fühlte sie einen kleinen Schlag, der sie bis zu den Zehenspitzen durchzuckte.

Sie las nur heiße und leidenschaftliche Bücher, in denen viel von „Trunkenheit“ und „Taumel“ und dem „Schwindelgefühl endloser Küsse“ die Rede war. Aber von eigenen Küssen träumte sie nicht. Und jedesmal, wenn sie sich auf diesem Wege ertappte, hielt sie erschrocken inne, so himmelhoch stand er über jedem Erdenwunsch.

Nun wußte sie auch, weswegen sie dem heiligen Joseph ein Silberherz versprechen konnte.

Eines Sonntagmorgens trug sie ihm die ganze Geschichte vor. Erzählte von Fritz Redlichs Examennöten, seinen hohen Idealen und ihrer Angst um ihn. Nur den geplanten Spaziergang verschwieg sie ihm, um der zu schwänzenden Messe willen.

Sie hatte in diesem Jahr gegen sechzig Mark gespart, die sie in einer Lederhülse auf dem bloßen Leib verwahrte.

Das Silberherz würde höchstens zwanzig Mark kosten, also blieb noch eine Menge Geldes, das sie zu einem Geschenke für ihren Freund verwenden konnte. Lange schwankte sie zwischen einer goldgestickten Kollegienmappe und ebensolchen Schlafschuhen und entschied sich endlich für eine Pistolentasche mit inliegendem Revolver, denn sie mußte annehmen, daß er im wilden Kampfe des Lebens mannigfachen Gefahren ausgesetzt sein würde, aus denen nur tolles Wagen und blitzschneller Entschluß ihn erretten konnte.

Revolver mit Tasche kosteten fünfundzwanzig Mark. Goldfäden für das einzustickende Monogramm fünf Mark. Und so war alles aufs beste geordnet.

Als sie ihn am Morgen des Examentages auf den Beischlag treten sah, weiß wie die Handschuhe, mit denen er den Eltern zum Abschied zuwinkte, — sie selbst schien er vergessen zu haben, — da war ihr zu Mute, als solle sie ihm nachlaufen und ihm schon jetzt die rettende Waffe in die Hand drücken. Aber sie überlegte, daß die Herren Examinatoren sich für diese Art von Beredsamkeit nicht allzu empfänglich erweisen dürften und war glücklich, als im letzten Augenblicke, schon von der Straße her, ein furchtsamer Blick seines Auges auch sie noch streifte.

Um ein Uhr mittags gab's draußen einen kleinen Lärm.

Da brachten sie ihn geführt.

Er sah matt und zermürbt aus, aber die anderen johlten.

Der alte Feldwebel außer Dienst kam ihm auf zerrissenen Pantoffeln entgegengelaufen und wischte den grüngrauen Pinselbart heftig an seinem Gesichte ab. Und von der gemeinsamen Küche her wallte der würzige Duft der angeräucherten Brühwürstchen.

Lilly lief jubelnd zwischen den Bücherständen hin und her und dachte mit einer Art von überlegener Genugtuung: „Ist doch ein tüchtiger Mann, der heilige Joseph!“

Am nächsten Morgen schon bestellte sie das Silberherz und bat errötend, daß die Buchstaben L. C. und F. R. eng verschlungen hinein gestochen werden möchten.

Als sie heimkehrte, fand sie unter den Bestellzetteln in dem Briefkasten einen Umschlag, der ihre Adresse trug, und darin auf der Rückseite einer verfleckten Gasthofspeisenkarte die Worte: „Sonntag früh um fünf auf dem Beischlag."

— — — — — — — — — — — — —

Durch das Lichtkreuz des Ladens brach der erste graue Morgen.

Lilly sprang aus dem Bett und riß die Fenster auf.

Die Straße sah aus wie ein großer Milchnapf, so schwer lastete der weiße Frühherbstnebel auf dem Boden. Das kalte, feuchte Geriesel, das über sie herströmte, tat den brennenden Gliedern wohl. Sie breitete die Arme aus und wusch sich mit der eisigen Tauluft, als stünde sie in einem Bade.

Ihr klares Sommerkleid, das sie an den vorhergehenden Abenden selbst gewaschen und geplättet hatte, hing als bläuliche Duftwolke an der weißen Wand.

Sie putzte sich, wie sie noch nie im Leben getan hatte. Das Schicksalsfest, das der heutige Tag ihr brachte, sollte sie würdig geschmückt finden.

Von dem spärlichen Reste ihres Vermögens hatte sie sich einen großen, gelben Schäferhut gekauft, dessen lichtblaue Bänder sich unter dem Kinn binden ließen. So ersparte sie eine Halsschleife. Durchbrochene Seidenhandschuhe waren plötzlich auch da. Sie hatten sich, längst vergessen, auf dem Grunde des Koffers vorgefunden.

Der schwere Revolver kam in den Strickbeutel.

Ehe sie ihn dort untertauchen ließ, küßte sie ihn mehrfach und sagte: „Beschütze ihn treu, vernichte seine Feinde und verleihe ihm Sieg."

Es war eine richtige Waffenweihe.

Plötzlich um fünf knarrte drüben die Tür. Sie schlüpfte in den Hausflur hinaus.

Auf dem Beischlag drückten sie sich die Hände.

Er hatte zwar verquollene Augen, sah aber ziemlich unternehmend aus. Sogar etwas Stutzerhaftes lag in seinem Wesen. Der Hut saß ihm schief, und in der Linken

schwenkte er einen Tändelstock aus Bambusrohr mit einem silbernen Möwenkopfe.

Sie stammelte ihre Glückwünsche.

Er dankte etwas von oben herab, als lohne es sich nicht, von einer so bedeutungslosen Sache viel Aufhebens zu machen.

„Wir bummeln jetzt schrecklich,“ fügte er hinzu. „Ich kann nicht gerade sagen, daß es mir einen besonderen Spaß macht, aber man muß doch auch die Torheiten des menschlichen Lebens kennen lernen.“

Als sie bei St. Annen vorbei kamen, fuhr ihr ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf, der sie mit Glückseligkeit erfüllte: Wenn sie jetzt für einen Augenblick eintraten, dann wurde die Schuld des Verschweigens von ihr genommen, dann durfte der heilige Joseph selber dem Tage seinen Segen geben.

Furchtsam brachte sie ihre Bitte vor. Aber da kam sie schön an.

„Ich bin ein Freigeist, liebes Fräulein,“ sagte er, „und würde meinen Überzeugungen niemals zuwider handeln. — Dennoch hat ein aufgeklärter Mensch die Pflicht, tolerant zu sein. Wenn Sie Lust haben, bitte schön, ich werde warten.“

Nein, sie hatte keine Lust mehr, und sie schämte sich heftig. Aber freilich konnte er ja nicht wissen, in wie naher Beziehung der heilige Joseph zu ihm und seinem Glücke stand, sonst wäre er gewiß nicht so undankbar gewesen.

Sie schritten schweigend durch die noch menschenleeren Vorstadtstraßen. Der Nebel hob sich ein wenig. Lilly fror so sehr, daß sie bei jedem Schritte sich schüttelte. Vielleicht war die Erregung schuld. Doch fühlte sie sich im ganzen viel ruhiger, als sie geglaubt hatte. Es war das alles so ganz, ganz anders. Eine kleine Entzauberung war geschehen, sie wußte selbst nicht wie.

Sehnsüchtig sah sie die Straße hinauf, an deren fernem Ende dunkle Baumkronen sich erhoben.

„Laß uns nur erst draußen sein!“ dachte sie und biß die Zähne aufeinander, damit sie nicht klapperten.

Das Schweigen fing an, ihre Gedanken zu lähmen. Sie hätte gern ein Gespräch begonnen, aber sie wußte keinen passenden Anfang.

Vor ihnen zog ein Bäckerjunge pfeifend seines Weges.

„Wenn wir die Nacht durch arbeiteten,“ begann Herr Redlich plötzlich, „dann haben wir uns immer warme Semmeln gekauft. Wir könnten es jetzt eigentlich auch so machen.“

Nun wurde ihr wieder fröhlich zu Mute.

Freilich, hätte er gesagt: „wir wollen sie uns stehlen,“ so wäre es ihr noch lieber gewesen.

Der Bäckerjunge durfte seine Semmeln nicht verkaufen. Die waren ihm ja zugezählt, aber drüben stand ein Laden offen. Und als Lilly ihren Helden mit einer großen Düte im Arm wieder zum Vorschein kommen sah, hatte sie ein wohliges Gefühl, als würde soeben ein gemeinsamer Hausstand gegründet.

Nun gingen sie zwischen Gärten daher, von deren Zweigen tropfende Schauer auf sie niederfielen. Lilly drückte die Schultern zusammen und wußte vor Frieren nicht aus noch ein.

Endlich standen sie auf freiem Felde.

Über die hochgeschnittenen Stoppeln breiteten sich Teppiche von silbergrauen Spinngeweben, ein jeder schwer von dem Übermaß des Taues, der ihn nach unten drückte.

Gelbe Hügelzüge umfaßten das Halbrund des Bildes, und in der Ferne standen die Mauern des Hochwaldes.

Lilly streckte die Arme vor sich her wie eine Schwimmerin und tat mit offenem Munde fünf, sechs ganz tiefe Atemzüge.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte er.

Sie lachte ihn an.

„Ich muß nachholen,“ sagte sie. „Ich hab' ein ganzes Jahr nicht mehr geatmet.“

Und da sie immer noch fror, verlegte sie sich aufs Laufen. Er versuchte gleichen Schritt zu halten, blieb aber bald zurück und keuchte mit kurzen Hoppsprüngen hinterdrein.

Als sie auf der ersten Hügelhöhe angelangt waren, ging drüben in der Ebene die Sonne auf. Das Buschwerk stand in Feuer, und alles Spinngewebe fing an, wie Silber zu leuchten ... Jeder Tautropfen wurde ein Funke, an jedem Faden lief eine Flamme entlang.

Lilly, vom Laufen erwärmt und erregt, preßte die Hände gegen die hochgehende Brust und starrte mit trunkenen Augen in das Glutmeer.

„O sehen Sie! o sehen Sie!“ stammelte sie und blickte ihm dann fragend und forschend ins Gesicht.

Sie hätte erwartet, er werde Oden sprechen, Hymnen singen und, wenn möglich, die Harfe dazu schlagen.

Er stand nach Atem ringend da und schien ausschließlich mit sich beschäftigt.

„Ach sagen Sie doch was, Herr Redlich,“ bat sie. „Ein Klopstocksches Gedicht oder sonst was.“ Denn bis Goethe war sie nie recht gekommen.

Er lachte kurz auf und erwiderte: „Ach wo, liebes Fräulein. Jetzt nach dem Examen kann mir die ganze deutsche Literatur gestohlen bleiben.“

Sie schwieg beschämt, denn sie fürchtete mit ihrem Verlangen als eine Halbgebildete zu erscheinen.

Als sie wieder aufschaute, war die Glut erloschen. Nun sandten die Felder noch gelbrote Dämpfe der höher steigenden Sonne nach, deren Strahlengold kälter, gleichgültig fast, über der lichtbettelnden Erde stand.

Und dann schritten sie weiter dem Walde zu.

Er wiegte seine Papierdüte in den Armen, sie pflückte Brombeeren, die wie Bündel schwarzer Glasperlen glitzernd zu beiden Seiten des Weges in spinnwebüberzogenen Büschen hingen.

Hoch oben am Waldrande fanden sie eine Bank.

Ohne sich darüber verständigt zu haben, schritten sie auf sie zu. Das war der Platz, den sie brauchten.

Lilly fühlte eine kleine Herzbeklemmung. Hier sollte sie endlich die Offenbarungen empfangen, nach denen ihre Seele schmachtete, — hier sollte sie dem jungen Genius in das sonnenwärts gerichtete Auge schauen.

Er öffnete die Düte, und sie legte das Taschentuch mit den Brombeeren daneben.

Den Strickbeutel mit dem schweren Revolver darin versteckte sie bis auf weiteres zwischen den Sprossen der Seitenlehne.

Und nachdem sie die ausgehöhlten Semmeln mit Brombeeren vollgepfropft hatten, frühstückten sie höchst vergnüglich.

Der goldene Frühherbstglanz schüttete seine Zauber über sie. Lillys Kopf wurde schwer von Sehnsucht und Glück. Sie hätte auf die Erde sinken und die Stirn an seine Knie legen mögen, nur um eine Stütze zu haben in dem Übermaß der reifenden Erfüllung.

Er hatte die Mütze abgenommen. Eine geringelte Strähne sank ihm bis zu den Augenbrauen und gab seinem Gesicht etwas Düsteres, Weltherausforderndes. Diese Genielocke war Mode in der Oberprima und wurde von allen denen sorgsam gepflegt, die nicht zur Patenz des Korpsstudententums hinanstrebten.

Sein Blick ruhte auf den Kirchtürmen der alten Stadt, die in treuherziger Plumpheit gleich schläfrigen Wächtern auf die weit ausschwärmende Häuserherde herniederschauten.

„Darf ich wissen, was Sie jetzt denken?" fragte Lilly in schüchterner Bewunderung. Der große Augenblick — nun endlich war er da.

Er lachte kurz und ein wenig spöttisch auf.

„Ich rechne nach, wieviel Pastoren solch ein Nest ernährt," sagte er, „und wie bequem man es hätte, wenn man einfach Theologie studieren wollte."

„Warum tun Sie es nicht?" fragte sie, „die Wissenschaft strömt doch von überall auf einen zu."

„Das verstehen Sie nicht, mein Fräulein," verwies er sanft. „Nicht die Wissenschaft ist die Hauptsache, sondern die Überzeugung. Für seine Überzeugung muß man alles tun. Auch darben und hungern muß man können für seine Überzeugung . . . Sechs Stipendien hat die Stadt an Theologiestudierende zu vergeben. Aber eher würde ich

mir die Hand abhacken, ehe ich eines davon annähme. Für seine Überzeugung muß man in den Kampf gehen, und das will ich auch. Übermorgen geht's los."

Seine kleinen, kurzsichtigen Augen funkelten. Mit bebender Hand strich er sich die Genielocke aus der Stirn.

Nun hatte sie ihn, wo sie ihn haben wollte. Vielleicht war dies der richtige Augenblick, ihm den Revolver zu übergeben. Aber aus Furcht vor der Größe der Stimmung verschob sie es noch.

Den Sack, in dem die Waffe ruhte, fester fassend, schwärmte sie wie einstmals auf dem Beischlag: „Ach, Herr Redlich, was gibt es doch schöneres als solch einen Kampf! ... Sich in die Fluten des Lebens stürzen — den finstern Schicksalsmächten das Glück abtrotzen und immer stärker, immer eiserner werden dadurch — kann man sich etwas Erhebenderes denken?"

Aber ihr Anruf fand auch diesmal keinen Widerhall.

„Ach Gott, liebes Fräulein," sagte er, „von nah besehen, was ist denn eigentlich dieser vielgerühmte Lebenskampf? ... auf sich rumtrampeln lassen und im Winter kalt schlafen müssen ... und zu Mittag nichts zu essen haben ... Ich geh' ja 'rein in die Geschichte, natürlich tu' ich das, aber es ist schwer, ja es ist schwer! ... Wenn ich ein Stipendium hätte, wär' mir wohler."

„Und das ist die ganze Freudigkeit, mit der Sie dem Leben die Stirn bieten?" fragte Lilly.

„Ach liebes Fräulein," erwiderte er, „wer mit nichts wie 'nem Handkoffer voll geflickter Wäsche und 'nem zusammengepumpten Hundertmarkschein loszieht, wo soll dem wohl die große Freudigkeit herkommen?"

„Gerade dem!" rief sie, begierig, ihm mit einem Strahl der eigenen Zuversicht ins Herz zu leuchten. „Wenn einer ist wie Sie, dem das Zeichen der Größe im Gesicht geschrieben steht, dann liegt einem ja die Welt zu Füßen."

Und sie beschrieb mit der Rechten einen Halbkreis über die grünbuschige, von silbernen Wasserläufen durchzogene Ebene hin, in der die Stadt mit ihrem Kranz von

schwellenden Gärten eingebettet lag wie ein Lerchennest auf der Wiese.

Ihr war, als zeige sie ihm so ein kleines Abbild seines künftigen Reiches.

Er nickte in trübseligem Besserwissen ein paarmal vor sich hin.

„Ach, es ist schwer,“ bemerkte er, „ja es ist schwer.“

Sie wollte ihn durchaus von seiner eigenen Sieghaftigkeit überzeugen, und immer mehr in Feuer geratend, fuhr sie fort: „Ach, wenn ich nur ausdrücken könnte, was ich weiß und was ich fühle . . . wenn ich Ihnen nur von dem eigenen Mute etwas abgeben könnte . . . Sehen Sie mich armes Ding an. Vater hab' ich keinen mehr, Mutter hab' ich keine mehr, Freunde hab' ich auch nicht . . . Wenn ich wenigstens zu Ende hätte lernen und Examen machen können wie Sie . . . Nun sitz' ich da ohne Beruf, ohne Geld, ohne Wintergarderobe, nicht mal ein paar ordentliche Schuhe habe ich,“ — und sie wies ihm die verwitterten Kappen ihrer ausgetretenen Gamaschen, die sie bisher sorgsam versteckt gehalten hatte, — „satt zu essen gibt's auch nicht, und wenn ich heut zu spät nach Hause komme, krieg' ich Prügel . . . und doch weiß ich, das Glück wartet bloß auf mich . . . es ist schon da — unsichtbar — in jedem Windchen, das auf mich zukommt, in jedem Sonnenstrahl, der mich anlacht . . . die ganze Welt ist Glück . . . die ganze Welt ist Musik . . . ein Hohes Lied ist alles . . . alles ist ein Hohes Lied!“

Mit heftiger Bewegung wandte sie sich von ihm ab, um ihm nicht zu zeigen, wie alles in ihr zitterte.

Unten in der Stadt hatten die Glocken zu läuten begonnen. St. Marien, die einst die Kathedrale gewesen war und jetzt als protestantische Hauptkirche ihres Amtes waltete, gab mit ihrem dröhnenden Dreiklang den Ton an . . . St. Georg, die einstige Ordenskirche, hatte eine helle Terz E-G, nur an hohen Festtagen kam noch das väterlich brummende C dazu . . . Andere Glocken folgten . . . Bescheiden, aber doch im ersten Augenblick herauszuhören, mischte sich das lichte Gebimmel von St. Annen hinein.

Es war ein heimliches Raunen und Locken darin: „Wir beide kennen uns, wir beide lieben uns, und der heilige Joseph läßt grüßen."

Lillys Freund schien die Zeit ihres Schweigens benutzt zu haben, um sein seelisches Gleichgewicht zurückzuerobern. Mit der kleinen, belehrenden Würde, die er gern annahm, wenn er sich irgendwo im Vorteil fühlte, begann er: „Ich glaube beinahe, mein liebes Fräulein, wir beide verstehen uns nicht ganz. Ich habe es mir angelegen sein lassen, die Probleme des Lebens eifrig zu studieren, und sehe daher etwas tiefer als Sie. Ich lasse mir darum auch durch die sogenannten Illusionen der Jugend kein X für ein U machen. Ich weiß, was die Menschen wert sind, und möchte auch Ihnen raten, mit Ihrem Tun und Handeln etwas vorsichtiger zu sein."

„Wie meinen Sie das?" fragte sie bestürzt.

Er lächelte sie halb überlegen und halb unsicher von der Seite an.

„Nun, die Schönheit hat doch nun einmal gewisse Gefahren im Gefolge," meinte er.

„Ach was, schön!" rief sie von Glut übergossen. „Wer denkt an solche Dummheiten!"

„Wem die Natur diese Gabe mitgegeben hat," fuhr er fort, „der hat doppelt und dreifach Ursache, sich in acht zu nehmen. Es ist zum Beispiel ein Glück für Sie, daß Sie an einen so streng und rechtlich denkenden jungen Mann gekommen sind, wie ich es bin. Andere, die leichtfertiger geartet sind, würden sich einen solchen Spaziergang ganz anders zu Nutze machen. Da können Sie sicher sein."

Sie starrte ihn an. Ein Wirbel von unklaren und unangenehmen Gedanken riß sie mit sich. Was wollte er von ihr? Machte er ihr Vorwürfe, verachtete er sie um ihrer heiligsten Empfindungen willen?

„Ach Gott, ach Gott," sagte sie ganz fassungslos, „ich wünschte, wir wären zu Hause!"

„Sie müssen mich recht verstehen, mein Fräulein," begann er von neuem. „Ich bin durchaus kein Pharisäer und bringe den Schwächen der menschlichen Natur ein

volles Verständnis entgegen. Es ist nur ein ganz bescheidener Rat, den ich mir hiermit gestatte, und für den Sie mir noch einmal danken werden. Man hat eben nicht umsonst seine Grundsätze, und wenn wir uns im späteren Leben wiedersehen sollten, dann werden Sie sich Ihrer einstigen Jugendbekanntschaft hoffentlich nicht zu schämen brauchen."

„Wenn hier einer von Schämen spricht," rief es in ihr, „dann bin ich es, die sich zu schämen hat."

Zudringlich, würdelos, zuchtlos erschien sie sich, da sie ihm diesen Morgengang abgebettelt hatte.

Und war doch bisher nichts Böses dabei gewesen. Wo kam das nur mit einemmal her?

Noch immer wiegten sich die Glockenklänge zu ihr herauf, noch immer spann die Sonne ihr Goldnetz um sie herum. Sie sah nichts, sie hörte nichts, so sehr schämte sie sich. Am liebsten wäre sie auf und davon gerannt, aber sie wagte nicht sich zu rühren.

Er seinerseits sah gar nicht mehr trostbedürftig aus, sondern wie einer, der in ruhiger Zufriedenheit ein getanes Werk betrachtet.

Eine Brombeere war zwischen den Latten der Bank liegen geblieben.

„Flecken darf man sich nicht machen," sagte er ermahnend, naschte die Beere mit den Fingern auf und zerknuspelte die Kerne langsam zwischen seinen Zähnen.

Da ermannte sie sich und griff aufstehend nach dem Strickbeutel.

„Was haben Sie da drin?" fragte er, „es sieht ja so schwer aus."

Erschrocken umfaßte sie das Wollnetz.

„Es ist nur der Hausschlüssel," stammelte sie.

Und dann gingen sie heimwärts.

„Wenn ich ihn nur umstimmen könnte," dachte sie, „damit er noch einmal eine günstige Meinung von mir kriegt."

Und da ihr nichts besseres einfiel, bückte sie sich auf den Wegrand nieder und sammelte die schönsten Wiesenblumen, die ihr Arm erreichen konnte.

Die bot sie ihm mit abgewandtem Auge als Abschiedsgabe dar. Statt jener anderen, an die sie nun nicht mehr denken durfte, ohne albern vor ihm dazustehen.

Er dankte mit einer schönen Verbeugung und wirbelte das Rohrstöckchen mit dem Silbergriff, — es war ein väterliches Erbstück, dessen Besitz er eben angetreten hatte, — unternehmend rings um seinen Kopf, wie es künftige Korpsstudenten tun, wenn sie Hochquarten markieren wollen.

So bedrückt und gedemütigt erschien sie sich, daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnte.

„Sagt Ihnen nicht auch eine innere Stimme,“ meinte er, „daß wir uns noch einmal im Leben begegnen werden?“

Sie wandte sich ab, sie hatte genug zu tun, um die hochquellenden Tränen niederzuzwingen.

„Und dann werden Sie hoffentlich einen Beweis dafür erhalten, wozu, auch bei geringen Mitteln, ein eifriges Bemühen und eine unentwegte Überzeugungstreue im stande sind.“

Seine Stimme klang jetzt volltönend und vibrierte in selbstgefälliger Kraft. Es war beinahe, als habe er, während er sie klein und zaghaft machte, etwas von ihrem frohen Mut in sich hineingesogen.

Aber als sie in die Nähe des Altmarkts kamen, da wurde er doch wieder unruhig. Er sah sich nach allen Seiten um und meinte schließlich, die Straßen seien immerhin schon sehr belebt, es wäre wohl besser, wenn man sich hier trennte und auf verschiedenen Wegen dem heimatlichen Hause zustrebte.

Er sagte „zustrebte“. Die deutsche Literatur lag ihm also doch noch ein wenig in den Gliedern.

Wenige Tage später fuhr er ab. Und das Haus duftete von dem Knoblauch der Würstchen, die die Frau Feldwebel ihrem Sohne zum Abschied in die Suppe geschnitten hatte.

Lilly aber stand mit brennenden Augen hinter der Gardine und dachte in ihrem Leide: „Ach, hätt' ich ihn doch nie gesehen!“

IX

An einem graudunstigen Oktobermorgen, der den drohenden Wintergrimm unter einem gleißnerischen, feuchtwarmen Lächeln versteckt hielt, ereignete sich das Wunderbare: Frau Asmussens weggelaufene Töchter rückten wieder an.

Ohne irgend einen Schatten vorauszuwerfen, waren sie mit einemmale da, schoben etliche prallbauchige Handkoffer in den Bibliothekraum, maßen Lilly mit einem verwunderten Blick voll huldreicher Kühle und wiesen sie an, die Droschke zu bezahlen, — sie hätten gerade kein Kleingeld bei sich.

Lillys Herz schlug bis in den Hals hinauf. Beim ersten Auftauchen der beiden üppigen, staatsmäßigen Gestalten, die, obwohl sie etwas verwittert und verwaschen aussahen, mit sicherer und sieghafter Geschäftigkeit von dem Terrain Besitz ergriffen, hatte sie bereits gewußt: das sind sie.

Sie warf einen besorgten Blick auf die hübschen, stumpfnäsigen Gesichter, aus denen zwei graue, blanke Augenpaare herausfordernd nach der Tür des Hinterzimmers schauten, und einen anderen nach dem Besen des Willkommens, dessen Stunde nun erfüllet war. Dann rannte sie eilends hinaus, um den Schrecknissen aus dem Wege zu gehen, die sich ereignen mußten, sobald die Mitteltür sich geöffnet hatte.

In der Droschke fand sie neben zwei welken Gladiolenbuketts eine schottisch karrierte Plaidrolle, aus der faustgroße Schirmknöpfe von blauem Glase, einige mit Blenden benähte, schmutzige Kissen und eine Likörflasche hervorschauten, ferner eine deckellose Blechkiste mit russischen Drops und einen auseinanderfallenden Hutkarton, zwischen

dessen Spalten hervor ein Kamm und ein Butterbrot soeben einträchtig den Weg ins Freie suchten.

Sie raffte die Siebensachen zusammen und hielt horchend im Hausflur inne, denn sie fürchtete bereits die Schreie der Mißhandelten zu hören.

Aber alles blieb still. Und als sie eintrat, sah sie Mutter und Töchter, zu einem Knäuel geballt, sich herzend in den Armen liegen.

Zu Mittag gab es, weil ein Festbraten nicht mehr zu beschaffen war, neben dem Alltagskohl einen Berg Konditorkuchen, von dem die Töchter sich schon vor Beginn der Mahlzeit einiges beiseite legten, um es für künftige, weniger fette Zeiten aufzusparen.

Dieses war ihr erster Beweis von wirtschaftlicher Tüchtigkeit.

Frau Asmussen leuchtete in Mutterglück und Muttergüte.

„Nun?“ fragte sie. „Habe ich Ihnen zu viel von diesen herrlichen Geschöpfen erzählt, die ich leider lange entbehren mußte? Aber ich will mich ja gern bescheiden, weiß ich doch, daß ihr goldenes Herz sie bald zum Vater, bald zur Mutter treibt, weil sie keinem von beiden die Gabe reiner Kindesliebe dauernd vorenthalten wollen.“

Und sie faßte die Hände der rechts und links sitzenden Mädchen, und alle sahen sich treuinnig in die Augen.

Auch des fernen Gatten und Vaters wurde in zutunlicher Rührung gedacht. Der geniale und leichtherzige Papa beabsichtige seine umfangreichen Handelsgeschäfte aufzugeben und sich im Süden Rußlands der Bewirtschaftung großer Farmen zuzuwenden, wozu er von einflußreichen Gönnern dringend eingeladen sei.

Später — in Frau Asmussens trüberen Stunden — stellte sich heraus, daß der „blatternarbige Lump“ mit Hinterlassung verdächtiger Wechsel schleunigst habe verduften müssen und in den dunklen Kontoren des Odessaer Hafens untertauchen wolle, bis die Luft im Norden wieder klar sei.

Fürs erste glichen sich in Lillys ungeübtem Auge die beiden zugeflogenen Vögel wie ein Spatz dem anderen. Frech, zänkisch, habgierig, unstet und verliebt. Erst später lernte sie unterscheiden, daß Lona, die ältere, ein derbschönes, handfest zugreifendes Schenkmamsellenwesen, die bei weitem gerissenere war und Mi, die jüngere, die sich durch eine gewisse lasche Drolligkeit auszeichnete, meistens im Schlepptau hinter sich herzog.

Ihr selbst gegenüber beobachteten sie vorläufig die Friedfertigkeit des zuwartenden Argwohns und ließen es nicht an Andeutungen fehlen, man werde ja bald sehen, wie man sich zu stellen habe, und ob man von Freunden oder Feinden umgeben sei.

Dann, als sie sich von Lillys schüchterner Harmlosigkeit überzeugt hatten, schlugen die Wellen ihres zärtlichen Vertrauens über deren Haupte zusammen.

Nun begannen die abendlichen Plauderstunden zu dreien in offenem Korsett und mit hochgezogenen Knieen, das Wandern herüber und hinüber und das Sitzen auf dem Bettrand bis spät in die Nacht hinein. — Nun begann das gegenseitige Frisieren und das Lutschen an heimlich mitgebrachten Bonbons. — Nun flossen die Bekenntnisse schöner Seelen. — Nun regneten vertrauliche Winke über Liebesabenteuer und Männerfang. — Nun rann mit Tuscheln und Raunen ein trüber Strom von geschlechtlichen Geheimnissen auf Lillys rein gebliebene Phantasie hernieder.

Das dringendste Bedürfnis der beiden war, sich in ihrer Körperlichkeit bewundert zu sehen.

„Wenn ich mich so drehe, ist mein Schulteransatz nicht klassisch?“

„Habe ich nicht einen Marmorbusen?“

„Wenn ich nicht so genierlich wäre, möchte ich jetzt mein Hemde runterlassen, ich bin nämlich um die Hüften gebaut wie eine Göttin.“

Seltener wurden Lillys Urteile über die Schönheit ihrer Gesichtszüge eingefordert.

„Darüber ist uns schon soviel Schmeichelhaftes gesagt

worden, da haben wir uns längst unsere feste Ansicht gebildet. —"

Nichtsdestoweniger verschmähten sie nicht, sobald die Herbstkälte gebieterisch nach wollenen Umschlagtüchern verlangte, sich mit Erörterungen über den griechisch niedrigen Haaransatz der Stirn und die verführerische Schwellung des Mundes zufrieden zu geben.

Auch an strenger Selbstkritik fehlte es nicht.

„Unsere Augen sind nicht hübsch, das wissen wir. Die Ihren zum Beispiel sind viel schöner ... Aber ob Sie jemand schafsmäßig anguckеn oder nicht, ist ganz egal ... während wir kaum einmal einen Seitenblick zu werfen brauchen, dann sind sie schon wie toll hinter uns her."

Und die schillernden Katzenaugen funkelten in dem Behagen unbegrenzten Machtgefühls und in dem Triumphe über die Schwachseligkeit männlicher Stärke.

Die Ratschläge, die sie Lilly freigebig erteilten, ließen sich in dem Satze zusammenfassen: „Tu, was du willst, aber ergib dich keinem."

Und sie geizten nicht mit der Herzählung höchst pikanter und zum Herzklopfen anregender Situationen, in denen sie bewiesen hatten, daß es ihnen mit der Nachachtung dieses Wahlspruches ernst war.

Zu allen Zeiten machte sich das Überquellen eines naturkräftigen Sinnendranges in ihnen bemerkbar. So meinte die eine gelegentlich: „Mein höchstes Ideal wäre es, Bienenkönigin sein, aber keine Kinder haben."

Die andere, deren Gemüt mehr zu ethischen Kontemplationen zu neigen schien, erwiderte lebhaft: „Das höchste für mich wäre, Nonne werden und furchtbar liederlich sein."

Und dieses Thema führte sie im Sinne der Renaissanceerzähler bis in Einzelheiten aus, die Lillys ehrfürchtig fromme Seele erzittern und erschauern machten.

Trotz solcher gedanklichen Libertinage war all ihr Hoffen und Träumen auf die Ehe gerichtet.

Heiraten, ein möglichst rasches und vorteilhaftes Hei-

raten, galt ihnen als Erlösung, Karriere, Allheilmittel, irdische Weihe und ewige Glückseligkeit.

„Das heißt, alt muß er sein, reich muß er sein, und dumm muß er sein."

In dieser Dreieinigkeit lagen ihre Forderungen an das Schicksal beschlossen. Und wie andere das erträumte Bild des Künftigen mit einer Glorie übermenschlicher Tugenden zu umgeben wissen, so schwelgten sie in der Ausmalung der Gebrechen, die der einstige Eheherr sein eigen nennen würde, und der Streiche, die sie ihm kraft ihrer körperlichen und geistigen Überlegenheit zu spielen willens waren.

Über die Mittel und Wege, in den Besitz dieses kostbaren und zum Leben nun einmal unentbehrlichen Besitzes zu gelangen, waren sie nicht immer einer Meinung. Eine zwischen ihnen sehr beliebte Streitfrage bot das Thema: „Ist es zweckmäßig, sich mit dem Manne seiner Wahl vor der Hochzeit zu kompromittieren oder nicht zu kompromittieren?"

Lona, deren Kühnheit im Ersinnen schwieriger Handlungsprobleme keine Grenzen kannte, vertrat die erstere Ansicht, Mi, die sicher zu gehen wünschte, neigte der zweiten zu.

„Wenn du die männlichen Waschlappen halb so gut kennen würdest wie ich," schalt Lona die Schwester, „so würdest du wissen, daß man sie am besten bei der Angst zu packen kriegt... Sündigen muß man sie lassen und ihnen aus ihrer Sünde einen Strick drehen, dann erst hält man sie sicher."

Mi warf folgerichtig ein, es sei verwunderlich, daß sie noch nie versucht habe, diesen Satz in die Praxis überzuführen, denn sonst müßte sie ja längst — —

Vorsorglich hielt sie inne, denn die zum Kratzen gekrümmten Finger der Schwester bedeuteten nichts gutes.

Und in der Tat kam es bereits acht Tage nach der Ankunft der beiden zu einer Liebesschlacht, in der die Haarpuffer und die Unterrockbänder herumflogen und Mi

eine Schramme davontrug, die Lilly den Rest der Nacht über mit Essigwasser zu kühlen hatte.

Den Gegenstand des Haders bildete ein „besserer“ Herr, der ihnen auf ihrem Nachmittagsspaziergang gefolgt war und dem nach Mis Behauptung das mangelnde Entgegenkommen ihrer älteren Schwester den Mut genommen hatte, die beabsichtigte Annäherung ins Werk zu setzen.

Lona stellte den Grundsatz auf, daß man sich mit den sogenannten „besseren“ Herren überhaupt nicht abgeben dürfe, während Mi die Ansicht vertrat, zum Ehemann wäre er immer noch gut genug gewesen.

Das Flanieren und Sichansprechenlassen war binnen kurzem der Hauptinhalt ihres täglichen Lebens geworden, und Lilly, die ihren anfänglichen Drohungen, sie würden nunmehr die Zügel des Geschäftes selber in die Hand nehmen, beklommenen Herzens Glauben geschenkt hatte, erkannte alsbald, daß auf diesem Gebiete nichts von ihnen zu fürchten war.

Sie schliefen bis neun, brauchten zum Ankleiden zwei Stunden und begaben sich dann auf die Vormittagspromenade, um das notwendige Urteil über die Herren der Garnison zu gewinnen, die um diese Zeit gruppenweise in der Gegend der Hauptwache herumspazierten.

Hatte die erste Hälfte des Tages dem Militär gehört, so war die zweite vornehmlich dem Zivil gewidmet.

Der Nachmittagskaffee mußte selbstverständlich in der Frangipanischen Konditorei genommen werden, wo sich neben einigen Leutnants die Assessoren und jüngeren Rechtsanwälte beim Schach oder Skat zu versammeln pflegten, und wo auch mancher flottere Oberlehrer seinen Zusammenhang mit der gesinnungstüchtigen Lebewelt zur Schau stellen konnte.

An diese durch Süßigkeiten aller Art gewürzte Stunde schloß sich der Dämmerungskorso, der sich für etwaige Anknüpfungen als höchst vorteilhaft erwies und den häuslichen Gesprächen den nötigen Inhalt bot.

Man kann nicht gerade behaupten, daß Frau Kantor Asmussen dieser Art von Lebensauffassung ein liebendes

Verständnis entgegengebracht hätte. Ganz gewiß nicht. Hatte das allseitige Anhimmeln schon nach den ersten Tagen einer von kleinen Bissigkeiten durchblitzten Schwüle Platz gemacht, so war nun ein dauerndes Ungewitter gefolgt, in dem die Katastrophen einander jagten und allgemach so selbstverständlich wurden, daß selbst Lilly, die anfangs mitgeweint und mitgeschrieen hatte, sie als den Normalzustand des Familienlebens zu betrachten anfing. Schimpfworte von ungeahnter Farbenkraft flogen hin und her, Ohrfeigen knallten, und selbst der Staupbesen, dessen anfangs nicht im mindesten gedacht worden war, erhielt seinen fest umgrenzten Wirkungskreis.

Erst abends, wenn Frau Asmussens Medizin ihre Rechte verlangte, trat Friede ein. Und jetzt hätten die Schwestern ihren Neigungen nach Belieben freien Lauf lassen können, wenn nicht ihr hochentwickeltes Anstandsgefühl dagewesen wäre, das ihnen ein spätes Ausgehen aufs strengste verbot.

„Wer uns jetzt trifft, der hält uns für Frauenzimmer," sagten sie, „und dann ist es mit dem Heiraten vorbei."

Im übrigen hätte man kaum glauben sollen, mit wieviel Anstandsregeln die beiden jungen Damen ihr scheinbar zügelloses Leben eingeengt hatten.

Küssen darf man sich lassen, so viel man will, aber beileibe nicht wieder küssen.

Mündlich darf man sich duzen lassen, im Brief aber ist es eine Beleidigung.

Kuchen und Kaffee darf man sich von einem Herrn bezahlen lassen, aber kein Butterbrot.

Auf den Fuß darf man sich von einem fremden Nachbarn treten lassen, versucht er aber unter dem Tische die Hand zu drücken, so muß man aufstehen. Und so fort.

Lilly stand dieser Gedanken- und Wunschwelt mit vollendeter Verständnislosigkeit gegenüber. Der Mann als solcher war für sie bisher ein Stück Dasein gewesen, das körperlich nicht existierte, der fremde zumal glitt an ihr vorbei, ohne ihrer Aufmerksamkeit den mindesten Halt zu bieten. Sie hatte stets nur den Mann der Träume,

den Mann der Bücher, den Mann ihrer eigenen Schöpfung geliebt. Was da auf der Straße sie im Vorübergehen anstarrte, was Bände wechseln kam und sich kleine Geschäftchen machte, um ein Privatgespräch zu beginnen, was beflissen die Polsterdecke der Kirchentür lüftete und in Kaufläden den Liebenswürdigen spielte, das war eine fremde, fatale Angelegenheit, etwas Dummes, Dreistes und unnennbar Gleichgültiges, an das zu denken Verschwendung und Herabwürdigung gewesen wäre.

Nun erfuhr sie, daß ein ganzes Mädchenleben nur um dieses greulichen, rauhhaarigen Volkes willen da war, daß man vom Erwachen bis zum Schlafengehen sich mit ihm beschäftigen konnte, ohne doch einen, den Einen im Sinne zu haben, für den man geschaffen worden war wie für die Arbeit und den Glauben und den lieben Gott.

Und wenn sie sich auch himmelweit davon entfernt wußte, den Mahnungen und Beispielen der Beiden irgendwelchen Einfluß einzuräumen, so fühlte sie doch ein leises Verlangen in sich aufsteigen, zu erfahren, wie die wohl geartet sein mochten, um derenwegen man so viel Wesens machte, deren Beifall Glück, deren Kälte Vernichtung in sich barg.

Und eine quälerische Angst erwachte in ihr vor dem Fürchterlichen, das da draußen wob und tollte, vor dem Schmutz, der jeden Tag von neuem auf ihre Schwelle getragen wurde, und vor der bangen Neugier, mit der sie ihn aufhob. Denn sie mochte wollen oder nicht, ihre Gedanken kehrten immer wieder zu den bunten, giftfarbenen Bilderreihen zurück, die die verwildernden Schwestern allabendlich vor ihr aufrollten.

Es war ein Glück, daß die hitzige Freundschaft, mit der die beiden sie beschenkten, nach einem Monat etwa sich abzukühlen begann.

Die Ursache bildete der rätselhafte Fehlbetrag, der sich einmal nach dem anderen in der Kasse einfand und schließlich zu einer stehenden Erscheinung wurde.

Lilly rechnete mit heißem Kopfe viele Stunden lang.

Sie buchte und zählte jeden Pfennig und mußte sich schließlich darüber klar werden, daß jemand die karge Zeit ihrer Abwesenheit benutzte, um einen Griff in die Schublade zu tun.

Um sich zu retten — denn auf ihr allein wäre im Falle der Entdeckung der Diebstahl sitzen geblieben — nahm sie beim Hinausgehen, gleichsam aus Versehen, den Kassenschlüssel mit sich. Und fuhr so fort, bis die immer fremder und verächtlicher werdenden Mienen der Schwestern ihr bewiesen, daß sie auf dem rechten Wege war.

Gelegentlich kamen Wut und Enttäuschung zu offenem Ausbruch.

Ob sie hergelaufene Person sich einbilde, im Geschäfte die Herrin zu sein? und jetzt werde man ihr Bücher und Schlüssel nötigenfalls mit Gewalt aus den Händen nehmen.

In ihrer Todesangst rannte Lilly zur Mutter und drohte, das Haus auf der Stelle zu verlassen, wenn man sie nicht schalten und walten ließe wie bisher.

Frau Kantor, die ihre Früchtchen kannte, stellte sich auf Lillys Seite, und der Sturm schien abgeschlagen.

Nun legten sie sich aufs Bitten und ließen in wiedererwachter Vertraulichkeit neue umfassende Blicke in die Tiefen ihres Seelenlebens tun.

Ob sie etwa glaube, daß es ihnen auf die paar lumpigen Eisbaisers ankäme, die sie nachmittags bei Frangipani verzehrten. O nein, o nein, sie wären tüchtige Mädchen und wüßten für die Zukunft zu sorgen. Bei dem alten Saufkragen könnten sie sowieso nicht ewig bleiben. Außerdem hätte sich die Gegend in Hinsicht einer gediegenen Heirat als durchaus unergiebig herausgestellt, und darum wären sie längst schon fleißig dabei, das Reisegeld für eine künftige Flucht zusammenzusparen. Man dürfe ruhig sagen, daß sie es sich mühselig am Munde abhungerten, denn wie viel Versuchungen sie widerstünden, wenn sie um die Vesperzeit dem mit Herrlichkeiten aller Art beladenen Konditortische gegenüber säßen, davon könnte

Lilly in ihrer ärmlichen Bedürfnislosigkeit sich keine Vorstellung machen.

Lilly ließ alle Überredungskünste ungerührt an sich herniederrinnen. Die Mienen der beiden vereisten von neuem. In schweigendem Beleidigtsein begannen sie an ihr vorbeizugehen.

Doch alsbald stellten Ereignisse sich ein, die die Feindschaft zu hellen Flammen schürten.

X

Es war in der Dämmerung eines regennassen Novembertages. Alle Dachrinnen trieften, und an den Eisenstäben des Beischlaggitters glitten in endloser Kette die grauen Tropfen dahin, um sich kopfüber in die Lache zu stürzen, die blank auf dem Estrich stand.

Ein trübseliges Vergnügen, dem Spiele zuzuschauen. Aber wo gab es heute ein besseres?

Da öffnete sich die Tür — die Klingel gellte — und herein hüpfte und stampfte mit hoch heraufgeschlagenem Rockkragen und tief herabgeschobenem Hut ein blondes, fixes Kerlchen, dessen kurzgeschorenes Haupthaar erglänzte wie weißgelber Sammet und das einen leisen Duft von Juchten und Parmaveilchen vor sich herströmen ließ.

Er maß Lilly zwischen herrisch zusammengekniffenen Lidern mit einem flüchtigen und scheinbar enttäuschten Blicke, gab ein knarrendes „Guten Abend“ von sich und musterte umständlich die hinteren Räumlichkeiten, als müsse hinter den Bücherschränken noch irgend jemand zu seiner besonderen Begrüßung hervortauchen.

Lilly fragte nach seinem Begehr.

„Ah, Sie sind wohl das Leihbibliotheksfräulein?“ fragte er zurück, durch ihre Existenz in eine Art von nachlässiger Heiterkeit versetzt.

Lilly bejahte.

„Das ist sehr gut,“ erwiderte er, „wirklich sehr gut!“ — und in den verzwickten, weißwimprigen Augen tanzten tausend kleine Lustigkeiten.

Lilly fragte, welches Buch er zu lesen wünsche.

„Wissen Sie, mein sehr geehrtes und gelehrtes Fräulein, ich bin nicht gerade sehr zu Haus in der deutschen Literatur

und den angrenzenden Wissenschaften, aber ich habe seit gestern einen fabelhaften, einen geradezu gymnasialen Bildungseifer. Wenn Sie mir Ihre gewiß höchst wertvolle — —“

Er hielt plötzlich inne, klemmte ein Einglas ins Auge, besah sie von rechts unten, besah sie von links unten, wie man vor dem Kaufe ein hochbeiniges Pferd besieht, murmelte etwas wie „Donnerwetter“ und wünschte dann eiligst Licht gemacht zu haben.

Und da man in der Tat kaum mehr die Nummern auf den Bücherrücken lesen konnte, so hatte Lilly keinen Grund, ihm diesen Wunsch nicht zu erfüllen.

Als sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit emporreckte, um den Zylinder von der Hängelampe zu heben, stieß er ein zweites, lauteres „Donnerwetter“ aus. Und als sie, von der Flamme seitlich beschienen, mit beklommener Frage in den unwahrscheinlichen Augen — den lange versteckt gebliebenen Lillyaugen — vor ihm stand, da sank er, um sein vollendetes Baffsein zu markieren, auf den Stuhlsitz nieder, faltete die Hände und bat um Gnade.

Lilly fühlte ein heißes Gekränktsein in sich aufsteigen. So niedrig also wurde sie in ihrer Stellung bewertet, daß ein vornehmer junger Herr, — der erste, der sich in anderthalb Jahren zu ihr herein verirrt hatte, — es nicht für nötig hielt, ihr die allerselbstverständlichste Höflichkeit entgegen zu bringen.

„Wenn Sie nicht ein Buch zu leihen wünschen, mein Herr,“ sagte sie und maß ihn von oben herab, „dann verlassen Sie, bitte, das Zimmer.“

„Was — was sagen Sie da,“ erwiderte er entrüstet, „ich ein Buch leihen? ein Buch? e i n lumpiges Buch? — mehr nicht? . . . für jede fünf Minuten, die ich hier bleiben darf, leihe ich ein ganzes Bordbrett . . . ich leihe meinetwegen den ganzen Schrank voll — aber unter der Bedingung, daß ich ihn morgen schon wiederbringen darf . . . ich werde sofort einen Vertrag mit der ersten hiesigen Transportgesellschaft abschließen, damit sie die Schränke

immer hin und her schleppt, immer hin und her ... Halt — halt — aber mir scheint, ich habe gehört, daß man in den Leihbibliotheken für jedes Buch drei Mark Pfand zahlen muß — nicht wahr? ist es nicht so?"

Lilly staunte ihn an und bejahte.

„Da ich nun aber so viel Geld im Augenblick gar nicht besitze, so muß ich schon bitten, mich als Pfand selber hier zu behalten ... Ich begebe mich also gewissermaßen zu Ihnen ins Schuldgefängnis ... Sehr fatal für beide Teile — aber was kann man da machen, gnädiges Fräulein?"

Wider ihren Willen mußte sie lachen.

„Ah, sie ist versöhnt!" rief er triumphierend. „Die junge Majestät ist versöhnt, und nun lassen Sie uns wie ehrbare Freunde miteinander verkehren ... Sehen Sie mich mal genau an, mein gnädigstes Fräulein! Sehe ich Ihnen aus, als ob ich Bücher lese? Ich habe zwar so meine Erwählten in der Weltliteratur, Schlicht, Roda-Roda und Winterfeld und was sonst noch so vorgibt, den Humor des Soldatenlebens zu kennen, aber wenn ich hierher gekommen bin, so hat das eine tiefere Bewandtnis. Ich hoffe, ich darf sie Ihnen anvertrauen."

„Wenn Sie es für nötig halten," stammelte Lilly, deren Blick gebannt an der leuchtenden Kette hing, die unter dem Ärmel des sandfarbenen Paletots hervorschaute. Sie hatte nie gewußt, daß Männer goldene Armbänder tragen.

„Also, ich liebe es, mich gegen Abend in Räuberzivil — sonst trage ich nämlich Uniform — nicht mehr lange — ich werde schon in den nächsten Wochen das Zeitliche segnen ... denn wissen Sie, was Schulden sind, mein gnädiges Fräulein? — Nein? Nu, da seien Sie vergnügt — Schulden sind der bittere Bodensatz in der Limonade des menschlichen Daseins, und diese Limonade ist schon an sich nicht übermäßig gezuckert. Aber was wollte ich doch sagen? Ja richtig — also gegen Abend, da liebe ich es, den Harun al Raschid zu spielen und mich um die Volksgunst zu bewerben, indem ich die empfehlenswerteren

Töchter dieses tüchtigen Volkes durch eine kleine Ansprache beehre. Verstehen Sie? So in entlegeneren Gegenden, wo hoch der Zaun und still der Neubau steht ... Also — gestern, ich — hinter zweien her ... lachen über die Schulter weg — und wippen mit den Röckchen — und überhaupt so, wie gut erzogene junge Mädchen zu tun pflegen."

„Verzeihung, ich möchte dieses Gespräch gern abbrechen," sagte Lilly, die schamrot geworden war.

„Im Gegenteil, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er, „daß Sie eine vollendete Dame sind, und mit solchen kitzligen Sachen nichts zu tun haben, das weiß ich längst. Ich beichte ja auch nur, um von Ihrer Reinheit eine kleine Absolution zu erlangen."

Diese Wendung tat Lillys Seele wohl, und sie widersprach nicht mehr.

„Die beiden gehen also Arm in Arm vor mir her. Aber kaum habe ich sie erreicht, da lege ich mich fix dazwischen wie die Wurst zwischen zwei Butterbrötchen. Und sie sind auch sehr leutselig und erzählen mir, daß sie die Besitzerinnen einer großen Leihbibliothek sind, und sie werden demnächst in Berlin eine Kunsthandlung aufmachen — und so dergleichen. Aber ihre Adresse sagen sie nicht ... und da ich bis vor wenigen Minuten fand, — ich muß es mit Beschämung gestehen, — daß sie gewissermaßen ihre Meriten hatten; so klappere ich jetzt einfach an der Hand des Adreßbuches sämtliche Leihbibliotheken ab. Es sind mit den bekannten Buchhandlungen nur drei. Die beiden anderen habe ich untersucht. Und nun ich auch die dritte kenne, können mir die beiden Kunsthändlerinnen gehorsamst gestohlen bleiben."

In Lilly stiegen Spott und Schadenfreude grell empor. Sie lachte kurz auf, hütete sich aber wohl, die Existenz der beiden preiszugeben.

Dann — damit sie sehe, daß ihrer Hoheit gegenüber jede Abenteuersucht ein Ende habe — stellte er sich in voller Form rechtens vor: „von Prell, künftiger Leutnant außer Dienst."

Und ihren fragenden Blick auffangend, fuhr er fort: „Denn wie ich schon zart andeutete, gnädiges Fräulein, meine Tage im Regiment sind gezählt ... Dieser Regenschirm, auf den ich mich augenblicklich einexerziere, wird demnächst dauernd als Sonne — oder sagen wir korrekter, als Sonnenfinsternis — über meinem Haupte schweben."

Lilly fragte schüchtern, ob ihm das Leben als Offizier nicht mehr gefalle.

„Ich wüßte bisher kein Leben, das mir nicht gefallen hätte," — und der Übermut glitzerte mit kleinen Lichtern aus seinen hellgrauen Äuglein — „aber der väterliche Mammon ist futsch, und mein Sold als Kriegsknecht reicht allenfalls zu Radieschen. Gegen Weihnachten sind aber sogar die Radieschen teuer. Und da tue ich am besten, ich schaffe mir ein altes Heringsfaß an und lasse mich einsalzen. Wenn Sie zufällig eins billig für mich kaufen können, ich zahle die höchsten Preise."

Lilly lachte ihm fröhlich ins Gesicht, und er lachte mit, indem er die Hände in die Hüften stemmte und ein kleines, fistelstimmiges Kichern hören ließ, das, so leise es klang, den überschlanken, sehnigen Körper wie ein Sturm von Lustigkeit erbeben ließ.

Sie saßen sich nun wie zwei gute Freunde gegenüber. Der Ladentisch trennte sie, und Lilly wünschte, diese Stunde möchte kein Ende nehmen.

Als jetzt ein junges Dienstmädchen erschien, um für seine Herrschaft einen Band Flygare-Carlén zu wechseln, richtete er sich schlichtweg aufs Bleiben ein, besah etliche Bücherrücken und tat, als wäre er zum Hause gehörig. Dann, als die Kleine sich empfahl, riß er beflissen die Tür auf und dienerte hinter ihr her.

Lilly geriet immer mehr ins Lachen hinein und konnte nur noch mühsam an sich halten.

„Bevor die nächste kommt, müssen Sie gehen," sagte sie. „Sonst denkt man sich noch was Schlimmes."

„Warum?" fragte er. „Es kommen ja immer andere."

Dann, als sie darauf bestand, legte er sich aufs Betteln.

„Sehen Sie, mein allergnädigstes Fräulein, ich bin berühmt als ein Mensch ohne jeden moralischen Halt. Seien Sie meine Stütze durchs menschliche Leben — wenigstens so lange, bis die Tür zum nächsten Male geht. Während ich hier sitze, kann ich keine dummen Streiche machen, und das muß doch Ihrem mildtätigen Herzen ein gewisser Trost sein."

Und so kam man überein, daß er, bis die Klingel wieder schellen würde, seinen Platz als berechtigter Inhaber behaupten dürfe.

Er legte sich wohlig gegen die Stuhllehne zurück und besah Lilly mit der zärtlichen Rührung des unumschränkten Besitzers.

„Alles Malheur auf Erden kommt von der Geschwätzigkeit," begann er. „Wenn Kolumbus die Geschichte von der Entdeckung Amerikas hübsch für sich behalten hätte, würde ihm niemand Unannehmlichkeiten verursacht haben. Ich werde schlauer sein und meine Entdeckung als unser beider Familiengeheimnis betrachten ... Das wär' ein Fressen für die Kerls! ... Laß die sich man an solche Dämmerungsfalter halten wie die beiden hoffnungsvollen Kunsthändlerinnen, denen ich das Glück unserer jungen Freundschaft verdanke."

Lilly hatte die Schwestern ganz und gar vergessen. Es war die Stunde, in der sie heimzukehren pflegten. Wenn sie plötzlich die Tür öffneten —

Die Klingel tönte. Nein, sie waren es nicht. Ein altes Fräulein, das täglich einige Bände Liebesglück verschlang, kam, um sich zum Abend neue Nahrung zu holen.

Der fröhliche Leutnant war des Paktes gedenk. Er schnellte von seinem Sitz empor. Seine Haltung verengte sich zu offizieller Kühle.

„Möchte mir gestatten," schnarrte er, „um die neueste Erscheinung von — von —" offenbar fiel kein deutscher Schriftstellername ihm ein, und erst nach scharfem Nachdenken kam ihm der erlösende Name, „— von — Gerstäcker zu bitten."

Lilly brachte ihm diese neueste Erscheinung, — sie trug

die Jahreszahl 1849 — er zahlte die gesetzlichen drei Mark als Pfandgebühr und empfahl sich mit einem überhöflichen Kratzfuß, während zwischen seinen silberweißen Wimpern die kleinen Teufelchen spielten.

Bald darauf kamen die Schwestern nach Hause, maßen mit Argwohn Lillys flammende Backen und gingen gruß-los an ihr vorbei. — — —

Der nächste Tag verlief wie jeder andere, aber in Lilly zitterte etwas wie weihnachtliche Erwartung, eine mahnende Unrast, ein Drängen nach neuem Leben.

Und siehe da! Um dieselbe Stunde wie gestern öffnete sich die Tür, und herein traten zwei elegante junge Herren, die einen knarrenden „Guten Abend" wünschten und, während sie ein wenig pfiffig und ein wenig befangen nach „etwas Lektüre" verlangten, Lilly mit großen, sach-verständigen Augen musterten.

Sie fühlte ein mattes Erstarren in ihren Gelenken, wie immer, wenn das Bewußtsein, beobachtet und be-wundert zu sein, sie übermannte. Aber sie behielt ihre Hal-tung, und als die Herren nach der Auswahl ihrer Schmöker, — die sie übrigens kaum eines Blickes gewürdigt hatten, — eine scherzende Unterhaltung beginnen wollten, warf sie den Kopf in den Nacken und trat hinter einen der Bücher-schränke, der die Bände L bis N beherbergte, denselben, in dessen Schutze sie vor dem Fensterbrett ihre Schreibereien zu besorgen pflegte.

Die Herren berieten leise und traten dann mit klein-lautem Gruß den Rückzug an.

Ihr lustiger Freund hatte sie also doch verraten! — —

Von nun an wimmelte es in der armen Winkelbibliothek der Frau Kantor Asmussen von schlanken und patenten jungen Herren, die, von einer unersättlichen Lesegier ge-peitscht, eine muffige Schwarte gegen die andere ein-tauschten.

Nur wenige wagten in Uniform zu kommen, aber ihre Namen verschwiegen sie nicht, und die letzte Seite des Kundenverzeichnisses sah aus, wie dem Gothaschen Al-manach entnommen.

Die einen hüllten sich in geschäftsmäßige Strenge, die anderen kamen in nachlässiger Siegessicherheit daher. Einer liebelte auf der Stelle los, ein anderer wagte sogar über den Ladentisch hinweg ein Spiel von Handgreiflichkeiten, und der naivste von allen warf die herablassende Frage hin, an welchem der nächsten Tage er ihren liebenswürdigen Besuch erwarten könne.

Lilly hatte alsbald begriffen, daß sie sich durch diese Aufmerksamkeiten weder gekränkt noch geehrt fühlen durfte. Mit den Höflichen plauderte sie unbefangen, die Frechen fertigte sie wortlos ab, und sobald ein Gespräch sich in die Länge zu ziehen drohte, verschwand sie hinter dem Bücherschranke L bis N.

Es dauerte etliche Tage, da hatten die Schwestern die vornehmen Besucher entdeckt.

Ihre eifersüchtige Wut sprengte jedes Maß des Anstandes. Von nun an war Lilly keine Beleidigung, keine Schmach erspart. Nie gehörte Schimpfwörter rannen schmutzig auf sie nieder, und als sie das Ansinnen, den beiden ihren Platz am Ladentische einzuräumen, rundweg abschlug, ging man zu Mißhandlungen über.

In höchster Not wurde Frau Asmussen ihre Helferin.

Der Besen schauerte auf die weißen Nachtjacken der Megären nieder und trieb sie ins Hinterzimmer, wo die Schlacht in Tränenströmen erstickt wurde.

Aber die Feindseligkeiten dauerten fort. Und sah man sich während der Geschäftszeit um der Besucher willen zu einiger Zurückhaltung gezwungen, so ließ man morgens und abends seinen Gefühlen umso freieren Lauf.

Lillys Leben wurde zur Hölle.

Eine Kruste von Haß und Erbitterung legte sich um ihre Seele. Halb mit Schrecken, halb mit Genugtuung sah sie sich härter und bissiger werden, nur wenn sie zur Nacht den brennenden Kopf in die Kissen wühlte, brach ihr Jammer sich in lautlosem Weinen Bahn.

Der lustige Freund mit den weißen Wimpern, der das ganze Unglück angerichtet, hatte sich nicht wieder sehen lassen.

Erst etwa zehn bis vierzehn Tage nach seinem ersten

Besuche trat er wieder ins Zimmer, schleppte ein wenig die Beine und hatte dicke, verwässerte Augen.

„Dies ist die gesprenkelte Topf- oder Gartennelke," sagte er, die Seidenpapierhülse von dem Päckchen lösend, das er in der Hand hatte. „Sie hält sich fünf bis sechs Tage frisch, länger als jeder Abschiedsschmerz."

Lilly, die bei seinem Anblick eine kleine, trostbringende Freude in sich aufleuchten fühlte, nahm den Strauß wie etwas, worauf sie ein Recht hatte. Dann machte sie ihm ein paar Vorwürfe darüber, daß er den Mund nicht hatte halten können.

„Ich sagte Ihnen ja," erwiderte er gleichmütig, „daß ich ein Mensch ohne jeden moralischen Halt bin."

Und dann erzählte er ihr, er sei nun endgültig aus dem Regimente weggegessen und hätte nichts dringenderes zu tun, als sich eine Fahrkarte zu lösen, — wenn er nur erst wüßte, wohin?

„Aber darum belieben wir uns noch nicht einmal hinter den Ohren zu kratzen," fuhr er fort. „Glänzende Leut' wie wir beide machen auch glänzende Karrieren . . . Mein Lebensweg führt an einer kühlen Sektquelle entlang und ist mit kleinen Fleischpastetchen gepflastert. Das ist Kismet. Dagegen kann man nichts machen. Und wenn er schließlich auf einer Sirupfarm in Louisiana endet, so soll's mir auch egal sein. Man sieht doch immer was Neues, und darauf kommt es hauptsächlich an. Vorläufig will mich der Alte, der einen Narren an mir gefressen hat, auf seinem Gute als Fritz Triddelfitz rumlaufen lassen. Ich bin neugierig, was ich da wieder für'n Feetz anstellen werde."

Und er lachte sein hohes, kaum hörbares Lachen, das ihn schüttelte wie ein Sturm.

Lilly wollte wissen, wer das wäre: „der Alte".

Daß man das erst fragen mußte, schien ihm unfaßbar.

„Haben Sie 'ne Ahnung vom menschlichen Leben, wenn Sie nicht mal wissen, wer der Alte is. Der Alte ist der Rohrstock hinterm Spiegel. — Der Alte bestimmt, was auf Erden gut und böse ist. — Der Alte bricht dem einen das Genick und bezahlt dem andern die Schulden. — Der

Alte ist der große Bowlentopp für alle unsere Tugenden und alle unsere Sünden, und dabei ist der Alte der ewig Junge. — Der Alte kriegt Sie zu sehen und sagt: ‚Komm mal her, kleines Mädchen. Ich bin ein graues, altes Scheusal, aber ich wünsche dich zu haben.' Und dann bleibt Ihnen gerade bloß noch die Courage zu fragen: ‚Wann befehlt Ihr, hoher Herr?' ... Sehen Sie, Kindchen, das ist der Alte ... Gehetzt haben sie ihn schon längst auf Sie, und sollte der wirklich mal den Weg zu Ihnen finden, dann gnad' Ihnen Gott. Dann ist es Matthäi am Letzten mit meiner armen jungen Königin."

„Und dabei weiß ich noch immer nicht, wer der Alte ist," sagte Lilly, der bei diesem rätselhaften Bangemachen ein wenig unbehaglich zu Mute wurde.

„Dann fragen Sie auch nicht," erwiderte er und reichte ihr zum Abschied die von Sommersprossen gesprenkelte Hand.

„Es is schad' um uns beide," fügte er hinzu, sie zwischen zusammengekniffenen Wimpern hervor mit zärtlichem Bedauern anlachend. „Wir hätten die Weltgeschichte so gut um ein berühmtes Liebespaar bereichern können."

Und dann sich über den Ladentisch hinwegreckend: „Da ich ein Mensch ohne jeden moralischen Halt bin, möchte ich Ihnen noch gern einen Kuß verabfolgen."

Lilly hielt ihm lachend den Mund hin.

Als er sie geküßt hatte, wandte er sich steifbeinig zur Tür.

„Ich kann gar nicht laufen, ich bin so verbummelt," sagte er, und damit war er draußen. — — —

Lilly wurde nach dieser Unterredung von einem ähnlichen Unruhegefühl befallen, wie damals, als ihr lustiger Freund zum erstenmal bei ihr gewesen war. Ihr schien's, als würde sie im Spiel von kitzelnden Ruten leise gepeitscht.

Und darein mischte sich diesmal eine Angst, die halb quälerisch, halb wohlig ihre Nerven erbeben ließ, — eine Angst, als stünde sie harrend vor einer verschlossenen goldenen Tür, hinter der, bereit sie zu ergreifen, ein unbekanntes Schicksal kauerte.

XI

Im Schein der mittäglichen Dezembersonne glitzerten draußen Säbelgriff und Uniformknöpfe.

„Das ist ein Neuer," dachte Lilly, denn die straffe, gedrungene Männergestalt, die knarrend die Beischlagstufen hinan schritt, schien ihr fremd.

Ein herrisches Stampfen vor der Tür. Die Klingel gellte lauter denn sonst.

Nein, den kannte sie nicht. Das war kein leichtsinniger Leutnant, auch keiner von den reiferen, die die Würdigen spielen und mit zuwartendem Lächeln auf den ersten scheuen Blick lauern, um daraus zu entnehmen, was sie wagen dürfen.

Sie sah ein falkenscharfes, bohrendes Auge, das von einem Kranze spielender Krähenfüße dicht umgeben war, sie sah eine strenge, hochsattlige Hakennase und hagere Backenknochen, auf denen in buntem Geäder eine fest umgrenzte Röte stand, sie sah einen schmalen, hart geschlossenen Mund, der sich unter dem kurzen, buschigen Schnurrbart zu einem höhnisch-wohlwollenden Lächeln in die Höhe zog, sie sah ein zurückweichendes, vom Rasieren glänzendes Kinn, das sich nach dem hohen Kragen hin in ein paar schlaffen Falten verlor.

Sie sah das alles wie eine Vision. Ihr Herz hatte so heftig zu schlagen begonnen, daß sie sich gegen den Bücherschrank lehnen mußte.

„Das ist es ja, wovor ich Angst hatte," sprach eine Stimme in ihr. „Das ist er ja, der ‚Alte'."

Er hob den Arm mit nachlässigem Gruß gegen die Mütze, dachte aber nicht daran, sie abzunehmen.

„Oberst von Mertzbach," sagte er mit einer Stimme,

deren rauhe Melodik eine ganze Welt von befehlender Macht vor ihr ausbreitete.

„Ich wünsche einige Minuten Unterhaltung, mein Fräulein,“ fuhr er fort. „Ich habe meine Gründe, Sie kennen zu lernen.“

Lilly fühlte, daß sie einer demütigenden Prüfung unterworfen werden sollte, die sie nicht im mindesten verpflichtet war, sich gefallen zu lassen. Aber noch nie im Leben war sie sich so wehrlos erschienen wie in diesem Augenblick. Ihr war zu Mute, als stünde sie vor einem Richter, der das Recht hatte, sie zu begnadigen oder zu verurteilen — ganz nach seinem Belieben.

Mit bebenden Lippen stammelte sie etwas, was eine Einwilligung sein sollte.

„Sie scheinen ja ein höchst gefährliches Fräulein,“ sagte er. „Sie haben ja meine Herren — wenigstens die jüngeren — ganz aus Rand und Band gebracht.“

„Ich weiß gar nicht, was Sie wollen,“ erwiderte Lilly, all ihren Mut zusammen nehmend.

Er machte „hm“, klemmte das Einglas ins Auge und besah sie von oben bis unten oder vielmehr bis zu der Tiefe, in der die Platte des Ladentisches ihre Gestalt entzwei schnitt. Dann machte er noch einmal „hm“ und meinte: „Die Unschuldige spielen ist in solchen Fällen sehr leicht. Übrigens, ich kann meine jungen Herren vollkommen verstehen. Ich würde es wahrscheinlich nicht anders gehandhabt haben. Es scheint aber, mein Fräulein, daß Sie trotz Ihrer Jugend und — Unerfahrenheit über einen sehr respektablen Fonds von weiblichen Künsten verfügen, denn sonst würde es Ihnen nicht gelungen sein, die Herren, die ziemlich verwöhnt sind, trotz einer tadellos ablehnenden Haltung — oder vielleicht gerade *durch* diese Haltung, — zu immer erneutem Wiederkommen zu veranlassen.“

Lilly fühlte die Tränen emporschießen. Es wäre ein leichtes gewesen, die ihr angetanen Kränkungen zurückzuweisen, aber woher die Kraft nehmen, diesem Manne, dessen Auge sie entkleidete und durch und durch stach, der

sie mit seinem Lächeln einhüllte wie mit einem Gitternetz, ein wehrhaftes Wort der Entgegnung zu sagen?

Und so setzte sie sich hin und weinte.

Er seinerseits stand auf und trat dicht an den Ladentisch.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „wie leicht oder wie schwer Ihr Ehrgefühl verletzt wird, kann ich so ohne weiteres nicht wissen. Jedenfalls ist es nicht meine Absicht, Sie zum Weinen zu bringen. Ich wünsche im Gegenteil, daß Sie mir möglichst ruhigen Gemütes einige Auskünfte geben möchten, die mich aufklären und die vielleicht auch nicht ohne einige Wichtigkeit für Ihr künftiges Leben sein würden.“

Lilly hatte nur die eine Empfindung: „du mußt dich zusammennehmen, denn er will es so.“

Dann wischte sie sich die Augen und sah ihn gehorsam an, nur noch ein wenig durch die Nase schluckend, wie sie als Kind getan hatte, wenn sie gescholten worden war.

Er fragte nach ihrem Namen, ihrer Herkunft, wo Vater und Mutter wären, welche Schule sie besucht hätte und was sie hier täte.

Als sie bei dieser Gelegenheit den Namen ihres Vormundes nannte, ging ein spöttisch verstehendes Schmunzeln über sein Gesicht.

„Die Lebensauffassung dieses Herrn kenne ich,“ sagte er. „Sie stehen also alles in allem mutterseelenallein in der Welt?“

Lilly bejahte.

„Und es würde Ihnen nicht unangenehm sein, irgend einen Stützpunkt zu gewinnen, dem Sie sich im gegebenen Momente anvertrauen könnten?“

„Wo sollte der wohl herkommen?“ erwiderte Lilly.

„Lassen Sie mich mal gelegentlich nachdenken,“ meinte er stirnrunzelnd. „Übrigens ewig können Sie in diesem Loch auch nicht bleiben. Werden Sie da wenigstens gut behandelt?“

„O, es geht,“ sagte Lilly, und zwischen Lachen und Weinen fügte sie hinzu: „Bloß — ich bekomme schlechtes Essen und werde auch manchmal“ — sie wollte sagen

„geprügelt“, aber sie schämte sich und setzte statt dessen „gestraft“, was keinen rechten Sinn hatte.

Nun brach er seinerseits in ein Lachen aus. Das klang, als ob man eine Peitsche knallen läßt.

„Sehr lobenswert, daß Sie das wenigstens mit Humor auffassen,“ sagte er.

Dann stand er auf.

„Mein Fräulein, ich weiß, was ich wissen wollte. Meine Herren dürfen auch weiter zu Ihnen kommen. In Uniform, in Zivil, wie es ihnen beliebt. Sie werden unter den Mädchen dieser Stadt keine tadellosere Gesellschaft finden. Und sollte sich jemals einer im Tone verirren, so haben Sie nur nötig, eine Zeile zu schreiben. Aber ich bin sicher, das wird nicht vorkommen. Ich habe die Ehre, mein Fräulein.“

Lilly sah ihm nach, wie er mit dem federig-stelzenden Schritt des alten Kavalleristen über den Beischlag ging. Die Wintersonne schien nur dazu da, seine Gestalt mit spielendem Glanze zu umranden.

Von der Straße her wandte er sich noch einmal nach ihrem Fenster und grüßte leicht, doch respektvoll. Sein Auge bohrte sich unter herabgezogenen Brauen forschend, drohend beinahe, in das ihre. Dann verschwand er.

In Lillys Seele stürmten die Fragen: Was war das? was begehrte man von ihr? warum ließ man sie nicht in Ruhe?

Sie wollte weinen, sich beklagen, sich bedauert sehen. Aber dieses Leid hatte etwas Festtägliches, etwas Eitles beinahe. Sie schmückte sich damit wie mit einer neuen Hoffnung. Und was er von dem Schutz gesagt hatte, dem sie sich im gegebenen Momente anvertrauen könne, klang wohlig und lösend in ihrer Seele nach. Schien es nicht fast so, als wolle er selbst der Schützer sein, der ihrem wankenden jungen Leben so bitter fehlte?

Vielleicht ließ er sich von Doktor Pieper, der sich ja doch nicht um sie kümmerte, die Vormundschaft abtreten. Oder nahm sie gar selber an Kindesstatt an oder sonst was. Man konnte ja nicht wissen.

Wenn nur die dolchscharfen Augen nicht gewesen

wären und das belustigte Lachen, und der böse, böse Blick zum Schluß. Und dann vor allem die Warnung ihres Freundes: „Wenn der je den Weg zu Ihnen findet, dann gnad' Ihnen Gott."

Aber schließlich, was konnte ihr geschehen hinter ihrem Ladentisch, den noch niemals einer aufzuklappen gewagt hatte, oder gar hinter dem Bücherschranke L bis N, wo sie nicht einmal zu sehen war? —

Der Besuch des Kommandeurs schien trotz — oder vielleicht wegen — der verheißenen Ehrenerklärung auf „seine Herren" wie ein kalter Wasserstrahl gewirkt zu haben. Denn in den folgenden Tagen ließ nicht einer sich sehen.

„Ist das bereits ein Zeichen des Schutzes, den er mir angedeihen lassen will?" fragte sich Lilly.

Aber irgend etwas fehlte ihr. Sie wußte selbst nicht, was.

Nach einer Woche etwa warf ihr die jüngste der Schwestern, die um etwaiger Liebesbriefe willen morgens Wache hielt, ein Kuvert vor die Füße und sagte dazu: „Da ist wieder was mit siebenzackiger Krone, Sie Offiziersdirne, Sie."

Das war nur einer der geringeren Ehrentitel, mit denen die Schwestern sie jetzt bedachten.

Lilly öffnete den Brief und las folgendes:

„Mein Fräulein!

Gestatten Sie, daß ich Ihnen, anknüpfend an die jüngst zwischen uns stattgehabte Unterredung, folgenden Vorschlag unterbreite: Der Posten einer Vorleserin und Privatsekretärin bei mir ist vakant. Sind Sie geneigt, ihn anzunehmen? Da ich unverheiratet bin, würden Sie schicklicherweise in meinem Hause keinen Aufenthalt finden können. Doch verpflichte ich mich, für Ihre Unterkunft in einer hierzu geeigneten angesehenen Bürgerfamilie Sorge zu tragen. Ihr Vormund, den ich Veranlassung genommen habe, hierüber zu befragen, hat sein Einverständnis erklärt.

Hochachtungsvoll

Frhr. von Mertzbach.

Oberst und Kommandeur des . . . Ulanenregiments."

Da war es also — das Glück!

Es stand drüben, jenseits der schneehellen Straße und winkte und rief herüber: „Komm heraus aus deinem Loch; ich zeige dir das Leben, ich zeige dir was Neues."

„Und darauf kommt es hauptsächlich an," meinte der lustige Freund.

Aber dann malte sie sich aus, wie sie an dem großen Schreibtisch des Obersten saß und niederschreiben sollte, was er ihr diktierte, und sah seine Augen an sich herumbohren und suchen und drohen immerfort, immerfort — und ihr fiel die Feder aus den Fingern, und sie wollte aufspringen und weglaufen, aber sie konnte nicht, denn die Augen hielten sie gebannt.

Da setzte sie sich nieder und schrieb einen artigen Absagebrief: Sie wisse die ihr erwiesene Ehre wohl zu schätzen, aber sie fühle sich einem so schwierigen Amte nicht gewachsen und glaube, besser zu tun, in der bescheidenen Stellung zu bleiben, in der es ihr zwar nicht gut gehe, die sie aber auszufüllen wohl im stande wäre. — „In hoher Verehrung und Dankbarkeit. Lilly Czepanek."

So, das war abgetan. Nun mußte endlich wieder Ruhe ins Land kommen. So weit wenigstens, als die bösen Schwestern sie ihr gönnten.

Das Weihnachtsfest näherte sich.

Man kann nicht gerade sagen, daß die Vorbereitungen viel Heiterkeit ausgestrahlt hätten.

Frau Asmussen seufzte seit Wochen über die schlechten Zeiten und den landläufigen Unfug, alle Welt beschenken zu müssen. Die Schwestern erörterten möglichst oft und möglichst laut die Frage, ob feinfühlige und vornehme Mädchen es nötig hätten, zusammen mit gemeinen Weibsbildern unter den Weihnachtsbaum zu treten. Und von fröhlichen Heimlichkeiten, wie sie um diese Zeit auch in dem traurigsten Menschenhäuflein üblich sind, war nichts zu merken.

Lilly strickte ihrer Mutter ein braunwollenes Wintermieder, kaufte ein paar Geduldspiele und eine hölzerne Blumenschale — tönerne waren als zerschlagbar nicht

beliebt — und schickte alles zusammen mit einem Kistchen Zuckerwerk an die Provinzialirrenanstalt ab.

Von der Mutter glitten in dieser Zeit ihre Gedanken oft auch zum Vater hinüber, der nun seit viereinhalb Jahren verschwunden war, ohne je ein Lebenszeichen von sich gegeben zu haben.

In ihrer Verlassenheit wuchs das Vertrauen zu seiner Wiederkehr . . . Am Christabend — so zwischen sechs und sieben — würde er plötzlich in beschneitem Havelock zur Tür hereintreten und sie mit der ihm eigenen weitausholenden Inbrunst in seine Arme ziehen. Sie atmete schon beinahe den Duft ein, den seine ölglänzenden Locken stets ausgeströmt hatten . . . Oder der Dienstmann würde als vorausgesandten Gruß ein geheimnisvolles Päckchen bringen, mit kostbaren Stoffen gefüllt. Auch ein Winterhut mußte dabei sein, denn der fehlte ihr sehr.

Wenn die anderen schlafen gegangen waren, holte sie aus der Tiefe ihres Deckelkorbes das Manuskript des „Hohen Liedes“ hervor und sang mit leiser Stimme die schönsten Arien durch.

Da war manche Stelle, die sie nie ohne Tränen hören konnte. O, sie weinte viel an diesen Abenden, und doch brach gerade jetzt ein kleines, zaghaftes Glücksempfinden sich in ihr Bahn.

Es war ein holdes, träumendes Emporgehobenwerden, ein Wachsen von Flügeln, ein staunendes Horchen auf innere Stimmen, die süß und vertraut klangen wie von zärtlichen Mutterlippen und doch fremd und evangeliengleich wie aus dem Munde eines, der noch kommen soll.

Bisweilen fand sie sich im Hemd auf der Erde knieen, doch ohne zu beten — nur träumend, mit ausgebreiteten Armen, die Augen verzückt zur Lampe emporgeschlagen, als nahe von dort irgendwo her das Heil, dessen sie harrte.

So feierte sie in Seelenstille dennoch ihr Weihnachtsfest.

Der Christabend kam heran.

Mit Ach und Krach war schließlich eine Bescherung zusammengebracht worden. Die Schwestern liefen umher

wie die Wilden, um Geschenke herbeizutragen, und derweilen wurde sogar Lilly mit ein paar freundlichen Worten bedacht. Dafür erwies sie sich dankbar, indem sie geflissentlich wegsah, als die Ältere sich in der Gegend der Ladenkasse zu schaffen machte. Sie wußte genau, was drinnen lag — viel war es nicht — und wenn später etwas fehlte, reichte ihr Hab und Gut aus, es zu ersetzen.

Gegen die Zeit des Abendessens hin wurde sie ins Hinterzimmer gerufen. Auf dem Eßtisch brannte der Tannenbaum, und männiglich war verlegen.

Die Schwestern reichten ihr die Hand, und Frau Asmussen, die bereits über ihrem Medizinglase saß, sprach einige würdevolle Worte über den Sinn des Weihnachtsfestes im allgemeinen und ihr Unglück im besonderen, einen so vortrefflichen Gatten gerade heute entbehren zu müssen.

Dann gab es ein allgemeines Entschuldigen, daß die Geschenke nicht reichlicher ausgefallen wären; aber man hätte sich zuerst über das „Muß“ geärgert, während es doch eigentlich für zartere Seelen kein Müssen geben dürfe, — und dann wäre es plötzlich zu spät gewesen — und übrigens wäre auch die Staubschürze mit den roten Kanten recht respektabel, man selber hätte sich längst schon so etwas gewünscht — und der Tintenwischer wäre auch nicht zu verachten. Und dann vor allem der schlechte Geschäftsgang.

„Ich muß mich schämen — ich habe gar nichts,“ antwortete Lilly. Aber am meisten schämte sie sich darüber, daß sie den beiden Schwestern in diesem Augenblick wieder ganz gut war.

„Ich habe doch keine Spur von Charakter,“ dachte sie und biß in den Marzipan, den die Ältere, Bösere, ihr anbot.

Da wurde vorne im Bibliothekzimmer die Klingel laut.

Ein Dienstmann, mit Paketen beladen, stolperte herein und fragte: „Wohnt hier Fräulein Czepanek?“

Lillys Herz machte einen Sprung. „Von Papa — richtig von Papa!“ jubelte sie.

Zuerst getraute sie sich kaum, die Pakete zu berühren. Sie lief drum herum und strich sich ratlos über die Haare. Erst auf die Mahnung der beiden Schwestern hin, die mit großen, gierigen Augen daneben standen, wagte sie die Schnüre zu lösen.

Was da alles zum Vorschein kam! . . . Ein spitzenbesetztes lichtwollenes und ein zartblaues Foulardkleid . . . ein rosaseidener Jupon . . . gelbe und schwarze Lackschuhe, letztere sogar mit Schmelzen bestickt . . . sechs Paar Handschuhe in Glacé- und Chevreauleder, von denen etliche bis zum Ellbogen reichten . . . Krawatten in dreierlei Art . . . und dann ein Tüchelchen in Valenciennesspitzen, zu Empirekleidern zu tragen . . . Bücher, Briefpapier, kandierte Früchte . . . und immer mehr . . . immer mehr . . . Selbst der ersehnte Hut war da: ein schlichter, zartgrauer Filz in Bergèrefasson, eine Form, die zu ihren großstiligen Zügen stets am besten gepaßt hatte, mit lichtbraunen Bändern und silbertüpfligen Pompons unauffällig garniert.

Alles zusammen eine wahrhafte Aussteuer.

Die Schwestern machten immer längere Gesichter. Auch Lilly hatte bald aufgehört sich zu freuen. Voll Angst tastete sie nur nach einem Brief, nach einer Karte, irgend einem Lebenszeichen, das der fremde Absender wohl hätte hinzufügen müssen. An den wiederkehrenden Vater dachte sie schon lange nicht mehr. — Doch trieb ein Instinkt der Selbsterhaltung sie an, den Schwestern gegenüber den Glauben zu heucheln, daß er und kein anderer es wäre, der diese Flut von Schätzen über sie ausschüttete.

Endlich — auf dem Grunde des Handschuhkartons — fand sich das gesuchte Kuvert. Sie rannte damit in den Bibliothekraum.

Unter der Hängelampe las sie, vor Schrecken erbleichend, auf einer Visitenkarte: „Freiherr von Mertzbach, Oberst und Kommandeur des . . . Ulanenregiments,“ und darunter in den schweren, steilen Zügen, die sie schon kannte: „wünscht aus eigener Einsamkeit heraus der einsamen kleinen Freundin eine Stunde weihnachtlichen Glückes.“

Sie kehrte in das Hinterzimmer zurück, wo die neid-

fahlen Gesichter der Schwestern sie mit erstarrtem Lächeln empfingen, während Frau Asmussen über den Dämpfen ihres Glases geheimnisvolle Worte bröselte.

„Es kommt richtig von Papa," sagte sie und wunderte sich, wie fremd, wie erloschen die eigene Stimme klang.

Die Schwestern lachten kurz auf und begannen dann schweigend die ausgebreiteten Sachen wieder in die Kartons zu packen.

Lilly hielt in der Hand eine Porzellanbonbonniere, die bis zum Rand mit fremdartig ausschauendem, duftendem Zuckerwerk gefüllt war, sah unschlüssig von einer Schwester zur anderen, wagte aber nicht, ihnen davon anzubieten, denn sie fürchtete mit einem beschimpfenden Worte zurückgewiesen zu werden. Dann setzte sie den Deckel, der einen von Rosen umwundenen Amor darstellte, auf den fein ausgeschliffenen Rand, ließ die Büchse in den Karton zurücksinken, verkroch sich in ihrem Bettwinkel und weinte bitterlich.

Die Schwestern tuschelten noch lange, bauten aus den Paketen eine Pyramide auf dem Ladentisch und gingen mit scheuer Hochachtung im Bogen daran vorbei.

Am nächsten Vormittag holte Lilly einen vorübergehenden Dienstmann von der Straße und schickte den ganzen Stapel ohne ein Begleitwort an den Geber zurück.

Dann ging sie zu den Schwestern und sagte: „Ich habe gestern die Unwahrheit gesprochen. Die Geschenke waren nicht von meinem Papa, und darum sind sie auch schon wieder weg."

Die beiden, die ihr mit süß-saurer Beflissenheit entgegengetreten waren, machten aus ihrer Enttäuschung kein Hehl.

„Für so 'ne Pute hätt' ich Sie nicht gehalten," sagte die Jüngere, und die Ältere, die ihrer Natur gemäß überall geheime Nebenabsichten witterte, meinte höhnisch dazu: „Im Gegenteil! Besonders raffiniert hat sie sein wollen. Hat den Verehrer noch toller auf sich hetzen wollen . . . Aber wenn sie sich nur nicht schneiden wird . . . Denn was falsche und was echte Würde ist, das erkennt bald selbst der Dümmste."

Und um sofort ein Beispiel der e c h t e n zu geben, zog sie mit der linken Hand den Unterrock ganz straff um sich herum, nestelte mit der rechten die Nachtjacke unter dem Busen zusammen und sandte Lilly über die Schulter hinweg einen Blick voll lächelnder Verachtung zu, wie er nur der strengen Seelenhoheit zu Gebote steht.

Aber trotzdem fand Lilly sich fortan mit einer gewissen Vorsicht behandelt, die ihr sagte, daß man immer noch einiges von ihr erwartete.

An den nächsten Tagen ereignete sich nichts Besonderes. Nur ließen gleich nach dem Feste wieder etliche der jungen Herren sich sehen, wechselten krampfhaft ihre Bücher und erschöpften sich in Höflichkeiten, ohne jedoch Miene zu machen, sich auf Stuhl oder Ladentisch häuslich einzurichten.

Dann — am Tage vor Silvester — erhielt Lilly folgendes Schreiben:

„Mein Fräulein!

Sie haben die Beweggründe, die mich zu jener freundschaftlichen Weihnachtssendung veranlaßten, in schmählicher Weise verkannt. Es ist mir darum zu tun, mich zu rechtfertigen und Klarheit zwischen uns zu schaffen. Ich habe Pläne mit Ihnen, die ich gerne mündlich entwickeln möchte. Aber meine Stellung verbietet mir, abermals zu Ihnen zu kommen. Wenn Ihnen Ihre Zukunft am Herzen liegt, besuchen Sie mich morgen in einer der Abendstunden. Ich werde Sie bis acht Uhr erwarten. Mein Ehrenwort bürgt Ihnen für sicheres Geleit.

Ihr Mertzbach."

Gehen oder nicht gehen?

In dieser Nacht schloß Lilly kein Auge.

Wenn nur die Angst nicht gewesen wäre, die wehrlos machende, atemraubende Angst, die sie jetzt schon überkam, wenn sie nur an ihn dachte.

Was sollte mit ihr werden, wenn sie ihm gar noch gegenüberstand?

So beschloß sie endlich, n i c h t zu gehen, und wußte dabei genau, daß sie d o c h gehen würde.

Sie lebte den Tag wie in einem dumpfen Traume dahin.

Als der Abend nahte, holte sie sich von Frau Asmussen die Erlaubnis, die Silvesterandacht zu besuchen. Die Schwestern, die jedem ihrer Schritte argwöhnisch nachspähten, warfen einander bedeutsame Blicke zu, schienen aber heute zu sehr mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um sich ihren Interessen mit üblicher Hingabe widmen zu können.

Lilly setzte den alten Felbel auf, den schon mancher Sturm zerzaust, mancher Schauer verfärbt hatte. Ihr Wintermantel war so ineinander gegangen, daß sie darin ganz schmalschultrig aussah; und an den Ärmeln mochte man zupfen, so viel man wollte, sie reichten nicht bis zu den Handgelenken hinab.

Hätte sie ihren Kopf beisammen gehabt, so würde sie sich viel zu sehr geschämt haben, in diesem Aufzug zu einem so vornehmen Herrn zu gehen.

Aber sie tat das alles nicht aus eigenem Antrieb. Ihr war, als würde sie von fremden, geheimnisvollen Mächten geschoben, als wären unsichtbare Hände um sie herum, die ihr beim Anziehen halfen, die ihr die Flechten tiefer herab und den Bogen der Augenbrauen höher hinaufzogen, die ihr die Mantelknöpfe unter dem Halse öffneten, damit die eingeengte Brust ihre junge Fülle frei entfalten durfte, und die ihr die verwachten Wangen rieben, bis sie in sieghaftem Blühen erstrahlten.

Als sie in den Winterabend hinaustrat, der sie mit milder Frostluft streichelte, hatte sie ein erstes Gefühl des Erwachens.

„Wohin willst du?" fragte eine Stimme in ihr, und sie antwortete ausweichend: „Ich kann ja immer noch zum heiligen Joseph gehen."

Aber sie ging nicht zum heiligen Joseph, sondern machte einen großen Bogen um St. Annen herum, durchquerte den Altmarkt, sah bei Frangipani die Schwestern mit zwei Verehrern sitzen, erwehrte sich mühsam eines galanten Herrn und fand sich plötzlich vor dem lattenbeschlagenen

Torbogen, hinter dem einst — vier Stiegen hoch — die Nähmaschine der zu Grunde gerichteten Mutter das letzte bißchen Verstand aus dem Kopfe hinausgeschnurrt hatte.

In den zwei Dachfenstern, dort, wo sie einst gehaust hatten, schimmerte Licht.

Dort saß wahrscheinlich wieder eine und nähte Hemden und Pantalons und Nachtjacken, Tag und Nacht, Tag und Nacht. — So würde auch sie einst sitzen und ihrer verlorenen Jugend als einer verbrecherischen Torheit in bitterer Reue gedenken.

„Wenn Ihnen Ihre Zukunft lieb ist," hatte er geschrieben.

Da drehte sie sich kurz um — rannte — rannte — rannte — und machte erst vor dem hellfenstrigen Hause halt, an dessen Schwelle ein trampelnder Soldat, den Säbel in der Faust, den höchsten Würdenträger der Stadt frierend behütete.

„Wohin willst du?" fragte die Stimme noch einmal.

Um keine Antwort geben zu müssen, raste sie die breite, teppichbelegte Treppe hinan, bis sie sich einem feistbäckigen Diener in silberstreifigen Kniehosen dicht gegenüber sah, der ihr, ohne eine Frage zu tun, mit einem ganz leisen Spitzbubenlächeln den Schirm aus der Hand nahm.

Hohe, weiße Türen wurden aufgestoßen — rotumschirmte Lampen leuchteten wie große Wunderblumen — schöne Frauen mit nackten Schultern und Kränzen im Haar schauten aus ovalen Goldumrahmungen lächelnd auf sie nieder.

Es war so still und so warm in dem weiten Raume, — man hätte sich auf den Teppich legen und einschlafen mögen, — wenn nur die Angst nicht gewesen wäre, die wie ein schnürendes Netz sich enger und enger um Brust und Hals und Stirn zusammenzog.

Eine andere Tür flog auf . . . Grüne Dämmerung, wie in einem dichten Walde, lag dahinter . . . und aus der Dämmerung trat breit, blank und klirrend s e i n e Gestalt . . . Sie fühlte sich bei der Hand gefaßt und in den Bereich des grünen Nebelscheins gezogen . . . Bücherschränke ragten

wie schwarze Mauern ... Irgendwoher kam ein drohendes Glänzen von Waffen und Helmen und Harnischen.

Ihn selbst anzusehen wagte sie nicht. Auch als sie sich in einem hohen, dunklen Lehnstuhl sitzend fand, dessen Krönung wie ein Baldachin über ihrem Haupte hing, hatte sie noch keinen Blick zu ihm erhoben.

Nur seine Stimme hörte sie, deren dröhnende Rauheit sich heute zu einem zitternden Orgelton herabgedämpft zu haben schien.

Es war das alles gar nicht irdisch, was sie sah, vernahm und fühlte. Es war nicht der Himmel, es war nicht die Hölle, es war ein Angst- und Traumland, wo Menschenseelen hangend zwischen Not und Glück in stumpfer Betäubung dahinschweben.

Und endlich verstand sie auch seine Worte.

Die hatten nun freilich nichts Unirdisches an sich, sondern handelten höchst vernünftig von den Weihnachtsgeschenken, die er durchaus nicht als endgültig zurückgewiesen betrachtete, die vielmehr in sicherem Winkel des Augenblicks harrten, in dem sie von ihrer Herrin in Gnaden wieder aufgenommen würden.

Lilly schüttelte nur mit starrem Lächeln den Kopf. Eine Abwehr auszusprechen fand sie nicht den Mut.

„Und nun werden Sie mich fragen, mein liebes Kind," begann er von neuem, „was mich alternden Mann bewegt, mich Ihnen wie ein beharrlicher Liebhaber an die Röcke zu hängen."

Bei den Worten „alternden Mann" schaute sie unwillkürlich empor.

Dort saß er, bis zum Kinn hinauf von dem Lichtkegel der grünverkleideten Studierlampe überklar beschienen. Die Orden auf seiner Brust strahlten ein mattes Goldlicht aus. Die silbernen Quasten auf seinen Schultern bewegten sich glitzernd wie bunte, kleine Schlangen ... Es war ein Glänzen auf ihm und um ihn herum, wie bei den Heiligen in Brokatgewand und Glorienschein.

Verwirrt, beschämt durch so viel Herrlichkeit senkte sie den Blick rasch wieder.

„Ich war zu Ihnen gekommen,“ fuhr er fort, „weil ein Streit zwischen einigen meiner jüngeren Herren, dessen Gegenstand Sie bildeten, sich in etwas gefährlicher Weise zu entwickeln schien und der Schlichtung bedurfte. Ich erwartete ein kleines, kokettes Ladenmädchen zu finden und fand — nun ich fand eben — Sie ... Was ich mit dem ‚Sie‘ sagen will, werden Sie mich weiter fragen, denn Sie können sich Ihrer Vorzüge oder vielmehr Ihrer Anlagen — es ist ja alles noch im Werden bei Ihnen — unmöglich bewußt sein ... Ich bin das, was man einen Frauenkenner nennt, mein liebes Kind, und ich sehe bereits hinter dem, was Sie heute sind, das, was Sie künftig sein werden, wenn — auf dieses ‚Wenn‘ kommt alles an —, wenn sich Ihnen die richtige Entwicklung bietet. Denn ebensogut können Sie ja auch zwischen Ihren Schmökern zu Grunde gehen. Für diese Entwicklung Sorge zu tragen, möchte ich übernehmen, falls Sie den Mut haben, Ihr Schicksal in meine Hand zu legen.“

Das klang ruhig und väterlich.

Lilly spürte ein wohliges Aufatmen, eine kleine lösende Zukunftshoffnung. Sie wagte den Blick noch einmal zu erheben und sah nun über dem Gold- und Silbergeflimmer ein grelles, glasiges Auge, das seine Schärfe verloren hatte und mit gewaltsamer, gieriger Frage sich gleichsam an sie drängte.

Das Zittern und Erstarren überkam sie von neuem. Willenlos, reglos saß sie da und dachte nur: „Was hilft’s? Er macht ja doch mit mir, was er will.“

Und er fuhr fort: „Ich besitze im Westpreußischen, nicht weit vom Weichselstrome, ein schönes, altes Gut, dem ich mich aus dienstlichen Gründen nur selten widmen kann ... Den Vorsitz des Haushalts führt eine vornehme Dame mittlerer Jahre, ein Fräulein von Schwertfeger; doch der Name tut vorläufig nichts zur Sache. Die würde Sie, wenn Sie zu ihr kämen, mit offenen Armen empfangen, das kann ich Ihnen schon jetzt versprechen ... Und dort würden Sie Gelegenheit haben, sich unter den denkbar günstigsten Bedingungen zu dem zu entwickeln, was ich

jetzt schon in Ihnen voraussehe ... Damit wäre Ihnen vor der Hand geholfen, und ich hätte den Vorteil, daß ich, wenn ich ab und zu heimkomme, einen Schimmer von Jugend und Schönheit in meinem Hause vorfände."

Er war aufgestanden und ging im Eifer des Überredens mit kleinen, wippenden Schritten um sie herum. Und bei jedem Schritte klirrte und klang es an seinem Leib, wie ein leiser, feiner Reigen von Schellen und Glöckchen. Schließlich hörte sie nur noch dieses metallene Klingen und verstand kein Wort von dem, was er sagte.

Als er geendet hatte, blieb er vor ihr stehen, so nahe, daß ein Duft von Haarwasser und wohlriechendem Leder sie überströmte.

Sie drückte sich gegen die Rückwand und hatte ein unbestimmtes Gefühl, als ob er sie jetzt binden, knebeln und fortschaffen würde, irgendwohin, wo kein Helfer ihr Schreien jemals zu hören vermochte. Sie wußte, sie würde sich nicht einmal wehren, so sehr war sie in seiner Gewalt.

„Sehen Sie mich doch einmal an!" sagte er.

Sie wollte es gewiß. O, sie war ja so gehorsam. Aber sie konnte nicht. —

Da legte er einen Finger unter ihr Kinn und schob ihren Kopf nach hinten. Doch sie hielt die Augen beinahe geschlossen und sah nichts wie die rote Einfassung seines Waffenrockes.

Und dann fühlte sie sich plötzlich sinken ... der Waffenrock stieg zum Himmel ... ringsum war ein helles Bienensummen ... und dann nichts mehr. — — — — — —

Als sie wieder zu sich kam, lag etwas Kaltes, Nasses auf ihrer Brust, und Weiberkleider, die nach Rauch rochen, streiften ihr Gesicht ...

Die grüne Dämmerung war noch da ...

Ein Brustharnisch hing vor ihr und sah aus wie ein blank gescheuerter Kessel.

Sie wagte nicht sich zu rühren, so wohl war ihr zu Mut.

Eine rauhe, knorrige Hand scheuerte sich an ihrer Stirn, und eine gute Stimme sagte zwei-, dreimal hinter-

einander: „So'n armes junges Ding! So'n armes junges Ding!"

Dann, als sie schlechterdings ein Zeichen des Wachseins geben mußte, war die feste Hand auch schon stützend in ihrem Genick, und die Stimme fragte, ob es ihr jetzt besser gehe und was für Wünsche sie habe.

„Ich will nach Hause," sagte Lilly.

„Das geht ja wohl nu nicht an," sagte die Stimme, „denn Er hat befohlen, er will noch mit Sie sprechen. Aber wenn man Ihnen 'n guten Rat geben kann, dann sagen Sie ‚schön Dank' und ‚adieu' und machen, daß Sie raus kommen. Denn hier ist nicht gut sein für so'n armes, junges Ding wie Sie."

Lilly richtete sich auf und nestelte ihre Taille zurecht.

Vor ihr stand die Dienerin — ein braunrissiges, dickmäuliges Köchingesicht, — und fragte, indem sie ihr die Schulter tätschelte, ob sie ihr was zur Herzstärkung bringen könne — süßen Likör mit Ei oder sonst was.

„Ich will nach Hause," bat Lilly.

„Das sollen Sie auch gleich, mein Herzchen. Ich muß i h n bloß noch reinrufen." Damit schob sie sich hinaus.

Lilly faßte nach ihrem Hute, auf dem sie gelegen haben mußte, denn er war ganz zerbeult und zerschunden.

„Nun muß ich mir aber wirklich einen neuen kaufen," dachte sie und versuchte auszurechnen, wie viel sie nach ihren Vermögensverhältnissen dafür anlegen konnte.

Da ging die Tür. — Er trat ein — die Köchin hinter ihm.

Lilly hatte nun gar keine Angst mehr . . . Alles schien weit weg, weit weg. Auch er. Es war, als ob er sie nichts mehr anginge.

„Nu wird man sie ja wohl zur Droschke bringen können," sagte die Alte.

„Sie sind hier nicht mehr nötig," herrschte er sie an.

Die Alte wagte noch eine stammelnde Einrede.

„Raus!" schrie er.

Da war sie auch schon draußen.

Ein mattes Zusammenschrecken, mehr war es nicht, was Lilly spürte.

„Ich bin doch neugierig, was er jetzt mit mir anfangen wird," dachte sie. Aber die Teilnahme an ihrem eigenen Schicksal war nicht groß.

Er ging mit harten Schritten hin und her, und die silbernen Sporen an seinen Absätzen klingelten.

„Wir wollen Licht machen," sagte er dann. „Was wir jetzt zu besprechen haben, verlangt Helle."

Er rief dem Diener, der vorhin so schlau verstohlen gelächelt hatte. Der entzündete die Gaslampen des Kronleuchters und streifte Lilly beim Hinausgehen mit einem Blicke wilder Neugier, lächelte aber nicht mehr.

Sie saß noch immer auf dem Ruhebett, auf dem sie erwacht war, und drehte gedankenlos ihren alten Filzhut.

In der Lichtfülle, die jetzt von der Decke herniederstrahlte, sah sie den Oberst in seiner ganzen blanken Herrlichkeit immer noch schweigend auf und nieder schreiten.

Sie konnte ihm jetzt ganz ruhig ins Gesicht blicken.

„Mir ist's egal, was er machen wird," dachte sie, „wehren kann ich mich doch nicht."

Dann rückte er einen Stuhl vor sie hin und setzte sich — so nahe, daß seine Kniee fast die ihren berührten.

„Jetzt hören Sie mir mal zu, mein Kind," sagte er — die Worte klangen stählern und abgehackt wie Kommandorufe, — „während Sie hier in Ihrer Ohnmacht lagen, habe ich dort drinnen über Sie nachgedacht und bin zu einem Resultat gekommen, das — nun hiervon später . . . Sie werden längst gemerkt haben, daß meine Empfindungen für Sie keine väterlichen sind . . . Je älter ich werde, desto weniger kann ich mir die sogenannte Väterlichkeit überhaupt vorstellen . . . Also kurz und gut: ich bin von einer Leidenschaft für Sie befallen, die mich einigermaßen außer — Kondition bringt . . . Wäre ich noch zehn Jahre älter, als ich schon bin — ich bin vierundfünfzig — so würde ich sagen: das ist senil. Verstehen Sie, was das heißt?"

Lilly schüttelte den Kopf.

Sie sah nun sein Gesicht so deutlich vor sich, daß sie es bis an ihr Lebensende hätte im Gedächtnis behalten können.

Die Augen, die mitten in geröteten Wulsten lagerten, brannten und bohrten wieder mit der Stechkraft, vor der sie sich sonst immer gefürchtet hatte. — Das Haar an den Schläfen starrte in grauen Strahlen über die Ohren hinweg. — Der Schnurrbart hingegen war kohlschwarz und saß wie ein auseinandergezogener Tintenfleck über dem dunkelzahnigen Munde, von dem die zwei schlaffen Falten über das glänzende Kinn hinweg bis in den Kragen des Waffenrockes hinunterliefen.

„Wie ist das merkwürdig," dachte Lilly, „daß ich nun dieses bösen, alten Mannes Geliebte werden muß!"

Aber er wollte es so, und da war nichts zu machen.

„Wenn Sie in der Welt nach mir fragen wollen," fuhr er fort, „so wird man Ihnen sagen, daß ich trotz meiner Jahre die Weiber zu beherrschen weiß . . . und zwar wahrscheinlich deswegen, weil ich sie nie besonders hoch geachtet habe . . . Es liegt nun aber ein Fall vor . . . wie soll ich sagen? — ein Fall von einer gewissen Eigenart . . . Ich brauche kein Hehl daraus zu machen: ich schlafe seit vielen Nächten nicht mehr . . . Das ist mir noch nie im Leben passiert und darf auch nicht so weitergehen . . . Ich habe mir daher das Wort gegeben, diesen Unfug heute mit dem Schlusse des alten Jahres zu Ende zu bringen . . . so oder so . . . Ich habe noch —" er sah nach der Uhr — „eine halbe Stunde, dann werde ich in Gesellschaft erwartet . . . Also, um es rasch zu machen: Es ist wahr, ich habe Sie verführen wollen, das heißt verführen ist in meinen Jahren, in denen man nichts Verführerisches mehr hat, nicht ganz das richtige Wort . . . Übrigens nicht hier — nicht heute . . . dafür bürgt Ihnen ja mein Brief. Aber verfallen *waren* Sie mir . . . darüber brauchen Sie sich gar keinem Zweifel hinzugeben."

„Hab' ich auch gar nicht," dachte Lilly, die das alles so ruhig mitanhörte, als läse sie in einem spannenden Buche. Und immer noch war die alte Angst nicht wiedergekehrt. Immer noch harrte sie mit matter Neugierde der Dinge, die da kommen sollten.

„Hätten Sie sich geweigert, hätten Sie mir die Zähne

gezeigt, so wären Sie umso sicherer unterlegen ... Darauf versteh' ich mich einigermaßen ... Da ist aber Ihre Ohnmacht dazwischengekommen und hat mich einen Blick in Ihr Gemütsleben tun lassen ... Ich habe mir sagen müssen, daß ich meiner Eroberung doch nie froh werden würde ... Edelmaterial sind Sie nun mal, und jemanden, der an Gram hinkrankt, kann ich nicht brauchen ... Weinerliche Maitressen sind mir schon immer ein Greuel gewesen, denn ich liebe meine Bequemlichkeit ... Ich habe da Erfahrungen gemacht, die ich nicht wiederholen möchte ... Also Schluß mit diesem Mißgriff ... Das, mein Fräulein, sagte ich zu mir, während Sie sich hier in den Händen meiner Köchin befanden."

Lilly hatte ein warmes Glücksgefühl, als würde ihr eine unermeßliche Wohltat erwiesen. „Ach, wie ist das herrlich, wie ist das edel von ihm," dachte sie, „daß er mich armes, dummes Ding in Ruhe lassen will."

Sie warf einen verstohlenen Blick nach seinen Händen hinunter, die gelb und lang und hager in seinem Schoße lagen. Hätte sie sich nicht so sehr geschämt, sie würde sich zu einem Kusse darauf niedergebeugt haben, nur um ihm ihre Dankbarkeit zu zeigen.

Und dann tat es ihr beinahe leid, daß ein so edler Mann nichts mehr von ihr wissen wollte.

„Hierauf ging ich weiter mit mir zu Rate," fuhr er fort, und seine Stimme klang noch stählerner, wie erhärtet im Feuer des Entschlusses. „Der betreffende Gedanke war mir nicht neu ... er war mir schon öfters gekommen ... Zuerst als eine Art Absurdität, dann als ein Ausweg, den ich mir für alle Fälle offen halten wollte und den ich hiemit einschlage ... Schließlich — warum auch nicht? ... Ehrgeiz habe ich nicht viel ... Ich kenne die elende Maschinerie des Staatsdienstes zu gut ... es lohnt sich nicht, sie länger als nötig mit seinem Schweiß und seinem Blut zu ölen ... Die Idee des Abschiedes erschreckt mich also nicht ... denn meinen Abschied würde ich natürlich nehmen müssen ... Vielleicht täte ich es übrigens auch ohne das! Es gibt Morgen, an

denen ich mich kaum noch auf dem Gaul halte vor dem verfluchten Hüftweh."

„Wozu erzählt er mir nur alles das?" dachte Lilly und fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, daß ein so hoher und vornehmer Mann so wichtige Sachen zu ihr sprach.

„Was mir fataler wäre, ist, daß eine ganze Generation aufmarschiert steht, um für den Raub, den man an ihr begangen hat, Rache zu nehmen . . . Freilich, fester Blick und feste Hand nutzen da manches. Man müßte es eben wagen, der eine wie der andere . . . Was meinen Sie dazu, mein liebes Kind?"

Lilly schwieg, beschämt darüber, daß sie noch so dumm war, ihm nicht im mindesten folgen zu können, denn das alles klang ihr wie botokudisch.

„Nun, wollen Sie — ja oder nein?"

„Ich weiß ja aber gar nicht, was," stammelte sie.

„Mein Gott, ich frage Sie hier immerzu, ob Sie meine Frau werden wollen," sagte der Oberst.

XII

Nun war die hohe Zeit gekommen der Hoffnungen, der Gelöbnisse und des fragenden Staunens: „Bist du das, Lilly Czepanek, der solches geschieht? — Oder ist es eine andere, mit der du dich verwechselst? Eine, die nur in einem dieser braun gebundenen Bücher lebt und die aufgehört hat zu sein, sobald du den Deckel zuschlägst?“

Er hatte kein Jawort verlangt. Als sie zitternd in sich zusammengesunken war, unfähig zu sprechen und zu denken, da hatte er ihre Hände in die seinen genommen und mit dem Lächeln eines schenkenden Gottes leiser und weicher, als sie es für möglich gehalten, in sie hineingeredet. Sie möchte mit sich zu Rate gehen, drei Tage, nein, acht Tage lang, — bis dahin wolle er sich allenfalls gedulden, aber Schweigen müßte sie ihm versprechen gegen jedermann.

Und das tat sie auch gern. Nur ansehen konnte sie ihn nicht mehr, so entsetzlich schämte sie sich.

Und dann war sie nach Hause gerannt und hatte geweint, geweint — immerzu — ohne Sinn und Verstand, — ob vor Glück oder Kummer, das wußte sie nicht. Und als gegen vier Uhr morgens die Schwestern durchs Zimmer geschlichen kamen, — sie hatten zum Silvester ein Loch in ihre strengen Grundsätze gebohrt — da weinte sie noch immer.

Beim Aufstehen machte sie sich klar, daß ihm das alles unmöglich ernst gewesen sein konnte, und daß er bei nächster Gelegenheit — vielleicht heute schon — sein Wort wieder zurücknehmen würde.

Und das wollte sie auch nicht beklagen, im Gegenteil, sie würde aufatmen und Gott danken, von einem so unmöglichen Spuk erlöst zu sein . . .

Um zehn Uhr klingelte es.

Ein Rosenkorb wurde abgegeben, der durch Umfang und Kostbarkeit die mißbilligende Verwunderung der Schwestern hervorrief. Sie kannten die Preise der winterlichen Rosen genau und rechneten eine Summe heraus, die den mehrmonatlichen Verdienst Lillys um ein Bedeutendes überstieg.

„Ich sehe übrigens nicht ein,“ sagte die Ältere, „warum Sie einen so splendiden Verehrer nicht erhören wollen ... Mit uns ist das natürlich was anderes. Wir gehören der Gesellschaft an und dürfen uns nichts vergeben. Aber Sie als ein simples Ladenmädchen! ... Und Familie, auf die Sie Rücksicht nehmen müßten, haben Sie auch nicht ... Außerdem ist es fraglos, daß die Schande auch ihre Reize hat. Ich an Ihrer Stelle würde es doch mal probieren ...“

Aber die Jüngere, als die Gefühlvollere, war dagegen. „Das erste Mal soll man es nur aus Liebe tun,“ sagte sie. „Das ist man seinem inneren Seelenleben schuldig. Auch wenn man nur ein Ladenmädchen ist.“

Ohne sich über diese Streitfrage geeinigt zu haben, begaben sie sich zu der Neujahrsparole, die, wie sie zu erzählen wußten, der Oberst von Mertzbach, ein sehr schöner Mann, auf den seit Jahren sämtliche Honoratiorentöchter Jagd machten, in eigener Person auszugeben gedachte. Den wollten sie sich mal ansehen.

Lilly streichelte jede der oberen Rosen und küßte sie. Sie wollte es mit allen so tun, aber es waren ihrer zu viele.

Dann faßte sie sich ein Herz, verschloß die Tür und ging nach St. Annen zum heiligen Joseph.

Beinahe wäre sie unter die Offiziere geraten, die der Hauptwache zueilten, aber noch zur rechten Zeit konnte sie in eine Seitengasse biegen. — — —

Das Hochamt war vorüber und hatte einen Dunst von Weihrauch und armen Leuten zwischen den Wölbungen zurückgelassen.

Nur wenige Betende weilten noch vor den Seitenaltären.

Lilly kniete vor ihrem Heiligen nieder, lehnte die Stirn gegen die Sammetbrüstung des Gitters und versuchte, ihm ihr zerrissenes Herz zu Rat und Hilfe darzubringen.

„Darf ich? soll ich? kann ich?“

Ach, sie wollte ja so gern. Ein solches Glück kam nie mehr, nie mehr wieder... Reich werden, Baronin werden, alle Herrlichkeiten der Welt zu Füßen liegen sehen — wo ereignete sich das sonst, als allenfalls im Märchen?

Wenn nur eines an ihm nicht gewesen wäre, eines, worüber sie bis dahin nicht zur Klarheit hatte kommen können.

Das Auge war es nicht, mochte es noch so dolchscharf blicken können. Die graustachligen Schläfenhaare auch nicht. Die kratzende Kommandostimme auch nicht.

Aber jetzt wußte sie's: die beiden Altweiberfalten waren es, die blank und rissig wie zwei Lappen vom Kinn zum Hals herniederhingen.

Ja, die waren es. Die trennten ihn auf ewig von ihr. Da gab es kein Verheimlichen, kein Hinwegschauen. Sie schüttelte sich, wenn sie nur daran dachte.

Und dennoch hatten die Schwestern ihn einen *schönen* Mann genannt. Dennoch liefen die Töchter der Vornehmen und der Reichen hinter ihm her. Es wäre also Wahnsinn gewesen, nicht zu wollen.

Und war er nicht der Edelste, der Gütigste, der Erhabenste? War er nicht fast wie ein lieber Gott?

Dann malte sie sich aus, wie sie leben und atmen würde für ihn. Zu seinen Füßen sitzen als Lernende. Ihn umflattern als lustiger Vogel. — Nein, daß man lustig sein konnte in seiner Nähe, das ließ sich nicht vorstellen. Aber poetisch konnte man sein. Hinschmachten in unbekannte Fernen, in die Abendwolken starren, ein edles, bleiches Bild darstellen, zu dem fremde junge Männer in verzehrender Sehnsucht emporschauen, ohne doch je eines Blickes gewürdigt zu werden, — das konnte man, denn ihr Leben war ja geweiht dem Einen, dem Einzigen, der ihr Schützer, Freund und Vater sein wollte. Der sie emporhob

zu Höhen, von denen sonst nie ein Strahl zu ihr herniedergedrungen wäre.

„Ja ich will! Ja ich will!“ schrie es in ihr. „Lieber heiliger Joseph, ich will.“

Doch der heilige Joseph hob warnend den Zeigefinger.

Er hatte das freilich auch sonst getan; er konnte ja gar nicht anders, denn sein Maler hatte ihn so gemalt. Aber fatal war der Anblick doch — und nicht dazu angetan, ein armes Menschenkind mit sich ins reine zu bringen. —

Am nächsten Tage erhielt sie einen Brief von Herrn Doktor Pieper. Sie möchte sich zu einer wichtigen Besprechung auf sein Bureau bemühen.

Es durchlief sie heiß und kalt. „Der weiß es auch schon,“ sagte sie zu sich.

Frau Asmussen war sehr ungehalten, als sie um Urlaub bat.

„Sie bekommen Blumen und kostbare Geschenke, Sie wünschen alle Tage auszugehen, ich fürchte, ich werde demnächst wieder ein tägliches Gebet für Sie einlegen müssen.“

Aber der Brief des Vormundes, den man aufweisen konnte, bestimmte sie, nachzugeben.

Seit jenem Tage vor anderthalb Jahren, an dem Lilly wankend vor Schwäche aus dem Krankenhause gekommen war, hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Seiner Einladung, ihn wieder zu besuchen, war sie aus Schüchternheit nicht gefolgt, und im übrigen hatte niemand nach ihr verlangt. Von Zeit zu Zeit war ein langer, dürrer Herr, den sie als den Bureauvorsteher wieder erkannte, bei Frau Asmussen gewesen und hatte eine kurze, leise geführte Unterhaltung mit ihr gehabt. Das waren die einzigen Zeichen, daß der Mann, dessen Schutz sie anheim gegeben sein sollte, ihrer gedachte . . .

„Herr Doktor Pieper läßt bitten,“ sagte der Kanzlist.

Bei ihrem Eintritt saß der hervorragende Rechtsanwalt wie damals hinter seinem Schreibtisch.

Er hob den Kopf und erstarrte für einige Augenblicke

in regungsloser Musterung. Dann rieb er sich lächelnd die spiegelnde Glatze und sagte langgedehnt: „Ach so!"

Lilly, die einen atemraubenden Respekt vor diesem Manne hatte, dessen Blicke an ihr auf und nieder glitten wie an einer Marktware, machte eine Bewegung, die halb ein Knicks und halb ein Diener war, und zupfte die ausgewachsenen Paletotärmel herunter.

„Nun wird mir manches klar," fuhr Herr Doktor Pieper fort. „Sie haben sich eben in einer Weise entwickelt, mein Kind, die allerhand männliche Tollheiten, wenn auch nicht rechtfertigt, — denn der männliche Intellekt ist dazu da, sämtliche Wallungen niederzuduschen, — sondern doch einigermaßen entschuldbar macht . . . Guten Tag übrigens, mein Fräulein."

Er stand auf und bot ihr seine kühle, schwammige Hand, die sich zusammendrücken ließ, als wären keine Knochen darin.

„Ach bitte, zeigen Sie doch mal Ihre Handschuhe," sagte er dann.

Lilly zuckte mit den Ellbogen zurück wie ein ertappter Dieb und stammelte rot werdend: „Ich wollte mir eben neue kaufen."

„Tun Sie das lieber nicht," erwiderte er mit einem vergnügten Schmatzen. „Solche grauen Fetzen erwecken Rührung, auch Ihr Wintermantel erweckt Rührung. Das alles steht in pikantem Kontrast zu den übrigen Qualitäten Ihrer Erscheinung . . . Liebhaber von solch naiv-sentimentalen Dingen werden dabei leicht zur Lyrik geneigt, selbst dann, wenn das Lyrische durchaus nicht ihre starke Seite ist."

Dabei legte er vertraulich seinen Arm in den ihren und führte sie zu einem Lehnsessel, der mit Kissen und Rollen vielfach gepolstert war.

„Nehmen Sie Platz in diesem Marterstuhl," sagte er, „wiewohl Ihnen heute noch nicht einmal ein Zahn gezogen wird. Alles in allem: Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Ich bin mit Ihnen zufrieden, mein Kind."

Er strich sich wohlgefällig über den fahlen Blondbart

und schmunzelte wie ein Gauner, dem ein besonders schlauer Trick gelungen ist. „Wann rechnen Sie wohl, daß die Hochzeit sein wird?“

„Es ist ja noch nicht mal — Verlobung — gewesen,“ stammelte Lilly.

„Nun, was man so Verlobung nennt — Anzeigen und Visiten und dergleichen — das wird ja überhaupt nicht stattfinden . . . Möglichst wenig Aufsehen, mein liebes Fräulein, — möglichst wenig Aufsehen, rate ich, mein liebes Fräulein — da in der subtilen Lage, in der wir uns befinden, konträre Einflüsse immer zu fürchten sind.“

„Ich habe ja noch gar nicht — mein Jawort — gegeben,“ wagte Lilly einzuwerfen.

Das belustigte ihn höchlich.

„Sieh, sieh! Also eine Scheinweigerung! Sieh, sieh! Für so geschäftstüchtig hätte ich Sie gar nicht gehalten, mein liebes Fräulein.“

„Ich weiß gar nicht, was Sie meinen,“ entgegnete Lilly, der, ohne recht zu verstehen, warum, eine heiße Empörung ins Gesicht stieg.

Er stemmte die Hand in die Seiten und amüsierte sich immer noch.

„Nun, nun! Das ist ja alles sehr schön und zweckentsprechend. Aber — solche Scherze darf man auch nicht zu weit treiben! . . . Inzwischen lassen Sie mich nur machen . . . Ich verstehe mich einigermaßen auf diese Dinge, wenngleich, das muß ich bekennen, ein Fall von solcher Importanz mir noch nicht vorgekommen ist . . . Ich will die Hochzeit so viel als möglich zu beschleunigen suchen — aus dem schon angeführten Grunde . . . Werde auch für möglichste Geheimhaltung plädieren . . . Mindestens so lange, bis der Abschied eingetroffen ist . . . Und da die Beschaffung einer umfangreichen Aussteuer unsere geringere Sorge sein darf, so braucht dem Aufgebot dann nichts mehr im Wege zu stehen . . . Ihnen, mein liebes Kind, rate ich, sich vorläufig so unerschlossen, so knospenhaft, so taufrisch wie möglich zu halten . . . Nur für eine bessere Seife würde ich Sorge tragen. Alles

sonst mag bleiben, wie es ist . . . Wahrscheinlich wird die Überführung in eine andere Familie nötig sein. Alsdann müssen wir allerdings an eine Neuequipierung denken, wozu uns der Erlös des mütterlichen Haushalts, bestehend aus, — pardon, einen Augenblick!“ er schlug in einem großen Kontobuch nach, das neben dem Schreibtisch in einem Gestelle lag — „aus — — A, B, C, Czepanek — aus einhundertsechsunddreißig Mark fünfundsiebzig Pfennig, nicht unwesentliche Dienste leisten wird. Auch ist meine Privatkasse aus rein ästhetischem Vergnügen an dieser Angelegenheit gerne zu einem Zuschuß bereit . . . Ja! — Das wäre also die Zeit vor der Hochzeit. Was nun die ungleich wichtigere Zeit nach der Hochzeit betrifft, so möchte ich Sie doch nicht ohne einige zarte Winke von dannen ziehen lassen, — wenngleich ich mir leider das Vergnügen versagen muß, hinsichtlich —“

Er hielt für einen Augenblick händereibend inne, und ein faunisch-feinschmeckerisches Lächeln zog das vollbackige Gesicht noch mehr in die Breite.

„— — hinsichtlich der Ratschläge, die man einer Braut wohl so mit auf den Weg gibt, Mutterstelle an Ihnen zu vertreten.“

Diesmal verstand Lilly ihn gut, und das Feuer der Scham legte sich ihr wie ein roter Nebel vors Auge.

„Was Ihre künftigen Verhältnisse: Erbschaft durch Testament, Lebensversicherung, Alimentation für den Fall unverschuldeter — ja ich hoffe in gewisser Hinsicht sogar auch verschuldeter Trennung — und dergleichen belangt, so dürfen Sie sich blindlings auf mich verlassen, mein liebes Kind. Sie sind nicht umsonst in meine Hände geraten . . . Nur für einen Fall, und zwar gerade für den Fall, der bei Ehen wie Ihre künftige am meisten in Betracht gezogen werden muß, ist meine berufliche Kunst leider nicht im stande, Ihnen die nötige Sicherheit zu schaffen. Da müssen Sie schon selber die Augen offen halten . . . Wir Menschen sind auf dieser Welt, mein liebes Kind, um zu tun, was uns Spaß macht. Und wer Ihnen das Gegenteil sagt, der stiehlt Ihnen die Sonne

vom Himmel ... Vor dreierlei aber warne ich Sie! Erstens: keine überflüssigen Blicke wechseln, zweitens: keine überflüssigen Rechenschaften fordern, drittens: keine überflüssigen Geständnisse machen. Sie können das heute noch nicht sehr verstehen, —"

Und Lilly verstand in der Tat keine Silbe davon.

„— — aber denken Sie bei Gelegenheit daran. Es könnte Ihnen von Nutzen sein ... Und dann vor allem eins: Lieben Sie Juwelen?"

„Ich habe eigentlich noch nie welche gesehen," sagte Lilly.

„Nun — auf dem Altmarkt — bei den Goldschmieden?"

„Es war uns immer verboten, vor den Schaufenstern stehen zu bleiben," erwiderte Lilly.

Er lächelte sein niederträchtigstes Lächeln.

„Dann also rate ich Ihnen, wenn Sie künftighin mit Ihrem Gatten zusammengehen, im Gegenteil vor j e d e m Schaufenster stehen zu bleiben ... Dergleichen zarte Zuwendungen dürften kaum je zurückgefordert werden. Besonders achten Sie auf Perlen, mein liebes Fräulein. Sie gewinnen auf diese Weise einen Rückhalt, der Ihnen in der Stunde der Not — und diese Stunde wird kommen, dessen versichere ich Sie — von unberechenbarem Nutzen sein kann."

Lilly neigte den Kopf und dachte: „Das werde ich gewiß nie und nimmer tun."

Herr Doktor Pieper strich sich mit der weißen, fleischigen Hand ein paarmal über die spiegelnde Glatze und fuhr fort: „Was soll ich Ihnen nun noch sagen? Ich wüßte eine Menge Ratschläge für Sie, aber ich muß fürchten, nicht verstanden zu werden ... Nur einiges für die erste Zeit: Bei Naturen wie die Ihre verursacht die junge Ehe, gleichviel welcher Art sie ist, eine eigenartige Zerrüttung des Nervensystems ... Wenn Sie Lust zu Tränen spüren, so nehmen Sie Brom. Nehmen Sie überhaupt viel Brom. Bei starker Liebe wie bei starkem, — hm — Überdruß ... In gewissen Momenten ziehen Sie sich sozusagen eine Schutzkappe über den Kopf, so daß Sie nichts sehen,

nichts hören und nichts fühlen ... Sie müssen sich dann gewissermaßen ausschalten aus dem, was geschieht, — sich und Ihren Willen und Ihre Empfindungen — und gleichsam eine tote Masse werden ... Der Alkovendunst, der Sie demnächst umgeben wird, verliert sich mit der Zeit — in diesem Falle wahrscheinlich schon nach einigen Monaten. Und dann werden Sie wieder frische Luft atmen und statt des Betthimmels wieder den Himmel Ihrer Mädchenjahre sehen ... Gefährlich aber ist es in jedem Falle, bei aufgepeitschten Nerven die Phantasie allzusehr der näheren Umgebung zuzuwenden und die nötige Beisteuer schon vom Augenblick eintreiben zu wollen ... Träumen Sie lieber in die blauen Berge hinaus. Lassen Sie das Glück immer hübsch weit weg wohnen ... Sie sind jung. Es wird schon näher kommen. Man muß ihm nur Zeit lassen, auszuwachsen ... Ich nehme übrigens an, Sie verstehen kein Wort."

„O doch, doch," stammelte Lilly, die nicht für dumm gehalten sein wollte. Aber er hatte recht. Die Worte fielen auf sie nieder wie ein Hagelschlag, ohne daß sie mehr als hier und da ein Körnchen hätte auffangen können. Nur das Letzte hatte sie ganz verstanden: daß sie in die blauen Berge hinausträumen sollte. Das tat sie gern, und das wollte sie auch.

„Wie dem auch sei," fuhr er fort, „einer oder der andere Satz wird bei Gelegenheit schon wieder auftauchen. Und dann noch eins, das Delikateste von allem, weil es sozusagen das Geistigste ist: Wenn es um Sie herum nicht klingt oder Widerhall gibt, dann dürfen Sie sich nicht grämen. Auch keinen Versuch machen, damit es anders wird. Zersprungene Glocken soll man nicht wieder in Schwung bringen ... Lieber sich selber Musik machen ... Und wenn ich mich nicht sehr täusche, haben Sie ein ganzes Vollorchester zur Verfügung."

„Das Hohe Lied habe ich," dachte Lilly triumphierend.

„Sie glauben gar nicht, liebes Kind, wie wichtig es ist, daß man bei einem so engen Zusammengehen die Fühlung mit sich selber nicht verliert. Solch ein Hof voll

flatternder Gedanken macht eine Menge Spaß . . . Wer gern Eier ißt, muß seine eigenen Hühner halten, das vergessen Sie nie. Aber lieber davon nichts merken lassen ... Kein überflüssiger Widerstand. Keine Hartnäckigkeit . . . Sie müssen von vornherein Ihre Lebensbahn zweigleisig einrichten, damit Sie immer nach beiden Richtungen fahren können, wie der Bedarf es verlangt . . . Ich müßte mich sehr wundern, wenn unter diesen Bedingungen nicht eine ganz vergnügliche Ehe zu stande käme. Von den äußeren Vorzügen ganz abgesehen . . . Solange dergleichen eben dauert . . . Das sind Dinge der Anpassung und des guten Glücks, über die unser Wille nie im voraus verfügen kann . . . Den Ehekontrakt werde ich Ihnen versiegelt übersenden. Bis zu Ihrer Großjährigkeit — das wäre also in etwa zwei Jahren — stehe ich Ihnen übrigens zur Verfügung. Merken Sie später einmal, daß Ihnen die Laune dauernd verdorben wird, dann öffnen Sie ihn. Ein tüchtiger Rechtsanwalt wird Ihnen allerhand Überraschungen herauslesen, die Laien nicht gleich erkennen können. Nur, wie ich schon andeutete, in e i n e m Falle nicht. Vor dem hüten Sie sich. Man nennt ihn: ‚in flagranti! . . .‘ Erkundigen Sie sich mal gelegentlich mit Vorsicht, was das Wort bedeutet . . . So, und nun darf ich dem Herrn Oberst wohl Ihr Jawort überbringen?“

XIII

Der Zug fuhr knatternd durch die Nacht ... Funkenschwärme stoben ... Wenn der Heizer neue Kohlen aufschüttete, warf sich ein Leuchten von Feuerwolken tief in die Finsternis hinein und ließ für einen Augenblick purpurrote Fichten, goldglänzende Schneedächer und gelbgesprenkelte Ebenen aus dem schwarzen Nichts erstehen.

Wie schön, wie seltsam das war!

Lilly lehnte den champagnerschweren Kopf in die rotsammetnen Kissen zurück. —

Nun war alles vorüber. Ein Wirrwarr von halbgelebten, halbgeträumten Bildern spukte noch durch den Kopf.

Ein großes, schwarzes Tintenfaß mit einem kleinen, graubärtigen Mann dahinter, der allerhand unnütze Fragen tat ... Eine weiße, myrtendurchflochtene Spitzenwolke, von der Frau Kriegsrätin ihr über den Kopf geworfen, die dabei aus einem Entzücken in das andere fiel ... Ein hassenswerter, evangelischer Pastor mit zwei lächerlichen, weißen Kinderlätzchen, anzusehen wie ein Totengräber, der aber schließlich so wunderschön sprach, daß man sich am liebsten an seinem Halse hätte ausweinen mögen ... Zwei schwarze und zwei bunte Herren; — der schwarzen einer Herr Doktor Pieper, der bunten einer der Oberst.

„Frau Oberst — Frau Oberst —“ knatterten die Räder.

Oder wenn man genau hinhörte, dann klang es auch, wie die Herren heute immer gesagt hatten: „Gnä — digste Baro — nin, — gnä — digste Baro — nin.“

Immer im Takte, immer im Takte.

Etwas sehr Merkwürdiges war das Eis gewesen: Ein richtiges Bergwerk mit Stollen und Erzadern und

kleinen Grubenlichtern, die durch die vielen Kristalle hindurch schimmerten. Sie hätte es ihr Leben lang anschauen mögen, aber sie mußte mit einem großen, goldenen Löffel hineinstoßen, so daß gleich ein ganzes Gebirge zusammenfiel.

Und dann hatte sie ihn gefragt, ob sie in Zukunft täglich Eis essen dürfe, und er hatte lachend zugesagt. Wäre sie nicht schon etwas beschwipst gewesen, so hätte sie die Dreistigkeit wohl nicht gehabt, und sie nahm sich auch vor, ihn später um Entschuldigung zu bitten.

Nun saß er drüben und bohrte die Augen in sie hinein.

Das war das einzig Genierliche, und wäre sie nicht ein solcher Hans Hasenfuß gewesen, so hätte sie ihn sicher gebeten, zur Abwechslung auch mal wo anders hinzusehen.

Aber eigentliche Furcht fühlte sie heute nicht. Die war ihr in jüngster Zeit allmählich abhanden gekommen, als sie bemerkt hatte, wie unmenschlich lieb er war, und daß sie einen Wunsch kaum erst auszusprechen brauchte, um ihn bereits erfüllt zu sehen.

Und dann noch eines, was sie freilich niemandem sagen durfte, und was zu denken schon ein Verbrechen war: Er hatte krumme Beine. Die richtigen Kavalleristenbeine, die noch dazu für den mächtigen Oberkörper ein wenig zu kurz geraten waren und seinem steifen Gange etwas Federnd-Unsicheres gaben, als bemühe er sich stets, auf einer Dielenritze einherzugehen. Besonders seit er Zivil trug und die Hände in die Jackentaschen zu stecken pflegte.

Von Zeit zu Zeit neigte er sich vor und fragte: „Sitzt du auch gut, geliebtes Kind?“

O! Sie saß unendlich gut. Sie hätte ihr ganzes Leben so sitzen mögen, in die roten Sammetpolster zurückgelehnt, mit den weichen, dänischen Handschuhen und den neuen Lackstiefeln, von denen ab und zu ein fein geschwungenes, blankes Spitzchen unter dem Reisekleide hervorguckte.

Was war das auf dem Bahnhof nur für ein Gewühl gewesen!

Uniformen freilich hatten sich nicht blicken lassen, denn offizielles Geleit hatte seinem Wunsche entsprechend

unterbleiben müssen. Umso größer aber war die Anzahl verschleierter Damen, die sich mit gesuchter Unauffälligkeit auf dem Bahnsteig zu schaffen machten.

Als sie an seinem Arme zum Coupé gegangen war, hatte sie sogar zwei, drei halblaute Ausrufe der Bewunderung aufgefangen. Und die waren — weiß Gott! — nicht aus befreundetem Munde gekommen.

Das alles floß ihr noch immer wie ein warmer Strom wohlig ums Herz.

Im letzten Augenblick, als der Zug sich bereits bewegte, waren zwei Sträußchen zum Fenster hereingeflogen.

Sie schaute noch einmal hinaus. Da standen die beiden Schwestern, machten tiefe Verbeugungen und weinten wie die Regenrinnen.

So groß war ihr Glück, daß es selbst den Neid entwaffnete und alles böse Gift zu schmerzlicher Mitfreude sich wandeln ließ!

Und drüben saß der, der es ihr geschaffen hatte.

Für einen Augenblick überwältigten sie Wohlgefühl und Dankbarkeit so ganz, daß sie vor ihm auf dem Filzteppich niederhockte und, die Hände auf seinem Schoß gefaltet, in Anbetung zu ihm emporsah.

Doch als er sie nun umfaßte, an sich riß und die Linke an ihrem Körper entlang gleiten ließ, da wurde ihr wieder bange. Sie bog sich auf ihren Platz zurück, und er nickte vor sich hin — mit einem Lächeln, das zu sagen schien: „Meine Stunde wird schon kommen."

Und die Stunde war da, rascher als sie geahnt hatte.

„Mach dich zurecht," sagte er plötzlich, „wir steigen gleich aus."

„Wo denn?" fragte sie erschrocken.

„Auf der Station, — du weißt — von der aus eine Seitenbahn nach Lischnitz führt."

„Fahren wir denn nach deinem Gute?" fragte sie erschrocken, denn es war bisher immer von Dresden die Rede gewesen.

„Nein," sagte er kurz, „wir bleiben da." — — — —

Nun standen sie auf einem dunklen Bahnsteig, Taschen und Koffer um sich her.

Um die spärlichen Laternen herum bildete der Eisnebel regenbogenfarbene Sonnen, und weißliche Atemwolken umhüllten jede der dunklen Gestalten, die in das Lichtbereich trat.

Der Zug fuhr von dannen.

Sie standen da, und niemand kümmerte sich um sie.

Da hub der Oberst ein großes Fluchen an, wie er's vom Exerzierplatz her gewöhnt sein mochte, wenn sich die Welt nicht nach seinem Willen gedreht hatte.

Wie Wetterschläge fielen die Zornschreie auf Lilly nieder. Sie fing am ganzen Leibe zu zittern an, als habe sie selbst seinen Unwillen verschuldet.

Etliche der niederen Bahnbeamten, denen dieser Kommandoton von altersher vertraut schien, kamen eilfertig herbei, beluden sich mit dem Gepäck und waren in ihrer Zerknirschung jämmerlich anzuschauen.

Ein Hotelwagen wartete.

Lilly drückte sich verschüchtert in die hinterste Ecke.

Die Ölfunzel, die über ihr in einer schmutzigen Glasglocke trübselig brannte, warf wirre Lichter und Schatten über sein scharfliniges Gesicht, das dadurch ein neues, flackriges Leben bekam, als tobe die längst erloschene Wut noch in ihm weiter.

„Dem alten, bösen Mann da, den du nicht kennst, der dich nichts angeht und nie etwas angehen wird, bist du auf Gnade und Ungnade ausgeliefert," dachte Lilly. Ein Frieren überkam sie. — „Wenn du mit einem Satz an ihm vorbei sprängest, die Wagentür aufrissest und in die Nacht hinausliefest?" — Sie malte sich aus, was dann geschehen würde. Er würde den Wagen halten lassen, würde ihr nacheilen, rufen, schreien und, falls sie sich gut zu verstecken wüßte, die Polizei auf die Beine bringen. Am nächsten Morgen würde man sie finden — in einem Mauerwinkel niedergekauert, schlafend, vielleicht erfroren.

Da streckte er, wie verliebte Leute pflegen, seine

Hände suchend nach den ihren aus. Das Schattenbild zerstob, und mit aufblühendem Lächeln schlug sie ein.

Doch als sie in dem fremden Gasthof, an dessen Schwelle Wirt und Bedienstete sie mit begeisterten Bücklingen empfingen, Lichtglanz, Glockenschlag und Wärme sich entgegenströmen fühlte, übermannte der Fluchtgedanke sie von neuem: „Wenn ich jetzt sagte, ich hätte im Wagen etwas vergessen, hinausliefe und nicht wiederkäme —?"

Aber da schritt sie schon an seinem Arme die Treppe hinan.

Ein weites, Achtung einflößendes Zimmer mit buntblumiger Tapete und einem kahlen, dreiarmigen Kronleuchter nahm sie auf.

In einer Ecke stand ein mächtig breites Bett, mit einer weißen Damastdecke platt bedeckt und einem hoch aufgebauten Schnitzwerk am Kopf- und am Fußende.

Vergebens sah sie sich nach einem zweiten um.

„Heiliger Joseph!" zuckte es ihr durch den Kopf.

Der Oberst — sie nannte ihn in ihrem Innern noch immer den Oberst — tat, als ob er hier zu Hause wäre. Er murrte ein weniges, schrob an den Lampen und warf seinen Überzieher in einen Winkel.

Sie stand noch da, an die Wand gelehnt, so wie sie eingetreten war. „Wollte ich jetzt noch fliehen," dachte sie, „dann müßte ich mich schon zum Fenster hinausstürzen."

„Hast du die Absicht, dich bis morgen früh nicht mehr zu rühren," sagte er, „dann werde ich dich als Kleiderständer engagieren."

Eine schmunzelnde Ruhe schien über ihn gekommen, als fühle er sich jetzt erst seines Besitztums sicher.

Er warf sich in die Sofaecke, steckte sich eine Zigarette an und sah mit Kennermiene zu, wie sie sich langsam ihres Mantels entledigte und mit zögernden Fingern die Nadel aus dem Hute zog.

Es klopfte.

Ein Kellner brachte eine Platte mit kalten Speisen und eine silberhalsige Flasche.

„Schon wieder Champagner?" fragte Lilly, der von

der Mittagstafel her ein leises Übelsein noch in der Kehle saß.

„Gerade Champagner," sagte er und ließ einen sprühenden Strahl in die Kelchgläser niederfließen. „Der gibt kleinen Mädchen Courage, das schöne blauseidene Negligé einzuweihen, das im Koffer auf sie wartet."

Sie stieß mit ihm an, wie er verlangt hatte, führte das Glas jedoch kaum an die Lippen.

Und als er sie scherzhaft zur Rechenschaft zog, erwiderte sie bittend: „Ich möchte aber nicht gerne betrunken sein an solch einem heiligen Abend."

Diese Antwort erschien ihm höchst erfreulich. Er brach in ein lärmendes Lachen aus und meinte: „Umso besser, umso besser!"

Dann machte er Miene, sie zu sich niederzuziehen, aber sie, der jede Berührung mit ihm Unbehagen verursachte, entwand sich ihm rasch und sagte: „Ich sollte ja mein Negligé versuchen."

Sie kniete vor dem Koffer nieder, den sie gestern abend selber gepackt hatte, hob die Einsatzkästen heraus und holte aus der Tiefe die spitzenumrandete Seidenwolke des Nachtzeugs hervor, das er ihr mit allen anderen Herrlichkeiten vor der Hochzeit geschenkt hatte.

Dann sah sie sich nach einem schützenden Winkel um, aber nirgends auf Erden gab es Rettung vor diesem Augenpaar, das, schwimmend in Gier, jede ihrer Bewegungen verfolgte.

Zaudernd, mutlos stand sie da, die Finger am Kragen des Kleides hängend, dessen Haken sie nicht zu öffnen wagte.

Er, ungeduldig geworden, sprang auf.

Seine Hände griffen nach ihr, doch in dem Blick, den sie ihm zuwarf, lag so viel verzweifelnde Not, daß er in ritterlicher Wallung von ihr ließ.

Dabei geschah es, daß er sich bückte, um eine Rolle aufzuheben, die bei ihrem Wühlen aus dem Koffer gefallen war.

Lilly sah etwas Hellschimmerndes zwischen seinen dunklen Fingern.

„Das Hohe Lied“ schoß es ihr durch den Kopf! . . .

Aufschreiend stürzte sie auf ihn los und suchte ihm die Rolle zu entreißen. Aber seine Hand war wie ein Schraubstock.

Mit leichter Mühe erwehrte er sich ihrer, immer lachend.

Der Gedanke, daß das Geheimnis ihres Lebens in fremde Hände geraten war, machte sie sinnlos. Sie weinte, sie schrie, sie schlug auf ihn ein.

Nun erst begann die Sache ihm verdächtig zu werden. Ein Zweifel an der Unberührtheit ihrer Seele, ihres Fleisches sogar, mochte in ihm aufsteigen.

„Halt, mein kleines Mädchen!“ sagte er. „Schleichwinkel und Hinterhalte gibt's jetzt nicht mehr. Entweder du läßt mich sofort gutwillig sehen, was du da hast, oder ich klemm' dich zwischen meine Kniee, so daß du kein Glied rühren kannst.“

Da legte sie sich aufs Bitten.

„Herr Oberst, lieber Herr Oberst! . . . Ein paar Bogen Notenpapier, mit Liedern vollgeschrieben, mehr ist es nicht. Ich schwör's Ihnen, lieber Herr Oberst.“

Die drollige Unschuld ihres Flehens rührte ihn, das demütig vergeßliche „Herr Oberst“ brachte ihn von neuem zum Lachen. Zudem wußte er ja, daß man sich von ihr als Tochter eines Musikers künstlerischer Ambitionen wohl versehen konnte.

„Du komponierst da wohl höchstselber?“ fragte er.

„Nein — nein — nein — das nicht,“ klagte sie, „aber sehen Sie nicht 'rein, — geben Sie's mir wieder, — sonst spring' ich zum Fenster 'raus. Bei Gott und allen Heiligen, ich tu's!“

Sie gefiel ihm so gut, mit den in tödlicher Angst weit aufgerissenen Augen, mit dem beim Ringen aufgelösten Haar, mit dem Ausdruck einer tragischen Muse in dem süßen, zartgeschnittenen Halbkindergesicht, daß er den raren Anblick noch ein wenig genießen wollte.

Deshalb setzte er eine finstere Miene auf und spielte das, was er vor wenigen Augenblicken gewesen war.

Da fiel sie vor ihm auf die Kniee, und seine Beine umklammernd, stammelte, flüsterte sie, halb erstickt von Scham und Jammer: „Wenn Sie's mir wiedergeben, dann können Sie mit mir machen, was Sie wollen, dann tu' ich alles, was Sie wollen, und wehre mich nicht mehr."

Dieser Handel schien ihm vorteilhaft.

„Hand darauf?" fragte er.

„Hand darauf," erwiderte sie. „Und auch nie fragen — nein?"

„Wenn du mir bei deinem heiligen Joseph schwörst, daß da nichts weiter wie Noten sind."

„Und der Text dazu, — das schwör' ich."

Er reichte ihr die Rolle, und sie überließ sich ihm, — verkaufte sich dem Manne, der sie schon besaß, um den Preis des „Hohen Liedes", das er ihr geraubt hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Der Frühmorgenschein, der durch gelbstreifige Vorhänge in ihre Augen fiel, erweckte sie. Sie ruhte wohlig an etwas Warmes geschmiegt und hatte köstlich geschlafen.

Langsam dämmerte ihr auf, was geschehen war.

Sie neigte sich über ihn und wollte ihn küssen.

Er lag, den Kopf nach hintenüber geworfen, mit offenem Munde, und auf dem blanken, rissigen Kinn spiegelte sich das Fensterlicht. Über die hageren Backen liefen die Äderchen kreuz und quer wie Flüsse auf einer Landkarte. Das tintenschwarze Bärtchen glänzte von Pomade. Und die Augenlider waren so vielfach gefaltet, daß es schien, als würden sie, ausgestreckt, bis unter die Nase reichen.

„Bös sieht er nicht aus," dachte Lilly, aber das Küssen vergaß sie.

Lautlos stand sie auf und kleidete sich an, ohne daß er sich gerührt hätte. Er, der alte Reitersmann, hatte einen gesegneten Schlaf.

Dann schrieb sie auf einen Bogen, den sie in der Hotelschreibmappe gefunden hatte, die Worte: „Bin in die Kirche gegangen," legte ihm das Papier zwischen die Finger und schlüpfte hinaus, — die Treppe hinunter, an

dem Portier vorbei, der so erstaunt war, daß er das Grüßen vergaß . . .

Die Straßen der kleinen Stadt träumten in der Stille des Spätwinters . . . Schneehügel, vom Fahrdamm hinweggekehrt, zogen sich die Rinnsteinzeile entlang . . . Ein schwarzer Krähenschwarm saß rings um den vereisten Marktbrunnen . . . Leise Schlittenglockentöne erfüllten die graue Schneeluft.

Auf dem Bürgersteig zogen Jungen mit Ranzen unter dem Arm, verschlafenen Schrittes der Schule zu. In einzelnen der dürftigen Kaufläden brannte noch Licht. Lehrlinge mit rotgefrorenen Backen fegten die Treppensteine rein. Bei Lillys Nahen erstarrten sie oder riefen eilige Worte ins Innere zurück, — neue Jünglinge erschienen, und alle zusammen glotzten ihr nach.

Hinter ihr dröhnten marschierende Schritte. Ein langer Zug Infanteristen mit Fausthandschuhen, aber ohne Mäntel, trappste auf dem Fahrdamm, beim taktmäßigen Atmen weiße Dampfwolken vor sich herstoßend . . . Alle machten „Augen links“ nach ihr hin, geradeso, als wäre es kommandiert worden, und die Offiziere, die an der Seite gingen, warfen einander fragende Blicke zu und zuckten die Achseln.

Lange brauchte sie nicht zu suchen, bis sie die katholische Pfarrkirche gefunden hatte, die, ein plumper Steinbau mit vermauerten und verschmierten Resten von Gotik, hoch über alle Dächer ragte.

Barbarische Prunkaltäre mit greller Vergoldung und porzellanenen Fünfgroschenvasen füllten die Seitenschiffe. Ihren heiligen Joseph fand sie nicht. Und so nahm sie denn mit der schmerzensreichen Mutter vorlieb, die ihr aber nicht viel zu sagen hatte.

Ein Druck, eine Leere herrschten in ihrem Gemüte, die sie sich nicht zu erklären vermochte. Es war, als ob sie etwas verbrochen hätte, und wußte doch nicht, was.

Sie kniete nieder und schnurrte ihre Gebete herunter, so gedankenlos, daß sie sich dessen schämte.

Dann ertappte sie sich, wie sie mit ihren schwedischen

Handschuhen liebäugelte, die in sammetweicher, anspruchsloser Vornehmheit ihre Finger umschmiegten.

Von Zeit zu Zeit ging ein Schauer durch ihren Leib, der sie zwang, die Augen zu schließen und die Zähne aufeinander zu beißen, — und dieses Schauers schämte sie sich auch.

Bald hörte sie ganz zu beten auf und sah sich die Muttergottes an, die ein weinerliches Gesicht machte, als wolle sie sagen: „Ach bitte, zieht mir doch das da heraus.“ Die sieben Schwerter aber, die in ihrem Herzen steckten, waren oben am Griff mit Perlen und bunten Steinen belegt.

„Wäre ich wenigstens unglücklich,“ dachte Lilly, „dann hätte ich doch was. Dann dürft' ich Zwiesprache mit ihr halten, wie ich's sonst mit dem heiligen Joseph getan habe, — und auch die Schwerter in meinem Herzen wären kostbar anzuschauen.“

So kostbar wie die Perlenkette, mit der er gestern zur Hochzeit ihren Hals geschmückt hatte.

Sie sah sich, wie sie zwei Monate früher gewesen war, wenn sie sich im Morgengrauen für eine halbe Stunde hinweggestohlen hatte, um ihrem Lieblingsheiligen das heiße, übervolle Herz zu Füßen zu legen — wie sie, getragen vom Rausch der Jugend, auf Wolken dahingeglitten war, den Blick in selige Weiten gewandt.

Und doch hatte sie bis zum Halse in Elend und Verlassenheit gesteckt.

„Wenn so das Glück aussieht,“ dachte sie weiter und zuckte die Achseln.

Dann plötzlich kam eine Angst über sie, daß jene Zeiten nie mehr wiederkehren würden, daß sie nun ewig hinleben müßte wie heute, leer im Herzen, zerstreuten Geistes, von dumpfem Druck gequält.

„Das kommt nur daher, daß ich ihn nicht genug liebe,“ gestand sie sich.

Nun wußte sie, um was sie die heilige Muttergottes zu bitten hatte.

Sie barg das Gesicht in beiden Händen und betete lange

und inbrünstig. Betete darum, ihn zu lieben — mit so viel Leidenschaft als Tropfen in ihrem Blute — mit so viel Andacht als Hoffnungen in ihrer Seele — mit so viel Freudigkeit als Lachen in ihrer Brust.

Und siehe da! Ihr Gebet wurde erhört.

Befreiten Gemütes, mit leuchtenden Augen erhob sie sich und eilte zurück an den Platz, auf den sie gehörte, um ihm zu dienen in Demut und Vertrauen — als sein Kind, seine Magd, seine Buhle, wie er es gerade begehrte.

XIV

An Berlin fuhr man vorbei, weil der Oberst angesichts seiner nicht standesgemäßen Heirat den Begegnungen mit seinen vielen militärischen Freunden aus dem Wege zu gehen wünschte. Hierauf dauerte es bis Dresden nur noch drei Stunden.

Bei Sendig quartierte man sich ein.

Die Hotelverwaltung hatte ein übriges getan, um den Neuvermählten ein vornehm behagliches Heim auszugestalten. Salon, Schlaf- und Toilettenzimmer, — mehr brauchte man nicht; denn die Enge des Beieinanderwohnens mußte der äußerlichen Vertrautheit bald auch die innere hinzugesellen.

Und in der Tat! Der Herr Oberst durfte mit seinen Flitterwochen zufrieden sein.

Er, dem im Laufe seines langen Liebeslebens wohl Hunderte auf dem Schoß gesessen hatten, der sie alle aus- und inwendig zu kennen glaubte, die Herben und die Süßen, die Keuschen und die Durchtriebenen, die Sensitiven und die Dreisten, die Innerlichen und die Glänzenden, — die, deren Hand in scheuer Liebkosung gerade nur den Unterarm zu streifen wagt, und die, die in Raserei beißend und saugend an Männerlippen hängen, — er, der alte Weiberfreund, dem von Rechts wegen nichts Weibliches fremd sein durfte, stand ungläubig staunend vor diesem lieblichen Wunder.

Soviel Hingebung und soviel Stolz, soviel Zartheit und soviel Glut, soviel raschfassende Klarheit und arglosen Kindersinn in demselben träumerisch lachenden Madonnenkopf vereint, hatte sein wohlgepflegtes Rouétum ihm nie zu bieten vermocht.

Am meisten rührte und verblüffte ihn ihre Anspruchslosigkeit.

Wenn man nach der Karte zu Abend speiste, konnte er sicher sein, daß sie mit unbeirrbarem Blick die allerbilligsten Speisen für sich auswählte, und der Ausdruck des Wunsches, manchmal Orangelimonade trinken zu dürfen, kam an zögernder Scham einem Liebesgeständnis gleich.

Eines Tages, als sie, vom Großen Garten heimkehrend, durch allerhand Gassen schlenderten, war Lilly, die sonst um keinen Preis vor Schaufenstern stehen bleiben mochte, von einem arg bescheidenen Grünkramkeller nicht wegzubringen gewesen. Und als er, neugierig geworden, nach dem Grunde forschte, da kam's allmählich heraus: sie äße für ihr Leben gern Sonnenblumenkerne, — und ob er ihr sehr böse wäre, wenn sie ihn bäte, welche zu kaufen.

Je mehr er sie mit Geschenken überhäufte, desto weniger schien sie fassen zu können, daß man um ihretwillen Geld ausgäbe.

Auch war ihr infolge des langen Darbens jede Fähigkeit, die Höhe einer Ausgabe zu schätzen, abhanden gekommen. Was er ihr in die Tasche steckte, drückte sie ohne Zögern dem ersten, besten Bettler in die Hand. Die fünfzig Pfennige aber, die er dem Blumenmädchen für eine Rose gab, bereiteten ihr Gewissensbisse.

Einmal, als sie wieder eine der Unglaublichkeiten vollführte, die ihn sonst mit feinschmeckerischem Entzücken erfüllten, fragte er, von plötzlichem Mißtrauen gepackt: „Sag' mal, kleines Mädchen, spielst du vielleicht Theater?"

Aber sie verstand ihn nicht einmal. Und mit den großen, traurigen Unschuldsaugen, die sie in solchen Fällen zu machen pflegte, erwiderte sie: „Ach, wo denkst du hin! Seit Papa fort ist, habe ich ja nicht einmal Theater spielen *sehen*."

An demselben Tage bestellte er eine Proszeniumsloge, und sie tanzte mit den blauen Zetteln wie eine Besessene in den Zimmern herum.

Aber ihr Glück wurde gedämpft durch die gebieterische

Weisung, große Toilette zu machen. Daß man, um sich an Shakespeares „Wintermärchen“ zu erbauen, Hals und Schultern nackt tragen müsse, war ihr unverständlich. Zudem pflegte sie scheu, wie um ein Nesselbeet, um die funkelnden Festgewänder herumzuschleichen, die er in Gebelaune und ohne eigentlichen Zweck für sie hatte machen lassen. Denn sie in Gesellschaft einzuführen, verbot sich bis auf weiteres von selbst.

Als sie steif vor Befangenheit, mit starren, strengen Augen und dennoch glühend vom Fieber des Ausgeputztseins vor ihn trat, die zartgewölbte Brust in einem Nest von weißen Spitzen halb versteckt, die märchenschöne Perlenkette um den spielenden Vogelhals geschlungen — noch höher, noch biegsamer scheinbar, noch mehr eine werdende Venus als sonst, da packte den alten Räuber der Rausch über seine Beute, und beinahe wäre der Flitterstaat in den Schrank und das Päcklein der Billets in den Papierkorb gewandert, aber sie flehte so inständig, daß er seine Wallung hinunterwürgte und mit ihr in den Wagen stieg.

Und er, der geglaubt hatte, über die banale Eitelkeit des Prunkens vor Fremden längst hinaus zu sein, erlebte einen Triumph, der ihm, dem alt gewordenen Junggesellen, eine neue, unerwartete Sensation bot und den er halb höhnisch und halb geschmeichelt, doch bald wie etwas Selbstverständliches einheimste.

Von Lillys Eintritt an hatte das ganze Haus nur Augen für sie. Das vornehm-schöne, seltsame Paar, dessen Zusammengehörigkeit allein schon Rätsel aufgab, beschäftigte aller Phantasie, und sobald nach dem ersten Akte der Flammenkranz an der Decke sich wieder entzündet hatte, begann das Raunen und Fragen, das Aufblitzen der Gläser von neuem.

Lilly, die nie in einer Loge gesessen hatte, wollte im ersten Augenblick verwirrt und ängstlich zurückzucken, aber da sie längst schon an blinden Gehorsam gewöhnt war, nahm sie ohne Widerrede den Platz ein, den er ihr wies. Dann, als sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt sah, überfiel sie das übliche Erstarren. Ihr war zu

Mute, als rege sich, als lächle und spreche statt ihrer eine andere, die mit ihrer eigenen Person nur in ganz zufälligem Zusammenhange stand.

Erst, als der Saal sich verdunkelte und der Vorhang in die Höhe ging, kam das Erwachen. Atemlos in Jubel und Entsetzen, ließ sie sich in die Lande des Dichters tragen.

Von nun an saßen zwei Lillys an ihrem Platze — die eine, die in seliger Selbstvergessenheit auf den siebenfarbigen Schwingen ihrer Kinderphantasie durch Himmel und Höllen dahinflog, die andere, die als aufgezogene Puppe abgezirkelte Gesten machte und, während sie unbewußt die Formen der Wohlerzogenheit nachahmte, ein seltsam heißes, quälend-süßes Gefühl in sich emporkriechen fühlte: den Rausch der Eitlen. —

Als man heimgekommen war, hatte der Oberst an seinem Triumphe noch nicht genug. Er ließ das Abendessen nicht wie sonst auf dem Zimmer servieren, sondern ging, Lilly am Arm, in den Speisesaal, wo Zigeuner fidelten und hinter rotumschirmten Kerzen elegante Leute aller Art ihr Pfauenrad schlugen.

Hier wiederholte sich das Spiel, — nur daß Lilly, durch den Traumzauber der Geigen verführt, ihre Blödigkeit fallen ließ und leise sich streckend, mit glühenden Backen und schwimmenden Augen, ein wenig mitzuspielen wagte.

Drüben — zwei Tische weiter — saß ein blonder, junger Mann, mit weißer Hemdenbrust und schwarzer Krawatte, wie die anderen alle. Der starrte sie mit heißer Beharrlichkeit, als sei sie ein fremdes Wundertier, wohl minutenlang an.

Sie wand sich unter diesem Blicke, der streichelte und weh tat, der fremde, wilde Worte redete und im Grunde nichts anderes war als jener Geigenton, dessen Widerhall fiebrig zitternd in den Gliedern auf und nieder fuhr.

Da — drehte ihr Gatte sich plötzlich zur Seite, überraschte den Anbeter mitten in seiner Sünden Blüte und bohrte ihn mit einem seiner Dolchblicke so ganz in Grund und Boden, daß er alsbald verschwand.

Aber auch dem Oberst schien die Laune ein wenig verdorben.

Er sagte: „Es ist Zeit“ und führte sie hinauf.

Jetzt, als er sie wieder ganz für sich allein hatte, brach die Freude an seinem Besitz von neuem hervor und steigerte sich zu einer Art von Siegeswut.

An dem Triumphe ihres Festgewandes mochten andere sich weiden, die holde Herbheit ihrer kindlich-ungeprägten Züge war für die Schaustellung da unten gut genug ... Fort mit der Perlenkette! Hinunter mit den Spitzen!

Hüllenlos wollte er sie haben, — wollte das Geheimnis ihres stolz erblühenden Leibes gierigen Auges in sich trinken, — sein hungriges Alter sättigen an den längst verbotenen Zaubern fremder, gestohlener Jugend.

Und sie, wehrlos, willenlos, tat, wie sie schon oft getan hatte: Sie ließ sich in immer neu brennender Scham den letzten Schleier von den Gliedern reißen, sie warf sich auf den Teppich und erhob sich wieder, — sie tanzte, sie stellte Posen als Adorantin, als Schutzflehende, als Mänade, als Kannenträgerin, als zwischen den Fingern Hindurchlachende — alles, was er wollte.

Doch heute war noch ein Neues hinzugekommen, das wie ein Gifttropfen in ihrem Blute brannte: ein zagendes Begehren, das eigentlich ein Abscheu war — eine Liebe, die sich an ihn klammerte in dankbarem Gebenwollen und ganz insgeheim nach etwas anderem verlangte — nach dem Schluchzen von Geigen und dem Rauschen von Feuersbrünsten, nach einem Sternenhimmel von purpurnen Schirmchen und der todessüßen Sehnsucht, die in Hermione lebt.

Dann, als er des Treibens satt war — und er wurde bald satt, das brachten seine Jahre mit sich — hieß er sie das silberdurchwirkte Florhemd anziehen, das er ihr schon in den ersten Tagen des Dresdener Aufenthaltes geschenkt hatte und in dem sie vor dem Schlafengehen immer noch eine Weile um ihn herumspielen mußte. Und obwohl die Metallfäden eine Eiskälte ausströmten und mit ihren Enden in die Haut stachen wie Nadeln,

so hatte sie sich doch bald daran gewöhnt, denn sein Wille war ihr Gesetz. Dann steckte er sich im Bett noch eine Zigarre an, ließ sie auf dem Rande niedersitzen und erzählte ihr lachend zotige Witze.

Das nannte er: sein Kind in den Schlaf singen.

Von diesem Tage an fand der Oberst Gefallen daran, die Mahlzeiten unten im Speisesaal einzunehmen. Er wünschte den stachelnden Genuß, sein junges Weib bewundernd und begehrlich angestarrt zu sehen, noch weiter auszukosten. Der Wert seines Besitzes schien sich ihm in demselben Maße zu erhöhen, in dem er selbst darum belächelt und beneidet wurde.

Und Lilly konnte die trunkenen Empfindungen jenes Abends immer von neuem in sich erwachen sehen. Sie durfte unter gesenkten Lidern die schweigende Flamme hoffnungsloser Wünsche aus so vielen jungen, heißen Augenpaaren rings um sich brennen fühlen und durfte, von dem Wehruf der Geigen, von dem Hymnus des Zymbals getragen, in die dunklen, seligen Weiten entfliehen, zu denen der Weg ihr — sie wußte nicht, wodurch? — seit dem Kommen des großen Glücks verschlossen war.

Aber nie hatte sie sich einfallen lassen, einen der Blicke, die sich zu ihr drängten, nur für die Dauer eines Augenaufschlags zu erwidern. Jene jungen Herren blieben ihr Statisten, die sie brauchte wie die Lichter und die Töne, wie die Blumen, die die weißen Tische schmückten, wie den Zigarettenrauch, der rings in kleinen, blauen Säulen zur Decke zog.

Und doch geschah es eines Tages, als sie am Arm ihres Gatten durch die Pragerstraße wanderte, daß ein solcher Blick sie ins Herz traf.

Er kam aus einem dunklen Augenpaar, das freundlich forschend schon von weitem auf sie gerichtet war und plötzlich wie in einem Blitz des Erkennens zu fremdem, traurigem Feuer aufloderte.

Ihr war zu Mute, als müsse sie dem Weiterschreitenden nacheilen und ihn fragen: „Wer bist du? . . . gehörst du zu mir? . . . willst du, daß ich zu dir gehöre?“

Und da beging sie die Unvorsichtigkeit, sich nach ihm umzudrehen.

Nur für den Bruchteil einer Sekunde! —

Aber ihr Gatte hatte es doch bemerkt, denn als sie sich wieder zurückwandte, sah sie sein Auge in Mißtrauen lauernd auf sich ruhen.

Und hierauf nickte er ein paarmal vor sich hin, als wolle er sagen: „Aha, soweit sind wir schon.“

Den ganzen Tag über blieb er in sich gekehrt und übler Laune.

Für Lilly aber war jenes Begegnen nur das erste einer endlosen Reihe gewesen. Jenen einen freilich sah sie nie mehr, so oft sie auch nach ihm ausspähte. Doch an seine Stelle traten unzählige andere.

Von nun an waren die des Wegs daherkommenden nicht mehr wesenlose Wandelbilder, durch die man hindurchschaute, als wären sie nicht da. Wenn jetzt eine schlanke Gestalt voll Jugend in Umriß und Haltung vor ihr auftauchte, dann fragte sie wartend: „Wie wird er aussehen? Wird er mich ansehen?“ Und fand er Gefallen vor ihr, war sein Blick nicht frech und doch voll Staunen oder Sehnsucht, dann fühlte sie oft einen Stich im Herzen, der ihr sagte: „Zu dem paßt du weit besser als zu dem alten Mann, an dessen Arm du gehst.“

Und jedesmal fühlte sie sich traurig werden.

Aber traurig wurde sie ebenso, wenn einer, der ihren Beifall fand, sie übersah. Dann dachte sie: „Dem bin ich nicht gut genug. Der verschmäht mich. Warum verschmäht er mich?“

Auch im Speisesaal, auf der Brühlschen Terrasse und an anderen eleganten Orten, wo ein Kreuzfeuer verstohlener Blicke herüber und hinüber schießt, begann ihr Benehmen gegen die Umwelt sich allgemach zu ändern.

Sie quittierte für den ihr gespendeten Weihrauch vorsichtig durch einen kleinen, dankbaren Augenaufschlag; sie sah den sie musternden Damen ohne Scheu ins Gesicht. Und obgleich sie eine Sehkraft hatte wie ein Falke, hätte sie gern eine Lorgnette besessen; sie wagte nur nicht, etwas davon verlauten zu lassen.

Oft quälte sie die Begier, ihren Blick in den jenes Mannes einzutauchen, dessen Auge sie auf sich ruhen fühlte, — ohne Zurückhaltung, ohne Angst, ohne Anstand, genau wie er. Es wäre das eine mystische Vereinigung der Seelen gewesen und hätte ihr unendlich wohl getan. Denn darüber hegte sie nun keinen Zweifel mehr: sie hungerte, hungerte — wie sie ihr Lebtag nicht gehungert hatte.

Der Oberst schien von allem, was in ihr vorging, nicht das mindeste zu bemerken. Aber zwischen ihm und allen denen, deren Blicke sie belagerten, herrschte erbitterter Kampf. Das Auge des alten Ulanen war allzeit auf der Spähe. Und wo einer seine Glut oder seine Wehmut allzu beharrlich entfaltete, da stach sein Blick ihn nieder.

Aber es ereignete sich auch, daß dieser oder jener von seinem Drohen keine Notiz nahm, oder gar die Kühnheit besaß, stirnrunzelnd zu erwidern, was er ihm antat. Dann begann er unruhig zu werden, spielte mit seiner Visitenkartentasche, wollte etwas schreiben, steckte den Bleistift wieder ein und endete meistens damit, daß er sagte: „Es scheint, wir sind in schlechte Gesellschaft geraten, wir wollen gehen.“

Trotz dieser unbequemen Erfahrungen gewann er es nicht mehr über sich, mit seinem jungen Weibe in der Stille der Zweisamkeit dahinzuleben. Er, der von Jugend auf an buntscheckige Geselligkeit gewöhnt gewesen war, brauchte rings um sich Lärm und Lachen und Lichter. — Aber sein Argwohn verstärkte sich und nahm schließlich auch Lilly aufs Korn.

Eines Tages verbot er ihr den morgendlichen Kirchgang, an dem sie mit Inbrunst hing.

Was sie nach dem ersten Erwachen an seiner Seite, einem zufälligen Impulse folgend, getan hatte, war ihr allmählich Gewohnheit geworden. Während er seinen unerwecklichen Schlummer weiter schlief, kleidete sie sich leise an und glitt in die Morgenfrische hinaus.

Die Kirche diente als Vorwand.

Meistens netzte sie sich gerade nur mit Weihwasser

und tat ihre drei Knixe. Bisweilen schlüpfte sie sogar an dem Portal vorbei und machte sich nicht einmal ein Gewissen daraus.

Denn vor ihr lag eine Stunde goldener, zaum- und herrenloser Freiheit, die einzige, die der Lauf des Tages ihr brachte.

Zuerst eilte sie auf die Augustusbrücke, bot die Brust den Winden, die zu allen Zeiten darüber hinstreichen, und ließ die Wasser tief unter sich vorüberziehen. Dann ging sie an den Ufern entlang, im Sturmschritt meistens, um soviel als möglich an Bildern und Geschehnissen einzuheimsen, bevor sie in das eheliche Heim zurückkroch.

Und alles gewann Bedeutung, was diese Stunde ihr bot.

Der Frührotnebel, der über den Hügeln lagerte und in goldenen Streifen zum Strom hinunterstieg — der Singsang des Glockenspiels von der Altstadt her — das erste schüchterne Sprossen in dem von jungem Saft schon rötlichen Gezweig — das Hasten der Marktkarren — das Sausen und Sprühen der schwankenden Drähte, wenn der Bügel eines Tramwagens darunter hinfegte — alles war Erlebnis, alles war Glück.

Auch vor den Schaufenstern wagte sie jetzt, da ein Beschenktwerden ihr nicht drohte, staunend und lernend stehen zu bleiben und schnappte begierig nach jedem Brocken Kunst. —

Das alles sollte fortan zu Ende sein!

Klirrend schlug die Pforte zu, durch die sie für eine einzige Stunde dem duftenden, von Gier und Nichtstun überheizten Gefängnis ihres Lebens entflohen war.

Aber so weich, so bildsam war sie geartet, daß sie nicht einmal in ihrem tiefsten Innern darüber murrte.

Er wollte es so — das war ihr genug.

Und soviel Liebe lag brach in ihrer Seele und schrie nach Betätigung, daß sie ihm in dieser Zeit der inneren Kämpfe das doppelte Maß an Zärtlichkeit gab und geben mußte, gleichviel, ob sie wollte oder nicht, gleichviel, ob ihr Gedanke bei ihm weilte oder auf heimlichen Traumwegen dahinglitt.

Sie war ihm Sklavin, Spielzeug, Publikum; — sie kleidete ihn an — sie bewunderte seine Schönheit — sie salbte ihm den Hüftknochen — sie band ihm das Hasenfell zurecht, das er zum Schutz gegen seine Ischias um die Lende gebunden trug — sie brachte ihm das Natronpulver, wenn er zu viel gegessen hatte — sie wusch seinen ergrauenden Kopf mit einem Haarwasser, dessen streng süßer Geruch ihr Übelkeit verursachte, und sie waltete als Gehilfin und Kunstrichterin, wenn er sich seinen Schnurrbart färbte.

Und tat das alles mit der gleichen, eifervollen Hingabe, mit derselben harmlosen Zuversichtlichkeit, als ob sie in seiner Pflege Zweck und Endziel ihres Lebens gefunden hätte.

Dabei fehlte es nicht, daß er sich in ihren Augen aller Dämonie und aller Gottähnlichkeit entkleidete und daß nichts weiter von ihm übrig blieb als ein zwar ritterlich gearteteter, doch launischer, eitler, bei aller Denkkraft geistig träger, bei allem Feingefühl brutaler, bei allem Liebeshunger längst erschlaffter Halbgreis.

Nicht, daß sie sich jemals über diese seine Eigenschaften klar geworden wäre.

Sie würde ihn dann vielleicht gehaßt und verachtet haben — denn sie war nicht reif genug und konnte unmöglich wissen, daß der Hexenkessel des Weltlebens dergleichen aus den meisten Männerseelen zurecht braut, wenn mit den Haaren zugleich die großen Gefühle erbleichen und kein Altar da ist, zu dem man sich rettet, indem man sich opfert.

Aber das Bild, das ihre Phantasie sich von ihm zurecht gemacht hatte, verschob und verfärbte sich Tag für Tag, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin, bis zu dem ängstlichen Respekt sich ein kleines Mitleid gesellte, bis zu der Kindlichkeit eine gewisse Mütterlichkeit hinzuwuchs, die widersinnig gewesen wäre, wenn sie ihren Grund nicht in der unbeirrbaren Herzensgüte gehabt hätte, die jede Schwäche des andern zu einem Grunde für eigene Sorge umzustempeln weiß.

Ach, wenn sie nur nicht so hätte hungern müssen!

Hungern, angesichts einer festlich geschmückten Tafel, die jeden Tag aufs neue mit erlesenen Genüssen überreich bedeckt war.

Mit gierigen Augen las sie allmorgendlich die Zettel, die in der Vorhalle des Hotels von den dargebotenen Freuden des Abends zu erzählen wußten. Aber der Oberst pflegte sie rasch hinwegzudrängen. In seiner kleinen Garnison hatte er sich längst jeder Kunst entfremdet. Die Organe, sie aufzunehmen und auszukosten, waren ihm abhanden gekommen, und ärgerlich scheute er vor der geistigen Arbeit zurück, die sie ihm zumutete.

Alles, woran er Gefallen fand, das überlustige Treiben der Singspielhallen, der Farbenschrei bengalisch beleuchteter Apotheosen, der Jahrmarkt physischer Menschenkraft, war Lilly nach der Stillung der ersten Neugier alsbald ein Greuel geworden.

Zu Shakespeare und Wagner aber brachten ihn, wie er erklärte, keine zehn Pferde mehr. Und nun gar, wohin Lillys tiefgeheimste Sehnsucht drängte: in den Konzertsaal!

Eines Tages fand sie die C-Mollsymphonie, mit der aus Kindheitszeiten tausend Fäden sie verbanden, auf den Zetteln angekündigt. Sie schwieg, wie sich's gehörte, aber als sie oben war, warf sie sich aufs Bett und weinte bitterlich. Er forschte, sie gestand. Da brachte er mit gelangweiltem Lachen das Opfer und führte sie hin.

Seit dem letzten Klavierabend ihres Vaters war sie in keinem Konzert mehr gewesen.

Als sie eintrat, zitterte sie und sog, ihre Tränen verbeißend, die Luft durch die Nase ein.

„Du schnüffelst ja wie ein Pferd, das Hafer riecht," scherzte der Oberst.

„Findest du nicht, daß in allen Konzertsälen die gleiche Luft ist?" fragte sie in freudiger Bewegung. „In dem unseren zu Hause roch es gerade so."

Aber er besann sich nicht. — Auch auf die C-Mollsymphonie besann er sich nicht.

„Das sind so 'ne Chosen," sagte er . . .

Was voranging, war ihr gleichgültig; sie wollte nur erst wieder den Schicksalsruf hören, der sie einst — an der Schwelle der Jungfräulichkeit — mit ahnungsvollem Schauder erfüllt hatte.

Und er kam und dröhnte an die Herzen und ließ die Kniee aller derer erbeben, die als Gefährten und Mitkämpfer — in gleicher Furcht und gleicher Wurmesohnmacht — unter den Streichen des Schicksals sich winden.

Aber ihr Gatte summte vergnügt: „ti ti ti — tom, ti ti ti — tom,“ denn das war das einzige, was er begriffen hatte.

Und als sie sich leise zur Seite wandte, um ihn, wenn möglich, zur Ruhe zu mahnen, gewahrte sie, daß in seiner Ohrmuschel ein großer Busch gelb-grauer Haare wucherte. Das hatte sie bisher noch nie bemerkt, und sie ekelte sich davor.

„Ja, wenn er Haare in den Ohren hat,“ dachte sie, als ob das der Grund seiner Musiktaubheit gewesen wäre. Und eine tiefe Mutlosigkeit kam über sie. Nie mehr würde sie sich des Schönen freuen, nie mehr zu ringender Heldengröße anbetende Arme emporrecken, nie mehr am Quell der Begeisterung den Durst nach einem höheren, reineren Leben stillen!

Zwischen all dem und ihr stand dieser Mann, der „ti ti ti — tom“ sang und dem die Haare aus den Ohren wuchsen.

Die weiche Tröstung der Violinen verhallte ungehört, das wehmütige Sichbescheiden des Andante fand keinen Widerhall in ihrer Seele, und das sieghafte Jauchzen des Finale — ihr brachte es keinen Sieg.

Gequält, erniedrigt, mit sich selbst zerfallen, verließ sie an der Seite ihres gähnenden Mannes den Saal.

Aber zu kernhaft war ihre Lebensenergie, zu hell ihr Glaube an das Sonnenhafte des Menschendaseins, als daß sie solche Stimmungen nicht überwunden hätte.

Zudem ereignete sich in diesen Tagen etwas, das ihrem Wesen neue Flügel gab und sie mit der Trunkenheit verwegener Hoffnungen berauschte.

Ohne daß von Plänen für die nächste Zukunft viel die Rede gewesen war, stand es fest, daß man bis Anfang Mai in Dresden oder vielleicht noch einer anderen großen Stadt verweilen und von dann ab auf Schloß Lischnitz wohnen würde, auf dem wie immer während der Abwesenheit des Hausherrn das oft genannte Fräulein von Schwertfeger die Zügel führte . . .

Der Oberst, der im Verkehr mit seiner jungen Frau zwischen Vertrauen und Argwohn ewig hin und her schwankte, war eines Abends von neuen Zweifeln gepackt worden, und um ihr durch etwaige Fabeln hindurch bis auf den Grund ihrer Seele zu sehen, begann er zu forschen, ob, wie oft und wen sie in ihrem Vorleben schon geliebt habe.

Arglos wie immer kramte Lilly ihre paar Erlebnisse aus.

Zuerst erzählte sie von Fritz Redlich, — weil dieses die größere Liebe gewesen — und dann kam der arme schwindsüchtige Hilfslehrer an die Reihe.

Ihr Gatte, dessen Urteil trotz aller schweigenden Eifersüchteleien klar genug geblieben war, um die ahnungslose Reinheit ihres Gewissens zu würdigen, ließ seinen Verdacht zum Teufel fahren und lachte, wie er sonst nur über seine Zoten lachen konnte.

Lilly aber wünschte ihn gerührt zu sehen, und sich an ihren eigenen Worten berauschend, schilderte sie die Kunstgeschichtsstunden und die Italiensehnsucht, die der arme Todgeweihte aus der eigenen Sehnsucht heraus in ihrem Herzen angefacht hatte.

Ihre Backen brannten, ihr Auge entglitt unter die schwelgerisch gesenkten Lider; sie träumte, phantasierte und achtete seiner kaum.

Da fragte er plötzlich: „Wie wär's, möchtest du mal hin?"

Sie antwortete gar nicht. Es wäre zu viel des Glückes gewesen.

Und er begann ernstlich zu erwägen: Statt daß man hier hockte und sich mit allem möglichen Pack herumärgerte, konnte man sich ebensogut auf die Bahn setzen und in einer knappen Tagestour nach Verona oder Mailand hinunterspritzen.

Sie sprang ihm an den Hals. Sie warf sich ihm zu Füßen. Es w a r zu viel des Glückes.

Von nun an wurde ihr Leben etwas durchaus Unwirkliches, ein immerwährender Wechsel von Ekstasen und Angstzuständen, denn es konnte ja immer noch etwas dazwischen kommen.

Zuerst mußte er sich einen Kniehosenanzug machen lassen, wie alle vornehmen Touristen ihn trugen. Dann gab es noch ein Dutzend anderer Hindernisse.

Die Wahrheit mochte wohl sein, daß er sich zu schwerfällig geworden fühlte, um mit ihrer Genuß- und Glücksfähigkeit gleichen Schritt halten zu können.

Da kam ein Zwischenfall, der die Abreise beschleunigte.

Seit einigen Tagen schon fand man sich von einem fahlblonden, sechs Fuß hohen, stiernackigen jungen Manne verfolgt, der mit stupider Hartnäckigkeit Lillys Interesse auf sich zu lenken suchte.

Seinem Aussehen nach war er ein reisender Angelsachse. Seine Manieren zeigten eine gewisse gleichmütige Großartigkeit, und die Drohblicke des Obersten prallten, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, von ihm ab.

Zum erstenmal sah Lilly ihren Gatten in dauernde Bedenklichkeit geraten. Er schritt im Zimmer auf und nieder und murmelte einmal über das andere: „Ich werde ihn ohrfeigen müssen," und dann wieder: „Ich werde mich nach einem dritten Mann umsehen müssen."

Und als der Lästige an einem der nächsten Tage über den Schloßplatz hinweg in zehn Schritt Entfernung hinter ihnen hertrottete, drehte er sich kurz um und stellte ihn.

Der blonde Hüne maß ihn von oben bis unten und nahm nicht einmal die Stummelpfeife aus dem Munde.

„Ech känn anseihn, uaen ech uill and ech känn auch geihn, uau ech uill!" erklärte er.

Dabei wiegte er sich, die Ärmel seines Überziehers ein wenig zurückstreifend, in eine höchst bedenkliche Boxerstellung hinein, die angesichts der drohenden Holzerei jede Lust zu ritterlicher Züchtigung im Keim erstickte.

Der Oberst machte einen letzten Versuch, den Handel auf ehrenhafte Weise zum Austrag zu bringen, indem er dem Gegner seine Visitenkarte überreichte. Aber da der sie mit einem freundlichen „Thank you, Sir“ in die Tasche steckte, ohne von der zwingenden Bedeutung dieser Formensprache scheinbar die leiseste Ahnung zu haben, ließ sich nichts weiter tun, als ihm den Rücken zu drehen, zumal Vorübergehende sich anzusammeln begannen.

Der Erfolg dieses Rencontres war kein anderer, als daß der Engländer sich auch noch das Recht anmaßte, Lilly und deren Gatten mit seinem Gruße zu beehren. Und der Oberst, der das Gefühl, sich lächerlich gemacht zu haben, in einer Flut von Schimpfreden zu ersticken suchte, bestimmte selber die Abreise.

In München, wo man — es war gegen Mitte April — für einige Tage Station machte, um dem Hofbräuhaus Besuch und Huldigung darzubringen, ereignete sich nichts Besonderes.

Aber der Oberst war nervös geworden. Er musterte harmlose Bewunderer mit herausfordernder Kampfbereitschaft und begann Lilly mit Vorwürfen zu überhäufen. Es scheine, daß jedermann auf den ersten Blick sehe, daß sie keine Dame sei, denn sonst würde so viel undelikate Aufmerksamkeit sich nicht an sie heranwagen.

Sie, die sich sonst bitter gegrämt haben würde, hörte nur mit zerstreutem Lächeln zu. Ihre Seele lebte längst nicht mehr auf deutschem Boden. Ihr Atem trank schon die Luft des geliebten Landes, auf dessen Schwelle sie zu stehen glaubte.

Noch eine Nachtfahrt — ein kurzer Tag in Bozen, und dann tat es seine Tore auf.

Nun konnte nichts mehr dazwischen kommen.

— — — — — — — — — — — — —

Es war in einem Abteil des Schnellzuges, der spät abends München verließ, um in finsterer Morgenfrühe den Brenner zu überschreiten. Lilly und ihr Gatte hatten die Fensterplätze inne. Neben ihm, auf der Korridorseite, hatte ein junger Mann mit lächelndem Gruße Platz

genommen und sich sodann, ohne die Reisegefährten zu beachten, in ein Buch vertieft, das, wie es schien, in italienischer Sprache geschrieben war.

Ein Italiener also. Ein Sendbote des Paradieses, der sich hinzu gesellt hatte, um sie willkommen zu heißen. — Das sicherte ihm ihr Interesse.

Unter gesenkten Wimpern, scheinbar schlafend, musterte sie ihn.

Er hatte ein streng geschnittenes, hochmütiges Gesicht von einer eigentümlichen, milchig gelben Farbe. Ohne Falten und Schattierungen, glatt, wie mit einer Paste überstrichen.

Ein kleines, dunkles Bärtchen, leicht gekräuselt, saß auf der Oberlippe, und die Haare an den Schläfen waren so kurz geschnitten, daß die Haut darunter hervorleuchtete.

Gern hätte sie auch das Auge gesehen, aber das blieb hartnäckig auf das Buch gesenkt, in dem er gleichwohl nur zu blättern schien.

Was sie am meisten wunderte, war das eigentümlich Runde, Weichliche in allen seinen Bewegungen. Es schien beinahe, als ob eine verkleidete, junge Frau in dem schwarz-weiß gewürfelten Anzug stecke, der ihr mit einem Schimmer unerhörter Vornehmheit ins Auge fiel. Am Halse kam ein violett und dunkelrot karriertes Seidenhemd zum Vorschein, in dessen weichen Kragen eine grüne Krawatte nachlässig geknotet war.

Dies alles, wie befremdlich es auch aussah, paßte so wunderbar zusammen und schien mit so viel Sorgfalt und Raffinement gewählt, daß Lilly ganz unbehaglich dabei zu Mute wurde. Fast konnte man glauben, daß dieser junge Fremde durch Miene und Haltung und Kleidung und vor allem durch die offenbare Nichtbeachtung ihrer Person sich ihr mit Gewalt aufzwingen wollte.

Es war lächerlich, aber sie hatte Angst vor ihm.

Als an der österreichischen Grenze die Zollbeamten das Coupé betraten, sprach er ein paar leise, fremdklingende Worte, die gleichwohl verstanden wurden, denn die Beamten wandten sich mit tiefen Bücklingen von ihm ab.

Dabei erhob er auch das Auge, ließ es umherwandern, und während der Oberst seine Tasche öffnete, ruhte es für eine Sekunde gleichsam zufällig auch auf ihr.

Was das für ein seltsames Auge war!

Ein schwarzer Diamantglanz stach daraus hervor, und dennoch liebkoste es, liebkoste mit einer bösen, sicheren Zärtlichkeit, die ungeduldige Fragen tat — Fragen, vor denen man erröten mußte.

Im nächsten Moment war nichts gewesen. Er neigte sich über sein Buch wie vordem und schien sie gar nicht bemerkt zu haben.

Ihr Gatte aber musterte sie mit einer wachsamen Listigkeit, als fände er in ihrem Gesichte etwas, das er schon lange darin gesucht hatte.

Dann, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, wünschte er zu schlafen. Er wählte, besserer Bequemlichkeit wegen, den leer gebliebenen Platz der Korridorseite, so daß der Fremde, um ihm nicht gegenüber zu sitzen, unwillkürlich weiter nach der Mitte hin rücken mußte, wodurch die Entfernung zwischen ihm und Lilly sich wesentlich verringerte. Noch ein Weniges mehr, und er hätte ihr gegenüber gesessen.

Wäre ihr irgend ein Hintergedanke gekommen, so würde sie dem Schlafe ihres Mannes eine größere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Doch all ihr Sinnen richtete sich auf den Wunsch, dem Fremden zu entweichen, dessen Nähe sie mit tausend Nadeln stach.

Sie drückte sich in ihre Ecke und sah krampfhaft zum Fenster hinaus, auf dessen nachtschwarzem Hintergrunde das erleuchtete Innere des Wagens sich wie in einem Spiegel wiederfand.

So konnte sie ihn in Ruhe betrachten, ohne doch bei einem gelegentlichen Aufblicken von ihm ertappt zu werden.

Das Licht der Deckenlampe fiel grell auf seine glatte, weiche Wange, deren gleichmäßiger Schimmer nach der Schläfe hin in bläuliche Dunkelheiten überging, eine Wange zum Anschmiegen und Streicheln wie geschaffen, über die

mit leiser Hand hinzugleiten eine seltene Wonne sein mußte.

Und was für lange, schwarze Wimpern er hatte, längere als sie selbst! Ihre Schatten malten dunkle Halbkreise, die bis zu den fein gezeichneten Nasenflügeln hinunterreichten.

Und plötzlich hob er den Blick und sah sie an.

Da war er wieder — der schwarze, liebkosende Glanz — kalt, und doch wie verführerisch!

Sie erschrak und erschrak noch mehr bei dem Gedanken, daß er ihr Erschrecken bemerkt haben könnte.

Er lächelte ein ganz klein wenig und las dann weiter.

Und immer mehr umspann sie ihn mit angstvollen und schmeichelnden Gedanken. Gedanken, die Verbrechen in sich bargen und doch nur wie ein Alp auf sie herniederfielen, ohne daß sie sich hätte wehren können.

Da plötzlich — ein eisiger Strom fuhr ihr zum Herzen — fühlte sie einen leisen, zärtlichen Druck auf ihrem linken Fuß, den sie bei irgend einer unwillkürlichen Bewegung wieder nach der Mitte hingeschoben haben mußte, denn kurz vorher hatte er sich fest an den anderen gelehnt — und der berührte bereits die Fensterwand.

Was tun?

Ein rügendes „Pardon", ein erzürntes Emporzucken hätte den Oberst geweckt, dann hätte es neuen Argwohn, vielleicht gar einen Zusammenstoß gegeben, — darum zog sie langsam mit unendlicher Vorsicht ihren Fuß von dem seinen zurück und preßte ihn gleichfalls, als wüßte sie ihn gerettet, gegen die gepolsterte Wand.

Aber die wenigen Sekunden des Zögerns — das fühlte sie — hatten sie zur Mitschuldigen gemacht, und dieses Bewußtsein lastete auf ihr mit qualvollerem Drucke als die Gedankensünde, von der sie sich vorhin hatte treiben lassen.

Entehrt, besudelt erschien sie sich, wehrlos jedem Wegelagerer preisgegeben.

Doch warum ihn schelten? Was er frech begehrt hatte, war es nicht die Erfüllung des eigenen unreinen Wunsches gewesen?

Sie glaubte ersticken zu müssen an diesem Gedanken, sie wollte aufspringen, schreien, um Vergebung bitten, — der Fremde aber las ruhig weiter, als ob nicht das mindeste geschehen wäre. — — —

Als sie aus halbwachem Betäubungsschlummer emporfuhr, schimmerte grauer Tag durch die Fenster. Ein weißschaumiges Wildwasser stürzte sich in die Tiefe. Dahinter türmten grünliche Felsklötze ihre gigantischen Massen zum Himmel. Ein Bild, wie sie es sonst nur im Traume gesehen hatte, selbstverständlich in seiner Größe, von allerlösender Kraft.

Was sie vor dem Einschlafen erlebt hatte, war nur eine fratzenhafte Phantasie gewesen und hatte jede Daseinskraft verloren.

Behutsam kehrte sie sich nach dem Innern des Wagens.

In wüstem Schlafe ausgestreckt lag der Fremde, pustete mit aufgequollenen Backen und sah fahl und weibisch aus. Ihr ekelte vor ihm.

Doch als sie sich noch mehr zur Seite wandte, sah sie plötzlich das Auge ihres Mannes weit geöffnet, mit starrem, strafendem Glanze auf sich ruhen.

Sie fuhr zusammen, wie auf frischer Tat betroffen.

„Schläfst du nicht mehr?“ fragte sie mit beklommenem Lächeln.

„Ich habe überhaupt nicht geschlafen,“ erwiderte er.

Es lag etwas im Ton seiner Stimme, das sie von neuem erbeben machte, eine Anklage, ein Richterspruch zugleich.

Und wie er sie ansah! —

Wortlos fuhr man weiter. — Den Fremden beachtete sie nicht mehr.

Als man in Bozen Quartier genommen hatte, trat der Oberst in Lillys Zimmer und sagte: „Mein liebes Kind, ich habe dir eine Eröffnung zu machen. Ich bin der Inkonvenienzen müde, die sich Tag für Tag um uns herum ereignen . . . Wie weit dein Aussehen und dein Benehmen daran schuld sind, wie weit ich selbst als ein gealterter Mann dazu verführe, will ich unerörtert lassen . . .

Einen Vorwurf wegen grober Pflicht- oder Geschmacksverletzung habe ich dir übrigens nicht zu machen . . . Ich kann auch die selbstverständlichen Reserven der großen Dame nicht von jemand verlangen, der bis vor drei Monaten hinter dem Ladentisch gestanden hat . . . Um dich dergleichen zu lehren, dazu gehört Zeit . . . und das ist ein Geschäft, das ich meinem Fräulein von Schwertfeger wohl ruhig überlassen kann . . . Fürs erste haben wir genug und werden mit dem Mittagzuge nach Deutschland zurückkehren . . . Übermorgen abend — vielleicht schon übermorgen früh — können wir auf dem Gute sein."

Lilly grämte sich nicht einmal — so gedemütigt und so zerschlagen war sie.

Und das Land ihrer Träume versank. —

XV

In der Nacht von Sonnabend zu Sonntag waren sie auf Lischnitz angekommen.

Der Oberst hatte sich jeden Empfang verbeten gehabt, darum war von dem Schloß und den Hofgebäuden nichts mehr zu sehen gewesen als schwarze Schattenmassen, die der verschleierte Mond mit lichten Randlinien bestrich.

Ein paar Mägde hatten mit Windlichtern auf der bekränzten Freitreppe gestanden, und eine Dame, überschlank, mit Wespentaille und einem Flammenkranz von rotblonden, weißdurchfädelten Haaren hatte ein paar lange, sehr dünne Arme um ihren Hals geschlungen und mit einer wehleidig knirschenden Stimme mütterliche Willkommenworte gesprochen, die eine rasche Annäherung bezwecken sollten, ihr aber in Scheu und Bangen das Herz zusammenpreßten.

Dann war sie, von Übermüdung gelähmt, in ein weiß-bauschiges Messingbett gesunken, auf dessen goldglänzenden Stangen lichtblaue Seidenschleifen saßen wie fremde, große Schmetterlinge.

Und diese Schmetterlinge zogen sie auch aus dämmerndem Halbschlaf in den neuen Tag, in das neue Leben hinein.

Eine Goldampel hing von der Decke mit weißen Milchglasscheiben und blaue Schleier darüber geworfen . . . Bis zur Brusthöhe etwa zog sich an den Wänden entlang ein weißlackiertes Getäfel, und von dessen oberem Rande bis zur Decke empor spannten sich in gleichfalls weißlackierten Rahmen Seidentapeten von derselben lichtblauen Farbe, wie Steppdecke und Bettschleifen sie hatten.

Durch die schweren Vorhänge quoll ein Lichtspalt, der das alles zeigte und der über den gelblichen, licht-

blau durchrankten Perserteppich eine leuchtende Brücke warf.

Aufjauchzend sprang sie aus dem Bett und trampelte in den Teppich hinein, der Wellen zu schlagen schien — so weich und so hochgeschoren war er.

Von dem Oberst ließ sich nichts sehen und nichts hören.

Daß er sein Schlafzimmer fortan von dem ihren trennen würde, das hatte er längst schon gesagt. Aber daneben — hinter jener weißglänzenden Schnitztür, mußte es liegen.

Vorsichtig öffnend schaute sie hinein.

Die Fenstervorhänge waren kaum geöffnet ... Das Bett — ein mächtiges, dunkelschweres Mahagonibett, stand mit zerbeulten Kissen — leer ... Stiche von Reitpferden an den Wänden, lange Stiefel, Peitschen, Pistolen, ein paar Uniformröcke, auf dem runden Sofatisch ein Shagpfeifengestell und neben dem Bett die Tube mit seiner Ischiassalbe ... So hatte er sich also gestern abend tückischerweise selber eingerieben, obgleich das doch sonst immer ihr heiliges Amt gewesen war.

Mitten in ihrem Gekränktsein überfiel sie ein leises Erschauern. Das war alles so fremd und so hart und als lauerten unbekannte Drohungen dahinter.

Rasch schlug sie die Tür wieder zu und floh in ihr lichtblauseidenes Reich zurück.

Noch zwei andere Türen hatte der Raum. Die eine ging auf den Korridor hinaus; — von dorther hatte Fräulein von Schwertfeger sie gestern hereingeführt.

Und schon erschauerte sie wieder. Ohne zu bitten, ohne zu fragen, hatte die dünne, wehleidige Person mit dem erloschenen Auge und den befehlenden Manieren sich gestern ihrer bemächtigt. Ein Blick war zwischen ihr und dem Oberst ausgetauscht worden. Ein kurzer Blick des Einverständnisses, der hieß: „Ich übergebe sie dir."

So war sie ihr denn auf Gnade und Ungnade verfallen.

Wohl hatte das Fräulein sich ihr auch weiterhin an=

zuschmeicheln versucht, hatte mit Kosenamen um sich geworfen und ihr den wärmenden Tee selber ans Bett gebracht, aber in ihr, die sonst jedem Menschen, ob Mann, ob Weib, in hoffendem Vertrauen entgegenflog, hatte eine Stimme geschrieen: „Nimm dich in acht!"

Und wie sie in zagem Erinnern die Tür anstarrte, die gestern die Spinnenfinger vor ihr geöffnet hatten, übermannte sie mitten in ihrer lichten Herrlichkeit ein Gefühl des Fremdseins und Verlassenseins, das ihr das Herz abdrücken wollte.

Mit fliegenden Händen warf sie das Morgenkleid über, das die Schwertfeger noch gestern ausgepackt und leise hereingetragen haben mußte, denn ganz selbstverständlich hing es neben dem Bette.

Nun blieb noch die dritte Tür zu untersuchen, die, wie sie hoffte, irgendwohin ins Freie führte.

Vorsichtig drückte sie auf die Klinke, und mit leisem Aufschrei fuhr sie geblendet zurück.

Ein schmaler, sonnendurchfluteter Raum, ganz mit Blumen erfüllt, lachte ihr wie ein Gottesgarten entgegen . . . Mannshohe Azaleen breiteten ihre rosigen Blütenkronen über ein kissenbeladenes Ruhebett . . . Ein süßer, kleiner Schreibtisch stand da, mit Perlmutter und Schildpatteinlagen, darüber neigte eine Palme ruhevoll ihre schmeichelnden Wedel . . . Aber das war noch nicht einmal das Schönste. Das Schönste war der Toilettentisch. In weiße Spitzen gehüllt, grüßte er lieb und schämig aus einer Ecke. Eine große, an den Kanten scharf geschliffene Platte von dickem Kristallglas bedeckte ihn. Und darauf stand ein hoher, aus drei verschiebbaren Teilen bestehender Spiegel, in dem man sich von allen Seiten begucken konnte, — die Coiffüre im Nacken, den Schluß des Kleides und alles.

Ein solcher Spiegel war schon längst ihr Wunsch gewesen. Nur hatte sie nie darum zu bitten gewagt.

Dieser Raum war zweifellos das „Boudoir".

Sie, Lilly Czepanek, besaß ein „Boudoir"! War solch ein Wunder auszudenken?

Auf der Glasplatte lag noch allerhand, was sich im ersten Augenblick gar nicht übersehen ließ und dennoch wie eine himmlische Offenbarung Auge und Seele weitete: da waren elfenbeinerne Bürsten, drei, vier an der Zahl — die eine weicher, die andere härter — ein elfenbeinerner Spiegel mit holdselig geschnitztem Handgriff — eine Puderquaste in elfenbeinernem Döschen — ein Handschuhknöpfer, ein Stiefelzieher — alles aus Silber und Elfenbein. — Und noch viel mehr, viel mehr! — Lauter geheimnisvolle Dinge, deren Bedeutung man erst allmählich kennen lernen mußte. Und auf jedem prangten goldglänzend die ineinander verschlungenen Buchstaben L. M. und eine siebenzackige Krone darüber.

Kurz, es war zum Verrücktwerden schön!

Als sie dies alles zur Genüge bewundert hatte, machte sie sich daran, ihren Eroberungsfeldzug auch auf weiterliegende Gebiete auszudehnen.

Der Raum, in dem sie sich befand, hatte nur ein Fenster oder vielmehr eine Glastür. Die ging auf einen Balkon hinaus, auf dem ein Schaukelstuhl stand und dessen sehr hohes Eisengitter jungsprossende Weinranken trug. Später im Jahr, wenn die Blätter ausgewachsen waren, mußte man dort von grünen Mauern ganz umschlossen sein. Jetzt aber im frühen Frühling war noch soviel Licht zwischen den Trieben, daß man von unten her leicht gesehen werden konnte.

Darum öffnete sie leise die Flügel der Glastür und schob sich vorsichtig ins Freie hinaus.

Links — über eine Gartenmauer ragend — die Scheunen und Stallungen, die in einem mächtigen Viereck den weitgedehnten Hofplatz umgaben.

Rechts — das Astgewirr moosgrüner Baumriesen, kraus ineinander geschlungen und mit noch spärlichem Blattwerk wie mit goldenen Knöpfchen besetzt; — und darin ein Vogelskandal, der einem wie ein Hagelwetter von Tönen betäubend in die Ohren drang.

Geradeaus — ein Dachgiebel, etwa dreißig Schritte entfernt, zu einem altertümlichen einstöckigen Bauwerk ge-

hörig, das gleichfalls an die Parkmauer grenzte und dessen vorderer Ausgang nach dem Hofe zu münden schien.

Hier sah man auch endlich ein paar Menschen. Zwei Herren — der eine mit grauem Rundbarte, der andere, dick und kupfrig von Farbe und mittelalt — gingen rauchend und eifrig sprechend hinter dem Hause auf und nieder, während ein dritter —

Ja, was war denn das?

Der schlanke, sehnige junge Mann mit dem hohen Halskragen und den hellgelben Gamaschen, der dort auf der Fensterbank des Giebelendes saß und einen roten jungen Hund an dünner Kette zu sich auf den Schoß zerrte, das war doch — nein, unmöglich! — und doch — das war — das war niemand sonst als — Walter von Prell.

Ja, das war ihr lustiger Freund, der um die Ecke gegangene, kleine Leutnant, berühmt als ein Mensch ohne jeden sittlichen Halt und der einzige auf Erden, der je ihren Mund geküßt hatte.

Außer dem Oberst natürlich, doch der zählte nicht.

Da waren die silberweißen Wimpern — und das klingelnde Armband, — und das helle, fast lautlose Lachen, das ihn jedesmal schüttelte wie ein Sturm, wenn der rote, spitzohrige Hund sich von seinem Knie herabfallen ließ ... Nur der kurz geschorene Gelbsammetkopf war nicht mehr da, der hatte einer geölten und etwas struppigen Scheitelfrisur Platz machen müssen.

Mit hellem Auflachen streckte sie die Arme nach ihm aus.

„Herr von Prell, Herr von Prell!“ wollte sie rufen, aber glücklicherweise verschluckte sie es noch.

Gleichviel, nun war sie ja nicht mehr einsam in dieser fremden Welt. Ihr lustiger Freund war da, ihr Kumpan, ihr Spießgeselle, er, dem sie ihr ganzes Lebensglück verdankte.

Und dann besann sie sich auch, daß er gesagt hatte, der Alte habe einen Narren an ihm gefressen und wolle ihn als „Fritz Triddelfitz“ — ihre „Stromtid“ kannte sie gut — bei sich herumlaufen lassen.

Merkwürdig war es nur, daß es in diesen Monaten

dem Oberst nie eingefallen war, von seiner Anwesenheit eine Silbe zu erwähnen.

Freilich, er hatte ja nur selten von seinem Gute gesprochen. Und auch die Schwertfeger war ihm nur dann in den Sinn gekommen, wenn er seiner jungen Frau eine Rüge hatte verabfolgen wollen.

Ob er ahnen mochte, daß dieser da und kein anderer sie entdeckt und ans Tageslicht gezogen hatte? Jedenfalls wollte sie dem Oberst und der Schwertfeger noch heute vormittag sagen, daß sie einen alten Bekannten getroffen habe. Von dem Kuß brauchten sie ja nichts zu erfahren. Wozu auch? Der hatte ja nicht mehr bedeutet als einer im Pfänderspiele . . .

Gerade, als sie wieder ins Schlafzimmer zurückgeschlüpft war und die Vorhänge geöffnet hatte, klopfte es. Drei kurze, hastige, gleichsam prüfende Schläge, die ihr durch Mark und Bein gingen.

Die Schwertfeger war's. Natürlich war's die Schwertfeger. Wer sonst hätte sie so zusammenschrecken lassen?

Man küßte sie auf die Stirn, man streichelte ihr die Wangen voll Rücksicht und Zuneigung. Aber der Blick der großen, blassen Augen ging schweigend an ihr auf und nieder, und um den fleischigen, hartgeschnittenen Mund, dessen ganze Umgebung bis zu den Backen hinauf gerötet war, — wie man es bei feinhäutigen, vorzeitig alternden Frauen häufig findet — huschte ein verkniffenes, bitteres Lächeln.

Auf dem Arme hielt sie einen Packen Kleider, die Lilly als die ihren erkannte.

„Ich habe Ihnen das Nötige mitgebracht, mein geliebtes Kind," sagte sie, „damit Sie sich für den Vormittag anziehen können. Es ist nicht Sitte bei uns auf dem Lande, im Morgenkleid herumzulaufen. Zudem wollen wir gleich nach dem Tee einen Rundgang machen, damit Sie Wirtschaft und Leute und alles kennen lernen."

„Werde ich auch selbst wirtschaften dürfen?" fragte Lilly zaghaft.

„Wenn Sie es verstehen," sagte die Schwertfeger,

und kaute sich mit einem schielenden Seitenblicke die Lippen.

Lilly fühlte dunkel, daß schon diese eine harmlose Frage einen Einbruch in fremde Rechte bedeutet hatte, und um ihre Unvorsichtigkeit rasch wieder gut zu machen, fügte sie stotternd hinzu: „Das heißt — ich verlange ja nur, was mir“ — „erlaubt ist,“ wollte sie sagen, aber die Schwertfeger unterbrach sie.

„Mein liebes Kind,“ erwiderte sie emporwachsend, „Sie kommen zwar als Herrin hierher, und niemand erkennt das so ohne weiteres an wie ich. Aber da ich es gut mit Ihnen meine, so rate ich Ihnen, vorläufig gar nichts zu verlangen, sondern nur auf Ihre eigene Haltung bedacht zu sein . . . Von dieser Haltung wird es abhängen, wie bald Sie in Wahrheit sein werden, was Sie jetzt leider nur dem Namen nach sind.“

Lilly schwieg bedrückt und gedemütigt.

Die Zuchtmeisterin streckte bereits die Krallen heraus.

„Ich rate Ihnen ferner,“ fuhr sie fort, „zu bedenken, daß Sie das Terrain, auf dem Sie sich in Zukunft bewegen sollen, erst kennen lernen müssen, und daß Sie zu diesem Zweck einer Führerin bedürfen, die um einiges besser Bescheid weiß als Sie. Sonst würden Sie alsbald in Lagen geraten, die nicht mehr aufzubessern sind, und das würde vor allen Dingen wegen Ihrer Beziehungen zum Obersten doch sehr zu beklagen sein.“

Lilly fühlte die Tränen hochsteigen. Die alte Wehrlosigkeit, die ihr schlimmster Fehler war, kam wieder einmal über sie.

„Ach bitte, seien S i e mir wenigstens nicht feindlich gesonnen,“ flehte sie, die Hände faltend.

In dem ausgeblaßten Auge der Schwertfeger, das unter schweren Lidern halb versunken lag, flammte etwas auf. — Eine Frage, ein Verwundern, ein Mitleid. Man konnte nicht wissen, was es war.

Für einen Augenblick starrte sie an ihr vorbei ins Leere, und Lilly sah ein nobles, kühnes, wie aus Marmor gemeißeltes Profil, das einer ganz anderen zu gehören schien.

Dann fühlte sie sich von ihren langen Armen umschlungen und mit einem Drucke festgehalten, der wärmer, echter schien als alle die Liebkosungen, die sie seit gestern abend von ihr erlebt hatte.

„Mein liebes Kind," sagte sie, „Sie sind wirklich ein liebes Kind."

Damit ging sie hinaus.

Eine halbe Stunde später trat Lilly in den Kleidern, die die Schwertfeger für sie ausgesucht hatte, in den Speisesaal, wo der alte Ferdinand, ein dürres, spindelbeiniges Erbstück von einem Diener — jener runde, glatte mit dem Spitzbubenlächeln war Gott sei Dank! entlassen worden — das Frühstück bereitete.

Der Oberst kam vom Morgenritt. Sein Auge blitzte in stolzer Herrenfreude. Das Geäder auf den hageren Backen war mit Blut gefüllt, und in den grauen Stachelbürsten über den Ohren funkelte noch in kleinen Perlenlichtern der Tau. Die dicke Flausjacke stand ihm gut. Die O-Beine verschwanden hinter dem Tische. Wie ein alternder, königlicher Recke sah er aus, bös und gütig zugleich.

Lilly flog ihm in die Arme, und er sagte, in die Runde weisend: „Nun, gefällt's dir — bei — dir?"

Sie küßte ihm die Hand für dieses „Dir".

Der Speisesaal war ein weiter, an den Schmalseiten gewölbter Raum, der mit altersdunklen Schnitzmöbeln vollgefüllt war und den die drei großen Bogenfenster nur mäßig erhellten.

Von der Terrasse, die sich davor lagerte, führten rundbauchige Geländertreppen in den Park hinunter, in dem die Sonnenstrahlen sich mit dem Blattknospengewirr zu einem goldgesprenkelten Vorhang verwoben.

Beim Frühstück wurde der Rundgang besprochen, auf dem die junge Gebieterin ihr neues Reich in Augenschein nehmen sollte. Von einer feierlichen Vorführung der Leute hatte der Oberst nichts wissen wollen. Aber da sie sowieso im Sonntagsstaat waren, konnten sie sich auch da, wo sie gingen und standen, in Ehren sehen lassen.

Die Honoratioren des Hofes, Inspektoren und Rech-

nungsführer, sollten hernach bei der Mittagstafel, an der sie an Sonntagen von alters her teilzunehmen pflegten, die schuldige Reverenz machen.

„Der jüngste von ihnen ist übrigens einer meiner früheren Herren," bemerkte der Oberst, „ein Herr von Prell, —" er stutzte, umfing Lilly mit einem nachdenklichen Blicke und fügte dann, gleichsam beruhigt, hinzu: „Er hatte aber schon einige Zeit vor mir den Dienst quittiert und soll nun bei mir die Landwirtschaft lernen."

Das war der Moment, in dem sie ihr frohes Geständnis hätte an den Mann bringen müssen. Aber das Wort erstarb ihr in der Kehle. Es ging nicht. Es ging beim besten Willen nicht. Sie hätte sich sofort in einem Netz des Argwohns verfangen. Die großen, blassen Augen der Schwertfeger lagen ohnehin prüfend genug auf ihrem Angesicht.

Aber eines wurde nun klar: Der Oberst wußte nichts. Sein früheres Schweigen kam nur daher, daß er den jungen Windhund eines Erwähnens nicht für wert gehalten hatte.

„Wie macht er sich denn nun?" fragte er, zur Schwertfeger gewandt.

„Ach Gott, Herr Oberst," sagte sie, indem sie lächelnd ihre langen Knochenfinger besah, an denen die Halbmonde der Nägel glänzten wie Perlmutter, — „Sie wissen ja, Denunziantin bin ich bloß, wenn ich muß."

„So'n verdammter Bengel!" lachte der Oberst, und Lilly, die unwillkürlich des Freundes Partei nahm, fand, das sei denunziert genug.

Nach dem Frühstück kam der große Rundgang.

Der Oberst und die Schwertfeger nahmen sie in die Mitte, — ein Rudel Hunde fand sich ein, das ihr von allem ringsum als das Liebenswerteste erschien, und dann ging's los.

Zuerst die Herrschaftsküche. Ein wahres Wunder von einer Küche. Mit holländischen Fliesen an den Wänden, mit Kupferröhren, aus denen heißes und kaltes Wasser floß, mit einem Herde, dessen Platte gar keine Löcher

hatte. — Man wußte nicht, wohin man vor Staunen den Blick zuerst wenden sollte.

Und dann war da ein Gesicht — ein altes, braunrissiges, dickmäuliges Köchinnengesicht, aus dem zwei feuchtglänzende Augen in stummer Frage zu ihr emporsahen: „Erkennst du mich denn nicht?“ und Lillys Augen gaben Antwort: „Ja, ich erkenne dich.“

Aber zu sagen wagte sie nichts — aus Furcht, daß die Schwertfeger über die entscheidende Stunde ihres Lebens Nachforschungen anstellen und sie dann noch mehr verachten würde.

Sie gab der Alten nur die Hand, und der Freundschaftsbund war erneuert.

Dann kam man in die Leuteküche, wo in einem mächtigen Kupferkessel die sonntägliche Fleischsuppe brodelte wie ein siedendes Meer; — dann in die Waschküche, wo die Wring- und Rollmaschinen standen wie blankbehelmte Ungeheuer, und wo ein alter Seifendunst sich lieblich festgefressen hatte. —

Dann ging's weiter in die Speise- und Vorratskammern. Da hingen an der Decke Reihen von Schinken, in graue Gazehüllen gesteckt, wie riesenhafte Fledermäuse, und Würste wie braunpolierte Keulen, und auf der Streu lagen jetzt noch im April die goldbäckigen Winterkalvillen und andere edle Sorten. In den Fachschränken blinkten viele breithalsige Flaschen. Das war das Eingemachte. Da konnte man naschen nach Herzenslust.

Dann quer über den gepflasterten Hof, auf dem die Wagen und die Ackermaschinen in Reih und Glied dastanden, wie die Soldaten zur Parade — hinüber nach den Stallungen.

Der Herrschaftsstall — Donnerwetter! — der war ja wie ein Salon. — Korbsessel mit Polsterlehnen und Schemeln davor luden zum Rasten ein. Ein Kokosläufer lief an den Boxen entlang, über deren jeder eine Porzellantafel den Namen des edlen Pferdes nannte, das darin seine Wohnung hatte. Schlanke, seidenglänzende Hälse spielten federnd, und kluge, menschenhafte Augen grüßten die schöne Herrin.

„Unter diesen hier wirst du dir eines zum Reiten aussuchen,“ sagte der Oberst.

„Ich kann ja gar nicht reiten,“ erwiderte sie verlegen.

Und die rotjackigen Stallknechte, die mit den Mützen am Hosensaum dastanden, grinsten sie fassungslos an. Eine Gnädige Frau, die nicht reiten kann, war ihnen sicher noch nicht vorgekommen.

Nun folgten die Ställe der Arbeitspferde. Da war es schon bedeutend weniger interessant — schmutzig und schlecht riechend. Und in den Kuhställen gar wandelte Lilly eine Übelkeit an.

Aber sie hütete sich wohl, etwas merken zu lassen, und hörte geduldig und lerneifrig zu, wenn bald der Oberst, bald die Schwertfeger ihre Erklärungen zum Besten gaben.

Ein schweres Stück Arbeit war noch ungetan: Der Gang an den Häusern der Instleute vorbei, die eben aus der Kirche zurückgekehrt waren und in kleinen, dunklen Gruppen erwartungsvoll vor ihren Türen standen.

Die Ältesten und Würdigsten kamen zuerst an die Reihe. Da gab es viel fremde Namen, viel schmutzige Hände und in ehrerbietigem Argwohn erstarrende Gesichter.

Aber Lilly fühlte, daß sie ihrer Aufgabe leidlich gewachsen war. Sie fand manches freundliche Wort, das den Alten und Kränklichen zu Herzen ging, und als sie gar niederhockend einen greinenden Hosenmatz zu sich auf den Schoß zog, lief ein wohlgefälliges Raunen wegebnend vor ihr her.

Am Ende der Ansiedlung erhoben sich ein paar scheunenartige Gebäude, deren Inneres erst später in Wohnräume umgewandelt schien. Kleine, rot und blau umrahmte Fenster saßen unregelmäßig darin, und die einstige Toröffnung war durch eine gelbe Notmauer wieder verklebt worden.

Dort hausten die polnischen Zuzügler, die aus fernab liegenden Gegenden sich zur Feldarbeit hierher verdungen hatten. Denn der Landstrich selbst, in dem das Schloß des Obersten lag, war deutsch von alters her und in der

ringsum andrängenden Slawenflut eine deutsche Insel geblieben.

Darum war es auch nötig, sein Deutschtum hoch zu halten, wie die Schwertfeger mit warnender Liebe betonte. Und Lilly schämte sich, als ob sie es bisher andauernd verleugnet hätte.

Rote Kopftücher blinkten. Große, blaue, verschüchterte Augen beteten zu ihr auf. Hie und da ein furchtsames Neigen nach ihrem Rocksaum hinunter, ein scheuer Kuß nach ihrem Ärmel hin. „Niech bedzie pochwalony Jezus Chrystus“ ertönte es im Flüstertone, und sie antwortete unwillkürlich: „Na wieki wiekow! Amen.“ Denn daß so die Antwort auf die polnische Begrüßung heißt, das hatte man ihr, der Katholikin, einst in der Kinderlehre beigebracht.

Da erhob sich ein freudiges Rauschen, ein Schwirren, ein Rieseln von Glück in dem ängstlich zusammengedrängten Häuflein.

Die junge, schöne Pana hatte ihre Sprache, die Sprache ihres Gottes, mit ihnen gesprochen.

„Ich wußte gar nicht, daß du polnisch kannst,“ sagte der Oberst mit einem schnarrenden Tadel in der Stimme.

Und sie erklärte verlegen lachend, wie sie dazugekommen war.

An der Gruppe der Burschen, die in ihren grauen Wantröcken, mützendrehend und Bücklinge schusternd, am nächsten Eingange standen, ging es rascher vorbei. — Kaum, daß sie ihnen einmal herzlich zunicken konnte, und schon dabei war ihr zu Mute, als ob sie etwas Verbotenes täte.

Die Schwertfeger hatte kein Wort gesagt, aber die Adlernase in die Luft gestreckt, hielt sie ihr Deutschtum hoch.

„Jetzt wollen wir das dunkelblaue Tuchkleid anziehen, mein Liebling,“ sagte sie, als man die Vordertreppe wieder hinanstieg. „Ich habe es bereits aus dem Koffer genommen und aufbügeln lassen. Sie finden es im Ankleidezimmer, und einen Spitzenkragen dazu. Das ist für Sonntag mittag hier das Richtige.“

Lilly zog gehorsam das blaue Tuchkleid an, das sie besonders schlank machte, und ihr Herz klopfte vor Bangen, der lustige Freund, der ja nicht ahnen konnte, daß sie ihn verleugnet hatte, möchte beim ersten Begegnen durch ein unbedachtes Wort des Wiedererkennens sie und sich selber verraten.

Die Tischglocke gellte durch das Haus.

Da klopften auch schon die drei prüfenden Schläge hastig an die Tür.

Aufschreckend fuhr sie vom Spiegel zurück, denn daß sie eitel war, das durfte die Schwertfeger beileibe nicht wissen. Die maß sie erst eine Weile von oben bis unten, faßte dann ihre zwei Hände, und während sich die blaßblauen Augen aufbrennend in die ihren bohrten, sagte sie: „Gott gebe, daß Sie nicht zu viel Unheil anrichten im Leben — mein Kind.“

„Warum soll ich denn Unheil anrichten?“ stammelte Lilly aufs neue gedemütigt. „Ich tu' doch keinem Menschen was Böses.“

Die Schwertfeger lächelte.

„Das einzige Glück ist eben, daß Sie nicht wissen, wer Sie sind,“ sagte sie und zog sie am Arm in den Korridor hinaus und die alte, dröhnende Treppe hinunter zum Speisesaal.

Dort standen mit dem Oberst vier dunkle Männergestalten, die sich bei ihrem Eintritt rasch in Reih und Glied ordneten.

Da war der mit dem grauen Rundbart — „Herr Leichtweg, unser erster Inspektor,“ sagte der Oberst; — da war der Dicke, Kupfrige — „Herr Meßner, unser Rechnungsführer“ — sagte der Oberst; — dann kam noch einer, und dann — und dann —

„Leutnant von Prell, Wirtschaftselewe,“ sagte der Oberst.

Ein halbes Kopfnicken, wie bei den anderen, mehr durfte es nicht sein.

Aber du — mein armer, lustiger Freund, wie siehst du aus!

Ein langer, langer Bratenrock schlug seine Wellen bis über die Kniee hinunter, der schmale, spitzig zulaufende Kopf ertrank in dem hohen Kragen, alles schlappte und faltete sich. Stocksteife Ehrsamkeit und dienerndes Hampelmanntum saßen in jeder Miene, jeder Bewegung.

Ganz verloren in verwundertem Bedauern stand sie da. Hätte sie ihn nicht morgens beobachtet, wie er —

„Den Herren die Hand geben," hörte sie hinter sich die Schwertfeger raunen.

Sie schrak zusammen.

Und heftiger, als es sich für die Schloßfrau schickte, preßte sie die biederen Landmannsfäuste, nur aus Herrn von Prells noch immer gepflegter, sommersprossiger Rassehand zog sie die ihre rasch wieder zurück.

„Gott sei Dank, der verrät nichts," dachte sie dabei.

Und dann kam das Tischgebet.

XVI

Die Finken waren die tollsten.

Zwar auch die Meisen und die Kleiber machten Skandal, und von den Amseln konnte man sagen, daß sie sich als unumschränkte Herren des Gebietes fühlten, weit mehr als die Stare, die in Gesellschaften beisammen hockten und sich um Gott und die Welt nicht kümmerten. Auch die Grasmücken und die Laubsänger leisteten erkleckliches, aber was an Finkenschlagfanfaren die Luft durchschmetterte, war fast zu viel für zwei Ohren, die den Vogelsang nur vom Bauer des Kanarienhahns her kannten.

Der auf Filzschuhen stelzende alte Haberland, der als Gärtner eine Art Gnadenbrot genoß und eigentlich nur noch die Grassprenger unter sich hatte, — der alte Haberland kannte sie alle. Der wußte genau, wer am Boden brütete und wer in den Zweigen, wer um d i e Stunde zu singen anfing und wer um jene, und wie man sich hinstellen mußte, um Gefieder und Lebensweise genau zu studieren.

Daß die Eichhörnchen abgeschossen werden mußten, war ein Jammer, und fast hätte sie den Alten hassen mögen, wenn er mit dem Teschin unterm Rock — er behauptete, die Biester kennten sein Teschin und nähmen Reißaus davor, — den lustig räubernden Gesellen zu Leibe ging. Auch die Elstern und die Häher waren seine Freunde nicht. Dafür aber hatte er den scheuen Grünspecht so weit gebracht, daß er im Parke nistete, und der bunte Wundervogel, der Wiedehopf, kam ungescheut zu allen Zeiten bis hinters Schloß, sang sein „Hututu" und stach sich mit seinem krummen Säbel die Würmer aus dem Rasen.

Das waren Morgen, so voll Glanz und Glut, wie sie

seit dem Weltbeginn unmöglich je schon dagewesen sein konnten.

Steckte man um fünf Uhr früh die Nase zur Tür hinaus, dann schlug einem der kühle Nebelpurpur wie ein Königsmantel um den Leib.

Auf dem Teiche, dort, wo das junge Schilf über Nacht von unterirdischen Händen in die Höhe gehoben wurde, lagen sonnendurchleuchtete Schwaden, die sich in leichten Streifungen zum Himmel hoben ... Und alles dampfte ... Manchmal schien's, als wären auf den Rasenflächen weiße Feuer angezündet, und an den glitzernden Lichtnelken entlang glitten die verwehenden Wölkchen schwerfällig, wie sattgetrunken von Taumilch.

Das waren Morgen!

Wer kann je auserzählen von dem jubelnden Toben der Hunde, wenn die junge, schöne Herrin in weißer Bluse und kurzem Rock, mit Stock und Laubschere bewaffnet, lächelnd auf der Gartentreppe erschien? Dort hatten sie alle schon längst gelauert, knurrig heulend vor Ungeduld, wenn es ihnen zu spät wurde. Denn die wenigstens hatten nicht einen Tag lang gezögert, sie als vollgültige Herrin anzuerkennen, die Schwertfeger, die sie nicht leiden konnten, mochte noch so mitleidig wohlwollend dazu lächeln.

Bebel, der Terrier, der klügste von allen, der zählte freilich nicht mit, denn der lief früh morgens hinter dem Oberst her, weit draußen auf den Feldern. Aber da war Pluto, der langohrige Setter, der jetzt im Frühling nichts zu tun hatte und daher auf eigene Faust den Kaninchen des Parkes zu Leibe ging, da waren Schnauzl, der Pudel, und Bobbi, der Teckel, die um ihretwillen in steter eifersüchtiger Fehde lebten, und da war vor allem Regina, die pantherhafte Dogge, der ein Steinwurf das linke Vorderbein gelähmt hatte und die nun stets, wie um Verzeihung bittend für ihre geschändete Existenz, hinter den Begegnenden herkroch, dabei aber nächtens mit nie ermüdendem Wachtrieb eine Schreckensherrschaft aufrecht hielt.

Wer kann je auserzählen von den Freudesprüngen der Fohlen hinten im Roßgarten, von der Liebebedürftigkeit der Zweijährigen, wenn die zuckerspendende Herrin die Torstangen zurückschob und die Arme ausstreckte, um die schlanken Köpfe ihrer jungen Lieblinge darin zu begraben?

Wer kann den Ärger des Truthahns beschreiben, wenn die Fasanen beim Morgenbrote früher an die Reihe kamen — und wenn gar die dummen Enten, als ob das so sein müßte, sich ihr auf die Füße setzten? War er doch manchmal so vollgepumpt von neidischer Wut, daß er es sogar wagte, gegen Plutos Hängeohren anzukollern, was dieser mit verächtlichem Kopfschütteln ablehnte.

Ja, das waren Morgen!

Und als dann gar das große Blühen begann, da konnte man nicht satt werden, umherzuziehen und Schürze und Körbe vollzufüllen mit schneeigen, blauen, goldenen Zweigen und Rispen, so daß man schließlich fast ertrank in dem Blütenmeer.

Wenn nach dem Rundgang das Frühstück kam, so wußte man vor Glück und Zärtlichkeit gar nicht, wem man sich zuerst an den Hals werfen sollte, dem Oberst oder der Anna, denn in vertrauten Stunden nannte man sie jetzt beim Vornamen und war überhaupt sehr anschmiegsam gegen sie, wenn man auch die Angst vor ihrer Splitterrichterei und noch manche andere Angst nie recht los werden konnte.

Jawohl, man war in eine strenge Schule geraten.

Kein Wort und keinen Schritt und keine Bewegung gab es, die unbeobachtet und, wenn nötig, ungerügt geblieben wären. Wie man bei Tische sitzt und wie im Lehnstuhl, wie man Tee bereitet und ihn einschenkt, wie man zum Platznehmen nötigt und eine Unterhaltung eröffnet, wie man Fremde einander vorstellt, ohne sich zu verhaspeln, wie man über vergessene Namen hinweggleitet und jedem der Tischgenossen einen wohlgemessenen Brocken von Freundlichkeit zuwirft, — das lernte Lilly jetzt und noch viel mehr, o! viel mehr.

Aber dies alles waren nur die Anfangsgründe, die auf die kleine Welt des Hofes und dessen gelegentliche Gäste Bezug hatten. Das eigentliche Lernen sollte erst noch beginnen, wenn gegen den Herbst hin die ersten Flugversuche auf die nachbarlichen Gutshöfe unternommen wurden. — Bis dahin wünschte der Oberst jedem Familienverkehr aus dem Wege zu gehen. Er konnte das leicht unter dem Vorwand, nach seinem ausgiebigen Junggesellenleben die Flitterwochen so lange als möglich ausdehnen zu wollen.

Bis zum Herbste aber mußte Lilly eine wahrhafte „grande dame“ geworden sein, die dem Namen und dem Range ihres Gatten Ehre machte und auf den Festen des Landadels und des Kasinos durch Takt und Formgewandtheit jedes Mißtrauen aus dem Felde schlug.

Dieses Ziel, das höchste auf Erden, wurde ihr von der Schwertfeger täglich und stündlich vor Augen gehalten. Sie träumte davon, wie einst auf der Selekta von dem nahenden Examen — und modelte in Bangen und Zweifeln Tag und Nacht an sich herum.

Im Innersten wohl fühlte sie sich freilich nur beim Herumstreifen im Freien und allenfalls hinter verschlossenen Türen in ihrem Boudoir.

Doch um Gottes willen, nein! Es hieß ja gar nicht „Boudoir“.

Die Schwertfeger war sehr herablassend geworden, als sie es zum erstenmal so genannt hatte. Es sei gar kein Boudoir, sondern ein Wohnzimmer, und höchstens reich gewordene Fleischer- oder Bankiersfrauen — das galt der Schwertfeger als ein und dasselbe — würden es mit diesem Namen verunziert haben.

Und so strauchelte Lilly auf Schritt und Tritt.

Etlichemale hatte der Oberst, gleichsam zur Vorprüfung ihres gesellschaftlichen Könnens, bei gelegentlichen Einquartierungen, — einmal auch bei dem fröhlichen Einbruch einiger Herren, die sich auf einer Generalstabsreise befanden — Lilly unter dem Beistand der Schwertfeger den Vorsitz an der Abendtafel führen lassen.

Dann hatte sich stets das Gleiche abgespielt: Zuerst war sie steif wie ein Puppengestell, unfähig zu irgend einem uneingelernten Worte, den in militärischer Blankheit schillernden Gästen entgegengetreten, dann hatte sie sich bei Tisch mit ein paar Gläsern Mut angetrunken, war allmählich lebhaft und sogar lustig geworden und hatte schließlich durch harmlos heraussprudelnde Drolligkeiten — woher sie ihr zuflogen, wußte sie selbst nicht, — die Herren, die zum großen Teile längst auf des Lebens Mittagshöhe standen, so in Entzücken versetzt, daß jedes Wort hofmachend sich an sie richtete und jedes Auge, genießend und hungernd zugleich, an ihrem Angesichte hing.

Dann pflegte der Oberst unruhig zu werden. Die Schwertfeger, die meistens mit verkniffenem Lächeln vor sich niederschaute, bekam einen heimlichen Wink, und die Damen erhoben sich, ungeachtet alles Bettelns und Bedauerns, abschiednehmend vom Abendtisch.

Der allgemeine Rausch aber, den sie in den Köpfen ihrer Gäste entzündet hatte, strahlte auf sie zurück, brachte ihr Jubel und Not und zwang sie, bis über Mitternacht hinaus mit heißen, tränenüberströmten Backen, mit klopfendem Herzen und zuckenden Nerven in den blauen Dämmer des Parkes zu starren.

Ahnungen von aufbegehrender Tollheit und schwelgendem Sichvergessen wetterleuchteten ihr durch den Sinn, ein lechzendes Fieber ließ ihren Körper erschlaffen, machte ihr Kleid und Zimmer, Park und Welt zu eng und jagte einen Reigen von Blicken und Flammen, einen Wirbel von brandroter, wetterfester, verlangender Männlichkeit durch ihren Kopf.

In solchen Nächten geschah es, daß der Oberst, wenn die Gäste endlich zur Ruhe gegangen waren, mehr oder weniger angetrunken, in ihr Schlafzimmer drang, ihr erst ein paar Vorwürfe machte, sie hätte sich nicht damenhaft genug benommen, dann, wenn sie sich weinend wehrte, die Tränen von ihren Wimpern küßte, ihr den Rest ihrer Kleider vom Leibe zog und sich zu ihr ins Bett warf.

Erschauernd in grundloser Gewissensangst, voll zitternden Abscheus vor seiner Trunkenheit und dennoch halb glücklich, qualvolle Spannungen sich lösen zu fühlen, so überließ sie ihm ihren Leib.

Sonst, wenn sie in Nächten ängstlichen Alleinseins nach seiner Nähe begehrte, wenn mit dem Leib auch die Seele im Gefühle demütiger Zugehörigkeit sich an ihn schmiegen wollte, dann war er nicht zu haben, — dann schloß er einfach zu.

Im übrigen zeigte er sich meistens lieb und gnädig zu ihr. Er behandelte sie wie ein buntes, zerbrechliches Spielwerk, das man schonend aufzieht und vorsichtig beiseite legt, wenn man im Augenblick seiner satt ist . . . Und das war ihr ganz recht so. So wenigstens brauchte sie nicht vor seinen Donnerwettern Angst zu haben, deren drohende Schauer, allem Lebendigen zum Schrecken, zwei-, dreimal am Tage die Mauern erbeben machten.

Selbst die Schwertfeger wußte sich nicht sicher vor ihnen und nahm sie mit gebeugtem Haupte und zusammengebissenen Zähnen wie ein Schicksal, gegen das es kein Auflehnen gibt, schweigend in Empfang.

Über das Verhältnis der beiden konnte Lilly nie recht ins klare kommen. Meistens schien es, als ob sie durch das langjährige, gegenseitige Vertrauen unlöslich aneinandergeschmiedet wären, dann wieder gingen sie sich aus dem Wege. Er, in hochmütiger Geschäftigkeit, sie, mit einem höhnischen Schielen, das Groll und Drohungen in sich barg.

Manchmal wollte Lilly schon glauben, daß die beiden einstmals, als die Schwertfeger noch jung und schön gewesen war, in Liebesbeziehungen gestanden hatten. Aber sie ließ diesen Gedanken wieder fallen. Für die Bitternisse eines solchen Nebeneinanderlebens saß zu viel Stolz in ihr, und er war allzu herrischen Geblüts, um eine unbequeme Gläubigerin dieser Art neben sich dulden zu können.

Von der Vergangenheit des alternden Edelfräuleins erfuhr Lilly nur, daß sie als Waise eines armen Offiziers seit ihrer Einsegnung aufs Brotverdienen angewiesen war und schon seit fast zwei Jahrzehnten dem Hause des Obersten

vorstand. Daß sie gleich ihr selber halt- und zufluchtslos den harten Fäusten dieses Mannes anheimgegeben war, hatte in Lilly allmählich ein Gefühl mitleidiger Zusammengehörigkeit erstehen lassen, wenn auch ein leises, sorgendes Aufpassen niemals aus ihrer Seele wich.

Und zu Dank war sie ihr wirklich verpflichtet. Ohne der Schwertfeger unablässiges Mahnen wäre sie auf dem Wege zur Gutsherrin und Edelfrau unzähligemale aus dem Geleise geraten. Hätte durch zu viel Bescheidenheit die Spottsüchtigen sich über den Kopf wachsen lassen, hätte durch scherzendes Sichgleichstellen die Unverschämtheit herausgefordert und wäre schließlich der Ohnmacht, vielleicht gar der Mißachtung anheimgefallen.

Nun aber liebten sie alle. In der Küche wie in den Ställen, bei den Dorfinsassen wie vor dem Inspektorhause, überall grüßten ihr leuchtende Blicke entgegen.

In dem Scheunenwinkel aber, wo hinter glimmendem Reisig und trocknender Wäsche die polnischen Mägde hausten, war sie geradezu der Abgott.

Ob von ihrem slawischen Namen oder ihrem Katholikentum sich eine Kunde verbreitet hatte, ließ sich nicht feststellen. Sicher jedoch war, daß sie von allem, was fremd und verachtet, mit demütigem Kinderblick im Auge und wehen Heimatsliedern auf den Lippen, zwischen dem steifen, hochmütigen Deutschtum einherschlüpfte, als Helferin und Schutzpatronin betrachtet wurde.

Und sie machte sich gern mit dem weichen, gutartigen Volke zu schaffen, besuchte die Kranken und sorgte für die Verlassenen. Wie arme, pflegebedürftige Schwestern erschienen ihr die Mägde, — und die Burschen als ein Heerbann, der auf sie persönlich eingeschworen war.

Die Schwertfeger sah diese zärtlichen Beziehungen mit scheelen Blicken an.

„Die Hofleute fangen an, sich zu beklagen,“ sagte sie, „daß Sie das hergelaufene Volk bevorzugen. Sie werden gut tun, Ihre Spaziergänge nach einer anderen Richtung zu verlegen.“

Als Lilly nicht hören wollte, paßte sie ihr auf und

wich nicht mehr von ihrer Seite, solange der Scheunenwinkel verführerisch in der Nähe war.

Sogar zum Protestantismus hatte sie sie bekehrt. Nicht innerlich. Bewahre.

„Haben Sie Ihre Muttergottes und Ihren heiligen Joseph lieb, so viel Sie wollen,“ sagte sie, „aber das Kesselchen und die geweihten Kätzchen nehmen Sie hübsch vom Bette weg. Und dann, was die Kirche anbelangt: Sie könnten ja Sonntags die fünfviertel Meilen nach Krammen zur Messe fahren. Verbieten würde der Oberst es nicht. Aber lassen Sie sich raten, Herzlieb, und setzen Sie sich lieber zu uns auf den Chor der Gutsherrschaft ... Mir zu liebe, Sie werden's nicht bereuen.“

Dann, als Lilly ihr ohne viel Widerstreben den Willen getan hatte, schenkte sie ihr zur Belohnung ein kleines, verschließbares Hausaltärchen; das war von außen anzusehen wie ein niedlicher Schmuckschrank, beherbergte aber im Innern nicht bloß das Jesuskindlein im Arme der Muttergottes, lieblich auf Glas gemalt — nein, selbst der heilige Joseph und die heilige Anna waren da; er auf der Innenseite des linken, sie auf der Innenseite des rechten Türflügels.

Und Lilly weinte vor Freude.

Aber recht eigentlich lieb gewann sie die Spenderin nicht. Und wie oft man auch vertraulich tuschelnd beieinandersaß, einsam blieb sie doch.

Und ängstlich.

Nicht einmal sich recht satt zu essen wagte sie. Da sie — wie um sich für Frau Asmussens verschollene Milchmus schadlos zu halten — einen mörderlichen, beinahe unanständigen Appetit in sich entwickelt hatte und die sorgenden Blicke der Schwertfeger nach den Bergen ihres Tellers hin ihr aufgefallen waren, so stand sie meistens halb hungrig vom Tische auf und machte sich dafür zwischen den Schätzen der Speisekammer zu schaffen.

Die alte Küchengrete, an der sie eine todsichere Verbündete besaß, hielt Wache, damit die Schwertfeger sie nicht überrasche. Und wenn die allmächtige Hausdame

mit ihren Späheraugen doch einmal darüber kam, so hieß es, sie wolle kochen lernen, eine Absicht, die mit nachsichtiger Heiterkeit begrüßt wurde.

Wenn die alte Grete nicht gewesen wäre, so würde sie über das Getriebe der großen Wirtschaft nie etwas Richtiges erfahren haben, denn die Schwertfeger drängte sie — ob aus Herrschsucht, ob aus Rücksicht — sorgfältig von allem zurück, was einer geregelten Tätigkeit im entferntesten ähnlich sah.

Wollte sie irgendwo helfen, so war schon alles getan. Und sie dürfe sich nicht die Hände verderben. Und es sei ja auch möglich, daß sie sich Schaden tue. So ging es Tag für Tag.

Für ihr Leben gern hätte sie reiten gelernt, aber da die Schwertfeger immerzu Anzeichen künftiger Mutterschaft bei ihr entdeckte, Anzeichen, die sich später doch jedesmal als trügerisch erwiesen, so mußte auch das unterbleiben.

Nicht einmal sich Musik machen konnte sie. Denn der alte, hellgelbe Marterkasten, dessen Tasten aussahen wie eine Garnitur schadhafter Raucherzähne — gerade solche hatte der Oberst im Munde — sollte erst im Herbst, wenn man zum Aussuchen nach Danzig fahren konnte, durch einen neuen ersetzt werden.

So brachte sie halb selig, halb kläglich ihr Leben hin, eine vom Wege versprengte Pilgerin, die sich wider Willen in ein Paradies verirrt hat.

Der Zeit, die vor noch nicht dreiviertel Jahren gewesen war, gedachte sie als ihrer längst, längst verflossenen Jugend. Wer sie darauf hingewiesen hätte, daß bei ihren knappen Neunzehn die Jugend noch vor ihr lag, den würde sie ausgelacht haben.

Und gut war's, daß drüben im Amtshause ein Zeuge töricht-süßer Vergangenheit in kümmerlichem Leichtsinn dahinlebte. Sonst würde sie sich eingeredet haben, ihr verflossenes Mädchentum sei nur ein Traum und sie selbst schon in der Wiege eine aufgelesene und aufgeheiratete Oberstenfrau gewesen.

Dem lustigen Freunde war sie in all der Zeit nur beim sonntäglichen Mittagessen begegnet. Und dann hatte er mit seinem langen Bratenrock und seiner zusammenknickenden Ehrerbietung eine fast komische Rolle gespielt.

Kein aufleuchtender Blick, kein vielbedeutendes Wort gab Kunde von dem, was einst mit Bangen und Lachen zwischen ihnen hatte erstehen wollen.

Manchmal aber, zur Dämmerstunde, wenn sie, hinter dem dicht gewordenen Weinlaub ihres Balkons verborgen, zum Giebel des Amtshauses hinuntersah, wo er mit seinem Füchslein Kapriolen machte, — denn ein richtiger, wilder Fuchs war der kleine, rote Hund, — dann kam ein Gefühl über sie, als sei der Einzige, der in dieser Fremde wahrhaft zu ihr gehörte, jener strohblonde Taugenichts, der auf alle Mägde des Hofes Jagd machte, — die alte Grete wußte davon zu erzählen — der nachts die zähesten Pferde kaput ritt, um noch vor Morgengrauen von seinen heimlichen Streifereien zurück zu sein, und auf dessen Bude hinter verschlossenen Läden — — —

Die alte Grete rückte nicht recht mit der Sprache heraus, aber schlimm mußten die Dinge sein, die sich hinter jenen verschlossenen Läden ereigneten.

XVII

So war der sonnenrote Augustmorgen herangekommen, an dem Lilly mit zwei Armen voll tauiger Rosen — selbst taubesprengt vom Schopfe bis zur Schuhspitze — das Speisezimmer betrat, wo Anna von Schwertfeger in einem blaugrauen Leinenkleide, lang, schmal und innig lächelnd, vor dem Teetische stand.

Es lag nicht in ihrer Miene, es lag nicht in ihrem Gruße — die waren wie immer — doch fühlte Lilly sofort, daß irgend etwas Besonderes sich ereignet hatte.

Auch bemerkte sie, daß Käte, das Serviermädchen, das dem alten Ferdinand bei Tische zur Hand ging, rotgeweinte Augen hatte und sich beim Ordnen der Gedecke die Lippen fast zerbiß. Sie war aus feinerem Stoffe — eine Lehrerstochter und bildniedlich dazu — und darum auch von der Schwertfeger ausgesucht worden, um Lilly beim An- und Auskleiden zu helfen.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, begann Lilly zu forschen.

Aber die Schwertfeger küßte sie nur doppelt zärtlich und meinte: „Wozu wollen Sie Ihr junges, klares Gemüt mit so häßlichen Dingen trüben, mein Herzlieb? Wenn gewisse Leute sich durchaus den Hals brechen müssen, so ist das ihre Sache, da können weder ich noch Sie etwas dagegen tun."

„Wenn von Halsbrechen die Rede ist," dachte Lilly, „dann ist Walter von Prell dabei im Spiel," und laut erwiderte sie, daß sie doch nun einmal die Hausfrau sei, und daß ihr von Rechts wegen nichts fern gehalten werden dürfe, was in ihren künftigen, — sie sagte bescheidentlich „künftigen" — Wirkungskreis hineingehöre.

Diesen Gründen fügte sich das Fräulein. „Es wird

Ihnen schmerzlich sein," sagte sie, „denn ich weiß, Sie haben ihn gern."

„Wen?" fragte Lilly und fühlte, wie sie errötete.

„Wir haben ihn übrigens alle gern," fuhr Fräulein von Schwertfeger begütigend fort, „und der Oberst am allermeisten. Solange er draußen unter den Feldmädchen herumhauste, habe ich beide Augen zugedrückt und in der Küche gebeten, daß man mich mit den Erzählungen seiner Abenteuer in Ruhe lassen solle. Vergißt er sich aber schon so weit, ins Schloß einzubrechen, dann ist es Zeit, der Sache ein Ende zu machen."

„Was hat er denn getan?" fragte Lilly erschrocken.

„Seit einiger Zeit waren mir verdächtige Zeichen aufgefallen. Der Wein an Ihrem Balkon schien an einigen Stellen zu verdorren —"

„An — meinem —?"

Von einem wilden Verdachte gepackt, trat sie einen Schritt auf die Sprecherin zu, und sie beim Arme fassend, fragte sie: „Was hat mein Balkon mit Herrn von Prell zu tun, Fräulein Anna?"

Die konnte ihren Blick nicht ertragen. „Ruhig, mein Herzlieb, ruhig!" sagte sie. „Personen in meiner Stellung müssen die Augen offen halten, dazu sind sie da . . . und was ich tat, geschah ja auch nur zu Ihrem Schutze . . . Denn wie leicht könnte einer, der Sie nicht kennt, wie ich Sie kenne, auf den schmutzigen Argwohn kommen, daß, wenn da bei Ihnen einer herumklettert — —"

Lilly fing zu weinen an. „Das ist so niedrig, das ist so — —"

Die Schwertfeger drückte sie in die Sofaecke und tätschelte ihre Stirn. „Ich habe Schlimmeres erlebt als das, mein Herzlieb," sagte sie. „Jedenfalls wollte ich der Sache auf die Spur kommen, und — ohne daß ich selbstverständlich den geringsten Verdacht gegen Sie hatte," — sie wandte wieder das Auge weg — „habe ich mich doch einige Nächte lang im Dunklen neben Ihrem Schlafzimmer aufgehalten."

Lilly schrak in die Höhe. Während sie ahnungslos

schlief, hatte heimlich, dicht neben ihr — — so sehr war sie eine Gefangene! — —

„Und heute, gegen ein Uhr morgens, hab' ich ihn richtig gefaßt . . . Denken Sie, der unvorsichtige junge Mann hat die Kühnheit gehabt, eine Leiter des alten Haberland an Ihren Balkon zu stellen — daher kamen die gebrochenen und verwelkten Ranken — und ist dann durch die offene Glastür — man soll Glastüren nie offen lassen, mein Herzlieb — in Ihr Toilettenzimmer gedrungen und an Ihrer Schlafzimmertür vorbei auf den Korridor hinausgeschlüpft . . . ohne mich zu sehen natürlich . . . Da Käte die einzige ist, die in der Nähe schläft, hab' ich ihr die Sache heute früh auf den Kopf zugesagt . . . sie leugnete auch weiter gar nicht . . . ich pflege so was alles in Milde und Verschwiegenheit zu erledigen, und habe ihr daher freigestellt, zum Ersten die Kündigung einzureichen . . . Was machen wir aber mit dem jungen Manne? Ich weiß, daß dieses der einzige Ort ist, von wo aus er sich eine neue Zukunft schaffen kann. Wenn der Oberst ihn fortschickt, so ist's mit ihm vorbei. Andererseits kann keine Rede davon sein, daß ich dem Oberst den Sachverhalt verschweige. Eine Angelegenheit, die die Ehre seiner Frau so nahe berührt — —"

„Was hat meine Ehre damit zu tun, ob Herr von Prell den Dienstmädchen nachklettert oder nicht?" wagte Lilly einzuwerfen, denn sie hoffte dadurch, daß sie sich dumm stellte, seine Lage ein wenig zu verbessern.

Und die Schwertfeger hatte gerade noch Zeit, ihre Unschuld über alle die bösartigen Folgen aufzuklären, die sich hätten ereignen können, da klirrte der Teetisch von den Schritten des Obersten, der durch den Korridor daherstapfte.

„Nichts sagen — noch nicht!" flehte Lilly.

Und dann, um Angst und Verwirrung zu verbergen, hing sie auch schon an seinem Halse.

Nein, er merkte nichts.

Sein immer reger Argwohn war schlafen gegangen, seit er sein junges Weib unter den scharfen Augen der alterprobten Hausdame wohl geborgen wußte.

Auch während des Tages war er längst nicht mehr der gierige, Jugend heuchelnde Liebhaber, als der er früher jeden Blick, jede Seelenregung herrschsüchtig bewacht hatte, und die humorvolle Herablassung, mit der er dem Tun und Treiben des schönen, weichen, hochragenden Kindes zusah, gab ihm einen Schein von naturgemäßer Väterlichkeit, der ihm wohl zu Gesichte stand.

Seit einiger Zeit hatten seine gelegentlichen Fahrten zum Kasino der Garnisonsstadt sich in auffallender Weise gemehrt. Manchmal nahm er schon den Nachmittagszug, meistens aber fuhr er erst um die Abendbrotzeit. Die Heimkehr konnte dann nicht vor zwei Uhr morgens erfolgen, denn in den Stunden, die dazwischen lagen, verkehrte nicht ein einziger Zug.

Auch heute hatte er drüben zu tun, wie er den Damen gut gelaunt eröffnete. Die Gerste müsse an den Juden losgeschlagen werden.

Und in Lilly schoß ein Gedanke hoch, der ihre Seele mit heiliger Freude erfüllte: Die Abwesenheit des Obersten mußte benutzt werden, um i h n zu retten.

Wie, das wußte sie noch nicht. Aber sie würde ihn retten. Sie war ja die nächste dazu. Die Einzige. Wenn s i e sich nicht um ihn sorgte, wen gab es sonst noch auf der Welt, der sein treibendes Lebensschiff durch die Klippen bugsierte?

Als der Oberst in sein Schlafzimmer gegangen war, faßte sie sich ein Herz und redete mit vorsichtiger Bitte auf die Schwertfeger ein. Aber die war nicht zu erweichen.

„Bei nächster Gelegenheit treibt er es noch ärger," sagte sie, „und dann wird die Schande für ihn und für uns bloß noch größer."

„Er wird es nicht ärger treiben," beteuerte Lilly, „er wird sich bessern. Sie brauchten ihn bloß einmal ins Gebet zu nehmen."

„Das Alter hätte ich schon dazu," erwiderte sie mit einem Lächeln bitter-süßer Altjüngferlichkeit, „und die Autorität wohl auch. Aber offen gesagt, der Gegenstand

ist mir zu heikel. Ich möchte mich endlich einmal mit keiner unsauberen Affäre mehr zu befassen haben."

Und die ausgeblaßten Augen, über denen die hängenden Lider wie schwere Deckel lagen, versanken in jenes Starren, das Lilly schon oft an ihr bemerkt hatte und in dem ein alter, dunkler Haß sich ans Tageslicht zu bohren schien. Dann aber lenkte sie von selber ein.

Das einzige, wozu sie sich verstehen könne, sei, daß wenn er aus freien Stücken zu ihr käme und um Verzeihung bäte, sie ihm vielleicht Gehör schenken wolle. Mehr könne sie, ohne sich den Vorwurf der Durchsteckerei zu machen, beim besten Willen nicht tun.

„Bis jetzt ahnt er ja noch nicht einmal, daß es entdeckt ist," wandte Lilly schüchtern ein.

„Ich möchte darauf wetten," erwiderte die Schwertfeger, „daß Käte den nächsten freien Augenblick benutzen wird, um zu ihm 'rüber zu laufen."

„Und wenn sie es nicht tut?" rief Lilly, ihre Angst kaum noch bemeisternd.

Die Schwertfeger nahm ihren Kopf zwischen beide Hände.

„Wenn ich nicht wüßte, mein Herzlieb, was für ein liebes und harmloses junges Geschöpf Sie sind, so würde ich wahrhaftig sagen: Ihr Interesse für den kleinen Suitier kommt mir etwas verdächtig vor . . . Nein, nein, Sie brauchen nicht rot zu werden. Ich weiß, es ist nichts dahinter, und bis morgen vormittag will ich allenfalls warten. Weil Sie für ihn bitten, mein Liebling."

Damit schloß sie das Gespräch.

Von ihr war nichts mehr zu erhoffen.

„Wenn ich ihn nicht rette, wird er fortgejagt. Und wenn er fortgejagt wird, geht er zu Grunde. Und wenn er zu Grunde geht, trag' ich die Schuld."

In diesem Kreise wirbelten Lillys Gedanken umher, bis ihr ganz schlaff und schwindlig davon zu Mute wurde.

Das einfachste wäre gewesen, sich mit Käte ins Einvernehmen zu setzen, aber so viel durfte sie ihrer Stellung nicht vergeben. Das arme Mädel dachte übrigens

gar nicht daran, mit ihm zusammenzutreffen. Sie schlich ganz teilnahmlos umher, bekam schließlich Magenkrämpfe und mußte ins Bett geschafft werden.

Um vier Uhr nachmittags ließ der Oberst anspannen und fuhr zur Station. Er hatte ein Päckchen blaue Scheine in die Brieftasche gesteckt, und das war immer ein Zeichen, daß er erst in der Morgenfrühe heimzukehren gedachte.

Der Abend kam heran.

Die Kufen der heimkehrenden Dungfässer quietschten auf den Steinen des Hofes, Ochsengebrüll und Peitschenschlag verkündeten das Aufhören des Tagewerks.

Lilly lag hinter dem Geranke des wilden Weins auf der Lauer und horchte nach dem Amtshause hinüber.

Endlich erschien der Taugenichts draußen vor seinem Giebelfenster, den armen, jungen Fuchs an straffer Kette hinter sich herziehend. Er hatte seine grün-graue Ökonomenjoppe an, mit unzähligen Taschen, in deren jeder etwas zu stecken schien. Ganz aufgebeult sah er aus. Aber ein liebes, fixes Kerlchen war er doch, und wohl wert, daß man ihn rettete.

Wenn sie ihm jetzt ein Zeichen machte, und dann einen Zettel hinunterwarf, würde er ihn später wohl ungesehen aufheben können.

Sie ging ins Zimmer und kritzelte mit Bleistift folgendes: „Es ist alles entdeckt. Fräulein von S. verspricht zu schweigen, wenn Sie ihr bis morgen —“

Da hielt sie inne. Wenn diese Zeilen in fremde Hände gerieten, der Klügste wie der Dümmste würde sie als Geständnis eigener Schuld auslegen müssen.

„Sprechen werd' ich mit ihm,“ entschied sie.

Da läutete die Glocke zum Abendessen.

Wie seltsam die Schwertfeger sie ansah! Gerade so, als ob sie ihr das kühne Vorhaben aus der Tiefe der Seele herausläse.

Aber des Missetäters wurde mit keinem Worte mehr gedacht.

Dann, als man aufgestanden war, schob sie ohne weiteres ihren Arm unter Lillys Arm, gerade so, wie sie

es zu machen pflegte, wenn sie ihr den Weg zu ihren polnischen Freundinnen zu versperren beabsichtigte.

„Die läßt heute nicht mehr los," dachte Lilly, in sich hineinknirschend.

Aber da ereignete es sich, daß jemand die Meldung brachte, Käte sei noch kränker geworden und ob nach dem Arzt geschickt werden solle.

„Ich bin im Augenblick wieder da," sagte die Schwertfeger beim Abgehen mit einem langen, widerstrebenden Blicke.

Im Nu war Lilly zur Terrassentür hinaus und in den dämmernden Park hinuntergeschlüpft.

Tiefe Stille herrschte ringsum, nur hinter einem Zypressenbusch hervor tönte ein Plätschern. Dort füllte der alte Haberland, der mit dem Bewässern der Rosen noch nicht fertig war, seine Gießkannen.

Geraden Wegs schritt sie dem Giebel des Amtshauses zu. Sie überlegte, auf welche Weise sie sich ihm zu seinem Fenster herein bemerkbar machen sollte.

Aber diese Unbesonnenheit blieb ihr erspart.

Er war noch draußen, lag lang ausgestreckt auf der grünen Bank und sog schmatzend an seiner fast ausgebrannten Zigarette. Der Fuchs, dessen Kette er um sein linkes Handgelenk geschlungen hatte, schlief zu seinen Füßen. Von den Beamten war keiner zu sehen.

Der Herzschlag benahm ihr den Atem.

„Herr von Prell!"

Er schoß in die Höhe. Der Fuchs mit ihm.

„Herr von Prell, ich habe mit Ihnen zu reden."

Er griff nach seinem Kopfe, um die Mütze herunter zu reißen, die er gar nicht auf hatte.

„Ganz wie gnädigste Baronin befehlen."

„Wollen Sie mich für ein paar Augenblicke begleiten?"

„Ganz wie gnädigste Baronin befehlen."

Er warf die Zigarettenhülse fort, sandte einen raschen Blick in die Runde, um der verschwundenen Mütze habhaft zu werden, und trat dann entblößten Hauptes an ihre Seite, steif wie ein Hampelmann vor übermäßigem Respekt.

Lilly schlug den Weg nach dem Innern des Parkes ein, dessen Baumgruppen und Rasenplätze in purpurrandigem Dunkel zerflossen. Sie hatte ihre Ruhe wiedergefunden. Der Wunsch ihn zu retten gab ihr eine Kraft, deren sie sich nicht für fähig gehalten hatte.

„Sie dürfen diesen Schritt nicht mißverstehen," begann sie.

„O, durchaus nicht, meine gnädigste Baronin," erwiderte er, sich beflissen verneigend. „Der Abend ist so schön. Alte Bekannte plaudern gern einmal."

„Wenn ich so etwas gewollt oder gedurft hätte," erwiderte sie, ohne aus ihrem Verletztsein ein Hehl zu machen, „dann würde ich Sie aufs Schloß haben bitten lassen. Da ich zu Ihnen gekommen bin, können Sie sich denken, daß es sich um wichtigere Dinge handelt."

„Was könnte mir wichtiger sein, als hier neben gnädigster Baronin einherzuspazieren?" erwiderte er.

Sie zuckte die Achseln.

„Ach, Herr von Prell, wenn Sie wüßten, wie's um Sie steht, würden Sie sich schön hüten, derartige Redensarten zu machen." Sie hatte nie gedacht, daß sie so hochmütig sein könnte.

„Wie soll's um mich stehen, gnädigste Baronin?" erwiderte er und zog die Sorgenfalten in die Höhe. „Meine Seele ist dauernd in Halbtrauer gegangen, seit ich verurteilt bin, in einer gewissen nahen Entfernung — man könnte auch sagen entfernten Nähe — neben gnädigster Baronin herzuleben . . . Ob Tommy und ich dieser Prüfung dauernd gewachsen sein werden — — komm, Tommy, sei kein Frosch, unsere erlauchte Gönnerin hat nichts gegen dich einzuwenden, wenn du dich nicht gerade in ihre Schleppe einbeißt."

Und er zog das Füchslein, das trotzig die beiden Vorderläufe einstemmte, wie ein lebloses Spielzeug hinter sich her.

„Sie werden dem armen Tier den Hals zuschnüren," sagte Lilly, froh, einen Ausweg gefunden zu haben, auf dem sie seinen Anzüglichkeiten ausweichen konnte.

„Dann teilt er nur die Empfindungen seines Herrn,“ erwiderte er und machte seine Antwort dadurch noch bildlicher, daß er mit einem gräßlichen Würgelaut zwei Finger zwischen Hals und Kragen drängte.

Dieses Benehmen durfte sie unmöglich länger dulden. Das war sie sich und ihrer Stellung schuldig.

„Wissen Sie, Herr von Prell, daß Sie morgen um diese Zeit wahrscheinlich aus dem Dienst entlassen sein werden?“ fragte sie sehr von oben herab.

Das gab ihm nun doch einen Ruck. Er leckte sich die beiden jung gewachsenen Schnurrbartpinsel, zog die Brauen spähend zusammen und sagte: „Was mir diese Tatsache einigermaßen erfreulich macht, ist, daß gnädigste Baronin ein nicht unerhebliches Interesse daran zu nehmen scheinen.“

Aber nun wurde sie ernstlich böse.

„Sie sollten sich schämen, Herr von Prell,“ rief sie. „Ich sorge mich ab, wie ich Ihnen helfen kann, ich gehe hier unter großen Gefahren mit Ihnen herum, und Sie kommen mir dauernd mit dummen Redensarten.“

„Fassung, Tommy!“ sagte er, das Füchslein an sich emporziehend. „Wir werden erst geschunden und dann abgeschafft. Unser einziger Trost ist, daß wir unschuldig leiden, mein armer Tommy.“

„Versuchen Sie ja nicht, sich weiß zu brennen,“ schalt sie. „Fräulein von Schwertfeger hat alles entdeckt . . . Ihre Beziehungen — Sie wissen schon. Ihre nächtlichen Spaziergänge auf meinem Balkon und durch mein Zimmer — und alles . . . Glauben Sie, es macht mir Freude, daß ich Sie, von dem ich immer so viel gehalten habe, wie einen Verbrecher behandeln muß? Glauben Sie, ich möchte nicht lieber stolz sein können auf Sie, anstatt daß ich jetzt zusehen muß, wie Sie davongejagt werden? Oder können Sie etwas zu Ihrer Rechtfertigung anführen? Ja, können Sie, sagen Sie doch.“

Sie hatte sich so in Eifer hineingeredet, daß sie das Ungeziemende dieses Ganges ganz vergaß. Nun war sie das, was sie hatte sein wollen. Die gütige Schloßherrin,

die alles zum Besten wendet, und das Bewußtsein ihrer hohen, sittlichen Aufgabe schwellte ihr die Brust.

Sie waren aus den dunklen Wölbungen des alten Lindenganges hinausgetreten . . . Ein paar scharf umgrenzte Lichter drangen von Westen her durch das Gezweig und warfen über sein schmales, sommersprossiges Gesicht ein dunkel leuchtendes Rot.

Ganz zerknirscht, ganz zerschmettert sah er aus, und Lilly bedauerte schon im stillen, ihn so hart mitgenommen zu haben.

„Ich sehe wohl ein," begann er nach einem kleinen Schweigen, und seine Stimme zitterte wie in verhaltener Erregung, „daß ich einen so harten Vorwurf nicht auf mir sitzen lassen darf. Rechtfertigung verlangt man von mir . . . Jawohl, ich kann mich rechtfertigen. Unbedingt kann ich mich rechtfertigen . . . Aber dazu bin ich gezwungen, Ihnen ein Geheimnis zu enthüllen, welches — — ja, ich weiß wirklich nicht, ob ich Sie, meine gnädigste Baronin, in diese gräßlichen Sachen einweihen darf, an denen mein ganzes Leben zu scheitern droht."

„Was ist es denn?" fragte Lilly in erschrockener Neugier.

„Ja also, seit meiner Kindheit werde ich von einem entsetzlichen Schicksal verfolgt, das mich überfällt, wenn ich ganz wehrlos bin, das mir die Verantwortung für Untaten auferlegt, an denen ich nicht die mindeste Schuld habe, das mich in die halsbrecherischsten Situationen versetzt, das — — ja also, vernehmen Sie das Furchtbare, das Sie über alles aufklären wird . . . ich bin nämlich — ja, ich bin nämlich — Nachtwandler."

Dabei zwinkerte er sie unter den silbrigen Wimpern mit einem so schlauen und drolligen Blicke an, daß sie, ob sie wollte oder nicht, in ein helles Gelächter ausbrach.

Er stimmte mit dem alten, lieben, lautlosen Kichern ein, das ihn wieder einmal schüttelte wie ein Sturmwind.

So standen sie beide und lachten sich satt, und Lilly dachte an kein Schloßfrauentum, keine Menschenrettung und kein sittliches Pathos mehr.

Dann, wie auf Verabredung, bogen sie in die menschen-

leeren Tiefen des Parkes ein, der sich an seinem Ende ohne Zaun oder sonstige Grenzen in ein dichtbuschiges Buchengehölz verlor.

Von Schritt zu Schritt wurde es dunkler.

Das Füchslein hatte sich in sein Schicksal ergeben und trottete gehorsam hinter seinem Herrn daher.

„Also, meine gnädigste Freundin,“ begann er, als sie sich beide einigermaßen von ihrer Heiterkeit erholt hatten, „was soll ich Ihnen erst viel Flausen vormachen? Ich bin ein armer Grashecht und hier eklig aufs Trockene geraten... Haben Sie eine Ahnung, was das heißt, mit drei Proleten zusammen ein nützliches Pflanzerdasein zu führen und vom Morgen bis zum Abend unentwegt Treu und Redlichkeit zu üben?... Es ist manchmal Aloe mit Zimt einzunehmen, sage ich Ihnen ... Tommy hilft mir ja mit Selbstverleugnung über die schlimmsten Stunden hinweg, aber auch er bereitet mir manche Enttäuschung ... Darf ich übrigens bei dieser Gelegenheit eine höchst bedeutungsvolle Frage an Sie richten, meine gnädigste Baronin?“

Froh über seinen wiederkehrenden Ernst bejahte sie.

„Können Sie — mit — mit den Ohren wackeln?“

Das Lachen kam nun mit aller Gewalt wie eine Art von Krankheit aufs neue über sie ... Sie lehnte sich gegen einen Baumstamm und rang vergebens nach Atem, während er mit tiefer Bekümmernis in seiner Stimme fortfuhr: „Ich übe diese bescheidene Kunst, auf die ich nicht im mindesten stolz bin, schon von der Quinta her, wo sie gleichsam den Gipfel menschlicher Vollkommenheiten darstellte ... Nun hatte ich es mir in den Kopf gesetzt, meinem Tommy dasselbe beizubringen. Und manche Stunde schwerer geistiger Arbeit daran gewendet ... ohne jeden Erfolg übrigens ... Bis ich eines Tages entdeckte, daß er es längst viel besser konnte als ich, ja, wie ich mit Recht annehmen durfte, schon immer gekonnt hatte ... Aber nur, wenn *er* wollte, und nicht, wenn *ich* wollte ... Ist das nicht höchst betrüblich? Ist das nicht sozusagen ein Sinnbild der allgemeinen Zwecklosigkeit menschlichen Tuns und Treibens? ... O meine teuerste Baronissima, ich

fürchte, ich werde demnächst ein großer Philosoph werden vor lauter Langeweile."

Lilly konnte nur gerade noch die Umrisse seiner Gestalt erkennen, hinter der die Augen des Fuchses wie zwei Feuerzeichen glühten. Sie hatte sich dermaßen eingedalbert, wie es seit Schulzeiten nicht mehr der Fall gewesen war, und mußte erst eine Lachpause abwarten, um ihm zu sagen, daß es höchste Zeit sei, an die Heimkehr zu denken.

Er drehte sich folgsam auf den Hacken um und ließ dabei Tommys schnürende Kette von einer Hand in die andere gleiten.

Das Unheil, das ihm drohte, schien er ganz und gar vergessen zu haben. Und weil die Minuten drängten und schlechterdings etwas für ihn geschehen mußte, so nahm sie einen gewaltsamen Ansatz und berichtete ihm, was Fräulein von Schwertfeger im Sinne hatte und was als Preis ihres Schweigens von ihm verlangt wurde.

Aber sie tat das alles ohne die schöne und überlegene Würde, mit der sie ihm die Hand zur Rettung hatte bieten wollen. Ganz wie sein Spießgeselle erschien sie sich, und ab und zu brach ein halbverschluckter Juchzer zwischen ihren Worten hervor.

„Dieses gute Fräulein hat ein unbezwingliches Verlangen, auf den Zehen anderer Leute herumzustehen," sagte er. „Aber da wir nun einmal in diese Patsche reingeraten sind, mein süßer Tommy, so müssen wir uns auch wieder 'rausschwindeln ... Ich danke Ihnen, meine gnädigste Freundin! Ich werde Ihrer Weisung gemäß den mir auferlegten Bittgang antreten — ich werde mein Mundwerk vorher einölen — ich werde nicht bloß reuevoll, nein, ich werde auch schelmisch sein. Das wirkt auf so verehrungswürdige Fräuleins wie spanischer Pfeffer ... Und ich werde bei dieser Gelegenheit so viel als möglich zu Gunsten unseres künftigen Verkehrens 'rauszuschinden suchen. Immer vorausgesetzt, daß meine junge Königin damit einverstanden ist."

O, wie sehr sie einverstanden war!

„Aber wie wollen Sie das anfangen?“ fragte sie ängstlich.

„Lassen Sie mich nur machen,“ erwiderte er. „Ihre Duenna ist ein gerissenes, altes Biest. Aber ich bin noch gerissener. Es sollte mich wundern, wenn ich mir morgen nicht ab und zu im Schloß ein warmes Abendbrot verdiene, wobei ich gelegentlich einen Blick in die Augen meiner erhabenen Herrin tun kann, ohne daß die beiden Hochmögenden es bemerken.“

Es lag mancherlei in diesen Worten, was ihr nicht gefiel. Die Schwertfeger mochte er anulken, so viel er wollte, aber der Oberst stand denn doch zu hoch für seinen Spott. Und jetzt erst, da sie ihn außer Gefahr sah, kam ihr zum Bewußtsein, wie abscheulich er sich benommen hatte und wie charakterlos es von ihr war, daß sie sich hier im Dunkeln mit ihm herumtrieb und über seine Spässe lachte.

„Erlauben Sie, Herr von Prell,“ sagte sie. „Daß ich Sie warnte, das glaubte ich unserer Freundschaft von ehemals schuldig zu sein. Aber nun das geschehen ist, sind wir auch bis auf weiteres fertig miteinander. Meine Zeit ist zu Ende. Guten Abend, Herr von Prell!“

Damit begann sie ihm voraus zu laufen.

Aber wie sie, ohne sich umzuschauen, auf dem dunklen Waldpfade dahineilte, fühlte sie plötzlich etwas Warmes, Weiches, Lebendiges zwischen ihren Füßen hindurchschlüpfen.

Sie schrie hell auf und drehte sich hilfesuchend nach Prell zurück.

In demselben Augenblick legte sich ein klirrendes Band hart um ihren Knöchel und hielt sie gefangen.

Das Füchslein, das schon seit der Umkehr mit allen Kräften heimwärts drängte, hatte ihr Fliehen als Aufforderung betrachtet, sich loszureißen, und war dabei unter ihr Kleid geraten. Je heftiger es nach vorwärts zerrte, desto schmerzhafter schnürte sich die Kette in ihr Fleisch.

Und da war's denn mit dem Bösesein zu Ende.

Herr von Prell mußte niederknieen und das ungebärdige, kleine Vieh in seine Arme nehmen, bis sie den Eisenring von ihrem Fuße gelöst hatte.

„Tommy, Tommy, was haben wir getan? Wir haben unsere hohe Herrin schwer verletzt. Daß wir an unseren Ketten reißen, kann man uns nicht verdenken. Wenn wir dabei aber in fremde Röcke geraten, geben wir ein schweres Ärgernis. Schämen wir uns, mein alter Tommy!"

Und dabei versetzte er ihm einen Kuß auf seine kleine, spitze Schnauze.

„Beißt er Sie denn gar nicht?" fragte sie teilnehmend.

„Er hat eine streng militärische Erziehung genossen," erwiderte er, „und ist infolgedessen ans Küssen gewöhnt."

Als sie nun in einem neuen Anfall von Ausgelassenheit loslachte, hielt er ihr den zappelnden kleinen Wollsack hin und fragte, ob sie's nicht auch einmal probieren wolle.

Aber lachend dankte sie, und lachend ging sie mit ihm heim.

Charakterlos, wie sie nun einmal war. — — —

Noch immer in hellem Gelächter betrat sie die erleuchtete Halle, in der Fräulein von Schwertfeger ihr mit großen, vorwurfsvollen Augen entgegensah.

„Wo sind Sie gewesen, mein geliebtes Kind?" fragte sie, augenscheinlich bereit, dem schwierigen Falle mit einem ebenso milden, wie scharfsinnigen Verhör zu begegnen.

„Nein, er ist zu drollig!" jauchzte Lilly, indem sie das rotgelachte Gesicht an ihrer Schulter barg.

„Haben Sie etwa —?"

„Natürlich hab' ich ... Glauben Sie, ich werde so'n netten, lustigen alten Freund im Stiche lassen?"

Das Gesicht der Schwertfeger erstarrte.

Und Lilly, mit einem Jubelschrei sich schüttelnd, eilte in ihr Zimmer, zog sich aus, mummelte den Kopf in die Kissen und lachte sich in Schlaf hinüber.

XVIII

Mit Lachen begann's und lachend ging es weiter.

Als Lilly am nächsten Morgen erwachte, sah sie, daß alles ringsum, Ampel und Waschtisch und die sentimentale schöne Schnitterin an der Wand, ein anderes Gesicht bekommen hatte und daß die Sonne doppelt so hell ins Fenster schien.

Und als sie noch im Hemde vor den Spiegel trat, mußte sie gleich wieder losjauchzen, denn ein richtiges Gassenjungengesicht mit schlau blitzenden Augen und schnüffelnder Ulknase sah ihr daraus entgegen.

Beim Morgentee gab sie einen Sprühregen lustiger Einfälle von sich, jagte den steifbeinigen Oberst um den Tisch herum und fühlte eine glühende Dankbarkeit zur Schwertfeger in sich emporschießen.

Die ihrerseits lächelte vielsagend in sich hinein, und als der Oberst sich zurückgezogen hatte, nahm sie sie bei den Ohren, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Sie Kindskopf Sie.“

Das Geständnis, das Lilly sich hatte entschlüpfen lassen, erwähnte sie mit keinem Wort. Fast schien es, als ob sie es überhört hätte.

Lilly rannte auf den Balkon, schob das Geästel des wilden Weins auseinander und sandte ihm, der mit ungewissen Schritten zwischen Schloß und Amtshaus hin und her ging, ein aufforderndes Nicken hinunter.

Er verstand sofort, machte seinen Diener und verschwand nach der Gartentreppe hin. —

Was zwischen ihm und der Schwertfeger verhandelt worden war, blieb ein Geheimnis. Auch ob sie ihn nach seinen früheren Beziehungen zu der jungen Gutsherrin ausgefragt hatte, ließ sich nicht ergründen. Doch durfte

man annehmen, daß er keinen üblen Erfolg gehabt hatte, denn statt fortgejagt zu werden, erschien er zwölf Stunden später, vom Oberst selbst hereingeschoben, in schrägem Rock und weißer Weste zum Abendessen, machte sein ehrbarstes Gesicht und schien in dem hohen Halskragen ertrinken zu müssen.

„Ich habe gehört," sagte der Oberst, ihn Lilly vorführend, „daß Herr von Prell sich drüben nicht recht glücklich fühlt. Wenn du nichts dawider hast, wird er in Zukunft häufiger an unseren Mahlzeiten teilnehmen."

Sie hatte nicht das mindeste dawider, nur der Gedanke, daß Käte sogleich in der Tür auftauchen würde, schnürte ihr die Kehle zusammen.

Aber statt Kätens reichte eine andere dem alten Ferdinand die Platten zu, und als Lilly die Schwertfeger daraufhin fragend ansah, sagte ihr diese so leise, daß die Herren es nicht hören konnten: „Das arme Mädchen hat wegen ihrer plötzlichen Kränklichkeit einen längeren Urlaub angetreten und wird wahrscheinlich gar nicht mehr wiederkommen."

In jäher Freude preßte ihr Lilly unter dem Tisch die Hand. Sie hatte ein dumpfes Gefühl, als sei das nur um ihretwillen geschehen, damit das Widerstreben vor etwas Unsauberem ihr erspart bliebe.

Die beiden Herren hatten sich sofort in ein kavalleristisches Gespräch vertieft, das mit Personennamen reichlich gespickt war.

Herr von Prell lauschte vornübergebeugt den Belehrungen seines alten Kommandeurs und blinzelte vor ehrerbietigem Eifer dauernd mit den Lidern. Der Oberst thronte wie ein zürnender Gott, sprach schroff und polternd und versandte seine Dolchblicke, als gälte es, Feinde in ganzen Haufen niederzumähen, und doch war alles nur eitel Handwerksfreude.

Lilly lauschte und wollte gern mitreden. Aber schließlich hatten sie sie beide vergessen, und eine eifersüchtige Traurigkeit breitete sich über ihre Stimmung, nur wußte sie nicht recht, wem von beiden sie eigentlich böse war.

Als Prell verabschiedet wurde, fragte der Oberst, die Hand auf seine Schulter legend: „Hören Sie mal, lieber Sohn, warum haben wir das eigentlich nicht schon früher gemacht?"

Und der Blick, den er dabei nach Lilly hinüberwarf, schien zu sagen: „So viel Vorsicht wär' eigentlich nicht nötig gewesen."

Die Abende, an denen Prell zur Tafel gezogen wurde, mehrten sich, als mit Beginn der kälteren Septembertage das Hüftweh des Obersten sich wieder meldete und seine Fahrten zur Stadt bis auf weiteres eingestellt wurden.

Nur ächzend und fluchend stieg er noch zu Pferde, aber den Bitten Lillys, die Morgenritte einzustellen, gab er nicht nach.

„Schad', daß ihr immer solche Angst um mich habt," meinte sie, „sonst könnt' ich mal statt deiner auf die Felder."

Der Oberst und seine Hausdame wechselten einen Blick.

„Schließlich ist es ein Skandal," sagte er, „daß sie noch immer auf keinen Gaul 'raufkann. Irgend ein ordentlicher Lehrer müßte die Sache statt meiner in die Hand nehmen. Denn ich hab' an dem Gereite morgens übergenug. Was meinen Sie, Schwertfegerin, könnten wir sie dem Windbeutel, dem Prell, anvertrauen?"

In Lillys Gesicht zuckte die Freude hellauf. Die Schwertfeger ließ die Lider in starrem Nachdenken auf ihren erglühenden Backen ruhen und sagte dann sehr langsam, gleichsam jedes Wort im Munde kauend: „Aber wenn der unvorsichtige junge Mann uns eines Tages unseren Liebling mit gebrochenem Arm oder Bein zurückbringt, was machen wir dann? Jedenfalls scheint mir die Sache noch sehr zu überlegen."

Lilly hütete sich wohl, Verlangen oder Widerspruch laut werden zu lassen, aber sie mußte ihre heimlichen Wünsche noch immer nicht genügend zugedeckt haben, denn, als sie gelegentlich mit der Schwertfeger allein war, sagte diese plötzlich, ihr Gesicht in beide Hände nehmend: „Schlagen Sie sich's aus dem Kopf, Liebling. Glauben Sie mir, es ist besser so!" — — —

Um dieselbe Zeit ereignete es sich, daß Lilly, die es liebte, in dem weitläufigen und nur zum Teil bewohnten Schlosse auf Entdeckungsreisen auszugehen, einen merkwürdigen und etwas verdächtigen Fund machte.

Aus einer Kommode, die in einem der selten betretenen Fremdenzimmer des dritten Stockes stand, zog sie beim Herumstöbern ein klares, silberdurchwirktes Gewebe hervor, das mit glitzernden Metallschüppchen benäht war und an den Achseln durch fremdartige Spangen zusammengehalten wurde.

Es ähnelte dem Schleierhemde, das sie in den Dresdener Tagen vor dem Schlafengehen oft hatte anziehen müssen und das nun auf dem Grunde ihres Garderobeschrankes sich einer nie mehr gestörten Ruhe erfreute. Sie hatte es auch der Schwertfeger nie gezeigt, denn sie schämte sich seiner ein wenig.

Aber dieses hier raffte sie vorsichtig zusammen und ging damit zu ihrer Freundin hinunter, denn es reizte sie, zu erfahren, welche Geschichte wohl daran haften mochte.

Die Schwertfeger saß über ihren Rechnungsbüchern und schaute kaum auf. Dann plötzlich, als sie die Flittern in der Sonne glänzen sah, ging ein Zucken durch ihre Gestalt, ihre Augen weiteten sich, ganz versteinert saß sie da. Es war, als ob sie ein Gespenst erblickt hätte.

„Was ist denn? was ist denn?“ lachte Lilly.

„Ich dachte, ich hätte gut aufgeräumt,“ sagte sie und schüttelte sich.

Damit riß sie ihr das Gewebe aus den Händen, wickelte es in einen Bogen Papier und trug es in die Küche. — Lilly, die ihr gefolgt war, sah, wie aus dem Herde eine Rauchwolke kurz emporstieß, Fetzen des Silbergewebes mit sich in die Höhe wirbelnd.

Die alte Grete stand dabei und blickte mit bestürzten Augen bald die Schwertfeger an, bald zu Lilly hinüber. Sie schien genau zu wissen, was es mit dem Funde für eine Bewandtnis hatte, aber als sie später davon berichten sollte, wollte sie nicht mit der Sprache heraus.

„Ich bin ja meistenteils weg gewesen," sagte sie, „da, wo der Herr Oberst gerade war. Fragen Sie man das gnädige Fräulein. Die kann Ihnen erzählen."

Doch die erzählte nicht. Mit eingekniffenen Lippen ging sie umher, stand nicht Red' noch Antwort, und ihre ausgeblaßten Augen starrten ins Leere.

Das dauerte wohl drei Tage so.

Dann plötzlich, als man gerade beim Abendessen saß, taute sie ohne äußeren Anlaß plötzlich wieder auf, lachte, plauderte, war zärtlich mit Lilly und zutunlich zu ihrem Brotherrn.

Sie bedauerte ihn um seiner Schmerzen willen, gab neue Mittel an und nahm ihm das Versprechen ab, die Morgenritte endlich einzustellen.

Und mitten darein sagte sie: „Übrigens, was die Reitstunden unseres Lieblings anbelangt, so hab' ich die Sache sorgfältig erwogen und bin zu der Ansicht gekommen, daß, wenn man — wenigstens anfangs — immer dabei ist, man es dem jungen Menschen doch wohl überlassen könnte."

Lilly seufzte vor Glück tief auf, aber ein Lächeln, einen noch so leisen Schimmer von Freude würden beide Augenpaare auf ihrem Gesichte nicht haben entdecken können. So sehr hatte sie inzwischen gelernt, sich in der Gewalt zu haben. —

Am nächsten Vormittag begannen die Stunden.

Walter von Prell erschien in Reitgamaschen und Jokeimütze, hielt, nahender Befehle gewärtig, den Oberkörper vorgeneigt und trat vor Ehrerbietung und Beflissenheit dauernd von einem Fuß auf den andern. —

Freilich standen beide, der Oberst und die Schwertfeger, zur Aufsicht auf dem Platze.

Eine lammfromme Schimmelstute, schmalbrüstig, mit etwas strapazierter Vorhand, aber noch ganz schmuck herausgefuttert, diente für die ersten Versuche.

Herr von Prell ging ganz methodisch vor, erklärte Sattelung und Zaumzeug, zeigte, wie man die Gurten anzieht, wie Trense und Kandare liegen müssen und

wie man dafür sorgt, daß die Kinnkette nicht einschnürt.

Dann wurde Aufsitzen geübt. Als Lilly zum erstenmal den linken Fuß in seine gefalteten Hände setzte, spürte sie ein warmes Rieseln am Nacken herauf, als wäre diese Berührung ein Verständigungszeichen ihrer heimlichen Freundschaft gewesen.

Er zählte „eins, zwei, drei“, und siehe! da saß sie auch schon im Sattel.

Der Oberst klatschte Beifall, und Walter wurde vor Freude rot bis unter die weißblonden Haarwurzeln.

Von nun an hatte er gewonnenes Spiel.

„Hätte gar nicht gedacht, daß soviel Pedanterie in dem Windikus steckt,“ sagte der Oberst zur Schwertfeger gewandt, und sie nickte schweigend mit einem kleinen, beklommenen Aufatmen, als wäre ihr nicht ganz wohl dabei zu Mute.

Als Lilly aus dem Sattel stieg, konnte sie zurücknehmen und nachgeben, konnte die Rechts- und die Linkswendung, hatte auch schon einen kleinen Trab gewagt, kurzum, „sie war auf dem besten Wege, die schneidigste Reiterin der Armee zu werden“, wie der Oberst gut gelaunt bemerkte.

Eine Lehrstunde folgte der anderen.

Bald war der Oberst, bald die Schwertfeger zugegen, und für Zwiegespräche blieb kein Raum.

Er verharrte in der stets gleichen, steif dienernden Unterwürfigkeit, und sie brannte vor Verlangen, in einem verstohlenen Blicke oder Worte, nur ihr verständlich, sein Schalksnarrentum aufleuchten zu sehen.

Und eines Tages fehlten die Wächter beide.

Der Oberst hatte mit dem Bau einer Reitbahn zu tun, in der seine Ischias den Unbilden der Witterung zu trotzen gedachte, und die Schwertfeger war nicht zu finden gewesen.

Mit Herzklopfen stand Lilly dem lustigen Freunde gegenüber, und das Lächeln, mit dem sie ihm die Hand zum Morgengruße bot, war ein beklommener Triumph.

Er quittierte dafür mit einem kleinen, verschmitzten

Zungeausstrecken nach der Richtung der Rampe hin, wo ihre Ehrendame sonst Posten zu stehen pflegte.

„Ist nicht zu finden gewesen," flüsterte Lilly.

„Was fangen wir nu bloß an?" jammerte er händeringend. „Ohne den Schutz des edlen Fräuleins werden wir ja gar nicht in den Sattel klettern können."

Der Septemberhimmel blaute. Ein leiser, kühler Wind, von Erdkrumenduft geschwängert, strich über den Hofplatz.

Er wies mit einem schlauen Blicke zum Tor hinaus.

Sie nickte auflachend.

Und gleich darauf trabte sie neben ihm auf dem weidenbestandenen Feldwege, dort, wo kein Wächterauge sie verfolgte, losgebunden, in sich hineinjauchzend und toller Streiche gewärtig.

Aber er schien nicht willens, die unverhoffte Freiheit auszunützen. Den Weg im Auge behaltend, griff er ab und zu nach ihrem Zügel, verstärkte ihre Hülfen und regelte ihren Sitz — Lehrmeister und sonst nichts.

„Was macht Tommy?" fragte sie endlich, da die Geschichte ihr langweilig wurde.

„Tommy läßt schön grüßen," erwiderte er, ohne den Blick vom Wege abzuwenden, „und läßt sagen, wir möchten uns heut' nur um die Pferde kümmern, da wir, wenn was passiert, sonst nie wieder 'rausgelassen werden."

„Und ich lass' Tommy auch schön grüßen," erwiderte sie, „und ihm sagen, er ist 'n Esel."

„Werde nicht verfehlen," entgegnete er und neigte seine Gerte.

Ein Birkenwäldchen legte sich quer vor den Weg, der nun ein wenig morastig wurde und doppelte Aufmerksamkeit verlangte.

Aber sie hatte nur Augen für das Silberleuchten der Stämme und die Goldschleier, die, vom Winde durchrieselt, mit leisen Backenstreichen auf sie niederwehten.

„Ach, sehen Sie, wie schön!" sagte sie mit einem Seufzer des Glückes.

„Schritt, wenn ich bitten darf!" erwiderte er.

Da packte sie der Teufel, und, dem Gaul die Peitsche gebend, jagte sie in einem höchst unvorschriftsmäßigen Kreuzgalopp von dannen.

Aber nach wenigen Augenblicken war er an ihrer Seite, griff ihr in den Zügel und, im rechten Winkel gegen sie parierend, brachte er mit seinem Pferde auch ihr Pferd zum Stehen.

Beider Augen blitzten ineinander.

Ihr war, als müsse sie sich nach ihm hinüberwerfen, nur um ihm näher zu sein.

„Du, Kamerad, was fällt dir ein?" knirschte er sie an.

Sie zuckte auf und wies ihm ihre weißen Zähne.

„Du, Kamerad, was fällt dir ein?" gab sie zurück.

Und dann wandten sie die Pferde und ritten im Schritt, schweigend, ohne sich anzusehen, nach Hause.

XIX

Längst schon stimmte sich die Dreschmaschine für ihren Herbstgesang ... Weit über den Hofplatz hinweg, durch alle Mauern hindurch, drang ihre trüb-eintönige Melodie. Darin war nichts von goldnem Segen und erstarrter Sonnenglut ... Wie eine Windharfe in sturmgeschüttelten Zweigen klagte und heulte sie von Tagesanbruch bis in die Nacht hinein ... Und manchmal drangen aus ihrem Innern leise, lange Schreie, als hätten die Garben, die sie zerriß und marterte, eine Stimme bekommen.

In Lillys Seele lebte wieder einmal soviel träumendes Glück, daß sie auch aus dieser Musik nur Lockung und Sehnsucht herauslas. Ihr Morgenschlummer war ganz von ihr erfüllt, und mit geschlossenen Augen lag sie lange halbwach, nur um dem immer gleichen Singsang besser lauschen zu können.

Und derweilen dachte sie an ihn.

Einen Kameraden, einen Spielgesellen haben, das war's, was ihr immer gefehlt hatte. Einen, der mit ihr jubelte und klagte, der ihr seine Torheiten beichtete und seine Sünden — alle bis in die verborgensten hinein — und dann lachende Absolution empfing. Denn was er auch verbrechen mochte, nicht er war der Schuldige, seine Jugend sündigte in ihm, dieselbe böse, süße Jugend, die ihre Seele mit Schwermut und ihren Leib mit Schauern erfüllte, die über ihnen beiden waltete als segnende und quälende Gottheit und die den einen beglückte und den andern verdarb.

Aber er mußte gerettet werden. Vor seinem eigenen Leichtsinn, aus jener verhängnisvollen Seelenverfassung heraus, die ihn in einem Netz von niedrigen Streichen zu verstricken drohte. Denn die Gerüchte über seine un-

würdige Lebensführung wollten nicht schweigen. Sie hatte nur nötig, den Fuß in die Gesindestube zu setzen, um sie wie einen Guß schmutzigen Wassers über sich herfluten zu sehen.

Dem mußte ein Ende gemacht werden.

Jenes erste Eingreifen konnte nichts als der Anfang der großen Mission gewesen sein, die sie in seinem Leben zu erfüllen hatte. — Als sein guter Genius wollte sie fortan vor ihm dahergehen, die Hände erhoben gegen jede unlautere Versuchung, bis er so rein und wunschlos geworden war wie sie selbst.

So träumte sie, und die Dreschmaschine machte die Musik dazu.

Der erste Ausritt war gebilligt und gelobt worden, obgleich die Erlaubnis dazu gefehlt hatte. Andere sollten folgen. Aber Lilly weigerte sich. Sie wolle erst noch einen anständigen Galopp lernen, sagte sie, ehe sie sich dem guten Glück der fremden Wege anvertraue. Die Wahrheit war, daß sie auf ein Wiederkehren jener Stunde brannte und daß nur der Mut ihr fehlte, sie herbeizurufen.

Er war am nächsten Morgen wieder der Alte gewesen, ersterbend in eifervoller Ehrerbietung und höflich-strengem Magistertum. Sie hatte sicher geglaubt, er würde ihr ein heimliches Erkennungswort zuraunen, ein leises „Du", ein grüßendes „Kamerad" — Gelegenheit bot sich genug —, aber nichts dergleichen geschah.

Und so blieb es auch beim zweiten und bei den nächsten Malen. An Ausreiten dachte keiner von beiden, bis der Oberst selber ein Machtwort sprach: „Nun ist's aber genug mit dem Rumhoppeln auf dem Hofkies. Macht, daß ihr 'rauskommt und laßt euch vom Feldwind durchblasen."

„Wie Herr Oberst befehlen," erwiderte er, die Hand an die Mütze legend, und wandte mit leichtem Anreiten ihren Gaul dem Hoftor zu.

Das Herz stand ihr stille. Sie vergaß sogar den Adieugruß, so benommen war sie von angstvoller Vorfreude.

Nun ritten sie auf demselben Wege dahin, der ihr vor acht Tagen das große Erlebnis gebracht hatte.

Die Weidengerten trieften von Morgentau, und bei jedem Berühren stäubte ein Tropfenguß hernieder.

Sie lachte und schüttelte sich.

Statt einzustimmen, lenkte er weiter dem Wegrande zu, um ihr die Mitte freizulassen.

„Ich will aber naß werden," sagte sie.

„Wie gnädigste Baronin befehlen," erwiderte er, stocksteif in seinem dummen, künstlichen Respekt.

Dann ritten sie schweigend weiter.

Als sie zu der Stelle kamen, wo vor acht Tagen das Große sich ereignet hatte, das all sein heutiges Benehmen Lügen strafte, wagte sie einen verstohlenen Seitenblick des Erinnerns nach ihm hin. Aber er erwiderte ihn nicht und schien ihn nicht zu bemerken. Die Mütze im Genick, das hagere, straffe Gesicht mit Tautropfen besät, der jungenhafte Körper ganz Sehne und Knochen, saß er auf seinem Gaul wie mit ihm zusammengewachsen.

„Wie hab' ich ihn doch lieb, trotz allem, den lieben, kleinen Kerl!" dachte sie und malte sich aus, wie grauenvoll verlassen sie sein würde, wenn er eines Tages von hinnen ginge. Und sonnenklar wurde es ihr, daß die heitere Spannung ihrer Seele, das ganze Vollgefülltsein ihres Daseins an dieser Stätte nur daher gekommen war, daß er immerfort und immerfort in ihrer Nähe gewesen.

In glattem Trabe ging es weiter. Näher rückten die braunen Hügelzüge, die das jenseitige Stromufer einsäumten. Dorthin schien er zu steuern, doch damit war ihr nicht gedient, denn die Stunde der Aussprache hatte geschlagen.

Heute oder nie!

Und mühsam versuchte sie sich zurechtzulegen, was alles sie ihm sagen mußte. Aber die Gedanken wollten sich nicht aneinanderfügen. Sie hatte dauernd auf ihr Pferd zu achten, auch fühlte sie sich zu untergeordnet, zu sehr in seine Hand gegeben, so lange sie im Sattel saß.

All ihren Mut zusammennehmend, bat sie: „Können wir nicht 'mal absitzen?"

Er äußerte Bedenken, aber da war sie schon unten.

Er hatte gerade noch Zeit, der Stute in die Trense zu greifen.

Hierauf schalt er sie ein wenig, mußte aber schließlich tun, wie sie wollte.

Nun gingen sie nebeneinander daher, und er führte die Pferde.

Der Weg zog sich durch einen Bruch, der mit Eichen und Erlen spärlich bestanden war und auf dessen sumpfigen Stellen die Dotterblume goldtüpflig blühte, während der Igelkolben seine grünen Stachelfrüchte auf krausen Armen von sich streckte. Rostfarbener Sauerampfer hob seine alternden Stauden, und das Sumpfgras kroch in sich zusammen, nahender Herbstzeit gewärtig.

Eine Eberesche, die der Sturm niedergeknickt hatte, lag vom Wegrand aus quer über den Graben geworfen. Ihre purpurroten Büschel reifer Beeren leuchteten noch wie Flammen, die längst erloschen sein müßten und die nur ein geheimer Lebenswille weiter nährt.

„Hier möcht' ich mich niedersetzen," sagte sie.

Er verneigte sich. „Bitte."

„Aber Sie müssen auch kommen."

„Ich muß die Pferde halten, gnädigste Frau."

„Sie können sie ja an einen Ast binden."

Er besann sich ein wenig. „Kann ich auch," sagte er dann und knotete die Zügel um den stehengebliebenen Stumpf.

Als er sich neben sie setzen wollte, rückte sie, um ihm Platz zu machen, weiter nach der Mitte hin, so daß ihre Füße über dem Grabenwasser in der Luft hingen.

Er schob sich ihr nach, den Oberkörper in den stützenden Armen schaukelnd.

„Weiter nicht," sagte sie, denn sie wollte ihn nicht zu nahe haben.

„Wie gnädigste Baronin befehlen," erwiderte er und baumelte mit den Beinen.

Die fratzenhafte Steifheit seiner Sprechweise ärgerte sie von neuem.

„Wissen Sie keine bessere Anrede für mich, wenn wir allein sind?" fragte sie, ihm voll in die Augen sehend.

„Ich weiß wohl, aber ich derf nich'."

„Und damals, da derften Sie?"

„Damals war gerade mein Geburtstag," erwiderte er, „und da ich was Hübsches geschenkt haben wollte, hab' ich mir das zum Präsent gemacht."

„Und heute ist mein Geburtstag," lachte sie. „Was machen Sie mir zum Präsent?"

„Was gnädigste Baronin sich wünschen werden."

„Sagen Sie noch einmal ‚Kamerad' zu mir."

„Einmal oder alle Male?"

„Alle Male."

„Bloß Kamerad s a g e n, oder auch Kamerad s e i n?"

„Sein, sein, sein," rief sie, „das Sein ist ja die Hauptsache."

„Topp," sagte er, die Rechte vorsichtig an dem sich wiegenden Stamm entlang nach ihr ausstreckend.

„Topp," sagte sie und schlug ein.

„Da wäre denn auch gleich noch etwas zu regeln," meinte er und räusperte sich.

„Was denn?"

„Befehlen diese Kameradschaft mit dem traulichen ‚Du' oder ohne das trauliche ‚Du'?"

„Ohne natürlich," erwiderte sie und glaubte damit ein schweres Opfer gebracht zu haben.

Er nahm das Verbot für bare Münze und sagte gehorsam: „Wie Kamerad es befiehlt."

Jetzt war der Augenblick gekommen. Sie atmete tief auf und sagte: „Ich habe sowieso sehr ernsthaft mit Ihnen zu reden, Herr von Prell."

Er schien Böses zu ahnen.

„Au," machte er und biß sich in den behandschuhten Daumen.

Und sie begann. Von jenem Falle, so schlimm er an sich gewesen, wolle sie ganz absehen. Denn was vergeben sei, müsse auch vergessen sein. Aber wenn er glaube, daß das Leben, welches er seit seinem Hiersein führe, im Herrenhause ein Geheimnis geblieben sei, so irre er sich. Und es sei eine Schmach, daß sogar schon die Aufwasch-

mädchen hinter ihm herlachten, — aber was könne er Besseres verlangen, nachdem er — — und nun zählte sie das Sündenregister auf, wie es von der Gesindestube her wider ihren Willen an ihr Ohr gedrungen war.

Sie schämte sich, daß sie es tat; sie hatte auch ganz, ganz andere Dinge sagen wollen — von der Hoheit des Menschendaseins, von Entsagungsgröße, von dem Sichreinhalten für die echten Gefühle, von dem geheimen Seelenbündnis der Auserwählten auf Erden und dergleichen mehr. Aber wie sie ihn dasitzen sah, mit krummem Buckel und die großen Zehen nach innen biegend, so daß sich unter dem weichen Leder seiner Reitstiefel fortwährend runde Wülste bildeten, da fiel ihr nichts Besseres ein.

Er unterbrach sie nicht.

Auch als sie geendet hatte, schwieg er noch immer und beschäftigte sich, mit seinen Blicken ein Tierlein zu verfolgen, das in dem schwarzen Schlammwasser seine Kreise zog.

„Antworten Sie mir gar nichts?“ fragte sie, „nachdem ich Ihnen so viel Schändlichkeiten vorgeworfen habe?“

„Was soll ich antworten, hoher Gerichtshof?“ fragte er zurück. „Meine einzige Berühmtheit ist bekanntlich, daß ich ein Mensch ohne jeden moralischen Halt bin. Soll ich die auch noch verlieren?“

„Wenn Sie keinen Halt in sich haben,“ rief sie, in Eifer erglühend, „dann will ich Ihr Halt sein, Ihr Freund, Ihr Berater, Ihr — — —“

„Pflegevater,“ ergänzte er, indem er den Reim klappern ließ.

Nun erkannte sie, daß all ihr Reden ohne Eindruck geblieben war, ja, daß er sich womöglich über sie lustig machte.

„Stehen Sie auf und lassen Sie mich durch,“ sagte sie; „wozu hab' ich nötig, mein Bestes an einen Unwürdigen wegzuwerfen?“

Aber er machte keine Miene, seinen Platz zu verlassen.

„Gucken Sie mal, Kamerad,“ sagte er, auf die schwarz spiegelnde Fläche hinabweisend. „Drunten geht eine Wasserspinne andauernd mit den Beinen nach oben und dem Kopfe nach unten. Wenn Sie sie fragen, warum sie das tut, dann wird sie Ihnen sagen, sie weiß es nicht besser, es is mal ihre Natur so. Nu sehn Sie: Meine Natur is auch so. Was kann man dagegen machen?“

„Seine Wildheit bändigen kann man,“ rief sie, ihn mit empörten Blicken anflammend. „Das Auge aufs Hohe, aufs Ideale richten kann man. Befolgen, was eine Jugendfreundin, die's gut meint, einem sagt — das kann man.“

„Und was sagt die Jugendfreundin?“ fragte er schmeichelnd, indem er sich in der Handstütze näher an sie heranwiegte.

Aber sie antwortete nicht mehr. Sie hatte die Hände vors Gesicht gelegt und weinte. Weinte, daß ihr Leib in Schluchzen sich schüttelte.

„Um Gotteswillen, ruhig!“ rief er, die Arme im Bogen rings um sie ausstreckend, denn auf dem schwankenden Ebereschenstamm konnte sie jeden Augenblick das Gleichgewicht verlieren. — „Sitz ruhig, Kindchen, sonst fällst du ins Wasser.“

Sie schauerte zusammen. Sie hörte von seinen Worten nur das eine, das süße, heimliche, sträfliche „Du“, nach dessen Klang sie seit acht Tagen geschmachtet hatte. —

Und dann versprach er alles. Er wird keinem Hofmädel mehr nachsteigen, — er wird nachts nicht mehr mit den Inspektoren herumsaufen, — er wird landwirtschaftliche Bücher lesen, — er wird — — o, was würde er nicht alles, nur aufhören zu weinen müßte sie.

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf?“ fragte sie, die nassen, roten Augen zu ihm erhebend.

Er gab es ohne Besinnen.

Beglückt und dankbar lächelte sie ihm zu.

„Sie sollen es nicht zu bereuen haben,“ sagte sie, „ich will um Sie sein, ich will Ihnen eine Freundin sein, ich will alles, was ich nur kann.“

„Und was die ‚beiden Hochmögenden‘ erlauben,“ fügte er hinzu.

Heute bedrückte sie das Wort von den „beiden Hochmögenden“ nicht mehr. Sie zuckte bloß die Achseln und meinte: „Ja freilich — die!“

Und dann lachten sie beide so sehr, daß sie beinahe doch noch in den Graben gefallen wären.

XX

Jetzt folgte eine köstliche Zeit. Ein Spiel des Suchens und Sichfindens — ein Schöpfen aus dem nie sich leerenden Born von Erwartung und Vorgenuß, von Nachfreude und Erinnerungsschwelgerei ... Jeder Tag brachte neues Glück und neuen Reichtum.

Manchmal, wenn Lilly die Läden aufstieß und die rote Septemberfrühe ihr entgegendrang, war ihr, als habe der liebe Gott über den Himmel einen Mantel von Sonnengold gebreitet, um ihn und sie darin einzuhüllen, so eng, so dicht, daß die ganze Welt dahinter verschwand und nur sie beide übrig blieben, lachend aneinander gedrückt und trunken von all dem Licht.

Sie fühlte, daß sie schöner wurde von Tag zu Tag und daß eine Art von Leuchten um sie war, so daß alle, die ihr entgegenkamen, mit einem Lächeln der Überraschung und des Wohlgefallens zu ihr emporschauten, worin auch etwas Wehmut sich mischte, wie immer, wenn wir ein Menschen- oder Blumenwesen zu stolz, zu glücklich sich entfalten sehen, als daß sein Blütenwunder Bestand haben könnte.

Auch die „beiden Hochmögenden“ hielten die Augen nicht geschlossen.

Der Oberst, der mit allen Hunden gehetzt war und hinter allen Türen gesteckt hatte, fand in seinem Erfahrungsschatze für diese Art von Wirkung keine Formel.

Hätte sie schwermutsvoll vor sich hingeträumt, wäre sie scheu und befangen um ihn herumgeschlichen, hätte sie zwischen Inbrunst und Fremdsein hin und her geschwankt, so hätte sein Argwohn alsbald zu spähen und zu tasten begonnen. Aber aus ihrer schmiegsamen, glückerfüllten Zärtlichkeit etwas anderes herauszulesen als ein

gesteigertes seelisches Wohlsein, war ihm nicht gegeben.

So ließ er sich die arglose Heiterkeit, die sein junges, schönes Weib um sich verbreitete, schmunzelnd gefallen und heimste die Liebkosungen, in denen ihre rauschhafte Spannung sich ausströmen mußte, mit väterlicher Ruhe ein.

Anna von Schwertfeger nahm nicht minder wohlwollend an Lillys innerem Glücke teil. Ebensowenig wie der Oberst, schien sie Verdacht zu hegen, daß der Einfluß eines Dritten mit hineinspielte, denn sonst hätte sie dem häufigeren Zusammensein der beiden jungen Leute wohl kaum mit nachsichtiger Begönnerung zugesehen.

Was Lilly in jüngster Zeit ein wenig befremdete, war eine gewisse unruhige Leidenschaftlichkeit, mit der die gute Anna sie im täglichen Verkehr überströmte. Anfangs hatte sie sich davor geängstigt, aber, übervoll an Liebe, wie sie war, versuchte sie schließlich, was ihr gebracht wurde, mit warmer Neigung zu erwidern.

Abends zog die Schwertfeger sie oft in das Zimmer hinein, in dem sie zu ebener Erde zwischen ihren Rechnungsbüchern hauste. Ein richtiges Altjungfernheim mit Vogelbauern und Blumentöpfen, mit verblichenen Familienbildern und allerhand porzellanenem und vergoldetem Krimskrams, wie er in alten und verarmten Häusern sich als Rest verwehten Glanzes weiter erbt.

Oder sie kam zu unwahrscheinlich später Stunde in Lillys Schlafzimmer geschlichen, setzte sich zu ihr ans Bett und rührte sich nicht früher, als bis der Wagen des heimkehrenden Obersten sich hören ließ.

Dann gab es tiefsinnige Unterhaltungen über Leben und Sterben, über Alterseinsamkeit und Jugendüberfülle, über das Maß, das Gott jedem Menschen gesetzt hat, und das Unglück, darüber hinaus zu wollen ... Sie forschte nie, sie warnte nie, und doch lag in ihrer umherspringenden Art, in der Achtlosigkeit, mit der sie oft das Gegenteil von dem aussprach, was sie vor kurzem geäußert hatte, Grund genug anzunehmen, daß sie eigentlich an ganz, ganz andere Dinge dachte.

Oft, während ihre Rede eintönig dahinplätscherte, sah Lilly aufschauend mit Staunen, daß ihr Auge in trauriger, fast angstvoller Spannung an ihr hing. Dann wieder fühlte sie sich mit soviel bedauernder Innigkeit gestreichelt und geküßt, daß sie selber gerührt wurde und sich später, wenn sie allein war und das Licht ausgemacht hatte, vor der Dunkelheit zu fürchten begann. Als säße zu Fußenden ihres Bettes ein drohendes Schicksal, bereit, sich auf sie zu stürzen und sie zu ersticken.

Aber woher sollte das Unglück über sie herfallen? War sie schließlich nicht sicherer geborgen als je vorher? Wen betrog sie? Worin sündigte sie? Und selbst, wenn die paar unschuldigen Heimlichkeiten, die sie mit Walter verbanden, ans Tageslicht gekommen wären, was hätte ihr mehr begegnen können als eine gediegene Strafpredigt, wie sie unvorsichtigen Kindern zu blühen pflegt?

So tröstete sie sich, ehe der Nachgeschmack von diesen spätabendlichen Besuchen von neuem in glücklichen Träumen sich verlor.

Der September schritt voran.

Fast jeder Tag brachte einen gemeinsamen Ritt, oder um die Abenddämmerung ein scheinbar zufälliges Begegnen im menschenleeren Teil des Parkes. Man sah sich beim Umherschlendern an diesem oder jenem ein für allemal festgesetzten Orte, und war eine vorherige Verabredung unmöglich gewesen, so mußte das Pusterohr aushelfen.

Mit diesem wohltätigen Instrument, das er ihr eines Tages aus der Stadt mitgebracht hatte und das — als überzählige Gardinenstange — harmlos in einer Balkonecke lehnte, war sie im stande, ihm quer durch das Weinlaub hindurch jede beliebige Botschaft ins geöffnete Fenster zu blasen.

Manchmal war es nur ein „Guten Morgen, Kamerad“, manchmal die Stunde eines neuen Zusammentreffens oder irgend ein harmloser Scherz, dem Übermut des Augenblicks entsprossen.

An den Abenden, an denen der Oberst zu Hause blieb,

wurde er meistens zu Tische geladen. Dann behielt er freilich seine reglementsmäßige Steifheit bei, aber Gelegenheit zu irgend einem kleinen Zwischenspiel bot sich jetzt immer.

Keiner von beiden verzog eine Miene dabei, und die „beiden Hochmögenden" saßen ahnungslos.

Aber eine Nebenbuhlerin gab es für Lilly, die sie fürchtete und haßte, weil sie vermochte, ihr die Aufmerksamkeit des „Kameraden" auf Stunden zu entziehen, deren Namensnennung genügte, sie zur bloßen Statistin herabsinken zu lassen, und diese Nebenbuhlerin war — das Regiment.

Die Zeit der Herbstübungen war gekommen, und mit fiebrigem Interesse verfolgten beide Herren die Tätigkeit, die nach den Mitteilungen der Blätter ihrem alten Truppenteile zugemessen war. ...

Eines Abends sandten sie gemeinsam eine mit Glückwünschen beschriebene Ansichtskarte ins Gelände, und zwei Tage später war die Antwort da, alle Winkel und Ränder mit Namen bekritzelt, die sich erst durch schwere Arbeit allgemach entziffern ließen.

Zwei, drei aber blieben unverständlich. Bis Walter des Rätsels Lösung fand. Sie gehörten ein paar Sommerleutnants, die zu den Übungen eingezogen waren und sich zugleich mit den anderen Herren des Offizierkorps unterzeichnet hatten: von Holten, Dehnicke, von Berg.

Sie glitten an Lillys Ohr vorüber. Nur das Wort „Dehnicke" fiel ihr ein wenig auf, weil seine simple Bürgerlichkeit zu dem klingenden Zauber der alten Geschlechternamen nicht recht passen wollte.

Auf die Gemütsverfassung des Obersten hatte dieser Gruß aus versunkener Zeit eine wenig günstige Wirkung gehabt. Er wurde schweigsam, dann unwirsch, und Lilly fing einen nach ihr hinzielenden Blick auf, der sie zusammenschrecken ließ, — ein so wilder, ingrimmiger Vorwurf lag darin.

In der Folgezeit wurden seine Fahrten zur nahen

Garnisonsstadt wieder häufiger, und wenn eine Jagdeinladung sich einfand, gab er ihr trotz seiner Schmerzen ohne Zaudern Folge.

— — — — — — — — — — — — — —

So kam der erste Oktobersonntag heran.

Der Oberst war schon in früher Dämmerung zu einem Gutsnachbarn auf die Hühnerstreife gefahren und gedachte vor spät Abends nicht daheim zu sein.

Ein weiches Dunstgrau, von violetter Sonnenahnung durchschossen, lag auf der Erde, als Lilly am Arme der Schwertfeger quirlig und gelangweilt aus der Kirche kam.

Die Sonnenblumen in den Küchengärten der Dienstleute senkten bereits ihre gebräunten Häupter, und die Astern krankten, von den Keulenschlägen des mörderischen Nachtfrostes getroffen.

Aber die Luft war süß und würzig wie im Frühling, und von den Feldern klang es wie Lerchengewirbel.

„Ach heute, heute!“ dachte Lilly und reckte sich in unbestimmter Sehnsucht nach heimlicher Zwiesprach und jauchzenden Streichen.

Sie mußte wohl ein wenig zu laut gedacht haben, denn Anna von Schwertfeger fragte: „Was ist denn mit heute?“

„Ich weiß selbst nicht,“ erwiderte Lilly errötend. „Mir ist nur so, als wäre irgend ein Fest heute.“

Die Schwertfeger sah sie von der Seite an und sagte dann, jedes Wort einzeln betonend: „Ich für meinen Teil möchte mir wirklich heute ein Fest machen und in der Stadt eine Freundin besuchen. Ich weiß nur nicht, da der Oberst auch weg ist, —“

Lilly erschrak so sehr, daß im ersten Augenblick der Atem ihr versagte.

Aber sie nahm sich klug zusammen. Erst in vorsichtiger Kühle, dann allmählich wärmer und dringender, redete sie auf die Begleiterin ein: sie wäre den ganzen Sommer nicht fortgekommen, sie lebe wie eine Gefangene und müsse sich endlich eine Stunde der Freiheit gönnen.

Die Schwertfeger nickte bedenklich vor sich hin, und in ihrem Auge saß die Starrheit, die Lilly nicht gefiel.

Bei der Mittagsmahlzeit, die beide Damen heute allein einnahmen, war sie noch unentschlossen, aber nach Tisch ließ sie anspannen und fuhr ganz ohne Abschied davon.

Lilly, die statt zu ruhen lauernd am oberen Treppenrande gestanden hatte, rannte jubelnd zum Blasrohr.

Noch schlossen die Blättergewinde des wilden Weins ihr kleines Reich mit so dichten Mauern, daß er nichts von ihr sehen konnte. Aber *sie* sah *ihn*, wie er hinter dem geöffneten Fenster saß und mit schweren Stirnfalten über einem Buche brütete.

„Das ist alles mein guter Einfluß," dachte sie triumphierend, und fast tat es ihr leid, ihn einem so ersprießlichen Tun zu entreißen.

In der Nähe des Hauses gingen Inspektor und Rechnungsführer, ihre Sonntagnachmittagzigarre rauchend, auf und nieder.

Doppelte Vorsicht war geboten.

Der Papierpfropfen, der ihre Botschaft enthielt, prallte gegen seine Stirn und fiel ins Freie zurück.

Und so straff hielt er sich in der Hand, daß er nicht einmal mit einem aufschauenden Blicke sein Einverständnis zu erkennen gab, sondern nach einer kleinen Weile wie durch Ungeschick sein Buch zum Fenster hinausfallen ließ und gleichmütig aufstand, um es herein zu holen.

Eine halbe Stunde später trafen sie hinter dem Karpfenteiche zusammen.

Er hatte einen neuen, schwarz und weiß karierten Winteranzug an, ähnlich wie jener verhängnisvolle Fremde im Coupé ihn getragen hatte.

„Sie sind heute viel zu fein für mich," scherzte Lilly, „ich möchte am liebsten gar nicht mit Ihnen gehen."

„Das wäre mordsschade," meinte er, „denn ich habe mir diese Kluft extra für heute bauen lassen."

„Warum für heute?"

„Weil heute unser Fest ist."

„Wie kommen Sie auf so was?" stammelte sie, erschrocken darüber, daß ihrer beider Gedanken genau denselben Weg genommen hatten.

„Man hat so seine Ahnungen," erwiderte er und lächelte vielsagend dazu.

Dann schlugen sie, von gleicher Regung getrieben, den Weg zum Buchenwalde ein, den sie an jenem ersten Abend ihrer wiedererwachten Freundschaft durch das sinkende Dunkel gegangen waren.

„Was macht Tommy?" fragte sie, des Dritten im Bunde gedenkend.

„Er hat die Diele durchgebissen und sich eine Höhle gebuddelt," erwiderte er. „Dadrin faucht er wie ein Uhu. Ich möchte Ihnen nicht raten, Ihren Ringfinger hinein zu stecken. Die Ringe könnten plötzlich abhanden gekommen sein und der Finger dazu."

„Warum haben Sie ihn so verwildern lassen?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Warum hab' ich mich so verwildern lassen?" fragte er zurück.

„Na, nun werden Sie ja wieder zahm," erwiderte sie, ihn mit ihren Blicken liebkosend, denn ihr Werk war ja alles.

„Glauben Sie?" fragte er und zog herrisch die Brauen zusammen, wie einst in seiner Leutnantszeit.

„Hab' ich nicht etwa Ihr Ehrenwort?" triumphierte sie.

„Päh," machte er.

Sie sonnte sich in der Überlegenheit ihres Retteramtes.

„Und wenn Sie meine Einwirkung noch so gering schätzen," erwiderte sie, „jedermann auf dem Hofe sieht, daß irgendwas mit Ihnen vorgegangen ist ... Herr Leichtweg hat erzählt, Sie sind jetzt immer der Erste auf dem Platze ... vom Oberst haben Sie sich das große landwirtschaftliche Lexikon ausgeliehen — das hat ihm riesig imponiert ... und die Schwertfeger meinte unlängst, Sie sähen jetzt immer so appetitlich aus ... Ja, das lob' ich mir, Herr von Prell, dann werden wir auch immer gute Freunde bleiben."

„Apropos, appetitlich," erwiderte er. „Ihr Hals ist ja von hinter den Ohren an ganz mit feinen, seidenen Härchen bedeckt. Wissen Sie auch, woher das kommt?"

„Ach, Dummheit,“ meinte sie rot werdend, „wissen Sie es denn etwa?“

„Der weise Mann macht sich wohl so seine Gedanken,“ erwiderte er. „Sehen Sie zum Beispiel diesen Grasfleck,“ und er wies auf eine niedrig liegende Lichtung, die ein Rinnsal durchsickerte und die mit einem zarten, saftgrünen Rasen dicht bedeckt war. „Er sieht aus wie im Frühling, hat aber bis spät in den Sommer hinein noch unter Wasser gestanden. Die Stellen, die am schwersten oder gar nicht trocken werden, setzen nämlich einen besonders feinen Flaum an, — das macht die Natur mit Vorliebe so.“

Beinahe hätte sie seine Belehrung mit dankbarem Ernst entgegen genommen. Da sah sie zufällig, welch niederträchtiges Gesicht er dazu schnitt. Und als ihr nunmehr über den unverschämten Seitenhieb ein Licht aufging, mußte sie so fürchterlich lachen, daß sie sich gar nicht zu helfen wußte.

„Sie, Baronissima, wollen wir Haschemann spielen?“ fragte er. „Das sind wir Ihrem erlauchten Blutumlauf schuldig.“

Da jagte sie auch schon jubelnd den Abhang hinan, der sich im Dunkel des herbstlichen Purpurs verlor.

Aber sie kam nicht weit. Sie verzappelte sich in ihrem Plaid, das sie für alle Fälle mitgenommen hatte und das sie ihm zum Tragen nicht hatte geben wollen. Nun lag sie lang auf der Erde, und er war gerade noch zur Zeit da, um ihr beim Aufstehen zu helfen.

Da ihr hierdurch der Geschmack am Rennen vergangen war, so stiegen sie brav und gesittet zur Anhöhe empor, von wo das wogige Blättermeer weit ins Land hinaus zu überschauen war.

Die Buche glühte in sattem Rot. ... Der Ahorn spielte in allen Farben des Regenbogens. ... Die Birke zitterte in hellen Feuerflammen. ... Goldfarbig prangte die Rüster. ... Nur die Eiche hielt zäh das grüne Kleid des sommerlichen Lebens fest.

Mit gefalteten Händen starrte sie in die Ferne, die sich in veilchenfarbenen Schleiern verlor.

Die Sonne barg sich hinter lichtrandigem Gewölk, aus dessen Schoß feurige Bahnen zur Erde niederstiegen. Ein schmales Band von glührotem Dunste umrahmte den Horizont, von Lichtblitzen eingesäumt, die sich der Sonne entgegenwarfen.

„Wollen wir uns hier niedersetzen?" fragte er.

„Nein, hier nicht," erwiderte sie, von einer unbestimmten Angst gefaßt. „Hier fang' ich gleich zu weinen an."

Sie lief ihm voran — ins Waldinnere zurück und fand richtig den Pfad wieder, der an dem Rinnsal entlang führte.

Hier war es dunkel wie am Abend. Aber der Sonnenzauber, in dem sie soeben gestanden hatte, wirkte weiter und goß freudige Andacht in ihr Herz.

Wie war sie glücklich! O, wie war sie glücklich!

Keine Angst und keine Gefahr, so weit der Gedanke reichte.... Keine Gefahr auch vor dem eigenen Herzen.... Denn der da neben ihr herging, war Freund und Gespiele, und weiter nichts. Durfte und konnte nie etwas anderes sein. ... Kein heimlicher Wunsch, kein schielendes Verlangen ging von ihm aus oder drängte ihm entgegen.

Klar und sonnenhell war alles, was sie miteinander verband. — Und mochten die andern auch nie etwas ahnen dürfen, von Sünde gab's nichts darin, — nur Heil für ihn und Lachen für sie und Jugend für alle beide.

Sie spürte ein warmherziges Verlangen, seine Hände zu ergreifen. Aber sie fürchtete mißverstanden zu werden und ließ es lieber bleiben.

So gingen sie nebeneinander bis zu der Stelle, wo der Wasserlauf, in eine morsch werdende Holzrinne gefaßt, mit leisem Singsang aus der Erde quoll.

Welke Farnstauden deckten mit ihren zerfetzten roten Röcken das hellgrüne Moos, und aus den Buchenkronen wiegten sich müde Blätter hernieder.

„Hier wollen wir ausruhen," sagte Lilly.

„Aber es wird feucht sein," warf er ein.

„So breiten wir das Plaid aus," rief sie, nahm ihm die Decke ab, die er nun doch an sich gerissen hatte, und

warf sie über die Farnbüschel, die unter der Last vollends zusammenknickten.

Dann hockte sie auf der rechten Seite nieder und lud ihn ein, die linke zu benutzen, damit der schöne, neue Anzug keinen Schaden nähme.

„Jetzt müssen wir Vesper halten,“ meinte er.

„Wir armen Kirchenmäuse haben ja nix,“ lachte sie.

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte er triumphierend und holte aus einer Jackentasche ein in Papier gewickeltes Päckchen, das ein plattgedrücktes und in Brocken gesplittertes Stück Konditorkuchen enthielt. — Das legten sie lachend zwischen sich und machten die Hände hohl, um die Brocken zu Munde zu führen. Die schmeckten wie süßer Wein, und Lilly konnte glückselig feststellen, daß es Punschtorte war, die sie besonders gerne aß.

„Die Engländer nennen es tipsy-cake,“ erwiderte er dann, „da wird man ganz bedudelt nach.“

„Auf d e n Rausch will ich's noch ankommen lassen,“ lachte sie und warf sich auf den Rücken, die Hände unter dem Kopfe faltend, um ein höheres Kissen zu haben.

So lag sie eine Weile regungslos und schaute zum Himmel empor, von dem ein ausgezacktes Eirund zwischen den Laubmassen herniederschimmerte. . . . Rosa leuchtende Flocken schwammen in dem opalisierenden Luftmeer, und weit dahinter schien noch ein neuer Himmel sich zu wölben, von dem es an einzelnen Stellen wie eine blaue Ahnung hindurchquoll.

Sehnsüchtig streckte sie die Arme nach der Höhe.

„Wollen Sie Lerchen fangen?“ fragte er.

Nein, das nicht, aber eines der fallenden Blätter hätte sie gerne.

Wie flügellahme Vögel sanken sie immerzu und immerzu aus den Laubhöhlungen hernieder und kreisten in Spiralen über dem Boden, als wüßten sie nicht, wohin sie sich setzen sollten.

„Wir wollen aufpassen, zu wem das erste kommt,“ sagte er und legte sich gleichfalls auf den Rücken.

„Der, zu dem das erste kommt, wird zuerst ein großes Glück haben," setzte sie hinzu.

Beide lagen nun still und warteten.

Und endlich kam eines und machte Anstalt, sich auf seine Nase zu setzen.

Aber das wollte er nicht dulden, denn ihr gehörte das erste, große Glück — und blies es zu ihr herüber.

Sie ihrerseits war zu stolz, ein so reiches Geschenk von ihm anzunehmen, und blies es zu ihm zurück.

So ging es mit Lachen und Umsichschlagen ein paarmal hin und her. Und plötzlich stießen im Eifer des Kampfspiels die Lippen aufeinander und — ließen sich nicht mehr los.

Im nächsten Augenblicke hielten sich beide umklammert, und noch einen Augenblick später gehörte sie ihm. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Quelle sang, die Blätter fielen wie vorher. Aber ein feuriger Nebel lag auf der Erde, und überall blinkten regenbogenfarbene Sonnen.

Warum war das nur geschehen?

Gedankenlos sank sie zurück und bemerkte, daß auch der Himmel oben ganz in Feuer stand.

Ihr Kamerad saß neben ihr, krummbucklig wie ein gescholtener Schulbube, und rieb die Fingernägel aneinander.

„Ach, wir wollen heimgehen," sagte sie mutlos.

„Wie gnädigste Baronin befehlen," erwiderte er in fratzenhafter Ehrerbietung.

Sie lachte ein müdes, unfrohes Lachen.

Augenscheinlich war es ihm darum zu tun, das Geschehene eilends wieder aus der Welt zu schaffen.

„Ach, nun ist's schon egal," seufzte sie, „nun dürfen wir uns schon ruhig ‚Du' sagen."

XXI

Zuerst kam die Angst. Dieselbe sinnlose Angst, die in der Zeit vor der Verlobung Lillys Wesen beherrscht hatte ... Sie ließ das Genick erstarren, sie band die Arme, sie lähmte die Kniekehlen, sie klopfte in den Adern des Halses und schuf im Kopf eine schwarze Leere.

Als dann die ersten Begegnungen vorüber waren und nichts sich ereignet hatte, was das Aufdämmern irgend eines Verdachtes befürchten ließ, erlosch sie wieder. Was zurückblieb, war ein forschendes, sprungbereites Aufmerken, eine Spannung, allzeit gewärtig, bedenklichen Fragen Stand zu halten und jeder Falle mit listiger Unschuld auszuweichen.

Doch der Oberst merkte nichts. Er, der scharfsinnigste, der an Argwohn reichste, an Illusionen ärmste aller Ehemänner merkte nichts. Er glaubte sogar das Märchen vom Kopfweh und erging sich in halb zärtlichem, halb spöttischem Bedauern, während er lachend an ihrem Bett saß und die Kompressen wechseln half, die die Schwertfeger in übereifriger Sorge für sie bereitet hatte.

Schwieriger ließen sich deren Liebkosungen ertragen, denn hinter ihnen lauerte ein behutsam-scheues, zur Seite schielendes Augenpaar, das bemüht war, harmlos zu blicken, und dennoch ein gieriges Wissenwollen nicht zu verhehlen vermochte.

Und die Angst, die dem Manne gegenüber langsam wieder einschlief, verschärfte sich gegenüber der aufopfernden Freundin, die in jedem Augenblick zur Feindin und Verräterin werden konnte.

Erst, wenn die Nacht kam und Lilly sich sicher wußte, dann wagte sie zu weinen, — sprang aus dem Bette,

um sich die Augen zu waschen, und weinte wieder, bis der Schlaf sie in seine gütigen Arme nahm.

Es war nicht Scham, es war nicht Reue, auch nicht sehnsüchtige Liebe war es. Nur das Gefühl einer unendlichen Verlassenheit, ein ratloses Umherirren: „Was wird nun werden?"

Denn irgend etwas mußte doch geschehen. Bekenntnis, Kloster, gemeinsame Flucht, gemeinsamer Selbstmord — oder sonst irgend etwas von alledem, was in den Büchern der Frau Asmussen als Folge einer solchen Untat beschrieben stand.

Die Woche verging.

Schon längst war Lilly aufgestanden, aber wiedergesehen hatte sie ihn nicht. Selbst wenn sie bei verriegelter Tür zum Fenster stürzte, war keine Spur von ihm zu entdecken.

Dabei verlangte der Oberst Tag für Tag, daß sie ausreiten solle. Herr von Prell wäre ja da, und die Bewegung im Freien würde ihr gut tun.

Endlich — am Sonnabend gegen die Dämmerung hin — glaubte sie nachgeben zu müssen. Der morgige Mittagstisch führte sie so wie so mit ihm zusammen.

Die Pferde stampften vor dem Tor.

Der Augenblick des Wiedersehens, vor dem sie so lange gezittert hatte, stand da wie eine neue Gefahr.

Doch als sie ihren Freund die Rampe hinan schreiten sah, in seinen hohen, blank gewichsten Stiefeln, fahl und hager, stelzend und federnd vor geheucheltem Respekt, da erstarrte etwas in ihr, und ein Gefühl überkam sie: „Der junge Mensch da ist dir fremd — der geht dich nichts an, der ist wie einer, den du zum ersten Male siehst."

Dann ritten sie zum Hofe hinaus.

Der Oberst war drüben im Stalle, Fräulein von Schwertfeger aber stand mit gefalteten Händen und sah ihnen nach. — —

Der Feldweg quoll morastig von überstandenen Regengüssen. . . . Ein kalter Abendwind kräuselte die junge Saat. . . . Hinter dem zerfaserten Birkengezweig brannte ein gelber Gleisch, in dem eine lichtarme Sonne sich barg.

Alles sah müde und traurig aus. Selbst die Hoffnung künftiger Ernten schien umsonst gesät.

Schweigend trabten sie nebeneinander her. Lange, bange Minuten lang.

„Endlich einmal muß er doch reden," dachte sie und biß sich beim Gerütteltwerden die Zunge blutig.

Er sah unverwandt vor sich hin auf den Weg und regelte nur von Zeit zu Zeit mit kleinen Bewegungen der Rechten Zügelführung und Sitz.

„Am Ende fängt er gar wieder mit seiner gnädigsten Baronin an," dachte sie und schämte sich im voraus für sich und ihn.

Endlich faßte sie sich ein Herz und sagte beinahe weinend: „Nun doch mal Schritt."

„Aber natürlich Schritt, Kamerad," erwiderte er und zügelte seinen Braunen.

„Kamerad! Kamerad!" stieß sie hervor und suchte mit starren Leidenschaftsaugen seinen Blick. „Hat sich was mit der Kameradschaft! Da haben wir was Schönes draus gemacht."

Er zog die Schultern hoch wie immer, wenn er Schelte fürchtete, und erwiderte nichts.

„So sprechen Sie doch endlich ein Wort!" schrie sie ganz außer sich.

„Was soll ich viel sprechen?" meinte er und machte eine Bewegung, als ob er sich den Kopf kratzen wolle. „Is 'ne faule Geschichte ... das wissen wir ja ...," und in sich hinein brummend, wiederholte er: „Faule Geschichte, faule Geschichte!"

„Das ist alles, was Sie mir zu sagen haben?" rief sie.

„Meine gnädigste Freundin," erwiderte er, „ich bin klein, mein Herz ist klein. Für großen Seelenschmerz ist es nu mal kein passendes Lokal."

„Ach, wer spricht von Seelenschmerz?" rief sie. „Aber was mit uns werden soll, das will ich wissen."

„Sobald ich im Besitze eines schuldenfreien Rittergutsgeins werde," erwiderte er mit einer einladenden Armbewegung, „samt Schloß, Stall, Kutschen und son-

stigem lebendem und totem Zubehör, werde ich mir erlauben, bei Ihrem Gatten um Sie anzuhalten."

Nun konnte sie sich in ihrer Verzweiflung nicht länger bemeistern.

„Wenn Sie noch weiter solche Witze mit mir machen," schrie sie hell aufweinend, „dann reit' ich mich hier vor Ihren Augen zu Tode."

„Das sollte Ihnen mit dieser braven Hoppelstute schwer fallen," erwiderte er kühl.

Sie wußte nicht mehr aus noch ein und ließ die Tränen schweigend niederrinnen.

Da endlich änderte er seinen Ton.

„Nu sei mal zur Abwechslung vernünftig, Kindchen," sagte er. „Ich will Ihnen ja doch nur die überflüssige Tragik aus der Seele kitzeln. Und sobald du wieder ein vergnügtes Gesicht machst, werde ich eine enorme Sachlichkeit zu entwickeln suchen."

Sie wischte sich mit der Stulpe ihres Reithandschuhs die Tränen aus den Augen und lächelte ihn gehorsam an.

„Na also," lobte er. „Nicht umsonst sagt der Dichter: ‚O weine selten, weine schwer. Wer Tränen hat, hat auch Malheur.' ... Und nu will ich Ihnen mal wat erzählen: Wir beiden hübschen Waisenkinder, wir sind ja hier auf diesem verwunschenen Schloß geradezu füreinander geschaffen ... Wir hätten uns ja zusammenfinden m ü s s e n, wenn wir nicht schon längst vorher ein Herz und ein Lausefang gewesen wären. ... Genau besehen, hat uns der Oberst schon von vornherein zusammen geheiratet. Bloß schade, daß wir den Ehekontrakt nicht gleich daraufhin eingerichtet haben. Da das aber nu mal nicht geschehen ist, müssen wir der Sache im geheimen etwas beizukommen suchen. Sieh mal, Kindchen, wir beide stehen dem menschlichen Leben genau in derselben Windrichtung gegenüber. ... Wir haben dasselbe zu gewinnen und dasselbe zu verlieren. Drum immer flottweg! Armes Gesindel sind wir beide!"

„Ich bin kein Gesindel!" rief sie aufflammend. „Ich habe meinen Stolz und meine Ehre. Und wenn ich tausend-

mal gesündigt habe, so werde ich auch dafür zu sterben wissen."

„Es stirbt sich nicht so leicht," meinte er. „Gewöhnlich fehlt's an Gelegenheit, und wenn die Gelegenheit endlich mal da ist, dann ist man meistens schon vor ihr ausgerissen."

Sie fühlte ein brennendes Verlangen, ihn vor der Selbstentwürdigung, in der er sich gefiel, in Schutz zu nehmen.

„Sie glauben ja gar nicht, was Sie da sprechen," rief sie. „Sie sind der Kühnste, der Tapferste, das weiß ich. Sie würden ohne Besinnen für Ihre Ehre in den Tod gehen. Und wenn Sie sich nur ein bißchen zusammennehmen, dann muß die ganze Welt Ihnen zu Füßen liegen. Und daran will ich Sie immer von Neuem erinnern. Ich hab' mich Ihnen nicht umsonst zum Opfer gebracht. Ich will wachen über Sie, bis Sie den Glauben an sich wieder haben. Bis Sie fühlen, daß Sie wieder im Aufsteigen sind.... Alles will ich mit Ihnen teilen, alle Sorgen, alle Versuchungen, und vor allem Bösen will ich Sie beschützen. ... Wozu wäre ich denn noch da, wenn nicht für Sie, — für — dich."

So ganz fühlte sie sich ihm hingegeben, daß sie sich vor die Hufe seines Pferdes hätte werfen mögen. Und als sie an den Augenblick des heutigen Wiederbegegnens dachte, konnte sie es nicht fassen, daß er ihr da so leidig fremd erschienen war.

„Ja, du bist ein rührendes Geschöpf," erwiderte er. „Es ist wahrhaftig ein Glück, daß der wilde Wein an deinem Balkon schon tüchtig zusammenschnurrt."

Sie schrak auf.

„Wie meinst du das?" stammelte sie in beklommener Ahnung.

„Und die Leiter liegt auch noch auf ihrem Platz," fuhr er fort. „Wenn man die jetzt ansetzt, können die Ranken brechen, so viel sie wollen. Da merkt selbst die Schwertfeger nichts ... Na?"

Und dabei blinzelte er mit den silberweißen Wimpern lockend nach ihr hin.

Sie wußte nicht, wie sie ihr Gesicht vor ihm verbergen sollte, so sehr schämte sie sich.

„Nie werde ich dir mehr angehören," rief sie, „das schwör' ich dir bei allen Heiligen. Ich würde mir selbst zum Ekel werden, wenn ich es täte. Und dich müßt' ich in Grund und Boden verachten. Pfui!"

Er zuckte die Achseln.

„Schad' um die schöne Gelegenheit," sagte er und wandte die Pferde.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage erschien er sittsam in Bratenrock und schwarzer Krawatte zum Mittagtisch, stelzte und dienerte, machte vor Ehrerbietung die Lippen spitz und wagte kaum, die Mokkatasse aus ihrer Hand zu nehmen.

Die Augen der Schwertfeger aber gingen wachend und fragend hin und her. — — —

Am Spätabend desselben Sonntags ereignete sich folgendes:

Der Oberst war zur Stadt gefahren, die Schwertfeger hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, Lilly saß im Hemde auf dem Bettrand und strählte ihre Haare.

Da vernahm sie vom Fenster her ein leises Rascheln, wie wenn im Herbstwinde ein Baumzweig sich am Holz des Ladens scheuerte. Nur, daß es taktmäßig, bald stärker, bald schwächer und nach regelmäßigen Pausen wiederkam.

Von Angst gepackt, wollte sie zuerst zur Schwertfeger hinunter. Dann aber besann sie sich noch zur rechten Zeit, warf ihren Schlafrock über und öffnete vorsichtig zuerst das Fenster, dann auch ein klein wenig die Flügel des Ladens.

Zuerst sah sie gar nichts.

Die Nacht war sternlos, und auch im Amtshaus drüben schien alles in Finsternis vergraben. Dann schien es ihr, als ob dicht vor dem Laden etwas wie ein Stab in wagrechter Richtung hin und her schwankte.

Sie öffnete den Laden noch ein wenig weiter und erkannte — das Blasrohr.

Da wußte sie genug.

Zurückspringend schloß sie den Riegel, warf sich ins Bett und stopfte die Finger in die Ohren. Aber wenn sie sie lauschend herauszog, hörte sie immer wieder das kurze, taktgemäße Rascheln, das jetzt beinahe ein Pochen geworden war.

Der Wächter, der stündlich Hof und Park absuchte, brauchte bloß die Leiter angelehnt zu finden — und alles war verloren.

Die Angst machte sie sinnlos.

An allen Gliedern zitternd, rannte sie ins finstere Toilettenzimmer, öffnete langsam und lautlos die Balkontür um eines knappen Fingers Breite und flüsterte aufs Geratewohl ins Dunkel hinaus: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, und versuchen Sie das nie wieder."

Dann lauschte sie, das Ohr an die Tür gepreßt, eine Weile lang in den Wind.

Nichts ließ sich hören und sehen.

Doch als sie die Tür wieder schließen wollte, merkte sie, daß es unmöglich war.

Sie tastete an dem Spalte auf und nieder, um das Hindernis zu entdecken, und fand ein rundes, hohles, hölzernes Etwas, das eine unsichtbare Hand dazwischen geschoben hatte.

Schon wieder das unglückselige Blasrohr!

Aufächzend schlug sie die Hände vors Gesicht, und im nächsten Augenblick hing sie halb ohnmächtig in seinen Armen. — — — —

Von diesem Abend an war sie ganz in seiner Gewalt, wehrlos, willenlos seinen Wünschen und Einfällen preisgegeben.

Glück war es nicht — kaum ein Rausch, — der kam erst später, als das Entsetzen vor dem Ungeheuerlichen überwunden war, als mit dem Fernbleiben jeder Störung die Angst vor der Entdeckung schwächer wurde und ein Gefühl ertrotzter Sicherheit aufzuwuchern begann.

Dann aber wurde es ein wonniges Getragensein über schauernde Abgründe — ein zuckendes Sinnenfieber voll nebliger Ekstasen — ein seliges Sichwinden unter zer-

fleischenden Hieben — ein strudelndes Drunter und Drüber voll großtuender Selbstverachtung und frevlerischer Gebete.

Nun fand sich auch das Lachen wieder — nicht jenes alte, alberne Kinderlachen, das bis vor kurzem die Spiele ihres Geistes beherrscht hatte — nein, ein hohnvolles Jauchzen, das Jauchzen des gehetzten Diebes, der hinter dem Rücken seiner Verfolger die eroberte Beute ins sichere Gewahrsam schleppt.

Und ein Gefühl des Rechtes fand sich. „Ich tue, was mir zukommt, ich hole mir den Besitz, den mir das Schicksal zugesprochen hat und der mir von dem alten Manne so lange vorenthalten wurde."

Und dann war noch eines, was erlösend über allem schwebte und selbst dem schmählichsten Betruge Reinheit und Weihe gab: das Bewußtsein, daß er gerettet wurde, daß er im Bannkreis hoher Liebe schlechte Streiche verschmähen und verachten lernte und, von den Fittichen entsühnender Frauengunst getragen, emporstieg zu den Höhen, auf denen Männer und Helden stehen.

An diesem Gedanken betrank sie sich immer wieder von neuem, und mit lautlosem Hauchen — wie es sich in Anbetracht der dünnen Türen von selbst verstand — gab sie ihnen Ausdruck, wenn er zu heimlicher Liebesfeier in ihren Armen lag.

Er lachte, er küßte ihr die Worte von den Lippen, und wenn sie, unruhig werdend, Bürgschaften verlangte, dann schwor er das Blaue vom Himmel herunter.

Um elf Uhr, nachdem die Schwertfeger ihren Abendbesuch abgestattet hatte, — sie blieb jetzt niemals später als bis um diese Zeit — durfte er kommen, gegen halb zwei mußte er gehen.

Selbstverständlich handelte es sich nur um die Abende, an denen der Oberst in der Stadt war.... Vor zwei Uhr konnte er der Züge wegen nicht heimkommen, zum Überfluß hörte man seinen Wagen laut genug über das Pflaster der Anfahrt rasseln.

Vorher mußte die Tür zu seinem Zimmer aufgeriegelt

und eine Zigarette geraucht werden, damit der Stall- und Ledergeruch, den Walter von seiner Stube her an sich herumtrug, nicht zum Verräter würde.

Denn häufig geschah es, daß der Oberst vor dem Schlafengehen den Kopf zu ihr hereinsteckte oder sie gar wachrief, wenn der Wein ihn schwatzhaft gemacht hatte. Dann setzte er sich neben ihr Bett, lachte, sandte Dolchblicke umher, und in den gelben Zähnen stochernd, erzählte er ihr die saftigsten Witze, die, frisch aus der großen Berliner Zotenzentrale gekommen, Abends im Kasino die Runde gemacht hatten.

Sie ihrerseits spielte das verschlafene Kätzchen, schnurrte und gurrte, und so sicher begann sie sich allgemach zu fühlen, daß sie einmal mitten im Lachen wirklich einschlief. ...

Ach, wenn nur die Schwertfeger nicht gewesen wäre!

Nicht, daß sie etwas gemerkt hätte. ... Die Schrecknisse einer solchen Möglichkeit waren nicht auszudenken. ... Aber in ihrem unruhigen Kommen, ihrem eiligen Gehen, in der fast ängstlichen Gier, mit der sie um sich spähte, lag Grund zur Sorge genug.

Wenn sie jetzt Abends in Lillys Schlafzimmer trat, nahm sie sich häufig kaum einmal so viel Zeit, um sich niederzusetzen. Wenn ein Windstoß die Fenster rüttelte, fuhr sie hoch auf, wenn ein Schritt auf dem Korridor sich hören ließ, sprang sie zur Tür; und überall geschah zu dieser späten Stunde noch etwas, was zu bewachen oder zu verhüten war.

Dabei sah sie blaß und abgefallen aus, nur die fleischige Mundpartie, die schmale, immer sichernde Nase brannten in dunklerem Rot.

Es war, als ob sie heimlich tränke, aber das hätte sich verraten müssen, und nur selten kam ein Tropfen Tischwein über ihre Lippen.

„Mag sie tun, was sie will," dachte Lilly, „wenn sie nur nicht lauern kommt, wie damals bei Käte."

Und daß sie selbst nichts Besseres mehr war als jene arme, weggejagte Käte, das dachte sie bisweilen auch.

— — — — — — — — — — — — — —

XXII

Es war eines Abends zu Ende November um die Mitternachtszeit.

Die Schwertfeger hatte vor einer halben Stunde „Gute Nacht“ gesagt, der Oberst war zur Stadt gefahren, und neben Lillys Kopfkissen saß e r, feucht und durchfroren, denn er hatte seit langem unten im Regennebel gestanden, ehe das verabredete Zeichen, ein zweimaliges Klopfen des Ladenriegels, ihn emporgerufen hatte.

Nun aber war alles in Ordnung. Das Haus schlief, der Wächter war vorübergegangen, und die Leiter, die er um der größeren Sicherheit halber jetzt immer hinter sich herzog, stand friedlich auf dem Balkon.

Die blau umschirmte Ampel badete den duftenden, durchwärmten Raum mit ihrem Sommernachtslichte. An den Läden strichen leise Tropfenschauer vorüber, und der Novemberwind winselte wie ein Bettler.

Lilly lag wohlig ausgestreckt unter ihrer blauen Seidendecke, hielt seine Hand in der ihren und träumte zu seinem Gesicht empor, aus dessen Zügen die verlegene Durchtriebenheit auch in Augenblicken des Sichgehenlassens nicht weichen wollte. ... Sie sah den sommersprossigen Nasenrücken, die weißbewimperten, blinzelnden Augen und das hagere, schlechtrasierte Kinn, das zur Hälfte in dem grünen Kragen der Arbeitsjoppe verschwand. Denn ausputzen konnte er sich nicht mehr für sie, — das wäre seinen Genossen aufgefallen.

Geredet wurde nicht viel. Wenn er nur da war, er, der im Leben und im Tode zu ihr gehörte, mit dem gemeinsam sie in dieser fremden Welt verlassen und verloren war.

Sie zog seinen Kopf zu sich nieder und streichelte

die leichtsinnig-glatte Stirn, an deren Schläfen noch einzelne Regentropfen hingen.

Die Wanduhr holte zu einem leisen Klingen aus. ... Die Hängelampe pendelte ein wenig und ließ bei jedem Schwanken lange Schatten auf der Zimmerdecke kreisen, wie die Schatten einer schaukelnden Wiege — wie große Rabenflügel, die unhörbar auf und nieder gehen.

Da erscholl vom Hofe her ein dumpfes Räderrollen. Ob es kam oder ging, ließ sich nicht recht entscheiden. Beide horchten auf und sahen nach den Zeigern.

Sollte das schon der Wagen sein, der den Oberst von der Station abholen fuhr?

Zwölf Uhr — Unmöglich ... Vor viertel auf Zwei wurde niemals angespannt. Die Pferde hätten allzulange am Bahnsteiggatter warten müssen.

Wahrscheinlich war's der Milchpächter, der sich mit seinen Eimern auf der Bahn verspätet hatte.

Und sie beruhigten sich wieder.

Eine lange, kostbare Stunde lag vor ihnen, von angstlosem Genießen schwer, Vergessen und Vergehen in sich bergend. —

Er machte zum Zeichen des Triumphs die Backen hohl und die Augen rund.

Mit schwelgendem Lächeln zog sie sich an ihm empor.

Da plötzlich ertönten drei kurze, harte Schläge an der Korridortür, und die Stimme der Schwertfeger rief: „Aufmachen, Lilly! Sofort aufmachen!“

Walter schoß in die Höhe.

Als sie sich umsah, war er bereits aus dem Zimmer geglitten.

Sie fühlte ein Glockenklingen in den Ohren, sie spürte ein dumpfes Verlangen, sich sinken zu lassen, aber das erneute Klopfen riß sie empor, riß sie zur Tür und hieß sie, den Schlüssel zurückdrehen.

Ehe sie sich, von Scham überwältigt, aufs neue unter der Decke bergen konnte, gewahrte sie noch, wie die Schwertfeger sich hastig im Zimmer umsah, mit einem Sprunge nach etwas Grauem, Rundem griff, das unscheinbar in

einer Ecke lag, — erst später erkannte sie, daß es Walters Mütze gewesen war, — den Riegel zum Zimmer des Obersten zurückschob und sich dann mit plötzlicher Gelassenheit neben ihrem Kopfkissen niedersetzte.

„Hüten Sie sich zu weinen,“ hörte sie sie noch sagen, und dann ertönten auch schon die Schritte des Obersten.

„Nein, wie man sich so verplaudern kann!“ rief die Schwertfeger ihm entgegen. Ein grenzenloses Erstaunen malte sich in ihrer Stimme.

Da stand er und schien unangenehm überrascht, sein junges Weib nicht allein zu finden.

„Aber wo kommen Sie denn mit einem Male her, Herr Oberst? Einen Extrazug werden Sie sich doch nicht haben anspannen lassen — und durch die Luft können Sie auch nicht geflogen sein. Wenigstens hab' ich von diesem Talent an Ihnen noch nie etwas bemerkt. Und Ihre Gattin doch auch nicht. . . . Was, mein Herzlieb? . . . Ganz stocksteif liegt sie vor lauter Überraschung.“

So redete sie drauf los, augenscheinlich bemüht, durch ihr Geschwätze ein paar Sekunden zu gewinnen, in denen Lilly sich sammeln konnte.

Und er mußte wohl oder übel Rede stehen. Während der Fahrt zum Bahnhof war ihm eingefallen, daß einer der Nachbarn — er nannte den Namen — heute seinen Geburtstag feiere, und darum hatte er kurzer Hand umdrehen lassen und war zu ihm gefahren.

„Ja, ja, alle Wunder erklären sich schließlich auf die simpelste Weise,“ sagte die Schwertfeger. „Und nun gute Nacht, mein Herzlieb, und schlafen Sie hübsch das abscheuliche Kopfweh aus.“

Der Oberst stutzte. „Wenn sie Kopfweh hat, warum haben Sie sie denn nicht längst in Ruh gelassen?“ forschte er. Sobald er hellhörig wurde, entging ihm nicht der leiseste Widerspruch.

Aber die Schwertfeger war ihm gewachsen. „Sie wollte mal wieder Kompressen haben,“ erwiderte sie ohne Besinnen, „aber ich hielt es für richtiger, ihr die Hand aufzulegen. Jetzt war sie gerade im Einschlafen, und

darum ist's besser, wenn wir beide sie nicht länger stören. Nicht wahr, Herr Oberst? Gute Nacht, Herr Oberst."

Damit löschte sie das Ampellicht.

Lilly hatte das Gefühl, hinter ihr herzuschreien: „Bleib hier — bleib bei mir — sonst erwürgt er mich."

Aber da war sie schon draußen, und so gut hatte sie vorgearbeitet, daß der Oberst, ohne länger zu fragen, sich mit ein paar gnädigen Besserungswünschen von dannen machte.

Sonst wäre vielleicht in einer Nervenkrise das Spiel schon heute zu seinem Ende gekommen.

Von dumpfem Schrecken gelähmt, lag sie da und lauschte bald nach dem Zimmer des Obersten hin, bald in den Wind hinaus, dessen Klageton für drei, vier Sekunden ein raschelndes Gleiten leise, ganz leise durchbrach.

Das war die Leiter, die Walter über den oberen Rand des Eisengeländers hinunterließ. So lange er Licht sah, war er klugerweise auf dem Balkon geblieben. Auch wie er die Leiter herabnahm und auf ihren alten Platz niederlegte, vermochte sie zu erlauschen, und nun erst, da sie sich und ihn geborgen fühlte, kam mit der Lust zu weinen und zu schreien ein schauderndes Erkennen über sie.

Die Schwertfeger! Was bedeutete das? Was trieb sie an, die Mitschuldige eines so verbrecherischen Handelns zu werden? Wagte sie nicht ihren Namen, ihre Existenz, den Lohn vieljähriger Arbeit? Wodurch hatte sie arme Sünderin soviel Opfermut verdient?

Das Herz wurde ihr weit vor Dankbarkeit. Es hielt sie nicht länger im Bette. Auf der Stelle mußte sie ihr danken gehen.

Lautlos kleidete sie sich an, verriegelte vorsichtig die Verbindungstür und schlich sich auf den finsteren Korridor hinaus.

Durch das Schlüsselloch sah sie den Oberst schon im Bette liegen. Die alte Eichentreppe knarrte mörderlich, aber das tat sie auch sonst, wenn niemand über die Stufen schritt. Ihre Musik ertönte oft die ganze Nacht hindurch.

Aus dem Zimmer der Schwertfeger schimmerte Licht. Harte Schritte gingen rastlos auf und nieder.

Endlich wagte sie zu klopfen.

„Wer da?“

„Ich, Anna! . . . ich — Lilly.“

„Was wollen Sie von mir? Gehen Sie schlafen.“

„Nein, nein, nein, ich m u ß Sie sprechen, ich m u ß.“

Die Tür öffnete sich.

„Also kommen Sie herein.“

Sie wollte sich ihr an den Hals werfen, aber die Schwertfeger schüttelte sie ab.

„Nach Rührszenen ist mir nicht zu Mut,“ sagte sie; und ihre Trompetenstimme, die sie mühsam dämpfte, hatte alle Wehleidigkeit verloren. „Und zu danken brauchen Sie mir auch nicht. Denn aus Liebe für Sie ist hier nichts geschehen.“

Lilly kam sich sehr klein und sehr gescholten vor. Seit sie Frau Asmussens Prügel in Empfang genommen hatte, war ihr niemand so begegnet.

„Erst helfen Sie mir,“ stammelte sie, „und jetzt —“

„Da Sie da sind, sollen Sie mir ein paar Fragen beantworten,“ sagte die Schwertfeger. „Machen Sie Ihr Kleid zu — hier ist es kalt — und setzen Sie sich.“

Lilly tat gehorsam, was man ihr anbefohlen hatte.

„Zuerst eins: Hab' ich irgendwie dazu geholfen, um Sie mit dem jungen Menschen zusammen zu bringen?“

„Wann sollte denn das gewesen sein?“

„Das frag' ich Sie eben.“

„Im Gegenteil. Sie haben doch nicht einmal einwilligen wollen, daß ich die Reitstunde nahm.“

„Dann später: Hab' ich Sie bei diesen Stunden ohne Aufsicht gelassen?“

„Ohne Aufsicht? Sie waren doch fast immer von Anfang bis zu Ende dabei.“

„Dann ferner: Hab' ich den Vorschlag gemacht, Sie ohne Begleitung mit ihm ins Freie reiten zu lassen?“

„Sie? Aber nein doch. Das erste Mal ritten wir von alleine, und dann war es doch der Oberst, der es haben wollte.“

„Und dann zu guterletzt: Hab' ich gut aufgepaßt, ob bei Ihnen im Zimmer alles in Ordnung war?“

„Ich weiß nicht. Ich denke. Sie kamen doch jetzt sogar immer noch einmal vor dem Schlafengehen und machten so, als wollten Sie mir Gute Nacht sagen.“

„Sie haben mich wohl überhaupt für Ihre Feindin und Aufpasserin gehalten?“

„Gott! — Viel Umstände würden Sie wohl nicht mit mir machen, dacht' ich mir!“

Die Schwertfeger lachte ein hartes, trostloses Lachen. „Ihre Aussagen sind sehr wertvoll für mich, mein liebes Kind,“ sagte sie. „Ich habe also bei der Durchführung meines Planes keinen Mißgriff begangen und brauche mir jetzt keine Vorwürfe zu machen.“

„Welches Planes?“ fragte Lilly, da sie von dem allen nichts verstand.

Die Schwertfeger maß sie mit einem Blicke mitleidigen Hohnes.

„Ich habe alles gewußt, mein liebes Kind. Ich hab' es kommen sehen vom ersten Augenblick an, als Sie wieder mit dem jungen Mann zusammentrafen. Ich hab' es mir an allen fünf Fingern berechnet, wie ich berechne, was ein Mittag kostet. Ich hab' es bloß gehen lassen, wie es ging. Das durfte ich, ohne mich vor mir herabzuwürdigen. Und ich hatte es auch gar nicht nötig. In Ihr Verderben rannten Sie ja doch.“

„Was hab' ich Ihnen denn getan?“ stammelte Lilly, die Tränen verschluckend, „daß Sie mich so hassen? Ich habe Sie doch niemals hier verdrängen wollen. Ich hab' mich Ihnen untergeordnet vom ersten Augenblick an. Ganz in Ihre Hände hab' ich mich gegeben, und nun handeln Sie so an mir.“

„Wenn ich Sie haßte,“ entgegnete die Schwertfeger, „dann säßen Sie jetzt nicht hier. Dann strichen Sie in diesem Augenblick vielleicht irgendwo auf der Landstraße herum. Wohl ein Dutzendmal hätte ich Sie schon zwischen den Händen zerdrücken können und hab' es nicht getan. . . . Aber ich will aufrichtig sein: Ja, ich h a b e Sie gehaßt. Bevor ich Sie kannte, heißt das. Denn ich malte mir ein Bild von Ihnen, eine freche und schlaue kleine Dirne, die

sich ihm aus purer Berechnung verweigert hat, bis er zum äußersten Mittel griff, das alte Libertins in solchen Fällen anwenden. ... Aber als ich Sie kommen sah, mein liebes Kind, ohne Arg und Falsch, und wehrlos und noch dazu voll von gutem Willen, ihn lieb zu haben und mich womöglich auch, da hab' ich einpacken müssen mit meinem Haß. Da wurden Sie mir nichts als ein belangloses, kleines Tierchen, das man verwendet, so lange man es brauchen kann, und abschiebt, wenn es seinen Dienst getan hat. Denn um Sie, mein Herzlieb, handelte es sich gar nicht mehr, mit Ihnen hab' ich schon lange abgerechnet. ... Das Spiel geht jetzt bloß noch zwischen ihm und mir. Ihm hab' ich's heimzuzahlen, und dann ist meine Arbeit getan."

In Lillys Seele herrschte ein dumpfes, ohnmächtiges Staunen. Ihr war, als würden Tore aufgerissen und Vorhänge zurückgeschlagen, als sähe sie in Menschenherzen hinein wie in Feuerschlünde.

„Ich denke, Sie hängen so sehr an ihm," sagte sie, „ich denke," — und dann kam ihr plötzlich zu Sinn, daß sie mit ihrem einstigen Verdachte doch wohl recht gehabt habe: diese herrische und verhärtete alte Jungfer, deren Schönheit noch immer nicht zerstoben war, hatte vor zehn, vor fünfzehn Jahren dem Auge ihres Brotherrn nicht mißfallen. War dann vernachlässigt worden und rächte sich nun.

Die Schwertfeger erriet ihren Gedanken und tat ihn mit einem Achselzucken ab.

„Wenn es das gewesen wäre," sagte sie, „dann würde ich mich zu bescheiden gewußt haben. Und hätte ich dann noch meinen Platz im Hause, so würde ich Sie gehegt haben wie mein Heiligtum. Nein, mein liebes Kind, so einfach liegen die Dinge dieser Welt nicht allemal, es gibt schlimmere Höllen als diese."

Und nun erfuhr Lilly eine Geschichte, die sie mit Grauen und Mitleid erfüllte, die Geschichte dieses Hauses, deren Abschluß sie selber geworden war:

Der Oberst, von jeher ein Gewaltmensch und wilder Mädchenjäger, hatte unter dem Vorwand, wenn er auf Ur-

laub heimkäme, müsse Lachen und Jugend um ihn sein, darauf gedrungen, Elevinnen für die Wirtschaft anzunehmen und sich die Auswahl unter den einlaufenden Angeboten selber vorbehalten. Auf diese Weise waren immer diejenigen ins Haus gekommen, die er im voraus dazu bestimmt hatte. Die Schwertfeger selber hatte lange nichts gemerkt. Aber die Dienstboten begannen zu erzählen von verschwiegenen Gelagen und tollen Jagden im Oberstock.... Er hinter flüchtenden, mit glitzernden Schleiern bekleideten Mädchen her, denn die durchsichtigen Silbergewänder hatte er schon immer geliebt. ... Durch den Selbstmordversuch der einen waren ihr endlich die Augen geöffnet worden. Da verließ sie das Haus. Aber sie war arm und ans Befehlen gewöhnt. In untergeordneten Stellungen hielt sie sich nicht, und so geriet sie ins Elend. Der Oberst hatte sie nicht aus den Augen verloren und ihr, als sie ihm weit genug heruntergekommen schien, die Stelle der Hausdame von neuem angeboten. — Zugleich mit dem Versprechen, sie würde sich nicht mehr zu beklagen haben. So kroch sie wie ein verhungerter Hund aufs neue bei ihm unter. Und als er bald darauf sein Wort brach und das unwürdige Treiben wieder begann, fand sie nicht mehr den Mut, sich dagegen aufzulehnen. Sie lernte blind und taub zu sein, wenn bei Tische verbuhlte Blicke gewechselt wurden, wenn Nächtens Schreie und Gelächter in ihr Schlafzimmer drangen. Ja, sie lernte sogar neugierige Dienstboten fern zu halten und die Schmach des Hauses zuzudecken, indem sie mit seinen Freundinnen mütterlich verkehrte.

„Es sollte mich nicht wundern," fügte sie hinzu, „wenn er Ihnen nicht vorher die gleichen Anträge gemacht und mich als Gardedame vorgeschlagen hätte."

In Lilly stieg die Erinnerung auf an jene Schicksalsstunde, in der sie seine Braut geworden war. Damals hatte er, als er noch gierig und entschlußlos um sie herumgestrichen war, von einer würdigen und vornehmen Dame gesprochen, unter deren Obhut sie auf seinem Gute zum Weibe werden sollte.

Und die Schwertfeger sprach weiter. Schilderte, wie

der Ingrimm über ihre schmachvolle Stellung sich gleich einem bösen Geschwür in sie hineingefressen hatte, und wie sie schließlich so ganz davon vergiftet worden war, daß kein anderer Gedanke mehr in ihr Platz gehabt hatte als der — Vergeltung zu üben. ... Seine Heirat sollte ihr die Waffen dazu bieten. Blind und taub wollte sie sein, wie es bisher von ihr gefordert worden war. Weiter nichts. Alles übrige mußte der Naturlauf von selber besorgen.

So war es bis heute gegangen.

Heute hätte die Katastrophe unweigerlich — zugleich auch über ihn — hereinbrechen müssen. Aber im letzten, entscheidenden Augenblick hatte sie eingesehen, daß die Kräfte ihr fehlen würden. Zu lieb war das junge, gutartige, unschuldig-schuldige Weib ihrem Herzen geworden, um es dem alten Racheplan hinzuopfern.

„Ich denke, Sie sagten," wagte Lilly einzuwerfen, „aus Liebe zu mir hätten Sie es nicht getan?"

Die Schwertfeger ließ das Auge starr und gramvoll auf ihr ruhen.

„Mein liebes Kind," erwiderte sie, „wenn Sie nicht ein dummes Ding wären, das erst durch seine Sünde reifen muß, so würden Sie besser verstehen, was alles in einer wie ich vorgeht. Vorläufig seien Sie zufrieden, daß Sie außer Gefahr sind."

In aufwallender Dankbarkeit warf sich Lilly über sie und küßte ihr Gesicht und Hände.

Die Schwertfeger wehrte sie nicht mehr von sich. Sie streichelte ihr das Haar und redete freundlich auf sie herab.

Zu ihren Füßen hockend beichtete Lilly, wie alles mit Walter sich angesponnen hatte, erzählte von der alten Freundschaft, und daß er recht eigentlich der Schmied ihres Glückes geworden war.

„Glückes?" fragte die Schwertfeger gedehnt und zog die Luft durch den rechten Mundwinkel ein, so daß es klang wie ein Hohnpfiff.

Lilly stutzte, sah sie an, und verstand.

In ihrem Hirn brannte die Frage: „Was bin ich

besseres, als ich geworden wäre, wenn ich mich als seine Dirne hätte herschleppen lassen? ..."

Elf Monate waren seit jener Werbestunde verflossen. — Was hatten sie aus ihr gemacht?

Sie umklammerte mit ihren Armen die Schwertfeger und weinte, weinte, weinte. Es tat so unmenschlich wohl, etwas Schwesterliches oder gar Mütterliches sich nahe zu wissen, in dessen Kleidfalten man den tränennassen Kopf hineinwühlen konnte. Ja, so gut war es ihr nicht mehr gegangen seit dem Tage, da ein bewußtes Messer über ihr geschwungen worden.

Daß nun ein für allemal alles ein Ende haben mußte, das verstand sich von selbst. Nicht eine einzige Zusammenkunft durfte mehr stattfinden. Die Schwertfeger forderte es. Ohne Widerstreben willigte Lilly ein.

Wenn nur ihre Mission nicht gewesen wäre!

„Was für eine Mission?" fragte die Schwertfeger.

Da erzählte Lilly auch das. Welch eine heilige Aufgabe sie in seinem Dasein zu erfüllen habe, wie er durch ihre Liebe zu einem reinen, höheren Leben erweckt worden sei, und wie sie von Rechts wegen mit jedem Blutstropfen dafür einstehen müsse, daß er als ein neuer Mensch den Aufstieg zu einem edeln und menschenbeglückenden Wirken nicht verfehle.

Nun war die Reihe zu staunen an der Schwertfeger. Sie hörte ihr mit großen, zweifelnden Augen zu, ging dann aufgeregt im Zimmer umher und murmelte etwas vor sich hin, wie: „Nicht zu glauben, nicht zu glauben."

Und als Lilly sie fragte, was denn eigentlich nicht zu glauben wäre, da küßte sie sie auf die Stirn und sagte: „Sie armes Ding."

„Warum arm?" fragte Lilly.

„Weil Sie viel werden zu leiden haben auf dieser Welt," sagte die Schwertfeger.

Hierauf wurde verabredet, daß sie noch einmal mit ihm sprechen würde und daß als Preis ihres Schweigens das Aufhören jeder, wie immer auch gearteten Beziehung

von ihm verlangt werden solle. Selbst die gemeinsamen Ritte wären einzustellen.

Nur einen einzigen Abschiedsbrief an ihn senden zu dürfen, bat Lilly sich aus. Das glaubte sie ihm schuldig zu sein, damit er an ihr und an der eigenen Zukunft nicht verzweifle.

Und dann schieden sie.

Befreit, erlöst, zu neuem Leben geboren, stieg Lilly die Treppe hinan. Fast hätte sie jede gebotene Vorsicht außer acht gelassen, aber, Gott sei Dank, der Oberst schnarchte.

Die Uhr schlug vier, und vom Hofe her hallten bereits die schlürfenden Schritte der Futterknechte.

Bevor sie sich ins Bett warf, sandte sie noch einen abschiednehmenden Blick zum Amtshause hinüber und freute sich, daß das Entsagen so leicht war. Das hätte sie nie für möglich gehalten.

XXIII

„Lieber, geliebter Herr von Prell!

Wie Sie sich nach dem Vorangegangenen denken können, muß es nun aus sein zwischen uns. — Ja, alles hat ein Ende genommen. Wir werden uns nie mehr anders als bei Tische sehen. Wenn Sie mich fragen, ob ich sehr traurig bin, so will ich tapfer sein und sagen ‚Nein' und hoffe, Ihnen und mir das Scheiden dadurch zu erleichtern.

Aber ob schwer oder leicht, darauf kommt es ja gar nicht an. Sondern die Hauptsache ist, daß wir mit unseren Gefühlen zu reiner Menschenhoheit heranwachsen. Wahre Entsagungsgröße muß über unserem Leben leuchten. Ja, so ist es. Entsagungsgröße erwarte ich von Ihnen. Unser ganzes künftiges Leben darf nur der Erinnerung geweiht sein. Was sollte uns auch jemals noch begegnen, das den unsäglich schönen Stunden gleichkäme, die wir einander geschenkt haben? Ich habe mit dem Glücke abgeschlossen, und das müssen Sie auch tun. Wie ich fortan in dem Wohle meines Gatten meine einzige, heilige Aufgabe erblicken werde, so fordere ich von Ihnen, daß Sie mit aller Kraft, deren Sie fähig sind, an dem Wiederaufbau Ihres Lebens arbeiten.

Das Leben ist etwas Weihevolles. Das fühle ich so recht, seit ich durch eine Freundin auf den richtigen Weg zurückgeführt bin. Und auch Sie sollen das fühlen.

Dieser Brief ist mein letzter. Schreiben Sie mir noch einmal. Ach, nur ein einziges Mal. Und stecken Sie die Antwort in das Blasrohr, das nach wie vor auf dem

Balkon steht. Ach, nicht eher werde ich ruhig sein, als bis ich weiß, daß unsere Seelen sich in dem gleichen Wunsche vereinen. Leben Sie wohl, und wenn Sie zu Tisch sind, so machen Sie keine geheime Anspielung mehr auf das, was einst gewesen ist. Das würde mich bloß kränken und an Ihnen irre werden lassen.

Immerdar wird Sie in schwesterlicher Freundschaft lieben

Ihre

L. v. M."

„Gnädigste Freundin und Herrin!

Die tiefe Ergriffenheit, die mich seit der Unterredung mit unserem verehrungswürdigen Fräulein andauernd beseelt, hat durch Ihre liebenswerten Zeilen womöglich noch eine Steigerung erfahren. Ich fühle einen immensen Drang, an Taten der Sühne noch nicht Dagewesenes zu erreichen. Ich bin bereit, die sieben Todsünden mit Verachtung zu strafen. Ich werde sämtliche Vorbilder vom jungen Tobias bis zur frommen Helene in mich aufzunehmen trachten und werde in der von Ihnen geforderten Entsagungsgröße jenes reine Glück zu finden suchen, das einzige, das, wie man sagt, gänzlich ohne Reue ist. Ein Vorteil, der allerdings für mich wenig in Betracht kommt, da ich diese fatale Einrichtung sowieso nur vom Hörensagen kenne.

Also, liebste und gnädigste der Frauen, leben Sie wohl. Es war s e h r hübsch. Dieses kann ich mit jedem heiligen Eide bezeugen. Und falls Sie für die Zukunft Bürgschaften verlangen, so will ich ferner schwören, daß ich 1. den Alkohol verabscheuen, 2. dem weiblichen Geschlechte Fehde ansagen, 3. dem landwirtschaftlichen Lexikon eine unergründliche und nie nachlassende Liebe entgegentragen werde. Zwei Bände à 720 Seiten. Ha, wittert Ihr Morgenluft?

Noch einmal, leben Sie wohl. Der Leiter meiner Hoffnungen werde ich, nachdem ich sie zum letzten Male bestiegen habe, unter Tannenzweigen ein winterliches

Grab bereiten. Wenn es an der Zeit ist, mag sie zu neuem Frühling auferstehen.

In Treuen küßt bis dahin Ihre schlanke und erquickend große Hand

Ihr

bereits heftig gebesserter

Walter von Prell."

Diesen Brief fand Lilly am zweiten Morgen nach dem Geschehenen als zusammengeknäuelten Pfropfen in der Mündung des Blasrohrs, das auf dem Balkon harmlos in der Türnische lehnte.

Man kann nicht sagen, daß er ihr uneingeschränkt gefiel. Wendungen gab es darin, die an dem Ernst seiner Sinnesänderung berechtigte Zweifel aufkommen ließen. Und dennoch war das, was er beteuerte und beschwor, so klar und unzweideutig festgelegt, daß man dem Kern seiner Gesinnung wohl vertrauen durfte. Nur von seiner übermütigen Sprechweise konnte er nicht lassen. Damit mußte, wer ihn liebte, sich wohl oder übel zufrieden geben.

Sie küßte den Brief und steckte ihn in ihren Busen, damit er vor dem Zerrissenwerden dort eine Weile warm und sicher läge.

Am Nachmittag machte sie einen kleinen Streifzug um das Schloß herum und fand richtig unter dem Balkon ein längliches Häuflein frisch gepflückter Tannenzweige, aus dem ein paar Leitersprossen vertraulich zu ihr empor grüßten.

Beglückt von dieser zarten Kundgebung seines Abschiedsschmerzes lief sie in den morastigen Parkwegen umher und wunderte sich abermals, daß das Entsagen so leicht war.

Gar so leicht war es nun doch nicht.

Das merkte sie schon an den folgenden Tagen, als dem Leben Inhalt und Spannung zu fehlen begannen, als die Stunden in trostlosem Herbstgrau dahinschlichen und der Abend kam und der Morgen kam, ohne daß man wußte, warum.

Zudem fand sie an Anna von Schwertfeger nicht den Rückhalt, den sie für sich erhofft hatte. Obwohl die Freundin von ihren Verheißungen keine zurücknahm, so blieb doch eine Schattenwand um sie herum, die sich von keiner anschmiegsamen Liebe durchdringen ließ. Es war beinahe, als ob sie fürchtete, durch allzu große Vertrautheit die Schuld der Ehebrecherin auf ihr eigenes Haupt zu laden.

Viel hatte Lilly in dieser Zeit von dem Obersten zu leiden. Seine Donnerwetter brannten jetzt wie auf die anderen, so auch auf sie hernieder. Und was schlimmer war als das: der finster lauernde Blick, den sie in Momenten ruhigen Sichgehenlassens plötzlich auf sich lasten fühlte, sagte ihr, daß dahinter manch ein Gedanke saß, der nichts Gutes gegen sie im Schilde führte.

Schon fing sie an zu fürchten, daß er von ihrer Geschichte mit Prell irgendwie Wind bekommen habe. Aber die Schwertfeger wollte nichts davon wissen.

„Das würde sich ein bißchen anders äußern," meinte sie. „Ohne ein paar zerbrochene Stühle oder Lampen ginge so ein erster Verdacht nicht ab. Aber ich glaube, die Sache liegt so: Er langweilt sich zu Hause. Er bangt sich nach dem Regiment und macht Sie, Kindchen, für diese Änderung seines Lebens verantwortlich. Gott gebe, daß er deshalb keinen Haß auf Sie wirft. Dann blieben Ihnen bloß zwei Wege: Ausreißen oder ins Wasser."

Das sah nicht allzu tröstlich aus. Und wenig tröstlich war es auch, daß er sich noch immer weigerte, sie auf den benachbarten Gütern einzuführen. Die Schwertfeger meinte, ihre Ausbildung wäre längst fertig, keine Oberst-hofmeisterin würde einen Tadel an ihr finden. Aber mißtrauisch sah er sie an und verschob es von Woche zu Woche.

In allen diesen Kümmernissen hielt Lilly sich tapfer. Der Glaube an sich — und mehr noch der Glaube an ihn — gaben ihr Ruhe und Kraft.

Sie hatte sich eine genaue Tageseinteilung gemacht, in der jeder Stunde eine festgesetzte Aufgabe zufiel. Sie

lernte Goethesche Gedichte auswendig, sie studierte Shakespeare auf englisch, auch Kunstgeschichte trieb sie und vertiefte sich in die Labyrinthe der französischen Revolution.

Besonders hatte ein großes geographisches Werk es ihr angetan. Darin gab es eine Menge Bilder von südlichen Häfen, von tropischen Wäldern, von nacktfelsigen Sierren und dergleichen.

Auch Italien war vertreten. Mit schlankgliedrigen Säulenhallen, die eine heiße Sehnsucht weckten, unter ihrem Dache dahinzuwandeln, — mit frommen Pilgerzügen und rätselvollen Kirchen.

Und wenn man sich im fremden Lande verirrt hatte und sich furchtsam umsah, weil man nicht mehr aus noch ein wußte, wer stand plötzlich da, blond und sommersprossig, in weiß und schwarz karriertem Herbstanzuge und machte seinen steifbeinigen Diener?: „Wie gnädigste Freundin befehlen!"

Dann schossen ihr doch wohl die Tränen in die Augen.

Ihr einziger Zeitvertreib war nun, hinter der Balkontür zu stehen und an den Ranken des wilden Weins vorbei, dessen letzte Blätter wie rote Fähnchen herum hingen, nach dem Amtshause hinüber zu schauen. Ohne daß er es ahnte, natürlich.

O, sie durfte stolz auf ihn sein. Nie ließ er sich in seinen Freistunden anders als mit dem großen landwirtschaftlichen Lexikon hinter dem Fensterbrett erblicken.

Rasch nahm sie dann ihr Geographiewerk vor, denn sie durfte sich nicht lumpen lassen.

Abends machte er zeitig die Läden zu, und so gut schlossen die dunklen Vorhänge, die er dahinter hatte anbringen lassen — früher einmal, als er noch bummelte — daß nicht der leiseste Lichtstrahl nach außen drang.

Aber Lilly zweifelte nicht im mindesten, daß die Arbeitslampe brannte bis spät in die Nacht hinein, daß er über seinen Büchern saß, wertvolle Auszüge niederschrieb und in großen, schöpferischen Ideen schwelgte.

Und sie schwelgte mit ihm. Denn sie wußte, nun konnte er nicht mehr straucheln. Wie sie seinen Schwur,

so hielt er ihre Ehre in Händen. Die mußte ihm ein Talisman sein und ein Wegweiser zu neuem Leben empor.

Die ersten Wochen vergingen.

An den Sonntagen hatte er sich entschuldigen lassen, und sie wußte ihm Dank dafür. Zudem wollte ihr Glück, daß sie sich in jener verhängnisvollen Nacht eine Erkältung zugezogen hatte und daß ihr das Ausreiten vom Arzte für die gesamte Winterzeit verboten worden war. Wahrscheinlich steckte auch hier die Schwertfeger dahinter.

— — — — — — — — — — — — — —

Eines Mittags — in der ersten Hälfte des Dezember — geschah es, daß der Oberst, seiner sonstigen Brummigkeit zum Trotz, besonders aufgeräumt bei Tisch erschien. Er graunzte in sich hinein, sah mit aufgehellten und verschmitzten Augen ins Leere, und das heimliche Lachen lief sozusagen in Schnüren an seinen Backen herunter.

Lilly wagte zu fragen, was es denn eigentlich gäbe.

Zuerst wollte er nicht mit der Sprache heraus — „Ach, Blödsinn, kümmert euch um eure Sachen!“ — aber schließlich konnte er doch nicht an sich halten.

„Also denkt mal, was mir passiert ist. Im Kasino hatte mir nämlich einer der Herren gesagt, ich möchte doch mal meinem Prell bißchen mehr auf die Pfoten sehen. Denn man soll sich erzählen, daß er Nacht für Nacht in den Spelunken der Stadt rumsumpft und sogar wegen einem Weibsbild von Kellnerin in eine bösartige Schlägerei verheddert worden ist.“

Lilly fühlte, wie ein eisiges Erstarren von den Füßen her langsam nach oben kroch. Die Glieder wurden ihr taub. Sie lächelte, und dieses Lächeln schnitt in die Wangen wie ein Stein.

„Zuerst hab' ich ihn natürlich ausgelacht,“ fuhr er fort. „Denn in dem einzigen Zug, der Abends hin und Nachts zurückfährt, sitz' i ch doch, und ich bin in letzter Zeit, wie ihr wißt, fast jeden Abend drüben gewesen. Viereinhalb Meilen hin, viereinhalb Meilen zurück macht auf die Dauer kein Gaul. Und für'n Extrazug reicht das Taschengeld nicht, das ich ihm gebe. Das sagte ich auch dem Major.

Aber er bleibt dabei. Die jüngeren Herren hätten's erzählt, und es wäre doch schade, wenn man ihm schließlich auch noch die Uniform abknöppen müßte. ... Wie ich um eins auf den Bahnhof komme, geht mir die Geschichte doch durch den Kopf, und da grad noch Zeit ist, such' ich den ganzen Zug ab — auch die vierte. — Selbstverständlich kein Bein ... Und so mach' ich's noch 'n andern Abend, und noch 'nen dritten Abend, und zum Überfluß klopf' ich hinterher auch noch bei den Inspektoren an, ob einer von ihnen den und den Schlüssel hat. Nein, ruft er von innen, er hat ihn nicht. Ganz verschlafen. Also, denk' ich, is die Geschichte doch Schwindel. ... Und nu hört mal gut zu: Gestern abend, wie ich hier auf dem Bahnhof ankomme und schon im Wagen sitze, fällt mir ein, daß ich meinen Regenschirm vergessen habe, denn an das Möbel kann ich mich immer noch nicht gewöhnen. ... Ich geh' also zurück — der Perron war schon total menschenleer, der Zug stand aber noch da — und wie ich am Gepäckwagen vorbei komme — Schiebetür offen — da seh' ich, wie auf der entgegengesetzten Seite einer auf die Schienen springt. ‚Halt!' ruf' ich — aber er läuft und läuft — und 'rin in den Wald. ... Ich will noch den Packmeister aufmerksam machen, der vorne an der Lokomotive steht, da geht mir plötzlich der Prell durch den Kopf ... Ich sag' zum Heinrich: ‚fahr zu, als ob der Deibel dich holt' ... und in fünf Minuten sind wir hier. ... Aber da überleg' ich mir, daß er das Räderrollen doch gehört haben muß vom Fußweg aus, und darum geh' ich rasch 'rauf in mein Schlafzimmer, um Licht zu machen, damit er denken soll, ich bin schon oben. Hab' ich dich dabei geweckt, Lilly?" — er blickte sie an und stutzte — „aber — wie siehst du denn aus, Lilly?"

„Ich?" sagte sie und lächelte wieder.

„Sie ist schon den ganzen Tag nicht recht wohl," fuhr die Schwertfeger eilends dazwischen, „und überdies, ich bin auch ganz aufgeregt von Ihrer Geschichte."

„Hm," machte er, den schwarzgefärbten Schnurrbart rollend, und schien nur wenig Lust zu haben, den Faden wieder aufzunehmen. Aber Lilly konnte sich nicht beruhigen.

„Ich muß wissen, ich muß wissen!“ rief sie ganz außer sich und klatschte dabei bittend in die Hände.

„Also gut,“ sagte der Oberst, sie fester ins Auge fassend, „ich rasch wieder 'runter und vor'm Amtshaus auf Anstand ... knappe fünf Minuten — da kommt er an ... geduckt wie 'n Iltis ... bleibt stehen — äugt nach meinem Zimmer — sieht's Licht — aha, denkt er, denn man los ... Und wie er gerade den Schlüssel ins Loch steckt, hab' ich ihn beim Schlafittchen.“

Lilly brach in ein tolles Gelächter aus.

„Nein, ist das komisch, ist das komisch!“ rief sie, und diesmal glaubte er ihr.

„Kommt noch komischer,“ fuhr er fort. „‚Wenn Sie die volle Wahrheit bekennen,‘ sag' ich, ‚kriegen Sie Pardon, aber bloß dann, sonst fliegen Sie schon morgen früh ...‘ Also, was hat das Luder? ... Ne Frau Liebste hat das Luder. ... Schenkmamsell im ‚goldenen Apfel‘. Wo die Unteroffiziere und die Kanzlisten verkehren. Und um bei ihr 'rumzulumpen, hat er 'nen Bahnbeamten bestochen gehabt und ist richtig als königlich preußisches Gepäckstück Abend für Abend mit mir zusammen hin und zurück gefahren. ... Wenn das nicht Frechheit heißt — was, Lilly?“

Eine Pause entstand. Sie fühlte ein Schwanken wie auf stürmischem Meere, ein Sausen, ein Singen, und fühlte zugleich wie unter dem Tisch die Hand der Schwertfeger die ihre mit warnendem Drucke umschloß.

„Jawohl,“ sagte sie, „das ist wirklich höchst komisch.“

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, mußte wohl nicht sehr glaubhaft geklungen haben, denn eine neue Pause entstand.

Hierauf erhob sich der Oberst, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und sagte, während von dem Drucke ihr die Ohren zu springen drohten: „Es scheint in der Tat, du hast Ruhe nötig.“

Damit machte er kehrt und schritt, ohne sich umzusehen, zum Speisezimmer hinaus.

„Jetzt aber zusammennehmen!“ hörte sie die verstörte

Stimme der Freundin hinter sich, „denn von nun an paßt er auf.“

Sie wollte sich an ihre Brust stürzen, wollte sich trösten und streicheln lassen, aber die Schwertfeger — als fürchte sie, von irgend wem in allzu vertraulicher Zwiesprache mit ihr betroffen zu werden — wich zur Seite und sagte in freundlich-gemessener Ablehnung: „Verzeihen Sie mir, Lillychen. Im Augenblick hab' ich zu tun.“

Damit verließ auch sie das Zimmer.

Was nun?

Lilly sah in die Runde. Auf dem Tisch standen die Reste der voreilig beendeten Mahlzeit. ... Die dunkeln Schnitzmöbel sandten schwarz umrandete Lichter aus dem winterlichen Halbdunkel des Raumes. ... Der Kronleuchter blinkte in fahlem Messingglanze.

Das alles schien wie immer, und doch war nichts mehr da. Nur eine grausame, alles verschlingende Leere, ein Abgrund, der sie mit Lockungen wie mit Haken und Zangen zu sich zog.

Sie trat ans Fenster und schaute teilnahmlos hinaus.

Das kahle Astwerk schüttelte sich im Winde, der Efeu am Geländer flatterte, selbst die herabgebogenen Rosenstämme, deren Krone die Hände des Gärtners längst unter Erdhügeln geborgen hatten, gingen zitternd hin und her. Sie alle wanden sich unter dem Griff des Herbstes, nur die toten Blätter auf dem halbverschneiten Rasen lagen still.

Was nun?

Wenn dies geschehen konnte, dann versagte alles. Dann gab es keine Hoffnung, kein Emporkommen, keine Kraft und keine Treue mehr, dann konnte man sich zu jenen Blättern auf die Erde werfen und sich sterben lassen.

Vorher aber — — — ja, was?

Hinter ihr klapperten Teller. Das bedienende Mädchen war, da niemand klingelte, ungerufen ins Zimmer getreten und räumte mit Ferdinand den Tisch ab.

Sie dachte an Käte und an jene andere, jene Dirne, in deren Armen er sie und ihren Glauben an ihn verlacht hatte.

Mit gefühllosen Beinen schleppte sie sich die Treppe hinan, zu den Räumen, wo sie zu Hause war.

Im Vorbeigehen hörte sie, wie der Oberst in seinem Schlafzimmer beinahe laufend auf und nieder schritt. Sie fühlte nicht die mindeste Angst vor ihm.

„Mag er doch laufen," dachte sie.

Dann vernahm sie durch die geschlossene Tür, wie er befahl, daß sogleich angespannt werden solle.

„Meinetwegen kann er auch hier bleiben," dachte sie.

Sie trat auf den Balkon hinaus.

Die Eiskälte, die ihr noch immer im Genicke saß, kroch ihr bis in die Arme, bis in die Fingerspitzen hinunter.

Dort drüben saß Walter, — wie immer in der Freistunde nach Tisch — ganz in das Studium des großen Lexikons vertieft, strich sich ab und zu in ehrbarem Eifer über das Haar und knipste, ohne aufzuschauen — so viel Zeit nahm er sich gar nicht, um Gotteswillen! — die Zigarettenasche auf einen Blumentopf.

Angesichts dieses infamen Spiels, das einzig und allein bestimmt war, sie zu täuschen, packte sie ein wilder, anklagender Zorn, der sie vollkommen sinnlos machte. Ein Stechen, ein Prickeln lief die erstarrten Arme in die Höhe. Dann war es ein schmerzendes Feuer, das in den Schläfen bohrte und vor die Augen einen roten Vorhang warf.

Sie sah nichts mehr, sie hörte nichts mehr.

Sie stürzte die Treppe hinunter, riß die Riegel der Gartentür zurück, sprang die Steinstufen hinab und jagte spornstreichs quer über den Rasen zum Amtshause hinüber.

Ob sie einer gesehen hatte oder nicht — in diesem Augenblicke war ihr alles gleich. —

Die Tür seines Zimmers flog gegen die Wand.

Nicht einmal angeklopft hatte sie.

Ein häßlicher, scharfer Geruch, wie aus einer Menagerie, drang ihr entgegen.

Dort am Fenster saß er und schoß in die Höhe.

Das graue Taglicht glitt an seinem Kopfe entlang.

„Er hat sich das Haar wieder als Bürste schneiden lassen," dachte sie. Das flotte Leben, das er jetzt führte, verlangte das so; die Eleganz der Spelunken verlangte das so.

„Herr du mein Gott!" sagte er, die brennende Zigarette zwischen den Fingern zerbröckelnd, „das ist ja eine schöne Bescherung."

„Warum —? Warum hast du — —?" schrie sie ihm entgegen, „du bist ein Schuft! ... ein ehrenwortbrüchiger Schuft bist du!"

„Potz Donnerwetter," sagte er und sah sich ratlos um. „Wie kommen gnädigste Baronin nu hier wieder 'raus?"

„Du hast deine Versprechungen vergessen — du hast das Heiligste, was uns verband, das hast du — ja, das hast du an eine Schenkmamsell weggeworfen ... an eine Schenkmamsell, eine Person, die sich für ein Trinkgeld jedem an den Hals hängt ... du bist ein ganz elender Mensch ... du bist nicht wert, daß man dich hat retten wollen ... du *willst* gar nicht gerettet sein ... du *willst* verkommen, ja, das willst du ..."

„Soweit ist ja das alles sehr gut und sehr schön," sagte er, „und das mögen ja auch sehr betrübende und sehr unbestreitbare Wahrheiten sein, aber erklären mir gnädigste Baronin nur das eine, wie kommen Sie hier wieder 'raus?"

„Ich wüßte nicht, was mir gleichgültiger wäre," rief sie, „ich bin hergekommen, damit du mir Rede stehst. Und das verlange ich jetzt von dir ... gleich — hier — jetzt — auf der Stelle."

„Gewiß, meine gnädigste Baronin," erwiderte er. „Ich werde ja nicht verfehlen. Aber zuerst — — zum Himmelkreuzdonnerwetter, geh' mal vom Fenster weg!"

Dabei warf er einen kurzen, spähenden Jagdblick zum Schloß hinüber, an dessen Fenstern allerdings in diesem Augenblicke sich nichts Verdächtiges entdecken ließ.

Erschrocken, so von ihm angeschnauzt zu werden, flüchtete sie in das Innere des Zimmers zurück, das niedrig, dunkel und schlecht möbliert war, wie eine Armeleuts-

wohnung. Der häßliche Tiergeruch machte sich jetzt noch stärker bemerkbar. Woher er stammte, wurde ihr schon im nächsten Augenblicke klar, denn als sie sich der Hinterwand näherte, schnappte plötzlich etwas nach ihrem Fuß, und zwei kleine, kreisrunde Feuer glimmten boshaft zu ihr empor.

„Wirst du wohl artig sein, Tommy!“ rief er, während sie mit einem Aufschrei zurückfuhr.

Das war also Tommy, der Dritte im Bunde.

Sie drückte sich gegen die Lehne des alten, dünnbeinigen Sofas, dessen brüchige Federn unter ihren Handballen kreischten und stachen, und der Gedanke: „Was will ich eigentlich hier, was geht das alles mich an?“ schoß gleichsam an ihrem Hirn vorbei.

Er schritt derweilen horchend von Tür zu Tür.

„Wäre der alte Leichtweg im Nebenzimmer noch da,“ sagte er, „dann hätten wir jetzt den Tod von Basel. Aber wenn du gleich in dieser Minute vorn nach dem Hof hinaus gehst, kann man annehmen, du hast ihn was fragen wollen, und dann wird sich's vielleicht noch machen.“

Sie sah in diesen Worten nur einen schlauen Versuch, sich der drohenden Verantwortung zu entziehen, und eine neue Flutwelle der Empörung kam über sie.

„Erst sollst du dich rechtfertigen,“ sagte sie. „Vorher geh' ich weder hier 'raus, noch dort 'raus.“

Und zur Bekräftigung dieses Vorhabens ließ sie sich auf das kreischende Sofa fallen, dessen Bezug zum Schutze gegen die durchstechenden Sprungfedern mit einer schmutzig-grauen, mehrfach gefalteten Pferdedecke belegt war.

Wohl oder übel mußte er nachgeben.

„Na gut, also, sieh mal — man ist doch sozusagen auch 'n Mensch, nich wahr? . . . und wenn man in so gemeiner Weise fallen gelassen wird — —“

„Gemeiner Weise?“ stammelte Lilly. „Was stand denn Gemeines in meinem Briefe? Hab' ich dir nicht mein ganzes Herz vor die Füße geworfen, und hat dir die Schwertfeger nicht — —?“

Sie konnte nicht weiter, Zorn und Jammer erstickten sie fast.

Aber er, der offenbar anfangs nicht gewußt hatte, wo hinaus, war inzwischen über die einzuschlagende Taktik ins klare gekommen.

„Ja, das ist es ja eben," fuhr er fort, von Sekunde zu Sekunde beleidigter werdend. „Beschließt man eine Liebe, wie die unsrige, mit so einer lauwarmen Moralpredigt? Und nu gar die Schwertfeger. ... Hab' ich das um dich verdient, daß du mich durch eine Dritte — eine schäbige, eklige Person — abtun läßt, wie so 'n asthmatischen alten Hund? ... Muß einen da nicht die Verzweiflung packen nach dem allen, was ich für dich getan habe?"

„Was — hast du denn — für mich getan?" fragte Lilly.

„Nun — bin ich dir nicht immer ein aufopfernder Kamerad gewesen? Hab' ich dir nicht sogar die Treue für meinen alten Oberst zum Opfer gebracht? Den hochverehrten Mann, der mich doch sozusagen gerettet hat? ... Das ist keine Kleinigkeit, siehst du. ... Meinst du, das geht einem nicht an die Nieren? ... Meinst du, daß das graue Elend dann nicht über einen kommt? ... Und dann Abend für Abend hier allein 'rumsitzen, mit dem Dreckmatz, dem Tommy, denn das Biest das stinkt, sag' ich dir. ... Und da soll man sich nicht mal ein bißchen betäuben? ... Seinen Liebesgram, den soll man nicht mal — wie sagt man? — ertöten? ... nicht mal ertöten soll man ihn? ... Wie du so etwas von mir verlangen kannst, das ist mir absolut schleierhaft. ... Da reden wir eben zwei Sprachen, liebes Kind. ... Da ist eine Kluft zwischen unseren Naturen ... Und da beliebt es dir sogar noch, um einer solchen Affenpomade willen, unser beider Existenz aufs Spiel zu setzen. ... Ich gehöre sonst nicht zu den Lappmeiern, aber, weiß der Deubel, wenn ich dich nur erst hier wieder 'raus hätte!" — —

Während der langen Rede war er — die Hand im Gurt seiner Jagdjoppe — im Halbkreis um Lillys Sofaplatz

herumgegangen, kleine, hüpfende Schritte machend, in denen seine sittliche Entrüstung sich kräftig kund gab.

Sie ihrerseits saß starr aufgerichtet da und wandte den Kopf mit großen, fassungslosen Augen mechanisch hinter ihm her, bald nach rechts und bald nach links.

Als er geendet hatte, holte er eine neue Zigarette aus dem Etui und klopfte sie energisch an seinem linken Zeigefinger ab.

Sie stand in ihrer ganzen Höhe auf, Sofa und Sofatisch tief unter sich zurücklassend.

„Höre, Walter," sagte sie, „von diesem Augenblicke an wird alles zu Ende sein zwischen uns."

„Na, is es denn das nicht längst?" fragte er.

„Ich meine — auch innerlich."

„Ach so — innerlich!" — er zog eine kleine Grimasse — „das heißt wohl bei dir, wenn man einen im Magen hat?"

Wie sie so ihre Liebe verhöhnt und verhunzt sah, da war es mit ihrer Haltung zu Ende. Hell aufjammernd lief sie hinter dem Sofa hervor und barg ihr Gesicht irgendwo an der Wand.

„Komm vom Fenster weg!" hörte sie seine knirschende Stimme.

Ach, was ging sie das Fenster an!

Da legte er sich in seiner Angst aufs Bitten. „Komm bloß da weg," sagte er. „Es war ja alles bloß Kaff, weiter nichts. Wieder zum Lachen hab' ich dich bringen wollen, weiter nichts. Aber komm vom Fenster weg."

Sie rührte sich nicht.

Sich verkriechen! Bloß sich verkriechen mit all ihrer Schande!

Da fühlte sie sich unsanft von seinen Händen gepackt.

Das fehlte noch! Wo möglich sich auch noch schlagen lassen!

Sie schleuderte ihn zurück, sie rang mit ihm, sie krallte ihre Hände in seinen Hals — —

Und plötzlich — — — —

Ein Pfeifen, ein Klirren, ein Prasseln — Glasscherben stoben über sie her, und an ihnen vorüber flog ein langes,

dunkles Etwas, anzuschauen wie ein Speerschaft — überschlug sich und blieb zu ihren Füßen liegen.

Zu gleicher Zeit fühlte sie, wie ein kalter Windstrom an ihrer Stirn vorüberstrich, sie aus der Betäubung des Augenblicks erweckend.

Eine der beiden oberen Fensterscheiben war ausgebrochen.

Aber nichts Lebendiges ließ sich sehen.

Nur die Balkontür drüben, die eben noch geschlossen gewesen, stand schwarz geöffnet und schickte sich gerade an, mit spiegelndem Bogen ins Schloß zurückzufallen.

„Soweit wären wir also mit Gottes Hilfe," murmelte Walter und bückte sich, das geheimnisvolle Ding vom Boden aufzuheben, während die zersplitternden Scherben unter seinen Sohlen kreischten.

„Das Blasrohr," stammelte Lilly.

Ja, das Blasrohr war's, das vor einer Viertelstunde noch auf ihrem Balkon gestanden hatte.

„Es is 'n Glück, daß er seine Schrotflinte nich zur Hand gehabt hat," sagte Walter, „sonst wären wir jetzt durchlöchert wie 'n Milchsieb."

Er wischte sich mit dem Handrücken die Stirn, auf der in hellen Tropfen der Angstschweiß stand.

Aber trotzdem war er ein tapferer kleiner Kerl und wußte sofort, was zu tun war.

Er sprang nach dem Wandschrank, unter dem das Füchslein sich eingebuddelt hatte, holte seinen Armeerevolver heraus, schob die Sicherung zurück und prüfte die Trommel.

Dann sagte er: „Jetzt geh' mal gefälligst in Leichtwegs Stube hinüber, und riegle dich dort ein. . . . Er ladet bloß noch, dann wird er gleich da sein."

Aber sie wollte nicht von ihm gehen. Ihr ganzer Groll gegen ihn war verschwunden.

„Laß mich bei dir, laß mich bei dir!" flehte sie, seine Schultern umklammernd.

„Geht nicht, mein Kindchen," erwiderte er, die Stirn

in die alten, herrischen Falten legend. „Was nun kommt, is Männersache.“

„Dann bleib' ich im Hausflur und empfange ihn vor deiner Tür.“

Er kaute die Lippen.

„Kommst du mir so,“ sagte er, „dann is freilich nichts zu machen. Bitte, nimm Platz.“

Damit holte er den Schlüssel von draußen herein, steckte ihn ins innere Schlüsselloch und drehte ihn bedächtig zweimal in die Runde.

„Zwischen Laden und Schießen,“ sagte er dann, „is zwar immer noch 'n mächtiger Unterschied, aber der Deubel kann wissen.“

Hierauf zog er seine Uhr hervor, und gespannt nach außen hin lauschend, zählte er eine halbe — eine — ein=einhalb — zwei Minuten.

„Es scheint, daß er seine Patronen nicht finden kann,“ sagte er, und dann sie anherrschend: „Nimm doch endlich mal Platz. Du wirst deine Beine noch brauchen heute.“

Sie sank in die eine Sofaecke, er setzte sich in die andere. Die Taschenuhr lag zwischen ihnen auf dem hügeligen Polster, und beide zählten, die Augen auf den Sekunden=zeiger geheftet: zweieinhalb — drei — dreieinhalb — vier — viereinhalb — fünf Minuten.

Nichts ließ sich hören, nur der Wind fegte pfeifend durchs Gezweig.

Und dann schien es, als ob vom Hofe her ein Pferde=getrappel erscholl, das sich nach dem Tore hin verlor.

„Wen läßt er da holen?“ fragte Walter. „Bis zum Kartellträger sind wir doch noch nich.“

Vor Lillys Augen spielten rote Sonnen. Die Zimmer=decke begann zu tanzen.

Und Walter zählte weiter: „Sieben — acht — acht=einhalb —“

Nichts.

„Neun — neuneinhalb — zehn —“ da plötzlich stieß er einen kleinen pfeifenden Laut aus und griff nach dem Revolver.

Die Haustür hatte sich kreischend in ihren Angeln gedreht, Schritte ertönten — aber nicht in dem dröhnenden Donner des rächenden Ehemanns — leise, zagend, schleppend krochen sie daher.

Dann gab es eine Weile lang nichts. ... Kein Laut als die Atemzüge der beiden — und noch ein anderes Atmen, das von jenseits der Tür zu kommen schien.

„Wer da?" rief Walter.

Und da erst ertönte ein Klopfen.

Leise, gebrochen, wie von zitternden, hinsinkenden Fingern.

„Wer da zum Teufel?" rief er noch einmal.

„Anna von Schwertfeger."

Er sprang auf und öffnete.

Da stand sie — aschfahl, rot nur um den Mund herum und mit zuckenden Lidern.

„Der Oberst ist soeben zum Baron von Platow gefahren und wird in drei Stunden wieder zurück sein. Er hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, Lilly, daß er Sie dann nicht mehr auf seinem Grund und Boden zu finden wünscht."

„Und mir läßt er jar nischt sagen?" höhnte Walter von Prell.

Die Schwertfeger, — ohne ihn zu beachten, — griff nach Lillys Hand. „Kommen Sie, es bleibt nicht viel Zeit. Wir müssen packen."

„Ja — wo soll ich denn aber hin?" fragte sie ratlos, indem sie sich emporziehen ließ.

— — — — — — — — — — — — — —

Als sie draußen war, sah sie bereits den Wagen vorfahren, der sie erwartete.

Zweiter Teil



I

Nun hieß sie längst wieder Lilly Czepanek.

In dem Scheidungsprozesse, der rascher Hand von statten gegangen war, da an Leugnen und Vertuschen nicht zu denken gewesen, war sie durch Richterspruch für den allein schuldigen Teil erklärt worden und hatte, einer von dem Oberst abgegebenen Erklärung zufolge, das Recht auf Führung des ehelichen Namens für immer eingebüßt.

„Hier ist nichts zu retten," schrieb Doktor Pieper, „als allenfalls der Schmuck, den Sie sich hoffentlich meinem Rate zufolge durch fleißiges Stehenbleiben vor den Schaufenstern der geschmackvolleren Juweliere inzwischen erworben haben. Das Perlenhalsband, das Ihnen Ihr nun verflossener Gemahl an Ihrem Hochzeitstage um den Hals gelegt hat, — ein wenig auf meine Veranlassung, wie ich hinterher bekennen muß — und das ich für Sie zu erobern versuchen werde, dürfte Sie allein etliche Jahre über Wasser halten."

Die Folge dieses Briefes war gewesen, daß Lilly das genannte Halsband, das sie nach ihrer Flucht zwischen Staatskleidern und Spitzenzeug in einem der Koffer vorgefunden hatte, von einem Goldarbeiter einpacken ließ und an die Adresse der Schwertfeger absandte.

Nun blieben ihr noch die kleineren Schmuckstücke, die sie allenfalls als persönliches Eigentum betrachten zu dürfen glaubte. Ein beträchtlicher Teil hatte sich schon verflüchtigt, der Rest konnte kaum länger als ein halbes Jahr ausreichen. Und dann war das Elend da.

Aber sie dachte kaum daran.

Der Jammer um das Verlorene, das Bewußtsein der über sie gekommenen Schmach waren zu groß, als daß sie ihr die Zukunft nicht hinter Tränenschleiern verborgen hätten.

Ja, das Weinen — o, das Weinen — das lernte sie nun.

Sie lernte die Tränen schlucken, wie man Meerwasser schluckt, sie sog sie mit hochgezogener Unterlippe in den Mund hinein, sie schüttelte sie von den Wangen weg wie Regentropfen; und immer wieder quollen sie hervor; zuletzt auch ohne Anlaß, selbst wenn es dem Schmerze zu schweigen beliebte — im Wachen und im Schlafen, nur weil sie da waren.

In zitterndem Betäubtsein, ohne Verteidigung, ohne Klage war sie an jenem grauwindigen Dezembertage zwischen Vesperläuten und Nachtbeginn von hinnen gefahren.

Aufs Geratewohl — irgendwohin. — Nur fort. Rasch fort.

In Berlin, dem Zufluchtshafen aller Gescheiterten, war sie gelandet.

In jener Welt, wo das Vergessenwerden seine segnenden Hände über Gerechte und Ungerechte breitet, wo ein Funkenspiel lockender Möglichkeiten die dämmernde Schlaffheit trüber Tage erhellt, wo der Jammer um Verlorenes sich alsbald zu glückverlangender Erwartung spannt und der Zufall als Herr und Gottheit auf dem Throne sitzt, — in jener Welt der Unbekannten und Alleingebliebenen, in der nur, wer arm und alt zugleich ist, rechtlos und hoffnungslos ins Nichts versinkt, dort hatte sie sich verkrochen.

In Pensionaten, wo die schuldvoll Geschiedenen sich aneinander drängen wie in einem Häuflein die faulenden Äpfel, wo die chilenischen Attachés zu Hause sind und die Träger geheimnisvoller Geschäfte aus Bukarest und Alexandrien den Ton angeben, trieb sie sich umher manchen öden Monat lang, wich den Konfidenzen Trost spendender Leidensgefährtinnen freundlich aus und strafte die Annäherungen — auch die körperlichen — unternehmender olivenfarbener Nachbarn mit stummer Nichtbeachtung.

Allgemach begann sie auch für eine künftige Stellung zu sorgen.

Etwas ganz Besonderes mußte es sein — zwischen

Hofdame und Lady patroneß gelegen, etwas, das zu ihrem bisherigen Range und der schlichten Hoheit ihres Auftretens nicht im Mißverhältnis stand.

Aber solche Stellungen schienen merkwürdig selten.

Und als einziges Ergebnis ihres Bemühens erntete sie die Zärtlichkeiten mehrerer älterer Herren, die um die Dämmerstunde bei ihr eintraten und die Tür erst fanden, wenn sie wieder sperrangelweit geöffnet stand.

Mutlos geworden, lief sie auf kein Annoncenbureau mehr und stellte das zwecklose Klingeldrücken ein. Die Zeit aber, ihre Ansprüche auf das Maß der Ladenmädchen und Probiermamsellen zurücksinken zu lassen, war noch nicht gekommen, würde wohl auch niemals kommen, denn die „Generalin“ — dazu war sie nun einmal gestempelt, wohin sie auch kam — saß ihr im Nacken.

In dem brausenden Menschenmeere trieb sie dahin ohne einen Balkensplitter, an den sie sich hätte klammern können. Den Brief Walters allenfalls ausgenommen, der ihr zwei Monate nach ihrer Verstoßung durch die Vermittlung der Schwertfeger zugegangen war und in dem der jetzt gänzlich ruinierte arme Bursch einen bescheidenen Versuch gemacht hatte, ihrer Zukunft einen Halt zu geben.

Er lautete:

„Gnädigste Freundin!

Ich bin kaput geschossen. Ein höchst geringfügiges Malheur, wenn es anderen passiert. Trifft es aber einen selber, so hat es unter anderem die Folge, daß die Hoffnung, jenseits des Ozeans die ruhmreiche Karriere eines Oberkellners zu begründen, dadurch nicht unwesentlich beeinträchtigt wird.

Nichtsdestoweniger danke ich dem Schicksal, das die Gnade hatte, mir ein so rührend gutes und menschenrettendes Lämmlein, wie meine Baronissima, in den Weg zu führen.

Daß ich nunmehr eine leise Verpflichtung fühle, auch meinerseits den Menschenretter zu spielen — schon allein damit unsere Seelen einander erhalten bleiben, —

das wirst Du, Vielteure und Allzugnädige, begreiflich finden.

Das Wie? hat freilich seine Schwierigkeiten. Wollte ich Dich an meine ehemaligen Freunde weisen, so wäre Deine Zukunft damit erledigt. Denn noch immer fallen zu holder Stunde Blätter und Tugenden.

Darum steige ich eine Stufe tiefer in jene Regionen, in denen wackerer Bürgersinn vor unseren Kronen auf dem Bauche rutscht, auch wenn sie zerbrochen am Boden liegen. Es lebt zu Berlin in der Alten Jakobstraße ein tüchtiger Zinkgußwarenfabrikant, Kamerad der Reserve und dergleichen, mit Namen Richard Dehnicke, der sich mir dadurch verschuldet fühlt, daß er mir etlichen Mammon pumpte. An ihn schreibe ich zugleich mit diesem Briefe. Begib Dich kühn zwischen seine Lampen und Blumenvasen. Die einen werden, so hoff' ich, Deine Nacht erhellen, die anderen lieblich am Rande Deines Weges stehen. — Und zwar, ohne daß die bei schönen Frauen landesübliche Gegenleistung von Dir eingefordert werden dürfte. Es muß auch solche Käuze geben.

Meine künftige Adresse ist:

W. v. P.
Eckensteher und Glücksaspirant.
Chicago, Erster Fleischladen links.

P.S. Tommy läßt grüßen. Ich habe ihm noch rasch eine blaue Bohne zwischen die Augen gepflanzt."

Dieser Brief, der letzte und einzige Gruß ihres Freundes, der, wie die Schwertfeger schrieb, kurze Zeit darauf mit lahmem Arme nach Amerika abgedampft war, hatte Lillys Empfinden kaum noch berührt. — Wie er ohne Bitterkeit und Vorwurf an sie dachte, so wollte sie es auch. Ein ehrenvolles Begräbnis hatte diese Liebe schon verdient, mochte ihre Trunkenheit auch unecht gewesen, mochte ihr hoher Sinn auch in Schmutz und Schanden untergesunken sein.

„Damit unsere Seelen einander erhalten bleiben," hatte er geschrieben, der liebe, kleine Kerl. —

Wohl bot sein Brief eine gewisse Gewähr dafür, daß in der Stunde der Not eine helfende Hand sich nach ihr ausstrecken würde, aber den Gang, den er ihr anempfahl, gedachte sie nie und nimmer zu tun. — Sie hatte Angst vor allem, was mit Männeraugen begehrlich forschend ihr ins Gesicht sah, was von Männerlippen willensstark und überredend ihr entgegenströmte.

Sie wollte ihr Schicksal in der Hand behalten und eigene Wege gehen.

Welche freilich, das blieb ihr unklar.

So willenlos war sie durch Gram und Verängstigung geworden, daß es kaum einmal eines Anstoßes, nur eines Windhauches bedurft hätte, um ihrem künftigen Leben eine Richtung zu geben.

Aber von nirgendsher blies einer über sie hin.

Immer neue Monate verstrichen. Die Briefe der Schwertfeger blieben aus. Die Geldmittel erschöpften sich, der kleine Schatz an Schmucksachen schmolz zusammen.

Immer bescheidener wurden die Pensionate, in die sie übersiedelte. Statt chilenischer Attachés und griechischer Geschäftemacher, wünschten verkrachte Güteragenten und stellenlose Bankbeamte sich als Trösteinsamkeit ihrer Abende anzunehmen, und die Damen, die ihr in schmutzigen Hängern nachbarliche Besuche abstatten kamen, warfen begehrliche Blicke nach den paar Broschen, Armbändern und Ringen, die ihr noch übrig blieben.

Da beschloß sie mit dieser Art von Lebensführung ein Ende zu machen.

II

Unter den guten Stuben Berlins, die einst die viel gerühmten besseren Tage gesehen haben und nun einschließlich Bedienung und Morgenkaffee für dreißig Mark an anständige junge Damen zu vermieten sind, war die der Witwe Klothilde Laue eine der empfehlenswerteren.

Sie enthielt eine rote Plüschgarnitur, die um die Zeit des deutsch-französischen Krieges den Höhepunkt der modernen Geschmacksrichtung verkörpert hatte. Sie enthielt einen Pfeilerspiegel, dessen Längsseiten von oben bis unten mit Neujahrskarten, Glückwunschadressen, mit Seife- und Puderreklamen phantasievoll bepflastert waren. Sie enthielt, an den Wänden hängend, die Photographien einst oft genannter Bühnengrößen, deren Ruhm inzwischen nicht weniger verblichen war als die Schriftzüge, mit denen sie ihre huldvolle Widmung dokumentarisch niedergelegt hatten.

Sie enthielt einen Waschtisch, auf dessen Marmorplatte eine gestickte Schutzdecke die sinnigen Worte trug:

„Willst du gut gewaschen sein,
So halte dein Gewissen rein."

Sie enthielt Photographiealbums, Visitenkartenschalen, eine Windmühle aus Olivenholz, die eigentlich ein Zigarrenknipser war, eine Punschterrine aus grünem Eisglase und, hinter blauen Baumwollvorhängen schämig verborgen, ein brüchiges Fichtenholzbett.

Sie enthielt endlich über dem Sofa in einem goldumrandeten Glaskasten ein geheimnisvolles kreisrundes Gebilde, aus sechs miteinander verflochtenen, strahlenartig gruppierten Papierlappen bestehend, die von einer Florspitze umgeben waren und in undeutlichem Durch-

scheinen die Umrisse von untergeklebten Pflanzenteilen erkennen ließen.

In dieser guten Stube, die in der Neanderstraße vier Treppen hoch über einem Porzellanwarenlager, einer Pianoverleihanstalt und einem „mechanischen Reparatur-atelier" gelegen war, von deren Fenstern aus man seitwärts die grüngrauen Wellen des Engelbeckens glitzern sah und in die sogar ein großes Stück echten Berliner Rauchhimmels hineinschien, war Lilly eines Tages gelandet.

Frau Laue, eine abgearbeitete Fünfzigerin, mit einem Gesicht wie ein vertrockneter Apfel und zwei großen, starren, ewig tränenden Augen darin, strich in ungläubiger Bewunderung um sie herum. Es schien, als ob sie nicht zu fassen vermöge, daß soviel Glanz und Schönheit sich zu ihr verirrt habe. —

Und schon am Tage der Ankunft erfuhr Lilly ihre ganze Geschichte:

Ihr Mann, der an einem der beliebtesten Trikottheater Berlins Rendant und Kassenführer gewesen war, hatte sie vor zwanzig Jahren schutz- und pensionslos in dieser bösen Welt zurückgelassen, in der kein himbeerfarbener Schein einsame Tränen verklärt und kein scherzender Singsang den Schrei des Hungers übertönt.

Da war jener geheimnisvolle Papierlappenkranz, der sich bei näherem Zusehen als ein Lampenschirm entpuppte, ihre Rettung geworden. Sie hatte ihn einstmals von einer künstlerisch begabten Freundin zum Geschenk erhalten und war in ihrer Not auf den Einfall gekommen, ihn als Modell geschäftlich zu verwerten.

Nach jahrelangem Hausieren, nach Mühen und Enttäuschungen aller Art, hatte sie sich als Spezialistin für „Lampenschirme aus getrockneten Blumen" Ruf und Absatzgebiet erobert.

In ihrem einfenstrigen Hinterzimmer, in dem es nach Heu und Kleister roch und in dem auf einem langen, weißgescheuerten Tisch die Leichen der thüringischen Waldkinder zu Hunderten aufgereiht lagen — sie selbst hatte zum Sammeln natürlich keine Zeit — waltete sie seit zwei

Jahrzehnten, tippte, pinselte, klebte, trocknete, fädelte und flocht sechzehn Stunden lang täglich und verdiente — dank ihrem Ruf als Spezialistin! — damit so viel, daß sie ihre gute Stube — ihre Schatzkammer, ihr Heiligtum — für dreißig Mark an eine Fremde vermieten mußte.

Fremd allerdings blieben die beiden sich nicht.

In das Dasein dieser verdumpften Hinterstubennatur, der die Bilder von ein paar glitzernden Theaterkokotten als Idealgestalten, als Verkörperung nie erreichbar gewesenen Pompes vor Augen schwebten, war Lilly aus der Welt wahrhafter Vornehmheit, wie aus Himmelshöhen herniedergestiegen. Ihre Wirtin vergötterte sie, weil sie in ihr eine Sendbotin aus jenem ganz unwahrscheinlichen Lande sah, in dem sonst nur die Romane spielen und in dem Worte wie „Lakai" und „Salon" und „Perlenkollier" — Lilly hatte von dem ihren bald erzählt — und was man sonst noch mit halbgeschlossenen Augen auf der Zunge zerschmelzen läßt, als Wirklichkeiten schlicht zu Hause sind.

Schon in den ersten Tagen war sie Lillys Vertraute und Beraterin geworden. Sie half ihr über die nachwirkende Schmach des Scheidungsprozesses hinweg, sie sprach ihr Mut zu, wenn das Gefühl des Verlorenseins sie lähmte, und sie verwies sie auf eine strahlende Zukunft.

In dem großen, allmächtigen, wundertätigen Berlin da brauche niemand unterzugehen, da gäbe es jeden Tag ein Dutzend glücklicher Zufälle, die einem wieder auf die Beine hülfen. Da wären einsame alte Damen, die jammernd nach einer Universalerbin suchten, edle, junge Aristokraten, die, angeekelt von der Unnatur ihrer Kreise, sich hilflos danach sehnten, einer armen, schönen Waise die Hand zum Lebensbunde zu reichen, gefeierte Künstler, die in den Armen reiner Liebe den Fangnetzen lüsterner Verehrerinnen zu entfliehen trachteten, große Dichter, bei denen die Stelle einer Muse soeben vakant geworden war.

Die ganze Weltstadt schien nur nach Lilly ausgeschaut zu haben, um sie jubelnd auf den Thron der Herrscherin zu heben. —

Wieder gingen Monate dahin.

Der Gram um das verspielte Leben erblich allmählich. Die Nächte wurden ruhiger, und nicht mehr ließ dieses oder jenes Bild aus verlorenen Paradiesen, das sonst zwischen Schlaf und Wachen in schreckhafter Klarheit vor Lillys Seele gestanden hatte, sie aufschreiend in die Höhe fahren.

Doch eines lernte sie nicht: Die kurze Spanne Zeit, in der sie auf den Höhen des Lebens gewandelt war, als eine bloße Episode zu betrachten, die ihr eigenes, gar bescheidenes Dasein launen- und traumhaft unterbrochen hatte. Vor ihrem Bewußtsein war und blieb sie eine Art von verwunschener Prinzessin, die unerkannt als Bettlerin einherging, bis es der göttlichen Vorsehung belieben würde, sie wieder in ihre Rechte einzusetzen.

Mit angstvoller Sorgfalt hütete sie alles, was sie an die entschwundene Herrlichkeit erinnerte.

In Frau Laues Kleiderschranke hingen die Festgewänder, die der Oberst in Dresden für sie hatte machen lassen, — ihre Leibwäsche, mit siebenzackiger Krone gestickt, füllte in blütenhafter Zartheit Frau Laues leere Kommoden, — und vor dem großen Spiegel in Frau Laues guter Stube lagen in langer Reihe, weiß schimmernd, von goldenem Rankenwerk durchzogen, die stolzen Teilstücke des elfenbeinernen Necessaires, welches einst der Triumph ihres Toilettenzimmers gewesen war. Daß auch von ihnen jedes nach wie vor die goldene, siebenzackige Krone trug, versteht sich von selbst. Lilly würde es als einen Raub an ihren heiligsten Menschenrechten betrachtet haben, wenn sie sie hätte loslösen müssen.

Und derweilen harrte sie auf die Zukunft. Wohl studierte sie noch Annoncen und schrieb Meldebriefe, aber die Annoncen wurden meistens vergessen, und die Meldebriefe selten abgeschickt.

Weil sie aber schlechterdings etwas zu tun haben mußte und auch Frau Laues Gesellschaft nicht mehr entbehren mochte, so gewöhnte sie sich daran, bei ihr in der Hinterstube zu sitzen und ihr behilflich zu sein. Bald tippte, klebte,

pinselte, fädelte und flocht sie gerade so wie ihre Meisterin, und da Geschmack und Begabung für alles künstlerische Tun ihr in die Wiege gelegt waren, so übertraf sie sie sogar. Die Blumenmuster, die sie zusammengesetzt hatte, wurden in den Geschäften sofort herauserkannt und den anderen vorgezogen, so erzählte Frau Laue ihr neidlos, wenn sie vom Abliefern zurückkam.

Da erwachte ihr Ehrgeiz. Sie strebte Kunstwerke zu schaffen und konnte sich nicht genug tun.

„Wenn Sie nicht so viel an jedem Sträußchen herummurksen würden," tadelte Frau Laue, die nach jedem Geschäftsgang redlich mit ihr teilte, „so könnten Sie jetzt mehr verdienen als ich."

Aber Lilly war mit den vierzig oder fünfzig Mark zufrieden, die ihre Arbeit ihr allmonatlich eintrug. Ihre neu arbeitende Phantasie flog höheren Zielen entgegen.

Besonders die getrockneten Gräser — „Grasblumen", wie Frau Laue sie nannte — hatten es ihr angetan. Ihre schlank aufschießenden Halme, die sanfte Anmut ihrer Verzweigungen, die müde Trauer ihrer hängenden Rispen machten sie kleinen Waldbäumen gleich, Hängeweiden am Bachrande, Trauereschen, die sich über marmorne Urnen neigen, Palmen, die sehnsüchtig auf heißen Felsen stehen.

Sie träumte von einer neuen Kunstgattung, in der transparente Glasgemälde durch Vordergründe von daraufgeklebten Gräsern silhouettenartig ergänzt werden. Von Lichtschirmen und Fenstervorsätzern träumte sie, auf denen Wälder von Rispengras und Farnwedeln kleine Häuschen mit reliefartigen Pappwänden lieblich umschatten, Häuschen, deren ausgestochene Fenster von innen her erleuchtet scheinen und über denen Lichtwolken daherziehen. ... Von glutvoll gemalten Sonnenuntergängen, von verschwommenen Hügelzügen und dunkelblauen Flußbändern, auf denen der Mond schwankende Lichtbrücken baut.

Ganz unabsehbar schien die Reihe der Bilder, die plötzlich vor ihr erstanden waren, und immer neue quollen

hervor. Man wußte gar nicht, was mit all dem Reichtum beginnen.

Frau Laue, die seit zwanzig Jahren unentwegt ihre Ölpapiere geklebt hatte und vor jedem Darüberhinauswollen einen ehrlichen Abscheu empfand, warnte nach Kräften.

Aber mit Lilly war rein der Teufel los.

Und eines Tages machte sie einen Gewaltstreich: Sie trug ihre Pfeilbrosche, an deren Spitze sechs kleine Smaragden saßen, zum Juwelier und kaufte sich für die achtzig Mark, die sie erhielt — die Brosche war natürlich das Fünffache wert gewesen — geschliffene Glasplatten, die paarweise durch messingne Schrauben aufeinander zu befestigen waren und sich mittels feingliedriger Kettchen vor den Fensterscheiben aufhängen ließen. ... Einen Farbenkasten kaufte sie auch, und während Frau Laue die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, malte sie tapfer darauf los.

Aber ihre Kunst, die aus nichts weiter als etlichen Erinnerungen an die Tuschübungen der Töchterschule bestand, versagte vollkommen. Die Farben liefen ineinander, und die Wälder des Vordergrundes, die erst durch die Landschaft, in der sie stehen sollten, Sinn und Wert erhalten hätten, blieben Farnstauden und Grashalme, die zwecklos im Leeren wurzelten.

Lilly quälte sich lange. Aber schließlich warf sie unter heißen Tränen den ganzen Kram in den Winkel und kehrte reuig zu ihren Lampenschirmen zurück. Sie klebte nun wieder ölpapierne Flügel und flocht deren sechs durch weißseidene Bänder zusammen.

Frau Laue, die in den letzten Wochen dieses Irregehens mürrisch geschwiegen hatte, fing von neuem zu locken und zu planen an. Alles, was sich während zwanzig langer Jahre an schweifenden Phantasien in ihrem armen Hirnschädel festgefangen hatte, das legte sie, nun für sie selber nichts mehr zu erhoffen war, freigebig in Lillys ausgestreckte Hände.

Die hörte ihr wohl immer noch begierig zu. Aber je

weiter ihr Leben — das, was sie Leben nannte — voranschritt und das Gefühl, langsam, unmerkbar fast, doch tiefer von Tag zu Tag, in dieser dunklen Erbärmlichkeit zu versinken, ihre Seele bedrückte, desto quälender wurde das Grauen vor dem zusammengeschnurrten Menschenwesen, in dessen großen, nassen, rotgeränderten Augen ein hoffnungsloses Lebenwollen noch immer leuchtete, dieweil es sich über seinen Lampenschirmen schon bis zum Halse ins Grab hineingearbeitet hatte.

Und dieses Grauen packte sie oft so stark, daß sie hinauslaufen mußte, gleichviel, wohin — nur der Welt, dem Leben in die Arme.

Aber es dauerte keine Stunde, dann war sie wieder da. Die Straße machte ihr Angst. ... Die geschminkten Dirnen, die ihre Schultern streiften, die abenteuersuchenden Bürschchen, die hinter ihr hertrotteten, die unbekümmerte Dreistigkeit, mit der ein jeder seine Ellenbogen brauchte, das alles stimmte sie sorgenvoll und feige.

Ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß sie dieser Art von kampffroher Selbständigkeit nie mehr gewachsen sein würde. Wie ein hilfloser Krüppel erschien sie sich, wenn sie des armen Ladenmädchens gedachte, das zwischen Frau Asmussens Schmökern in vergnüglicher Sicherheit seines Amtes gewaltet und sich im Rechte gefühlt hatte, selbst da, wo es log und trog und Prügel bekam und offenbar im Unrecht war. ...

Und dann das Warten — das Warten — das nie einschlafende, immer hungrige Warten!

Worauf? sie wußte es selber nicht.

Aber irgend etwas m u ß t e doch kommen. Zwischen diesen Ölpapierlappen konnte das Leben doch nicht zu Ende gehen.

Bisweilen tauchte wohl auch der reiche Zinkgußwarenfabrikant, an den Walter sie einst gewiesen hatte, als dunkle Sehnsucht in ihrer Seele auf. Aber dann erschrak sie vor der Inbrunst, mit der sie sich an diesen Schatten klammern wollte, und scheuchte ihn rasch wieder fort.

Ein Jahr war verstrichen, seitdem jener Brief ge-

schrieben worden. Um sich auf ihn zu stützen, dafür war es nun wohl längst zu spät.

Also wartete sie weiter.

Manchmal, wenn beim Auskleiden ihr Blick in den Spiegel fiel und ein durch Schönheit geweihtes Menschenbild in schlanker Fülle, mit langwimprigen Sehnsuchtsaugen und einem reifgeküßten Munde vor ihr stand, dann faßte sie ein frohes Staunen bei dem Gedanken: Bin i ch das? ... Dann überfiel sie ein Taumel von Jugendbewußtsein und Liebesbereitschaft, dann war die Welt nur dazu da, um sie ans Herz zu drücken. Dann wurde selbst dieses muffige Arbeitsdasein ein Segen, weil es die Kräfte spannte zu Rausch und Flug.

Und in der Abenddämmerung, wenn sie sich zu knapper Muße über ihr Sofa streckte und die blauen Blitze der elektrischen Bahnen über den Stuck der Decke schwirren sah, dann kamen leise die Träume geschlichen und lösten das brennende Warten in weiche, schon halberfüllte Wünsche, dann stahl sich ein Gefühl des Gerettetseins wie ein Dankgebet in ihre Seele, und was sie sonst wohl als verlorenes Glück beweinte, wurde zum Alpdruck, den ein gütiges Schicksal von ihr genommen hatte.

Aber diese Stunden waren selten. — Sie glichen auch mehr dem lindernden Wahne des Verdürstenden als dem Trunke selbst.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Winter zerstob in Regennebeln.

Märzmilde Abende ließen Rosenwolken über den Dachfirsten erblühen. ... Und dann war auch der Frühling selber da. Die frisch beschnittenen Bäumchen auf den Plätzen trieben braungrüne Knospen, aus denen allgemach bläßliche Blattreihen sich herauswickelten.

Von dem, was draußen vor den Toren an blütenfroher Fülle, an Kirschbaumschnee und Rotdornglühen sich entfaltete, sah Lilly ebensowenig wie damals, als sie den gelben Staub von Frau Asmussens Bücherschränken hinweg geblasen hatte.

Frau Laue liebte es nicht, ins Freie zu gehen. Sie

fürchtete sich vor dem Ertapptwerden, das sie schon öfters erlebt hatte. Denn eine Wiese zu sehen, ohne darauf Pflanzen zu sammeln, oder ein Gartengitter, ohne die Hand hindurchzuzwängen, war ihr ein unfaßbarer Gedanke.

Sich aber allein unter die losgelassene Menge zu mischen, würde Lilly niemals gewagt haben.

Und so kamen die drückend heißen, graudunstigen Sonntagnachmittage heran, an denen unermeßliche Völkerscharen zur Stadt hinauspilgern, an denen die endlosen Straßenzüge erstorben daliegen, an denen der Wolkenhimmel die Vereinsamten fast erdrückt, die schweratmend zwischen den Häusermauern zurückgeblieben sind.

Dann steckte Frau Laue sich ein Paar „Boutons“ von echten Rheinkieseln in die Ohren, zog ein braunes Samtkleid an, dessen viereckige Halsöffnung ein Kragen von schwarzen Jetperlen prangend umgab, und stattete Lilly in ihrer guten Stube einen Respektsbesuch ab. Dann wurden die Dresdener Gesellschaftskleider aus dem Schranke gezogen und sorgfältig mit den Prunkgewändern verglichen, die die Damen der Proszeniumslogen vor jenen fünfundzwanzig Jahren auf dem gefälligen Leibe getragen hatten, dann wurden die vergilbten Bilder lang verschollener Bühnengrößen von der Wand geholt und auf ihre Reize hin geprüft, dann gab es aufregende Erzählungen von selbsterlebten Abenteuern, in denen die eheliche Treue inmitten fröhlichen Lasters und sieghafter Raubzüge ihren bescheidenen Wert behauptet hatte.

Und der Sommersonntagabend sank herab, — bleich und schweißig wie ein Fieberkranker. Heiße Winde strichen durch die Fenster. Der Lack auf den Palisandermöbeln dunstete, die Häusermauern leuchteten in wächsernem Glanze, und Frau Laue erzählte, ihr Käsebrot muffelnd, noch immer die Geschichte von ihrer altbackenen Tugend.

Wenn sie sich endlich verabschiedet hatte, dann sank Lilly stöhnend auf ihr Bett, vergrub das Gesicht in den schwülen Kissen und horchte, wie draußen das Jauchzen der Heimkehrenden allgemach verklang.

Am nächsten Morgen begann das Blumenkleben von neuem.

So war der Juli herangekommen.

Da hielt sie sich nicht länger.

In einer Montagnacht, als die Frühmorgenhelle sie immer noch wach und wartend fand, als ihre Kissen naß geweint waren und plötzlich ein Schauer von Lebenwollen so heiß nach ihrem Herzen griff, daß sie aufschreiend, aufjauchzend aus dem Bette sprang, da wurde der Entschluß reif in ihr: „Heute tu' ich's. Heute geh' ich den schweren Gang, den Bettelgang zum fremden Manne."

Doch nein — um Gotteswillen! Betteln — das wollte sie nicht. O, sie hatte sich alles seit langem sorgfältig zurechtgelegt.

Nur um einen kleinen Rat wollte sie bitten, wie ihn ein vielerfahrener Kenner des Kunsthandwerks der Landfremden, Lernbegierigen wohl erteilen konnte, ohne sich ein größeres Opfer als fünf Minuten Arbeitspause zuzumuten.

Wie und wo man am besten Unterricht nehmen könne, transparente Landschaftsskizzen auf Glasplatten zu malen, das war es, was sie ihn fragen wollte.

Und wie seine Antwort auch ausfallen mochte, der Grund zu neuem Leben war gelegt.

III

War es ein Schicksalsweg?

Die Straße sah aus wie immer. Lastwagen rasselten. Vor den Fleischerläden drängten sich einholende Frauen. Die geschäftigen jungen Leute, die mit Mappen und Büchern und Wachstuchrollen an ihr vorüberjagten, fanden noch Zeit, sich nach ihr umzuschauen. Das fühlte sie halb mit Genugtuung, halb mit Verdruß wie immer.

War es ein Schicksalsweg?

Das Herzklopfen, mit dem sie dahinschritt, sagte „Ja".

Ihr war zu Mute, als ob sie zu Markte ginge, um sich zu verkaufen.

Sich — alles was von ihr noch übrig war: ihr bißchen Stolz, ihr bißchen Freiheit, den Glauben an ihr Auserwähltsein, den Glauben an das Wunder, das um ihretwillen einst geschehen würde.

Eine Stunde fast währte der Gang.

Sie verirrte sich. Sie fragte die Schutzleute. Sie blieb vor Schaufenstern stehen, um sich darin zu spiegeln, denn sie fürchtete zu mißfallen. Und jedesmal, wenn sie die schlanken, weichen Linien ihrer hohen Gestalt in wohltuender Selbstverständlichkeit sich gegenüber sah, atmete sie beruhigt auf.

Als sie den Namen der Straße las, in der er wohnte, erschrak sie, denn sie hatte im stillen immer noch gehofft, daß sie sie nicht finden und schließlich würde umkehren müssen.

Sein Haus bot nichts Bemerkenswertes. Ein grauer, vierstöckiger Kasten, mit einer weiträumigen, viereckig-schmucklosen Einfahrt, die ihrer ganzen Breite nach mit Gerüststangen vollgestellt war.

Liebert & Dehnicke,

Kunstgießerei und Metallwarenfabrik

stand auf einem mächtigen Eisenschilde, das die Länge des halben Hauses einnahm, mit Goldbuchstaben zu lesen.

Vom jenseitigen Bürgersteige aus musterte sie alles aufs Genaueste, immer noch von der Frage bedrückt, ob sie nicht doch lieber umkehren solle.

Die Fenster des ersten Stockes waren mit zarten, gelblichen Gardinen dicht verhängt, die in durchbrochener Stickerei Muster von niedersteigenden Blumenranken trugen. Schneeweiße Porzellantöpfe standen davor, aus denen rotblühende Geranien und Goldnelken sich emporwölbten. Überhaupt sah dort alles gepflegter und gedeihlicher aus als in der ganzen Umgebung.

„Dort wird er wohl wohnen,“ dachte sie und empfand noch ein kleines Bangen mehr vor soviel friedlich-strenger Schönheit.

Dann faßte sie sich ein Herz und schritt quer über den Fahrdamm geradeswegs auf die eisenvergitterte Tür los, die dicht neben der Einfahrt gelegen war und zu jenem ehrfurchtgebietenden ersten Stock emporführen mußte.

Aber diese Tür war verschlossen. Und als sie vor dem Klingeln durch die Ranken des Eisengitters spähte, sah sie die dunkle Treppe mit einer aufwärts führenden Allee von Zypressen und Lorbeerbäumen feierlich bestanden, sah oben im Hintergrunde ein in roten und blauen Lichtern erglühendes Fenster und davor, von farbigen Reflexen überhaucht, eine weiße Frauenbüste, die Büste der Klytia, die sie von den Auslagen der Kunsthandlungen wohl kannte und um ihrer sanften Trauer willen immer geliebt hatte.

Als sie das alles gewahrte, sank ihr das Herz von neuem. Ganz und gar unwürdig erschien sie sich, in diesen feierlichen Frieden einzutreten, und darum sprang sie die dreistufige Schwelle lieber hinab und ging in die profanere Einfahrt, an deren bloßgelegten Ziegelwänden mehrere

weißkittlige Männer eifrig arbeiteten, um sie mit bunt geädertem Marmorstuck zu bekleiden.

Auch auf dem Hofe war man am Werke. Die runden Steine, die ihn ehedem bedeckt hatten, lagen in plumpen Haufen aufgeschichtet. Statt ihrer wurde auf dem Boden ein zierliches Mosaikpflaster festgestampft, dessen lichtes Grau durch weiße Ranken und Kreise unterbrochen war, ähnlich wie die Fußböden in alten Kirchen.

Den Hintergrund bildete eine Fabrik mit roten, kahlen Ziegelwänden. Selbst sie schien in den allgemeinen Verschönerungsplan hineingezogen, denn der Mauer wurde bis etwa zur Höhe des ersten Stockes ein Gewand von gelben und blauen Fliesen angezogen, das bunt und festlich aussah und, fertig geworden, dem alten, verräucherten Hofraum den Charakter eines geschmückten Saales verleihen mußte.

„Hier geht es hoch her," dachte Lilly und fühlte sich immer furchtsamer werden.

Zu ihrer linken Hand befand sich ein Quergebäude, auf das von dem verfeinernden Firnis der anderen Teile noch kein Tröpfchen hinübergespritzt war. In dunkelschmutzigem Kalke standen seine nüchternen Wände da, und zur Seite einer sehr schlichten Eisentreppe war eine Blechtafel angenagelt, auf der das Wort „Kontor" geschrieben stand.

Dorthin wandte sich Lilly, betrat einen wenig hellen, verstaubten Raum, der durch ein Holzgitter entzwei geschnitten wurde und in dessen hinterem Verschlage an Schreibtischen mit zerschlissenem und verflecktem Tuche ein halbes Dutzend junger Leute saß, die bei ihrem Eintritt mit verwunderten Glotzaugen nach ihr herüberstarrten, ohne daß einer von ihnen auf den Einfall gekommen wäre, nach ihrem Begehren zu fragen.

Offenbar war eine Erscheinung wie die ihre an diesem Orte noch nie geschaut worden.

Erst als sie ihre Karte aus dem goldblinkenden Brokattäschchen hervorgeholt und wortlos auf den Tisch gelegt hatte, kam Leben in die versteinerte Gesellschaft. Alle sechs sprangen auf und suchten sich der Karte zu be-

mächtigen. Viel fehlte nicht, so hätte es eine Rauferei gegeben.

Einer, ein Fahlblonder, Langaufgeschossener, der eine gewisse Autorität zu besitzen schien, jagte die anderen mit ein paar heimlichen Püffen auf ihre Plätze zurück und sagte unter Bücklingen, er werde sofort sehen, ob der Chef — — Dann verschwand er mit der Karte in einem hinteren Zimmer.

Eine Weile verrann. Durch die halbgeöffnete Tür vernahm Lilly halblaute Worte:

„Czepanek? — kenn' ich nicht. — Fragen Sie, was sie will. — Wie sieht sie aus?"

Die Antwort, die mehrere Sekunden in Anspruch nahm, mußte befriedigend ausgefallen sein, denn statt aller Weiterungen öffnete der wiederkehrende Kommis das Holzgitter und führte sie zur hinteren Tür.

Nun stand e r vor ihr.

Stämmig, mittelgroß — kleiner als sie — mit Neigung zur Korpulenz. Ein rundes, wohlgepflegtes Gesicht mit graublauen, guten, wenig sprechenden Augen. — Die Stirn gewölbt, das dunkelblonde Haar glatt aus den Schläfen frisiert. ... Schnurrbart kurz im Bogen emporgedreht, wohl um den Leutnant zu markieren. ... Merkwürdig kleine Ohren und kleine Hände hatte er. ... Alles an ihm atmete Sauberkeit und Sorgfalt, wenn es vielleicht auch etwas weniger geleckt hätte sein können.

Bei Lillys Eintreten war er betroffen zurückgefahren, seine Augen rundeten sich in artigem Staunen.

Das Bewußtsein, ihren Eindruck nicht verfehlt zu haben, gab ihr Mut und Sicherheit zurück. Nicht umsonst wollte sie die Schule der Schwertfeger durchgemacht haben.

„Die Empfehlung eines gemeinsamen Freundes, der Sie auf meinen Besuch vorbereitet hat, führt mich zu Ihnen," begann sie, innerlich froh, wieder einmal die große Dame spielen zu können.

Drüben hing ein Spiegel, und mit Befriedigung sah sie den diskreten Veilchenkranz des lila umschleierten Capotehütchens, sah das violette Tailor-made mit der

weitausladenden langschößigen Jacke wie aus dem Bilde eines Malers vornehmer Welt sich leutselig entgegenschauen.

Er bot ihr schweigend einen Sessel, und statt der Bestürzung der ersten Sekunde war ein zuwartendes Mißtrauen in seinen Augen zu lesen. Offenbar wagte er nicht, sie in der Gesellschaftsklasse unterzubringen, in die ihre Erscheinung sie wies.

Sein Kopf saß etwas schief auf dem Halse, nach links hinübergeneigt, wie bei einem, der vor kurzem den Hexenschuß gehabt hat, und diese Haltung steigerte noch ihren Eindruck, beargwöhnt zu sein.

Sie schaute auf ihr Brokattäschchen hinunter und tat, als müsse sie ein Lächeln mühsam unterdrücken.

Nun wurde er noch verwirrter. „Darf ich fragen," stammelte er, „wer dieser . . . ? Ich entsinne mich nicht . . ." Und dabei drehte er ratlos die Karte, die sein junger Mann ihm hineingetragen hatte.

In ihr sträubte sich ein Gefühl, den Namen des einstigen Geliebten in den Mund zu nehmen, und damit dem Manne, der hinter den bürgerlichen Porzellantöpfen zu Hause war, ihre Schande preiszugeben.

„Sollten Sie sich nicht erinnern," fragte sie zögernd, „von einem ehemaligen Regimentskameraden einen Brief erhalten zu haben, in dem Ihr Interesse erbeten wurde für eine Dame, die — —?"

Er schoß in die Höhe und wurde rot bis in die Schläfen hinein. Seine Augäpfel saßen nun so blank und rund zwischen den weit aufgerissenen Lidern, daß es schien, als wollten sie ihm aus dem Kopfe springen.

„Verzeihung," stotterte er, „wäre das vielleicht der Brief, den vor bald anderthalb Jahren Leutnant von Prell — —?"

„Derselbe," bestätigte sie.

„Aber gnädigste Baronin," rief er, gänzlich außer Fassung geratend, „wenn ich hätte ahnen können, daß gnädigste Baronin" — . . . Und auf seinem Gesicht malte sich soviel schlichtbürgerliche Ehrerbietung, daß das Aristo-

kratenbewußtsein in Lilly nicht unwesentlich wieder emporwuchs.

Aber dabei konnte es leider nicht bleiben.

„Ich nenne mich Lilly — Czepanek,“ flüsterte sie, nun ihrerseits rot werdend, und freute sich über die Wendung: „Ich nenne mich“, denn sie ließ allenfalls die Annahme offen, daß man freiwillig zu seinem Mädchennamen zurückgekehrt wäre.

Der Schreck über die Unzartheit, deren er sich schuldig glaubte, war deutlich auf seinem Gesichte zu lesen. „Verzeihung,“ bat er, „ich hätte bedenken müssen, daß gnädigste Frau inzwischen viel Schweres durchgemacht haben.“ Und dann, wie aus der Pistole geschossen: „Warum aber sind gnädigste Frau nicht schon früher gekommen? Ich habe gewartet und gewartet — einen Monat — drei, vier Monate — dann bin ich auf die Suche gegangen, vergeblich — immer vergeblich . . . Vielleicht hätte ich mich auch an ein Detektivbureau gewandt, aber da ich fürchtete, die gebührende Zurückhaltung zu verletzen —“

Lilly nickte mit einem Lächeln der Erkenntlichkeit.

„An einen anderen Namen hab' ich leider nicht im Traume gedacht. Und dann hab' ich die Hoffnung aufgegeben, daß ich noch jemals das unendliche Glück —“

Im Überschwange seiner Freude schien er willens, ihre Hand zu ergreifen, zeigte sich aber wohlerzogen genug, davon abzusehen, als er sah, daß sie ihm nicht entgegenkam.

Lilly war nun ganz auf der Höhe der Situation. Sie fühlte sich so durchtränkt von leidender Romantik, so umgeben von dem zarten Dufte hoheitsvoller Unnahbarkeit, als ob sie eben aus einem Buche der Frau Asmussen ans Tageslicht emporgestiegen wäre.

„Ich bin Ihnen dankbar für die Vorwürfe, die Sie mir machen, Herr — Leutnant,“ erwiderte sie, — der Name „Dehnicke“ wollte ihr als allzu plebejisch nicht über die Lippen — „denn ich ersehe daraus mit Freuden, daß ich nicht vergebens an Ihre Tür gepocht habe.“

„Wenn ich Ihnen versichere,“ erwiderte er, den Kopf

zum Zeichen der Beteuerung noch mehr auf die Seite legend, „daß ich mich Ihnen zur Verfügung stelle mit allen meinen Kräften, mit allem, was ich bin und was ich“ — Er stockte. Das Wörtchen „habe“, das folgen mußte, scheute er sich wohl, als der gewissenhafte Kaufmann, der er war, so ohne weiteres in den Mund zu nehmen.

„Ich werde Sie natürlich nicht viel beanspruchen,“ erwiderte sie leichthin, um seiner Inbrunst einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. „Es ist mir nur darum zu tun, bei der Gründung einer künftigen Existenz nicht ganz ohne Berater zu bleiben, und da — — Herr von Prell“ — nun war das Wort heraus — „mir gesagt hat, ich dürfe volles Vertrauen zu Ihnen haben —“

„Sie dürfen auf mich bauen, gnädigste Frau, wie auf ihn selber,“ versicherte er.

„Das wäre nicht gerade viel,“ fuhr es ihr durch den Kopf, aber sie hütete sich, diesen Gedanken auch nur durch ein Lächeln zu verraten.

„Was haben Sie übrigens für Nachricht von ihm?“ fragte er dann.

Sie errötete in dem Gefühl, sich durch das Geständnis seines Schweigens unrettbar bloßzustellen, und um nicht als eine Vernachlässigte und Beiseitegeworfene dazustehen, erwiderte sie:

„Wir haben uns beim Scheiden das Versprechen gegeben, bis auf weiteres nichts voneinander hören zu lassen, denn wir meinten, in den bevorstehenden Kämpfen würde uns das ewige Warten auf Nachricht und das ewige Fürchten für einander nicht die nötige Kraft lassen, den Anforderungen des Lebens gewachsen zu sein. — Aber S i e haben doch gewiß neuerdings einen Brief von ihm?“

Er stutzte und besann sich einen Augenblick.

„Ja, — das heißt, nein; neuerdings nicht ... Er schrieb mir vor einiger Zeit, es ginge — ihm gut ... Er sei im Begriffe, sich einen Wirkungskreis zu bilden ... Und erkundigte sich dringend nach dem Verbleib der gnädigen

Frau ... Worauf ich ihm zu meinem Leidwesen natürlich keine Antwort geben konnte."

Das klang nicht allzu glaubhaft. Eben noch hatte er gefragt, was sie für Nachrichten von ihm habe. Und als sie nun gar noch Walters Adresse wissen wollte, mußte er stotternd bekennen, eine Adresse wäre leider nicht angegeben gewesen, und deshalb hätte er schon ohnehin nicht — — —

Nun lag es auf der Hand, daß er gelogen hatte.

Wahrscheinlich hoffte er in ihren Augen größere Bedeutung zu erlangen, wenn er seine Beziehungen zu ihrem Geliebten als weiter bestehend darstellte. Aber da sie selbst es vorhin aus ähnlichen Beweggründen mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen hatte, war kein Anlaß vorhanden, ihm darum gram zu sein.

Dann ging sie auf die eigentliche Ursache ihres Kommens über, schilderte die zartgefügte Kunst, die sie in den jüngsten Monaten erlernt hatte, die Vervollkommnungsgedanken, die sich für sie daran knüpften, und die Verlegenheit, mit der sie jeder praktischen Betätigung gegenüberstand. — Ob sie ihn darum bitten dürfe, ihr einen Maler zu nennen, dem sie sich zur Weiterbildung anvertrauen könne. Denn das gerade sei es, was sie zu ihm führe.

Er hatte ihr mit sachlichem Eifer zugehört, tat auch so, als ob er ihre Zukunftspläne wunder wie wichtig nähme, aber hinter der stummen Andacht seiner Züge lag etwas, das ihr nicht gefiel. Mitleid war es nicht, beileibe nicht, eher ein Warten und Suchen und dann eine steigende Genugtuung, als ob er sich selber durch die immer mehr enthüllte Hilflosigkeit ihrer Lage wachsen fühle.

„Es wird mir ein Leichtes sein, gnädigste Frau," erwiderte er, und seine Haltung war nun unbefangener als zuvor, „die nötigen Lehrkräfte für Sie ausfindig zu machen. Unter den Künstlern, die für mein Geschäft die Modelle liefern, gibt es mehrere, die eigentlich Maler sind. Da ist —" er blätterte in einem Buche — „der Kellermann, der wäre schon gleich der richtige, da ist ferner — ...

Doch lassen wir das vorläufig. Wichtiger scheinen mir einige andere Dinge, die für die Ausübung des von Ihnen gewählten Berufes in Betracht kommen. Und darum bitte ich, mich nicht für indiskret zu halten, wenn ich diese oder jene Frage an Sie richte."

Sie nickte zustimmend.

„Welches ist Ihre künstlerische Vorbildung?"

„Nun ja, das ist es ja eben," erwiderte sie, ihre Verlegenheit niederkämpfend. „Weil ich keine habe, darum möchte ich eben —"

Er verzog keine Miene. „Welches sind Ihre Subsistenzmittel?" fragte er weiter.

Sie schwieg. Ihr war zu Mute, als beginne man ihr die Kleider stückweise vom Leibe zu ziehen.

„Es versteht sich von selbst," setzte er hinzu, „daß ich nicht die Absicht habe, mich in Verhältnisse zu drängen, die mich nichts angehen. Da mich gnädigste Frau aber eines Rates würdigen —"

„Ich habe noch einigen Schmuck," sagte sie und sah ihn strenge und hochmütig an. „Wenn der zu Ende ist, habe ich nichts mehr."

Er nickte ganz wenig vor sich hin, als wolle er damit sagen: Das habe ich mir gedacht.

„Und eine letzte Frage: in welcher Umgebung leben Sie augenblicklich?"

„In der Umgebung, die sich für meine Lage geziemt. Vier Treppen hoch bei einer armen Frau, derselben, von der ich das Blumenkleben gelernt habe."

Und wie sie das sagte, fiel ihr Blick in den Spiegel und zeigte ihr das Abbild der vornehm schönen Weltdame, die sich herbeiließ, Herrn Dehnicke, den „Kameraden von der Reserve" in seinem dunklen Kontorloche mit ihrem Besuche zu begnaden.

Er stand auf und schritt einige Augenblicke zwischen Schreibtisch und Türe hin und her. Alles knackte und knirschte an ihm vor Engigkeit und vor Patenz. Wie aus einer Spielzeugschachtel genommen sah er aus in seiner polierten Rundlichkeit, und ein Glätzchen hatte er auch

schon. Aber sein Gesicht blieb ernst, sorgenvoll beinahe. Es war, als ob ihr schwieriges Schicksal ihn zu Boden drücke.

„Gnädigste Frau,“ begann er dann, vor ihr stehen bleibend, und seine Stimme zitterte ein wenig, „was ich Ihnen jetzt sage, entspricht nur der langjährigen und innigen Freundschaft, die mich mit Herrn von Prell verbindet —“

Lilly fielen die höhnisch-herablassenden Worte ein, mit denen Walter sie auf ihn hingewiesen hatte.

„— ich habe so viel schöne und glückliche Stunden mit ihm verlebt, ich verdanke ihm so viel Anregung und —“ er hielt inne, es war zu viel, was er ihm verdankte, er konnte sich nicht gleich auf alles besinnen — „ich werde mein Leben lang dafür in seiner Schuld bleiben.“

„Der sich mir dadurch verschuldet fühlt, daß er mir etlichen Mammon pumpte,“ hatte Walter geschrieben. Es gab also wirklich so rührende Menschen.

„Am dankbarsten aber bin ich ihm für das Vertrauen, das er mir schenkt, indem er mir seine Verlobte gleichsam als Vermächtnis übergeben hat.“

„Verlobte!“ Das Wort war gefallen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Sie erschrak, aber sie wies es nicht zurück. Bis heute hatte sie nicht im Traume daran gedacht, sich für gebunden zu halten, weder sich, noch den armen, kleinen Kerl gar, der nicht einmal für sich selbst zu sorgen wußte, geschweige denn für Weib und Kind. Aber dennoch — vor diesem Manne bürgerlicher Sitte lag darin die einzige Rechtfertigung ihrer verpfuschten, regellosen Existenz. — Und nicht bloß vor ihm — vor aller Welt — und wenn sie wollte, auch vor sich selber. Wenn sie mit ihren Wünschen und Empfindungen an dem Verschollenen festhielt, war ihrem ganzen Menschen ein neuer Halt gegeben, — selbst vor Gott konnte sie dann Sühne und Rechtfertigung verlangen.

Das alles zuckte ihr blitzschnell durch den Kopf, während Herr Dehnicke fortfuhr, seine Freundschaft für Walter zu beteuern, und sie mit seinen runden Augen in wunschloser Anbetung dabei ansah. Dann kam er zur Nutzanwendung.

„An seiner Statt und um seinetwillen rate ich Ihnen dringend, gnädigste Frau, daß Sie vor allem eine Umgebung verlassen, die nicht zu Ihnen paßt, und sich ein Milieu schaffen, wie es Ihrer Vergangenheit würdig ist und wie Sie es notwendigst brauchen, wenn Sie Ihre Pläne jemals realisieren wollen."

„Was hat meine Umgebung mit meiner Kunst zu tun?" fragte sie achselzuckend.

„Nun, vor allem müssen Sie doch ein Atelier haben, wo Sie Ihre Kunden empfangen können, — wo Sie Ihnen zeigen können, wer Sie sind und was Sie für Ansprüche machen und was es mit Ihren Kunstabsichten eigentlich für eine Bewandtnis hat. Nur auf diese Weise wird den Herren Bestellern von vornherein die Lust benommen, Sie wie eine gewöhnliche Heimarbeiterin zu behandeln und zu bezahlen."

„Die Besteller kommen ja nicht zu mir," warf sie ein.

„Sie sollen aber zu Ihnen kommen," rief er, sich immer mehr in einen gemäßigten Eifer hineinredend. „Ein Künstler, der sich respektiert, macht keinen Schritt aus seinem Hause, um seine Waren anzupreisen. Und so müssen Sie es auch halten, gnädigste Frau."

Sie zählte im Geiste den Rest ihrer Broschen und Ringe und Armbänder und erwiderte lächelnd: „Das ist leicht gesagt."

Er nahm einen Anlauf. „Die alte und innige Freundschaft, die mich mit Walter verbindet," — jetzt nannte er ihn sogar schon beim Vornamen — „gibt mir das Recht zu einer — wie soll ich sagen? — einer Fürsorge, einer —"

Sie sah voraus, was kommen würde, und lehnte jede weitere Erörterung ab.

„Ich fühle mich zufrieden, wo ich bin," erklärte sie, „und ehe ich mir nicht durch eigene Kraft die passende Umgebung geschaffen habe, die Sie freundlichst für mich wünschen, halte ich mich zu keiner Änderung für befugt."

Er verneigte sich, in seinem Freundschaftseifer merklich abgekühlt, und bat, ihm dann wenigstens ihre gegenwärtige Adresse mitteilen zu wollen, damit er wisse, wohin er ihr die verlangten Auskünfte übersenden könne.

Zögernd nannte sie Nummer und Straße und fügte die Bitte hinzu, sich unter keinen Umständen hinbemühen zu wollen.

Er verneigte sich abermals, und seine Kühle ging in Steifheit über.

Sie aber freute sich, wie gut sie verstanden hatte, ihn sich vom Halse zu halten. Eine Bettlerin würde sie keiner auf Erden zu schelten wagen.

Umso liebenswürdiger verabschiedete sie sich, denn um ihn für immer von sich fortzuschrecken, war sie ja nicht gekommen.

Er fing den herzlicheren Ton sofort mit Inbrunst auf.

Wenn er sonst etwas für sie tun könne — ob sie sich einsam fühle — ob sie Gesellschaft brauche.

Sie sah nach seiner Rechten, die keinen Trauring trug und lächelte ablehnend.

Er hatte Blick und Lächeln wohl verstanden, denn er sagte, indem er eine neue Verwirrung räuspernd niederkämpfte: „Ich lebe zwar mit meiner Mutter zusammen, aber bei ihr kann ich Sie leider nicht einführen, da sie viel kränklich ist und sich nach dem Tode meines Vaters ganz von der Welt zurückgezogen hat. Aber im übrigen würde ich bei jedem Verkehr, den ich Ihnen vielleicht empfehlen dürfte, die denkbar strengste Auswahl beobachten."

„Das habe ich als selbstverständlich betrachtet," erwiderte sie in freundlicher Herablassung, „aber trotzdem — ich danke wirklich . . . in der eigentümlichen Lage, in der ich mich zur Zeit befinde, bleibt man besser ohne Gesellschaft."

Damit verneigte sie sich königlich, reichte ihm die Hand und schritt hinaus.

Er folgte ihr voll Ehrfurcht, und die sechs jungen Herren

standen zu beiden Seiten aufgereiht und machten krumme Buckel wie er.

Mit heißem Gesichte ging sie durch den halbfertigen Prunk des Hofes, durch die falsche Marmorhalle auf die Straße hinaus und dachte halb triumphierend, halb enttäuscht: „Nein, das war k e i n Schicksalsweg."

Aber einen Bräutigam hatte sie plötzlich. Und das war immerhin etwas.

IV

Herr August Kellermann galt als ein Künstler von etlichem Rufe, doch nur geringer Verkaufskraft. Er war ein vergnüglich schlauer Bursche, mit allen Wassern der Großstadt gewaschen, in der Mitte der Dreißig stehend, mit sandblondem Rubensbarte und kleinen, verquollenen Äuglein, in denen ein unausgeschlafener Katzenjammer dauernd sein Wesen trieb.

Er hauste in einem verlassenen Photographenatelier von riesenhafter Ausdehnung wie in einem Glaskasten. Die Decke hatte er zum Schutz vor Helligkeit und Hitze mit türkischen Teppichen verhängt, die auf langen Stangen steckten und ihre zerfransten Schmalseiten niederhängen ließen wie in einem Beduinenzelt.

Als Lilly aus dem halbdunklen Vorraum in das grelle Reich zerstreuten Wolkenlichtes trat, das schon halb im Himmel zu liegen schien, fand sie ihn in einem lohfarbenen Sackanzug mit grünen, plattgetretenen Schlappschuhen, über die rotkarierte Renommierstrümpfe herniederhingen, vor einer orientalischen Kaffeeplatte auf dem Boden hocken und in einer ausgegangenen Wasserpfeife stochern.

„Potzwetter," sagte er statt des Gegengrußes und ohne aufzustehen, „so'n Besuch lohnt sich."

Aber als Lilly Miene machte, sich wieder zurückzuziehen, war er mit Windeseile auf den Beinen, hob mit den Schultern die Beinkleider hoch, und ihr ein Rohrstühlchen anbietend, von dem er mit den Rockärmeln den Staub hinweggewischt hatte, sagte er: „Setzen Sie sich man, Kindchen. Wenn ich auch augenblicklich mehr die Töpferei betreibe und für die schöne Helena selber keine

Verwendung hätte, so was wie Sie lass' ich mir doch nich aus den Lappen jehn."

Lilly überreichte ihm das Schreiben ihres Gönners, das sie am Tage vorher erhalten hatte, und klärte ihn über seinen Irrtum auf. „Nun wird sich sein Benehmen wohl ändern," dachte sie. Aber nichts dergleichen geschah.

„Pfui Spucke!" sagte er, sich den Kopf kratzend. „Ja, edelste der Frauen, warum sind Sie auch so scheen? Eine verflossene Jeneralin" — also auch hier war sie schon wieder die Generalin — „habe ich mir immer mit 'n Kneifer und ne Stuartfraise vorjestellt, und nu ereichnet sich so wat."

„Dann wissen Sie vielleicht auch, welches der Grund meines Besuches ist?" fragte Lilly, die nicht den Mut hatte, sich diese Tonart zu verbitten.

Er schlug sich mit der fleischigen Hand vor die Stirn.

„Erlauben Sie! Erlauben Sie! Der brave Herr Dehnicke, wat nämlich mein trockner Brotherr is — ‚trocken' sowohl auf Brot wie auf Herr bezogen — hat mir allerdings vorjestern so einiges — . . . aber da ich an angeborener Begriffsstutzigkeit leide, so haben Sie vielleicht die Gewogenheit" — —

Als Lilly ihm die Art ihres Begehrens auseinandergesetzt hatte, brach er in ein unbändiges Gelächter aus.

„Das sollen Sie haben, edelste Frau, das sollen Sie jenießen! Selbst wenn Sie nich als Venus auf die Welt gekommen wären! So 'n Jux kommt nicht alle Tage vor! Ich zaubere Ihnen so viel Sonnenuntergänge auf Jlas, daß Sie bis an Ihr Lebensende keinen Himbeer mehr vertragen können."

Lilly war sich nicht im Zweifel darüber, daß sie als die vornehme Frau, die sie vorstellen wollte, das Atelier schon längst hätte verlassen müssen, aber ihr Verlangen, aus seiner Bereitwilligkeit Nutzen zu ziehen, war zu groß, als daß sie die mühsam eroberte Chance hätte wieder wegwerfen sollen.

„Was würde Anna von Schwertfeger in solch einer Lebenslage wohl getan haben?" fragte sie sich.

Und dann — den Kopf in den Nacken werfend — sagte sie: „Es wären nur leider dabei noch einige Bedingungen zu regeln. Die erste, daß ich genau erfahren muß, welche Honoraransprüche Sie an mich zu machen haben, damit ich weiß, ob ich eine so wertvolle Mühewaltung auch genügend zu würdigen vermag, —“

Er schnitt ein etwas verblüfftes Gesicht und meinte, das würde ja wohl Herr Dehnicke besorgen.

„Herr Dehnicke hat mit meinen pekuniären Angelegenheiten nicht das mindeste zu tun,“ erwiderte sie. „Sollten auf diesem Gebiete Mißverständnisse vorliegen, so“ — und sie griff nach ihrem Sonnenschirm; die Handschuhe hatte sie noch an.

„Na, na, man nich jleich so heftig,“ meinte er, sann einen Augenblick nach und nannte dann eine entsprechende Summe, — fünf Mark für die Vormittagszeit.

„Der Rubinring,“ dachte Lilly und nickte.

„Nu bin ich aber auf die zweite neujierig,“ sagte er.

„Die ist für mich noch wichtiger als die erste. Nämlich, — — daß ich als Dame behandelt werde.“

„Ach so,“ rief er. „Ich bin Ihnen nich fein genug? — Das werden wir gleich befingern ... Ich kann blumenhaft fein sein, sag' ich Ihnen. Ich habe überhaupt sechs verschiedene Grade von Feinheit, da brauchen Sie bloß zu wählen: Feinfein, superfein, hochfein, mittelfein, poplig und hundsgemein. Also bitte, bedienen Sie sich.“

Dieser Scherz und einige andere ähnlichen Kalibers gefielen Lilly so gut, daß sie ihre Ansprüche, als grande dame zu gelten, vorläufig fallen ließ und zufrieden war, wenn er ohne Hofmacherei als „Gut Freund“ mit ihr verkehrte.

Doch ihre Mahnung hatte geholfen, und als sie am nächsten Tage wiederkam, hatte er sogar ein Paar Stiefel an.

Für die Folge erwies er sich als ein verständiger und umsichtiger Lehrmeister, der nicht zu hoch mit ihr hinaus wollte und auf ihre kindlichen Pläne wohlwollende Rücksicht nahm.

Er hatte sich für ihre Zwecke eine eigene Gelatine-

technik zurecht gemacht, durch die der Transparenz der Farben eine höhere Leuchtkraft gegeben wurde, und war unersättlich im Ersinnen neuer Wirkungen.

„Ich mach' Ihnen ein halbes Dutzend Sonnenverblutungen," sagte er, „mit denen schlagen Sie die gesamte Konkurrenz. ... Und vor allem jene höchst gewissenlose Madam, die die allerknalligsten Frechheiten liefert.... Ich meine natürlich die Natur."

Und während sie auf irgend einer Fensterscheibe herumpinselte, stand er, türkischen Tabak rauchend oder Ingwer kauend, vor einem der Modellstühle, die die Mitte des Atelierraumes erfüllten, und „töpferte" darauf los.

Zumeist waren es menschliche Figuren von drittel oder halber Lebensgröße, die er „aus der Tiefe des Gemüts" emporwachsen ließ, geharnischte Ritter mit Bannern, altdeutsch gekleidete Mägdelein, die in rätselhafter Zwecklosigkeit die Arme emporstreckten, allegorische Frauengestalten, die das gleiche taten, Trompeten blasende Herolde, ab und zu auch eine Sezessionsfigur mit überschlanken Ringelgliedern, die — wie der Nixenleib in den Fischschwanz — in eine Aschenschale, einen Wassernapf, oder sonst ein „gefälliges" Gebrauchsobjekt ausliefen.

Und derweilen lehnten und hingen an den Wänden verstaubte und halb vollendete Bilder und Skizzen von kühn ausholender Erfindung und schwelgerischer Farbenfreude, — Arbeiten, von denen jede den Stempel unbekümmerten Wollens und lachenden Könnens auf der Stirn zu tragen schien.

Da war eine halbzerstörte Kirche in einem Tropenwalde, auf deren Hochaltar eine Herde Affen sich jagte, da war in herzbeklemmender Wüstenöde ein Haufe stumpfsinniger Kamele, die schnüffelnd einen toten Löwen umdrängten, da war vor allem eine kettenbeladene nackte Frau, deren blühender, leuchtender Leib an einen dürstenden Felsen geschmiedet stand, während zu ihren Häupten eine Horde schwarzer, rotäugiger Geier lauerte.

Und noch vieles andere war da, das von Kraft und

Ursprünglichkeit zeugte, aber das kettenbeladene Weib blieb Lillys Lieblingsstück.

Und eines Tages wagte sie ihren Lehrer zu fragen, warum er das alles verkommen lasse, anstatt es für die Ausstellung fertig zu machen.

„Weil ich Kitsch mit Soße zu fabrizieren habe, Sie ahnungsloser Engel Sie," erwiderte er und klatschte lachend einen nassen Tonklumpen gegen das Bein der allegorischen Dame, die er gerade unter den Händen hatte. „Weil die Welt Lampenfüße und Blumenvasen braucht, aber keine ewige Schönheit, die noch dazu ihren eigenen Witz im Leibe hat. ... Weil es ‚imitierte Bronzewarenfabrikanten' gibt, die einen vor dem Verrecken schützen, und weil man schließlich ein Kerl mit gesunden Zähnen ist, der was vom Leben zu knabbern haben muß, der, nachdem er zwanzig Jahre gehungert hat, auch mal mitlaufen will in dem großen Dionysoshaufen. ... Verstehen Sie das, Sie Kaffeekränzchenseele Sie?" —

„Aber die Kettenbeladene dort, warum beenden Sie die wenigstens nicht?" mahnte Lilly.

Er lachte in Selbsthohn hell auf und warf sich der Länge nach auf den pelzbedeckten Diwan, der in der dunkelsten Ecke des weiten, glaswandigen Raumes stand. Dann sprang er wieder in die Höhe und bot ihr schweigend den Ingwertopf, den er stets in seiner Nähe hielt.

Sie dankte und bat sich eine Antwort aus.

„Ja, lieber Gott, ahnen Sie denn nicht," erwiderte er, „wie schwer in dieser Welt ein jeder an seinen eigenen Ketten zu tragen hat? ... Da müßte schon ein Feuer vom Himmel fallen und einem die Handschellen zusammenschmelzen. ... Oder die Göttin müßte höchstselber herniedersteigen, müßte Korsett und Höschen auf jenen Stuhl legen und sagen: ‚Hier bin ich, mein Herr, dies ist der schaumgeborene Leib. Nun los, — nun schauen und malen Sie sich satt'."

Er hatte Ingwer kauend sich vor sie hingestellt und hob die gefalteten Hände zu ihr empor.

„Sie sehen mich so an," sagte sie, in Verwirrung geratend, „was habe i ch damit zu tun?"

„Ich sag' gar nichts," rief er. „Da hab' ich einen viel zu niederträchtigen Respekt zu. . . . Aber wenn meine kettenbeladene Schönheit einmal genug nach Befreiung geschrieen haben wird — denn das tut sie Tag und Nacht, manchmal kann ich gar nicht einschlafen, so schreit sie — dann wird vielleicht ein Wunder geschehen, und eine, die jetzt gerade bis in die Augäpfel hinein rot wird, die wird kommen und —"

„Ich denke, wir wollten arbeiten," sagte Lilly. —

Von jenem Tage an hütete sie sich wohl, das Gespräch auf jenes Bild zu bringen, sie wagte nicht einmal mehr hinüberzuschielen, wenn Herr Kellermann es bemerken konnte, aber noch oft kam er mit bittenden Anspielungen auf den vermessenen Wunsch zurück, der ihm nicht mehr aus dem Kopfe zu weichen schien, bis sie es sich schließlich ein für alle mal verbat.

Ihr Lerneifer wuchs derweilen von Tag zu Tag. Die Stunden waren ihr nicht mehr genug, sie mußte zu Hause weiterschaffen. Und als sie mit Ausnutzung des neu erworbenen Könnens die auf Vorrat gekauften Glasplatten einer abermaligen Behandlung unterwarf, kamen nach ihrer und Frau Laues Meinung höchst achtungswerte Leistungen zu stande.

Im Hintergrunde „verblutete" die Sonne sich vorschriftsmäßig über kornblumenblauen Hügelzügen, und vorne stand dunkel und schweigend ein aus Grasrispen und Farnwedeln geklebter Wald, der irgendwann zwischen der Jura- und der Steinkohlenperiode zu Hause sein mochte und in dessen Schatten ein frühreifes Menschengeschlecht seine Hütten gebaut und festlich beleuchtet hatte. —

Ihrem Lehrer davon etwas zu zeigen, fand sie nicht den Mut, denn er hatte erklärt, er wolle mit den geklebten Greueln grundsätzlich nichts zu schaffen haben, aber daß Herr Dehnicke sah und bewunderte, was sie inzwischen gelernt und geleistet hatte, wäre ihr eine große Freude gewesen.

Leider hatte er seit jenem Briefe nichts mehr von sich hören lassen, und Lilly schämte sich ein wenig, so leichten Kaufes abgetan zu sein.

Aber eines Tages sagte Herr Kellermann: „Weiß der Deibel, in der Zinkgußbranche scheint eine plötzliche Hausse ausgebrochen zu sein. Unser gemeinsamer Herr Dehnicke kann sich an Aufträgen gar nicht genug tun, und alle zwei Tage is er oben und besieht sich die Fortschritte.“

In der Art, mit der er sie dabei anzwinkerte, lag etwas, das sie rot werden ließ, das sie beunruhigte und doch mit leiser Befriedigung erfüllte.

Und endlich, als alle sieben Glasplattenpaare vollgemalt waren und das Übermaß ängstlichen Stolzes sich nicht mehr ertragen ließ, faßte sie sich ein Herz, und auf dem schönen Elfenbeinpapier mit der goldenen siebenzackigen Krone — noch waren etwa zwanzig Bogen davon übrig — schrieb sie ihm, da er ein so liebenswürdiges Interesse an ihr genommen habe, bäte sie ihn am nächsten Sonntag Nachmittag — und so weiter.

Umgehend kam seine Antwort.

Mit ihrem gütigen Schreiben sei sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen, denn daß er ihr nur aus Zartgefühl so lange fern geblieben sei, daran werde sie hoffentlich nie gezweifelt haben.

Und dann — um die bewußte Sonntagnachmittagsstunde — kam er selber.

Lilly hatte einen Gladiolenbusch in die Punschterrine gestellt und rosa Nelken hinter dem Lampenschirmkasten verankert. Vor den Fensterscheiben hingen an seidenen Bändern die Sonnenuntergänge, wie rotflammende Feuersbrünste anzuschauen, und warfen ein magisches Alkovenlicht auf das bunte Gerümpel, das Frau Laue, zusammen mit sich selbst, aus besseren Zeiten herübergerettet hatte. Lilly sah in der weißen Spitzenbluse, die sie eigenhändig gewaschen und gebügelt hatte, licht und festlich aus, und als sie Herrn Dehnicke, der in Lackschuhen und Zylinder dienernd in der Stubentür erschien, die Hand zum Willkomm entgegenstreckte, war sie ganz wieder die

gütig unnahbare Weltdame, als die sie vor drei Wochen, gebend mehr als begehrend, sein Kontor betreten hatte.

Umso befangener schien ihr Gönner.

Er sog, ein wenig schnüffelnd, den Armeleutsdunst ein, der vom Korridor her in Frau Laues gute Stube gedrungen war, sah unruhig an den Wänden auf und nieder und tat überhaupt, als ginge er verbotene Wege.

Wie glücklich er wäre, daß sie ihm endlich die Erlaubnis gegeben habe, — und er hätte nicht zudringlich erscheinen wollen, — und er würde auch noch länger gewartet haben, wenn ihre Zeilen ihn nicht endlich aus seinen Zweifeln gerissen hätten . . . Das alles, was ungefähr schon in seinem Briefe gestanden hatte, sagte er noch einmal in einer überstürzten, zaghaften Weise, die sich mit der Eleganz seiner Erscheinung und seiner sonstigen Frostigkeit nicht wohl zusammenreimen ließ.

Sie ihrerseits dankte ihm freundlich für die erwiesenen Gefälligkeiten, bedauerte ihn heraufbemüht zu haben und fühlte dabei, wie sie sich — halb wider Willen — mit jedem Worte mehr in die Rolle der „Generalin" zurückspielte, die in ihrem Salon mit sanfter Herablassung die Honneurs macht.

Und allgemach ging sie, gleichsam beiläufig, dazu über, von ihrer jungen Kunst zu sprechen, bedauerte ihr Unvermögen und wies nach den Fenstern, vor denen die Sonnenuntergänge glühten.

Er sprang auf, schwieg erst eine kleine Weile und erging sich sodann in Ausrufen der Begeisterung, die er, jedesmal einen kleinen Anlauf nehmend, mit einer gewissen geschäftsmäßigen Eintönigkeit, verlegen lächelnd, aneinander reihte.

Aber Lilly war viel zu glücklich, um den Ton seiner Kritik irgend einer argwöhnischen Prüfung zu unterwerfen.

Ob sie Herrn Kellermann diese Arbeiten schon gezeigt habe, fragte er dann.

Sie gestand, daß ihr die Courage gefehlt habe. „Und dann hatten Sie ja auch das nächste Anrecht daran," fügte sie hinzu.

Er sah dankbar und huldigend zu ihr empor und meinte: „Wenn Sie es noch nicht getan haben, so rate ich Ihnen, es auch in Zukunft zu unterlassen. Der Mann, so willig er scheint, ist von einem unmäßigen Künstlertik besessen — und es könnte doch sein, daß — —“

Er schwieg, als fürchtete er mehr zu sagen.

Lilly faßte sich ein Herz und fragte scheinbar obenhin, ob er glaube, daß sie für diese Arbeiten schon einen Käufer finden werde.

Er schwieg wiederum und kratzte sich mit dem Zeigefinger die Stelle, an der der linke Schnurrbartflügel festgewachsen war. Dann legte er den runden, glatten Kopf noch mehr auf die Seite und sagte, jedes seiner Worte wägend: „Das beste wird sein, gnädigste Frau, Sie lassen mich die Sache machen. Ich habe meine Verbindungen. . . . Ich kenne die Charaktere der Käufer . . . Lege ich einen Bronzerahmen darum, oder sonst etwas, was in mein Fach fällt, so kann ich Ihre Arbeiten vielleicht sogar als eigenen Artikel verwerten.“

Die Dankbarkeit stieg heiß in ihr empor.

„Ach, wenn Sie das wollten,“ rief sie, seine Hand ergreifend, „wenigstens so lange, bis ich mir einen eigenen Wirkungskreis erobert habe.“

Er war unter ihrem Händedruck rot geworden bis unter die Haarwurzeln.

„Dazu ist aber vor allem nötig,“ sagte er, befangen an ihr vorüberschauend, „daß gnädigste Frau sich nicht länger weigern, das Heim zu begründen, das Ihrer würdig ist.“

„Sehr gerne werde ich das,“ erwiderte sie heiter, „sobald ich die Mittel dazu haben werde.“

„Das kann Jahre dauern,“ warf er ein.

„So lange eben werde ich warten.“

„Und wenn ich mir nun die Bitte erlaube,“ stammelte er, „nochmals darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß ich als alter und intimer Freund Ihres Bräutigams berechtigt bin — —“

Sie wuchs empor.

„Wenn mein Bräutigam,“ sagte sie, „sich in Zukunft

meiner annehmen wollte oder könnte, so würde ich es vielleicht nicht abzulehnen brauchen, sonst aber darf ich niemandem in der Welt, auch seinem besten Freunde nicht, gestatten, mir Anerbietungen zu machen, die mich bestenfalls nur demütigen können."

Sie wandte sich ab, um die Tränen der Kränkung zu verbergen.

Er bat zerknirscht um Verzeihung, aber dabei saß in seinem Auge etwas wie ein kleiner, verlegener Triumph.

Und als man abgemacht hatte, daß er die Glasplatten morgen durch einen seiner Wagen abholen lassen würde, und das sozusagen Geschäftliche hiermit erledigt war, bat er bescheiden um die Erlaubnis, noch einen Augenblick verweilen zu dürfen, — es sei seinem Herzen Bedürfnis, noch ein paar Worte über den fernen Freund mit ihr zu reden. Er hätte ja sonst nie Gelegenheit dazu.

„Es ist gewiß auch für mich ein großes Glück," erwiderte Lilly, zum Sitzen einladend, „daß ich jemanden gefunden habe, zu dem ich von meinem Bräutigam sprechen kann."

Das Wort „Bräutigam" ging ihr nun schon ganz geläufig, wie etwas durchaus Naturgemäßes über die Lippen. Sie fühlte eine kleine Rührung dabei, und daß gar dieses Bräutigams „alter und intimer Freund" ihr tröstlich gegenüber saß, war noch ein besonderes Glück.

Da übrigens der Fall des Längerbleibens vorhergesehen und besprochen war, so brauchte sie nur zu klingeln, und Frau Laue erschien in dem berühmten braunen Samtkleide und der jetbesetzten Trikottaille, deren viereckiger Halsausschnitt durch ein weißseidenes Fichu aus Lillys Schätzen schämig verhüllt war, trug ein Teebrett mit zwei höchst manierlichen Mokkatassen in der Hand und machte bei der Vorstellung einen Hofknix, wie er auf dem Feste des Prinzen Orloffski nicht vornehmer zu sehen gewesen war. Als sie einige schickliche Worte über die großen Mimen der Vergangenheit und deren ihr eigenhändig gewidmete Bilder gesprochen hatte, verschwand sie wieder, wie sich's gehörte.

Lilly zeigte sich als eine Hausfrau großen Stils, und mit dem Kaffeeduft verschwebte über allem der Geist versunkener besserer Tage.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Woche später brachte der Geldbriefträger für Frau Lilly Czepanek eine Postanweisung, lautend auf zweihundertzehn Mark ... Absender: Richard Dehnicke, in Firma Liebert & Dehnicke, Kunstgießerei und Metallwarenfabrik ... Auf der linken Seite stand der Vermerk: „Sieben Landschaften auf Glas in Malerei und getrockneten Blumen verkauft zu dreißig Mark das Stück."

Der Grund zu einer künftigen Existenz war damit gelegt.

V

Nun folgten glückliche Zeiten.

Für einen Teil der verdienten Summe kaufte Lilly neues Material zusammen, und bald entbrannten neue Sonnenuntergänge hinter frischgeklebten Wäldern.

Wenn sie, schlaflos vor Überarbeitung, die heißen Spätsommernächte über in ihrem Bette lag, erging sie sich in ungezähmten Plänen, was sie beginnen würde, wenn ihre Kunst sich die Welt erobert hätte.

Ein Atelier errichten, wie Herr Dehnicke, ein Dutzend Arbeiterinnen annehmen, wie Frau Laue es verlangte, — diese als oberste Aufseherin dabei — das verstand sich als Vorbedingung von selbst. . . . Dann: den verschollenen Vater aufsuchen, die arme irrsinnige Mutter in eine vornehme Privatanstalt überführen. . . . Was sonst? . . . Für Walter sorgen natürlich . . . Jetzt, da sie sich als seine Braut fühlte, da ihre Zukunft auch die seine war, lag diese Pflicht als Selbstverständlichkeit auf ihren Schultern. Hierzu mußte er sich freilich erst gemeldet haben. Aber daß er eines Tages, wenn er nicht aus nicht ein mehr wußte, in irgend einer Weise würde von sich hören lassen, das war ja klar. Und dann wollte sie hinübersenden, — reichlich, — im Übermaß — alles, was ihre Kunst ihr in den Schoß warf.

Nein, alles nicht. Eine Aufgabe, die höchste, die heiligste, an die allein zu denken schon Vermessenheit war, stand riesengroß über dem Leben.

Gleichviel, ob der Vater sich wiederfand oder nicht, sein Werk, das unsterbliche, durfte dem zeitlichen Vergessen nicht anheimfallen. Harrend künftiger Erlösung schlief die Partitur des „Hohen Liedes“ nach wie vor im Dunkel des verschlossenen Koffers, doch sie schlief nicht

mehr so traumlos fest wie in den jüngst vergangenen Jahren. . . . Sie begann sich zu regen und zu mahnen; ein Rauschen, ein Klingen ging von ihr aus, erfüllte das Tagwerk, schwirrte durch den Nachtschlaf und ließ Akkorde und Melodien erwachen, wenn man sie am wenigsten erwartete.

Von den blauen Hügeln her, über denen die Flammensonne zerfloß, kam, wie von einem Abendwinde getragen, ein leiser Singsang: „Wie schön wandelst du, o Fürstentochter."

Und aus den dunklen Tiefen der fabelhaften Wälder flatterten Liedfetzen von der Rose im Tal und der Blume zu Saron. . . . Es war beinahe, als ob die unsichtbaren Menschlein sängen, die hinter den Pappwänden ihrer hellfenstrigen Hütten ein vergnügliches Dasein führten. . . . Und wie sie, so würden einst alle auf Erden des Schatzes teilhaftig werden, zu deren Hüterin sie vom Schicksal bestimmt war.

Wo sie auch ging und stand, was sie auch tat und dachte, aus allen Winkeln zogen die Hoffnungen hervor und winkten und lachten sie an. Ein neues, größeres, reineres Leben mußte beginnen. Jener goldene Faden, den einst das Brotmesser der wahnsinnig werdenden Mutter durchschnitten hatte, knüpfte sich wieder und zog sie empor in Ahnungen von einer segnenden Weihe, die zu erbeten und zu erkämpfen war.

Noch ein paar Monate so vorwärts, und alles konnte werden. — —

Aber wie ein Glück selten allein kommt, so ereignete es sich, daß — Wunder über Wunder! — ihr Bräutigam plötzlich ein Lebenszeichen von sich gab.

Es war an einem der ersten Septembertage gegen die zwölfte Stunde, da erschien Herr Dehnicke unangemeldet vor ihrer Tür.

Da sie nicht ganz angezogen war, wollte sie ihn erst nicht hereinlassen. Aber er erklärte sein Kommen als so dringend, daß sie nicht wagte ihn abzuweisen und ihn mit tausend Entschuldigungen in ihrem Morgenrock empfing.

Er ließ einen scheu bewundernden Blick an ihr entlanggleiten und zog dann ein breitgeschnittenes, fremdartig anzuschauendes Stück Papier aus der Tasche, das sich als ein Scheck der „Lincoln- und Ohiobank“ entpuppte, lautend auf zweitausend und einige Mark.

„Was soll ich damit?“ fragte Lilly.

„Lesen Sie hier den Begleitbrief an mich,“ erwiderte er, einen großen Bogen auseinanderfaltend.

Darin wurde dem „Dear Sir“ mitgeteilt, daß Mr. Walter von Prell fünfhundert Dollar eingezahlt habe, damit er sie der „Baroneß“ Lilly von Mertzbach übermitteln möge.

Ein Sturm dankbarer Rührung kam über sie.

Das Taschentuch vor die Augen drückend, ging sie im Zimmer auf und nieder.

Sie hatte für ihn sorgen wollen, nun sorgte er für sie.

Dann stieg ein Mißtrauen jäh in ihr auf.

Sie blieb stehen und sah bald den Scheck, bald Herrn Dehnicke an.

Beide hüllten sich in Schweigen.

„So erklären Sie doch,“ rief sie ganz ratlos.

„Was kann ich erklären, gnädigste Frau?“ erwiderte er. „Ich bin doch bloß der Vermittler oder, wenn Sie so wollen, der Verwalter in dieser Angelegenheit, die im Grunde nur Sie und Ihren Verlobten etwas angeht.“

„Hätte er wenigstens seine Adresse angegeben,“ rief sie.

„Es sieht beinahe so aus,“ bemerkte er, „als wolle er seine Spuren verwischen.“

Das war alles so abenteuerlich und sah Walter so wenig ähnlich — man wußte wahrhaftig nicht aus noch ein.

Aber da stand: „Baroneß Lilly von Mertzbach.“ Er war der Einzige, der von der Aberkennung ihres Frauennamens nichts wissen konnte. Das allenfalls sprach für die Wahrhaftigkeit der Sendung.

Herr Dehnicke hatte den Kopf auf die linke Seite gelegt wie üblich und sah sie in ruhiger Ehrerbietung an — der unschuldige Mittelsmann und weiter nichts.

„Nach dieser unverhofften Wendung der Dinge,“ sagte

er dann, „versteht es sich wohl von selbst, daß gnädige Frau sich nicht länger weigern werden, zu der Art von Leben zurückzukehren, die Ihrer gesellschaftlichen Stellung entspricht und für die Verwertung Ihrer Arbeiten nun einmal notwendig ist.“

Sie schüttelte den Kopf, die Lippen zusammenbeißend.

Aber da wurde er energisch, — energischer, als sie es seiner Bescheidenheit zugetraut hätte.

„Sie *müssen* es tun,“ drängte er, „um seinetwillen müssen Sie es tun. — Ich bin ihm dafür verantwortlich. Wenn er wiederkommt und Sie zur Frau haben will, dann darf er keine Deklassierte finden. Dafür bin ich ihm verantwortlich.“

Da bat sie sich Bedenkzeit aus. — — —

Von nun an waltete der ferne Geliebte mit einem gewissen Nachdruck über ihrem Leben. Was vorher ein Spiel der Phantasie gewesen war, wurde beinahe zur Wirklichkeit.

Nicht, daß sie bedingungslos an ihn als den wahrhaften Urheber der geheimnisvollen Sendung geglaubt hätte, — im Gegenteil — die Stimme, die ihr sagte: „Hier wird ein Spiel mit dir getrieben,“ ließ sich nicht zum Schweigen bringen, aber sie hatte Furcht, auf sie zu hören oder gar Folgerungen zu ziehen und Entschlüsse zu fassen, denn wenn der einzige Freund, den sie hier hatte, ihr verloren ging, was dann? —

Um über alle diese Zweifel hinwegzukommen, arbeitete sie fleißig, und fast allwöchentlich wurde ein neuer Schub von Sonnenuntergängen zum Abgeholtwerden fertig. Daneben gab es jetzt auch noch andere Motive, die Herr Kellermann ihr inzwischen beigebracht hatte: Eine gotische Kathedrale auf senkrecht emporschießendem Felsen, ein Jagdschloß mit vielen leuchtenden Fenstern und — als Hauptstück — einen Mondaufgang über ruhigem Meer, dessen Silberlicht die geklebten Farnstengel düster durchgitterten.

So kam der Oktober heran.

Am ersten Sonntag des Monats holte Herr Dehnicke

sie zu einem Spaziergang ab. Das hatte sich schon zweimal ereignet, und Lilly war ihm gern gefolgt. Hätte er ihr gar angeboten, sie ins Freie zu führen, so wäre sie vollends glücklich gewesen.

Die herbstliche Nachmittagsonne lag friedlich auf dem zerfaserten Blattwerk der längst halbkahlen Bäumchen, die das viereckige Wasserbecken umrandeten. Menschenhäuflein zogen zwecklos schlendernd an ihm entlang und sahen gelangweilt und verdrossen drein. Schon streckte der Winter seine vereisenden Arme nach den Gemütern aus. . . .

Beide gingen durch viele fremde, menschengefüllte Straßen, und Lilly empfand freudig, was es bedeutete, in dieser Wirrnis einen Beschützer und Führer an ihrer Seite zu haben.

Herr Dehnicke, der lange in sich hineingegrübelt hatte, begann endlich: „Sind Sie über Ihr künftiges Leben bereits zu einer Entscheidung gekommen, gnädigste Frau?"

Lilly antwortete nicht.

Sie war fest entschlossen, jedes hierauf bezügliche Anerbieten abzulehnen. Aber sie fand es so himmlisch, sich bitten zu lassen. Man fühlte doch wieder, daß man etwas wert war auf der Welt.

„Wenn ich das Recht hätte, für Sie zu wählen," fuhr er in seiner bescheiden förmlichen Weise fort, „ich glaube, ich würde schon ein Winkelchen finden, das Ihnen Freude macht."

„Das glaub' ich nun freilich nicht," erwiderte sie, halb scherzend. „Oder nehmen Sie an, daß unser Geschmack ganz und gar der gleiche ist?"

„O nein! — So vermessen bin ich nicht. Aber da hab' ich zum Beispiel unlängst, als ich eine Kundin besuchte, die jetzt gerade verreist ist, ein Heim gesehen, das, wenn ich mich nicht sehr täusche, Ihnen durchaus nicht mißfallen würde."

„Schade, das hätt' ich auch gerne gesehen — schon, um zu wissen, ob Sie die richtige Meinung von mir haben."

Er wurde nachdenklich. „Das sollte sich doch machen

lassen. Das Dienstmädchen wird heute am Sonntag allerdings nicht zu Hause sein, aber die Portiersfrau, die den Schlüssel hat, kennt mich. Und wenn Sie wollen —"

Lilly fürchtete sich ein wenig, in eine gänzlich fremde Wohnung einzudringen, aber er besiegte ihre Bedenken, rief eine Droschke heran und führte sie in den westlichen Stadtteil, in dem die Häuser stattlicher und die Menschen vornehmer aussahen und wo an einem blauen Kanalwasser entlang herrliche Kastanien auf samtgrünem Rasen standen.

„Ach, muß es ein Glück sein, hier zu wohnen!" rief sie.

Vor einem Eckhause des Königin-Augusta-Ufers hielt der Wagen.

Dehnicke stieg aus, sprach einige Worte zum Fenster der Portierloge hinein — ein Schlüssel wurde ihm herausgereicht, und beide stiegen die geschnitzte Eichenholztreppe hinan, deren Stufen mit einem dicken, kirschroten Läufer belegt waren. Wie anders ging es sich hier, als auf den kahlen Steinklötzen zu Hause, auf denen die Füße einem weh taten!

Im zweiten Stockwerk hielt er an, zog vorerst, der Höflichkeit halber, die Klingel — denn das Dienstmädchen konnte doch immerhin zu Hause sein — und drehte dann, als niemand sich melden kam, den Schlüssel in der Tür.

Lilly versuchte derweilen den Namen zu lesen, der daneben auf einem ovalen Porzellanschilde stand, aber die Dämmerung, die in dem Treppenflur herrschte, erlaubte es nicht.

Aus einem schmalen, stockdunkeln Vorraum, in dem es nach Ölfarbe roch, traten sie in ein einfenstriges, teppichbelegtes Zimmer, an dessen Wänden lange, mit grüner Seide verhangene Glasschränke standen und das außer zwei Fauteuils und ein paar Goldstühlchen nur einen großen, dunkelpolierten Eßtisch aufwies.

„Dies ist ursprünglich das Speisezimmer," sagte Herr Dehnicke. „Es würde aber als Musterraum und Privatatelier auch für Sie nicht schlecht zu verwerten sein."

Und Lilly, die ihm gern widersprochen hätte, mußte ihm zustimmen.

Daran schloß sich auf der rechten Seite ein Schlafzimmer mit erdbeerfarbenen Cretonnedraperien, rosa lackierten Möbeln und einer bauschigen, seidenen Steppdecke auf dem breiten Himmelbett, dessen Vorhänge von einer mattgoldenen, siebenzackigen Krone zusammengehalten wurden.

„Ist Ihre Kundin denn adlig?“ fragte Lilly, von einem unbestimmten Neidgefühl ergriffen.

„Daß ich nicht wüßte,“ erwiderte er, „aber vielleicht ist sie eine Geborene.“

Lilly seufzte ein wenig, ihres elfenbeinernen Necessaires und der kronengestickten Wäsche gedenkend, die sich in Frau Laues dumpfigen Kommoden herumtrieb. Wie schön wäre das alles hier am Platze gewesen! Voll Inbrunst atmete sie den zarten Fliederduft, der wie der Hauch eines aristokratischen Frühlings den ganzen Raum durchdrang, und verglich ihn schaudernd mit dem Armeleutsgeruch, der, wie krampfhaft sie auch lüften mochte, mit tödlicher Sicherheit gegen ihre Dresdner Schätze zu Felde zog.

„Die Glückliche,“ sagte sie leise.

Nur, daß von dem Leben und Wirken der Bewohnerin gar keine Spur sich finden ließ, kein seidenes Band, kein Schlafrock, kein Stücklein Unterzeug, das wunderte sie.

„Sie wird es weggeschlossen oder mitgenommen haben,“ meinte Herr Dehnicke. . . .

Dann kehrte man in das Arbeitszimmer zurück, durchschritt es und kam durch dessen andere Tür in einen kleinen Ecksalon, der ganz und gar von rotdunstigem Sonnenlicht durchflutet war.

Lilly schlug in hellem Entzücken die Hände zusammen.

Da war ein zartrosiger Teppich mit verschwimmendem Rankenwerk darin, da war ein süßer, kleiner Kristalllüster, in dessen Prismen siebenfarbige Lichter spielend zuckten, da waren rötlich-dunkle Mahagonimöbel mit bronzenen Statuetten darauf, — eine Badende, die sich mit vorgestreckten

Armen zum Wasser herniederneigt, eine Schnitterin, die zum Abendgebet die Hände faltet und anderes ähnlicher Art. Da war ein Bibliothekschränkchen mit gebundenen Familienblättern darin, da war ein Damenschreibtisch, da waren Ölbilder an den Wänden, da war sogar ein Pianino!

„Ein Pianino!" seufzte Lilly, in klagender Seligkeit die Augen schließend.

Auch Lebendes fand sich vor. Vor einem der drei Fenster stand ein Aquarium, sonnendurchleuchtet, mit rot blinkenden Schleierfischchen darin, von einer breitblättrigen Palme überragt, und von einem anderen her piepte grüßend ein zahmer Zeisig.

Lilly gedachte ihres einstigen lichtblauseidenen Reiches. Wie schlicht und wie vogelnestig war dies alles, verglichen damit, und doch wie unfaßbar herrlich und hold, wenn sie die Greuel daneben hielt, zwischen denen sie hauste!

„Das ist ja ein Paradies!" jubelte sie, hätte aber beinahe zu weinen begonnen.

„Hier ist noch ein anderes Zimmer," sagte Dehnicke, eine Tür öffnend, die Lilly bisher nicht beachtet hatte. „Es hat seinen eigenen Eingang vom Flur her und ist von der Bewohnerin wohl als Fremdenzimmer oder sonst was gedacht. Wenn gnädigste Frau hier zu Hause wären, so würde es sich als Werkstatt für etwaige Hilfsarbeiterinnen vortrefflich verwerten lassen."

Lilly schaute hinein. Der Raum war einfacher, doch nicht ohne Sorgfalt ausgestattet. Grüngraue Polstermöbel umlagerten einen weitausladenden Mitteltisch, und in einer Ecke stand ein bequemes, messingknöpfiges Bett.

„Das müssen wir uns natürlich wegdenken," erläuterte Dehnicke.

Es war wirklich ein Wunder, wie alles für ihre Zwecke paßte.

Dann kehrte man in den Salon zurück, und Lilly bemerkte jetzt erst, daß das beinahe lebensgroße Porträt, das in geschnitztem Prunkrahmen über dem Sofa hing und

gleichsam den Mittelpunkt der gesamten Ausstattung bildete, mit einem blaßvioletten Flor so dicht verhangen war, daß Gestalt und Züge des Dargestellten sich nicht erkennen ließen.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte sie.

Dehnicke zuckte die Achseln und wies nach dem Schreibtisch hin, auf dem eine Photographie, die einzige, die die leere Brüstung zierte, den gleichen geheimnisvollen Schleier trug.

Von Neugier gepackt, versuchte Lilly die untere Ecke der Hülle, die das große Bild ihren Blicken verbarg, ein wenig in die Höhe zu heben.

„Ob ich's darf?“ fragte sie, zagend, wie wenn sie einen Diebstahl beginge.

„Wenn Sie die Courage haben,“ erwiderte er, und dabei schien es, als ob er ein wenig tiefer oder schwerer atmete als gewöhnlich.

Sie zerrte — zerrte stärker — der Flor fiel auf sie nieder — und vor ihr hing, mit farbigen Kreiden keck und flüchtig hingeworfen, in der Uniform seines früheren Regiments, ihr Freund und Verlobter: Walter von Prell!

Die Kniee zitterten ihr. Ganz eiskalt wurde ihr im Kopfe. Sie wehrte sich, zu glauben und zu begreifen ... Und dann fühlte sie sich von Herrn Dehnicke bei der Hand ergriffen und in den Treppenflur gezogen.

Ein Streichholz flammte auf.

Auf dem porzellanenen Schilde las sie, was sie vorher nicht hatte entziffern können:

Lilly Czepanek
Atelier für Blumenkunst.

Sie schrie hell auf, stürzte in den Salon zurück, warf sich in eine Sofaecke, und die Tränen des Verlangens und der Sehnsucht, die sie so lange zurückgehalten hatte, lösten sich in heißem, glückseligem Weinen.

Als sie wieder aufzuschauen wagte, sah sie ihn korrekt und bescheiden, mit seinem ernsten, nüchternen Gesichte wartend vor sich stehen.

Sie schämte sich, daß sie so glücklich war, und reichte ihm beklommen und dankbar die Rechte hinüber.

„Darf ich in meiner Eigenschaft als Vertreter Walters hoffen, den Geschmack der gnädigen Frau einigermaßen getroffen zu haben?“ fragte er.

An eine Weigerung wurde nun nicht mehr gedacht ...

VI

Die goldgefleckten Kuppeln der Kastanien wurden fahler, immer weiter griffen die Lücken, die der Herbstbrand hineingefressen hatte. Wo ehedem eine lichtaufsaugende Laubwölbung den Blick begrenzt hatte, ließ jetzt das Wasser des Kanals seine blanken Wellchen glitzern, langgestreckte Kähne, von Stangen mühsam weitergeschoben, zogen schwerfällig ihres Weges, und der struppige Wachthund bellte zu den vornehmen Fenstern empor.

Nun kamen graue Regentage feindselig daher geschlichen, und die Einsamkeit legte ihre Molluskenhand lähmend auf die Brust. —

Ja freilich, die Arbeit! Solange der erste Rausch andauerte und Lilly hoffen konnte, daß ihren Zukunftsplänen irgend eine Verwirklichung beschieden sein würde, war sie am Werke Tag und Nacht.

Aber der Aufschwung, der ersehnte, kam nicht. Die Offerten, die sie hatte drucken lassen, blieben unbeachtet, und Herr Dehnicke, der einzige Abnehmer, bat — zögernd zwar und befangen, aber immerhin verständlich genug — daß sie sich nicht beeilen möge, da das Verlangen der Käufer kein beängstigend reges sei.

Da erlahmte ihr Eifer allgemach. Sie ließ die Stunden bei Herrn Kellermann einschlafen, zumal sein Drängen, der „gefesselten Schönheit“ endlich Erlösung zu bringen, immer lästiger wurde. Sie verschloß die halbgefüllten Musterschränke und machte nur soviel fertig, als ihr Gönner bestellte und verwerten konnte.

O diese grausam dunkeln Tage, die kein Lachen erhellt, kein Warten verkürzt, kein Zweck miteinander verbindet!

Draußen in der Küche schaltete ein junges Dienst-

mädel, immer schweigsam, mit gierigen, allzu verstehenden Augen. Die Schleierfischchen bekamen jeden Morgen ihr frisches Wasser, und der kleine Zeisig piepte.

Wenn Abends die Lampen angezündet wurden und der Kristalllüster in blendendem Weiß erstrahlte, dann wurde es besser. Dann wanderte sie von Raum zu Raum, rückte an diesem Zierstück und an jenem und wiederholte sich unablässig, wie schön sie's hätte und wie glücklich sie wäre.

Aber was halfen die zartrosigen Teppiche mit den verschwimmenden Ranken darin, die weinrot dunkelnden Möbel und die mit Goldahnungen überhauchten Bronzeleiber? Sie, die übrigens im tiefsten Innern nichts wie Zinkguß waren, da sie ja der Fabrik von Liebert & Dehnicke entstammten. Und was half der holdselige Schreibtisch mit dem goldgekrönten Briefpapier darauf, wovon Herr Dehnicke gleich fünfhundert Bogen auf Vorrat hatte machen lassen? — Es gab niemand, der sich mit ihr freuen, niemand, den ihre Sehnsucht hätte herbeirufen können.

Oft setzte sie sich ans Klavier und ließ die Finger über die Tasten laufen. Aber sie tat es nicht mit der Freudigkeit, die sie von sich erwartet hatte. Die handfeste Schulung, die ihr im Elternhaus zu teil geworden, war längst zum Teufel gegangen. Was sie einst auswendig gekonnt, hatte sich verflüchtigt, und um neu zu lernen, fehlten ihr Ruhe und Geduld.

Ja, es war merkwürdig, welch eine Unruhe sie packte, sobald sie vor den Tasten saß! Ein Angstgefühl, eine Ahnung von äußerem Schrecken und innerem Unwert kam über sie. Sie konnte nicht anders, sie mußte den Deckel zuklappen und wieder umherwandern von Zimmer zu Zimmer, bis ihre Füße müde wurden und die zehnte Stunde sie zu Bette rief.

In diesen arbeitslosen, freudlosen Tagen war ein bohrendes, peitschendes Verlangen nach dem Manne in ihr erwacht, das ihre Nerven erzittern machte und ihr süß quälende Schauer über den Nacken jagte. —

Diese ganzen zwei Jahre lang hatten ihre Sinne ge-

schwiegen. Was die senile Verderbtheit des Obersten in ihr entzündet, was der Wirbel jener herbstlichen Liebeswochen zu hellen Flammen angefacht hatte, war in Reuetränen ertränkt worden. Für immer, wie es schien. — Nun stand es, beseligend und beschämend, wieder auf und ließ sich durch kein Gebet und keinen Vorwurf zum Schweigen bringen.

Oft war ihr zu Mute, als müsse sie auf die Straße hinaus, nur um den Blick irgend eines Fremden zu streifen und — wie in verflossenen Dresdener Tagen — das Begehren nach ihr in sehnsüchtig verschleierten Augen auflodern zu sehen.

Aber was ihr da unten begegnen konnte, war roh und gemein und ließ sie bei der bloßen Vorstellung vor Grauen erbeben.

Die einzigen Wege, die sie machte, galten ihrer alten Wirtin.

Wohl eine Stunde dauerte es, bis sie dort war, und mancher naive Bewunderer, mancher gewitzte Flaneur tauchte neben ihr auf und suchte ein gefälliges Gespräch in Gang zu bringen, aber immer rannte sie, sich schüttelnd, auf die andere Straßenseite. Und hätte doch manchmal gern Antwort gegeben.

Wenn sie im Bette die Augen schloß, träumte sie von willensstarken, scharf geschnittenen Männergesichtern, zu denen sie in anschmiegsamem Glücke emporsah.

Auch von Herrn Dehnicke, dem Treuen, dem Braven, Tüchtigen, träumte sie oft.

Wenn er eines Tages kam und mit dem Stottern geheimen Schuldbewußtseins, das sie so gern an ihm hatte, zu ihr sagte: „Ich liebe Sie unmenschlich und will Sie zu meiner Frau haben“ — was würde sie ihm antworten können?

Und allemal, wenn sie das dachte, hatte sie ein kleines, verstohlenes Wohlgefühl.

Nur von dem, der ihr nach Fug und Recht am nächsten stand, träumte sie nie. Manchmal, wenn ihre Sehnsucht gar nirgends Wurzel zu schlagen wußte, wachten freilich

jene ängstlich-seligen Novembernächte wieder auf, aber statt Walters hätte auch irgend ein anderer deren Held sein können.

Er selbst war ihr so etwas wie Tyrann und Gewissen geworden.

Sie liebte ihn — natürlich! Wie hätte sie ihn nicht lieben sollen? Er war ja ihr „Bräutigam", er arbeitete ja für sie. Aber manchmal, wenn sie, vor dem Sofa stehend, seine kühlen, blauen Augen hochmütig und herrisch auf sich ruhen fühlte und sich des armen, haltlosen kleinen Kerls erinnerte, der er in Wahrheit gewesen war, dann kam der Wunsch über sie, alles, was sie von seiner Seite her im Banne hielt, wie einen widersinnigen Alp von sich zu schütteln.

Hätte nur Herr Dehnicke nicht immer verehrungsvoll und andächtig auf ihn zurückgewiesen. Er selbst war ja nur der bescheidene Verwalter, der seinem geliebten Freunde einst Rechnung zu legen hatte, wenn er in Glanz und Ehren wiederkehrte.

Zweimal in der Woche kam er mit großer Pünktlichkeit, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, trank den Tee bei ihr und blieb so lange, daß er zum Kontorschluß noch im Geschäft sein konnte. Diese spärlichen Stunden waren allemal ein Fest für sie.

Wunder auch! Hatte sie doch niemanden außer ihm! War er doch der einzige, der sie mit der Welt zusammenhielt und der ihrem Leben Spannung und Ereignis gab.

Stundenlang schmückte sie den Teetisch für ihn, probte die Beleuchtungen, ordnete die Blumen und stand vor dem Spiegel — für ihn.

Wenn er ihr dann endlich gegenübersaß, gab es lange und ernsthafte Gespräche über die Sorgen, die ihn drückten, über die Pläne, die er wälzte, über seinen Ärger mit den Künstlern, die es als eine Schmach betrachteten, für den großen Markt zu arbeiten, und es nur täten, höhnisch und zähneknirschend, wenn ihnen das Messer an der Kehle saß. Über die unsolide Konkurrenz, die sich Paläste baute, um den Kunden Sand in die Augen zu streuen, und die ihn

schließlich gezwungen hatte, sein altes, tüchtiges Geschäfts-haus im Sinne modernen Prunkes umzugestalten.

Mit der Kundschaft sei es nun gar ein Elend. Die Kunstbestrebungen der Großstadt stellten gewissermaßen die moralische Forderung an ihn, zur Sezession überzugehen und langhalsige, schmalhüftige Leiber mit verzerrten Bewegungen und tollgewordenen Linien auf den Markt zu bringen; das eigentliche Publikum aber, das wohlmeinende und kaufkräftige, wolle von dem ganzen Wust nichts wissen, das hielte sich an Ritter und Edelfrauen, an Blumen pflückende und Wasser tragende Mägdelein, an kämpfende Hirsche und schaukelnde Affen, wie es vor dreißig Jahren getan hätte. So stände er also zwischen zwei Feuern, auf der einen Seite in Gefahr, als lächerlich und unmodern verschrien zu werden, auf der anderen, die Mehrzahl seiner altangestammten Käufer einzubüßen. Da müsse man vorsichtig mitten durch lavieren, und das sei ein hartes Stück Arbeit.

Auch von der Fabrik sprach er oft — mit den Hunderten fleißiger Hände, die tagaus, tagein für das Gedeihen des Hauses tätig waren. Und dem Musterlager, dessen Umbau sich der Vollendung näherte und das nach den Plänen des Architekten und der von ihm aufgerechneten Summe geradezu eine Sehenswürdigkeit zu werden schien.

„Aber was tut man nicht wegen der Konkurrenz!"

Lilly hörte ihm mit leuchtenden Augen zu.

An allem nahm sie Anteil. Alles wollte sie sehen und miterleben, nicht bloß das Werden des Musterlagers, auch das Walten in der Fabrik mit ihren Sälen und Maschinen, ihrem Rädergerassel, ihrem Flammenzischen und Feilengekreisch. Sie wurde nicht müde, zu fragen und zu forschen. Das Aussehen, das Benehmen der Arbeiter — ihre Bezahlung, ihre Schicksale, ihr Ende — von allem mußte sie wissen. Ihr war zu Mute, als läge dort das eigentliche Leben und ihres wäre nur ein dumpfer, träger Halbtraum.

„Ach, müssen Sie glücklich sein," rief sie oft bewundernd, „so viele Menschenleben in der Hand zu halten."

„Hätte man nur nicht ewig seinen Ärger mit dem Volk," sagte er dann.

Aber sie wollte den Einwand nicht gelten lassen.

Er wäre sicherlich wie der liebe Gott für alle um ihn herum; das brächten seine Macht und sein gutes Herz so mit sich, auch wenn er's nicht empfände.

Solche Worte hörte er gern. Und mitten in ihrem Reden geschah es wohl, daß er, wie von einem großen, umstürzlerischen Gedanken ergriffen, plötzlich aufsprang, mit erregten Schritten im Zimmer umherlief und, vor ihr stehenbleibend, sorgenvoll und finster auf sie niederstarrte, als vermöchte er ringender Entschlüsse nicht Herr zu werden.

Lilly tat so, als bemerke sie nichts davon, aber sie wußte genau, was in solchen Augenblicken durch seine Seele ging.

„Bloß nicht nachhelfen!" dachte sie bei sich. „Was er will, muß er aus eigenem Antriebe tun, sonst wird er mir später gram deshalb."

Und in zagender Hoffnung harrte sie der Dinge, die da kommen sollten.

Wäre nur das leidige Pflichtgefühl gegenüber Walter nicht gewesen, das er wahrscheinlich gleich ihr zur Hälfte empfand und zur anderen Hälfte nur spielte — um des Dekorums willen.

Und dann gab es noch eins, was sie bedenklich machte: daß er ihren oft ausgesprochenen Wunsch, ihr die Fabrik zu zeigen, trotz aller Zusagen nicht erfüllte.

Fast schien es, als wolle er auf seinem Grund und Boden nicht gern mit ihr zusammen gesehen werden.

Von seiner Mutter hingegen sprach er oft, scheute sich nicht, zu bekennen, wie sehr er unter ihrem Einfluß stand, und ließ auch durchblicken, daß er seine Kräfte freier zu entfalten wünsche. . . . Beim Tode seines Vaters — vor nun bald zwölf Jahren — war er noch nicht mündig gewesen und hatte sich darum unter mütterliche Leitung stellen müssen. Diese Leitung war der alten Dame geblieben und wirkte auch heute noch so weit fort, daß jedes neue Unternehmen mit ihr besprochen und nach

ihrem Dafürhalten ins Werk gesetzt wurde, selbst wenn er nicht ganz mit ihr einig war.

Lilly fühlte eine dumpfe Furcht in sich erwachen vor jener alten Frau, die hinter den bürgerlichen Porzellantöpfen gebieterisch in ihrem Lehnstuhl saß und einen so mächtigen Mann, wie ihr Gönner es war, nach Belieben zu lenken wußte.

Das Herz krampfte sich ihr zusammen, wenn sie sich den Augenblick ausmalte, in dem sie ihr zum ersten Male begegnen würde.

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen Weihnachten hatte sie wieder mehr zu tun gehabt. Zwei Dutzend neue Fenstervorsätzer waren verlangt worden und mußten bis zum Feste fertiggestellt werden. $24 \times 30 = 720$. Man konnte doch wieder vorwärtsschauen.

Zum ersten Male seit vier Jahren vergaß sie ihrer Mutter ein Christgeschenk in die Irrenanstalt zu schicken. Dafür hatte sie einen besonders „poetischen" Lampenschirm geklebt und Herrn Dehnickes Mutter am Tage vor Heiligabend anonym ins Haus gesandt. Aus welchem Grunde, wußte sie selbst nicht. Vielleicht war es eine Art von Opferspende, wie furchtsame Gemüter sie einstmals unbekannten Gottheiten als Sühne für unbekannte Fehle dargebracht haben.

Ihrem Freunde hatte sie auf die Gefahr hin, daß er vielleicht gar nicht kommen würde, eine kleine Bescherung aufgebaut und horchte seit der Dämmerung herzklopfend nach der Klingel hin.

Ihre Angst war umsonst gewesen. Um halb sechs Uhr erschien er, mit Päckchen beladen, wie der Weihnachtsmann selber im Dunkel des Hausflurs.

Es war taktvoll und prunklos, was er ihr mitgebracht hatte, kleiner Hausrat, der noch fehlte, ein paar Krägelchen, eine Persianerboa, — denn ihr Zobel mußte geschont werden, — auch etliche Nippes aus eigener Fabrik, um den halbleeren Schreibtisch zu beleben. Und bei jedem Freudenrufe, den sie ausstieß, wehrte er bescheiden ab.

Es käme eigentlich ja alles von Walter, wie sie wohl wüßte.

„Und was kommt von Ihnen?“ fragte sie.

„Gar nichts,“ erwiderte er und kehrte lächelnd seine Hände nach außen.

„Dann weiß ich etwas, was Sie mir schenken können und womit Walter gar nichts zu tun hat.“

„Was könnte das wohl sein?“

„Daß ich endlich einmal die Fabrik sehen darf.“

Diesmal wehrte er sich nicht. Es wurde auch gleich ein Termin festgesetzt. Der erste Arbeitstag nach Neujahr sollte es sein, wenn alles wieder im Gange wäre. Und verlegen fügte er hinzu: „Aber, bitte, recht dunkel und einfach erscheinen.“

„Gehe ich sonst auffällig?“ fragte sie erschrocken. Ihr war, als habe sie eine Ohrfeige bekommen.

„O, das will ich nicht sagen,“ stotterte er, „aber Ihre guten Sachen könnten Schaden nehmen.“

— — — — — — — — — — — — — —

Um die Mittagstunde des zweiten Januar stand sie vor dem Hause der Alten Jakobstraße, das sie seit jenem denkwürdigen ersten Besuch nicht wieder gesehen hatte.

„Nun ist es doch beinahe ein Schicksalsweg geworden,“ dachte sie und sah verstohlen zu den Porzellantöpfen des ersten Stockwerkes empor. Und dabei schrak sie zusammen, denn ihr war gewesen, als habe ein weißer Scheitel sich hinter den Spitzenvorhängen bewegt.

„Das schmeckt nach bösem Gewissen,“ dachte sie und schritt mit scheu-ehrfürchtigem Seitenblick an der Tür vorbei, die nach der lorbeerbestandenen Herrschaftstreppe führte, der Treppe, die ihr unwürdiger Fuß nicht eher betreten durfte, als bis sie wieder in den Kreis der bürgerlichen Ehren aufgenommen war.

Aber der Torweg stand ihr gastlich offen. Das Gerüst darin war entfernt. Wände und Säulen leuchteten herausfordernd in den Spiegelreflexen des falschen Marmors. Dahinter der Hof, dessen Pracht ihr noch immer das Herz beklemmte. Nun war auch auf der Kontorseite der grau

verräucherte Stuck verschwunden. Statt seiner prangte eine weitausladende Sandsteinfassade mit den Büsten berühmter Künstler, und wo die armselige Holztreppe gestanden hatte, blinkten goldene Gitter.

Da eilte ihr Freund auch schon die Stufen hinunter.

Trotz des stechenden Frostes hatte er keinen Hut auf, und während er ihr die Hand zum Willkommen reichte, ließ er heimlich forschend den Blick an den Fensterreihen entlang wandern. Fast schien's, als habe er ein böses Gewissen gleich ihr.

Zuerst führte er sie in das Musterlager, das in seinem funkelnagelneuen Prunke ihre kühnsten Erwartungen übertraf.

Säulengetragene Hallen, von vergoldeten Kassettendecken überwölbt, reihten sich aneinander wie die Säle eines Museums, und in ihnen standen auf Tischen und Gestellen in endlosen Reihen, von Gold und Silberlichtern strahlend, von dem Funkeln kristallener Prismen durchsetzt, in dem heißen Rot des Kupfers glühend, zum Lichtgrün der Edelpatina sanft abgeschattet, Tausende von Werken deutschen Kunstfleißes, die bestimmt sind, als „imitierte Bronzen" die Schaufenster der Magazine zu füllen und den Anschein prunkliebender Wohlhabenheit bis in die Hütten der Armen zu tragen.

Da standen feiste Bettelmönche und Bolero tanzende Zigeunerinnen, äugelnde Stutzer und blasende Postillone, pickende Hühnchen und apportierende Jagdhunde — Drehkalender als Hufeisen — und Zigarrenabschneider als Sektflaschen . . . Da hielten drei Fuß hohe Pelikane Petroleumlampen im Schnabel, da reckten Männlein und Weiblein die Arme empor — genau wie in Herrn Kellermanns Atelier — doch nicht zwecklos wie dort, sondern um Vasen und Leuchter und Schalen zu tragen . . . Da gab es Lauben mit Liebespärchen darin und roten elektrischen Birnen zwischen den Blättern verborgen — und Heinzelmännchen neben leuchtenden Pilzen — und Nautilushörner als Aschenschalen — und Punschbowlen als Wassereimer, als antike Mischkrüge und als Nachttöpfe . . . Da wanden

sich züngelnde Schlangen um kristallene Blumenkelche und porzellanene Hühnereier und kupferne Würfelbecher.... Das ganze Elend vulgären Kunstempfindens schien in diesem glitzernden Knäuel zusammengekrochen, bereit auf alle fünf Weltteile losgelassen zu werden.

Und wenn Lilly bei diesem oder jenem Stücke ihrem Freunde einen fragenden oder befremdeten Blick zuwarf, zog er die Schultern hoch und meinte: „Das Publikum verlangt es so.“

Trotz mancher Mißempfindung hätte sie stundenlang zwischen all dem Geflimmer hin und her gehen können. Ihr war zu Mute, als ob sie von Rechts wegen hierher gehöre, und wenn man sie nach ihrem Urteil gefragt hätte, so würde sie ohne Besinnen gesagt haben: Dies wirf 'raus — und ebenso das — und ebenso jenes. Aber es fragte sie niemand. Alles ging seinen Weg auch ohne sie. —

Dann führte ihr Freund sie nach der Fabrik hinüber.

Die Gießerei, in der der grundlegende Teil der gesamten Arbeit geleistet wurde, war leider im Augenblick geschlossen. Lilly sah durch ein geöffnetes Fenster in schwarzgähnende Essen hinein, um die herum schmutzige Tröge standen. Alles war dick mit einer grauen Aschenschicht bedeckt. Kanten und Umrisse der Rauchfänge und Gefäße verschwammen in dem gleichen aschenfarbenen, wellenschlagenden Grau.

Dann ging es schmutzige Treppen hinan in feuchte, nach allerhand Giften riechende Räume, in denen aneinandergereiht mächtige Holzbottiche mit scheußlichen Flüssigkeiten standen. Ältere Männer, die aussahen wie finstere Gelehrte, aber doch nur Arbeiter waren, hantierten hier herum. Sie warfen bei Lillys Eintritt einen überraschten Blick an ihr hinauf, kümmerten sich dann aber nicht mehr um sie. Auch ihren Brotherrn grüßten sie nicht.

„Dies ist die Galvanisierungsanstalt,“ erklärte Herr Dehnicke, und an den Bottichen entlang gehend: „Hier ist das Nickelbad — das Stahlbad — das Silberbad und so weiter.“

Auf einer Empore, die von einem Eisennetz um-

geben war, wirbelten die Räder einer Maschine, und zwischen ihnen flammten buntfarbene Lämpchen.

„Dort wird die Kraft erzeugt," sagte Herr Dehnicke, „die den galvanischen Strom durch die verschiedenen Bäder treibt."

Das verstand Lilly nicht, aber sie freute sich an dem unbegreiflich raschen Schwunge der Räder und dem gemäßigten Lärm, den sie vollführten.

„Das wird noch toller kommen," dachte sie, und erwartete schon beim Aufschlagen der nächsten Tür einen ohrenbetäubenden Donner losbrechen zu hören.

Doch nichts davon geschah. Jene Maschine blieb die einzige, die in den vielen Sälen der Fabrik zu ihrem Vergnügen Skandal machte.

In der Werkstätte der Ziseleure arbeiteten an langen Tischen viele fleißige Männer, um die Unebenheiten des Rohgusses zu beseitigen und die einzelnen Teile für ein späteres Zusammengefügtwerden fertigzustellen. Dies geschah in dem sich anschließenden Raume, wo die Lötrohrflammen stachen und zischten und Wölkchen metallischen Dunstes, Funken schleudernd, in der Luft versprühten. ... Neben jedem Arbeiter lagen kleine Häuflein von blanken Armen und Beinen, die aussahen, als wären sie abgehackt und hätten den Körper, zu dem sie gehörten, verkrüppelt zurückgelassen.

Dann folgte die „Treiberei", in der die dünneren Teile auf bequeme Art in eisernen Stanzen zurechtgeschlagen wurden. Hier entstand alles Blatt- und Blütenzeug und was an Schleifen und Bändern und Arabesken sich ringelt und zierlich in der Luft hängt. Umso plumper und schwerfälliger sahen die arbeitenden Männer aus, die bei dem Eintritt der beiden kaum den Blick erhoben und stumpfsinnig weiter hämmerten.

Wohin sie auch kam, überall hatte Lilly ein schärferes Auge für Miene und Gebaren der Arbeiter selbst, als für das Werk, das sie schufen. Sie unternahm heimliche Vergleiche, stellte fest, wem es gut ging und wem schlecht, wer gern tätig war und wer nur, durch Not oder Krankheit

gezwungen, sein Tagewerk herunterschuftete. Fast jede Werkstatt hatte ein eigenes Gesicht. In der einen schien die Mehrzahl frisch und rührig, in der anderen abgenutzt und abgemattet. Und wie schon oft, wenn Herr Dehnicke ihr von seinen Arbeitern erzählt hatte, erwachte ein widersinniges Verlangen in ihr, alle diese Schicksale in ihrer Hand zu halten, zu helfen, wo es nottat, den Murrenden ein Sonnenschein, den Leidenden ein guter Engel zu werden. Aber sie hütete sich wohl, ihm von dieser Verrücktheit etwas mitzuteilen.

„Jetzt kommen wir zu dem Allerknifflichsten,“ sagte er, „den Patinierern, die den Stücken ihr eigentliches Ansehen zu geben haben.“

Und er öffnete die Tür zu einer nächsten Werkstatt, in der es wieder nach tausend Giften roch.

Hier waren neben den Männern auch Frauen tätig, die mit Lack und Säuren wischten, pinselten und rieben. Sie sahen fahl und abgetrieben aus und wurden bei Lillys Eintritt von solchem Staunen ergriffen, daß sie Pinsel und Lappen sinken ließen und sie fassungslos anstarrten.

„Bei diesen müßte man anfangen, wenn man das Vertrauen von allen gewinnen will,“ dachte sie und nickte ihnen freundlich grüßend zu, aber sie schienen das als Hohn oder Tadel aufzufassen, denn sie wandten sich mit einer Grimasse, die beinahe verächtlich war, an ihre Arbeit zurück.

Umso freudigeres Aufsehen erregte Lillys Erscheinen in dem nächsten Saale, der Packerei, wo ausschließlich Frauen und Mädchen beschäftigt waren. Sie lachten, tuschelten und stießen einander mit den Ellenbogen.

Nur eine nahm keine Notiz von ihr. Sie war hochschwanger und schien sich nur mit Mühe auf den Beinen halten zu können. Sie hielt die erschlafften Lippen fest ineinandergekniffen, eine grelle Röte verfleckte ihre Wangen, und derweilen arbeiteten ihre Arme in fiebrigem Eifer, eine Papierspirale nach der anderen um die Glieder der Figur herumzuwickeln, die vor ihr auf dem Tische stand und sich

dienernd bald nach rechts, bald nach links hinüberneigte.

„Darf man ihr etwas geben?“ fragte Lilly, ihren Freund beiseite führend.

„Es wird für sie gesorgt,“ erwiderte er, wie es schien, unangenehm berührt. ...

Damit öffnete er rasch die nächste Tür.

„Hier geht es nach dem eigentlichen Lager,“ sagte er, „da bleiben die fertigen Stücke so lange, bis sie verlangt werden, abgesehen von denen, die ich nur auf Bestellung arbeiten lasse.“

Lilly schaute eine enge, düstere Galerie entlang, aus der die Winterkälte ihr entgegenschlug und wo in Fächern und auf Gestellen unzählige abenteuerliche, gespensterhafte Wesen standen, die, durch ihre grauen Papierhüllen gestaltlos geworden, Menschlein, Gnomen, kleine Ungeheuer, aber jedenfalls etwas Lebendiges zu sein schienen, das nur durch Zufall erstarrt war.

„Ach, ist das merkwürdig,“ sagte Lilly mit einem kleinen Frösteln und machte sich bereit, den langen, schmalen Gang hinabzuschreiten, vor dessen Fensterscheiben ein graugebuckelter Vorhang von Eis- und Schneekristallen lag.

In diesem Augenblick bemerkte sie, daß ihr Freund in plötzlichem Erschrecken zusammenzuckte, einen ratlosen Blick in die Runde sandte und dann plötzlich, den Weg versperrend, vor sie hin trat.

„Was haben Sie?“ fragte sie verwundert.

„Es ist besser,“ erwiderte er, sich ganz und gar verfärbend, „wir gehen hier nicht weiter — — wir nehmen lieber einen anderen Weg. ... Es ist hier auch nichts zu sehen. ... Gar nichts zu sehen. ... Sie sehen ja selber, daß hier nichts zu sehen ist.“

Dabei hatte er sich so dicht vor sie hingestellt, daß ihr jeder Blick die langen Gestelle hinunter versperrt blieb.

Dadurch wurde ihre Neugier natürlich erst recht angestachelt.

„Ich möchte aber gerne,“ sagte sie und machte das trotzighochmütige Gesicht, mit dem sie ihn sonst stets bezwang.

„Nein, nein, nein," stieß er hastig hervor, „dies hier ist Geschäftsgeheimnis, das darf ich niemandem verraten. ... Selbst die Angehörigen des Hauses kommen hier nicht herein. Beim besten Willen — es geht nicht."

„Dann hätten Sie mich gar nicht erst hereinführen sollen," sagte sie und wandte sich verletzt zum Eingang zurück.

Er erschöpfte sich in Entschuldigungen, er war vor Erregung ganz heiser geworden und hustete immerzu. Und so führte er sie die schmutzigen Treppen wieder hinab, über den von hellen Mosaiken leuchtenden Hof, zu den falschen Marmorsäulen der Einfahrt, an denen ein eisiger Zugwind vorüberstrich.

„Sie werden sich erkälten," sagte sie, um sich rasch zu verabschieden.

Er fuhr auf wie in plötzlicher Erleuchtung.

„Und dann war es übrigens auch ungeheizt auf dem Lager," rief er.

„Auf den Einfall hätten Sie früher kommen müssen," erwiderte sie, ihm die Hand reichend, mit einem Lächeln halben Versöhntseins. Er tat ihr gar zu leid in seiner unbeholfenen Bekümmernis.

Aber gekränkt blieb sie doch. Und ein wenig beunruhigt. Der Tag, auf den sie sich seit Monaten gefreut hatte, endete mit einem Mißklang. ...

Und so oft sie ihn später auch fragen mochte, Herr Dehnicke sagte ihr nicht, welches Geheimnis sein Warenlager in sich barg.

VII

Lilly kränkelte. Kopfweh, Herzbeklemmungen, Müdigkeit, schlaflose Nächte, auch ab und zu ein Schwindelanfall. —

Der Arzt, der auf Herrn Dehnickes Betreiben gerufen wurde, ein vielgeschäftiger Hausabklapperer, sah sich vorerst aufmerksam in der Wohnung um — ein Milieu, das er zu kennen schien — und verordnete dann, ohne viel zu untersuchen, gesellschaftliche Zerstreuungen, Spazierengehen und Eisen — besonders viel Eisen.

Die Zerstreuungen mußten wegfallen, denn es fehlte an Gelegenheit, sie sich zu verschaffen, und auch mit dem Spazierengehen war es eine heikle Sache. Allein mochte sie nicht umhertrotten, und Dehnicke, der einzige, der zur Begleitung da war, liebte es nicht, häufig mit ihr auf der Straße gesehen zu werden. Um sie für späterhin nicht zu kompromittieren, wie er sagte. Die Wahrheit war wohl, daß er selbst durch die fremdartige und blumenhafte Schönheit seiner Gefährtin aufzufallen fürchtete.

Denn es mochte sich ereignen, was da wollte, Kummer, Not, Demütigungen aller Art mochten über sie dahergefegt sein, Langeweile und Ungenügen mit sich selbst mochten ihr Gemüt zermürben, ihr Äußeres verlor nichts dadurch. Im Gegenteil. Das milchig zarte Weiß, dem das straffe Goldbraun ihrer Wangen gewichen war, gab ihr einen neuen, weichen Reiz. Die großen, schmalen, langwimprigen Augen mit den schwer gesenkten Lidern — jene unwahrscheinlichen Lillyaugen — hatten einen müden, gebrochenen Glanz bekommen, als lägen alle schmerzlichen Rätsel der Welt hinter ihren Schleiern verborgen. Dazu kam noch die Junge-Königingestalt, die im letzten Jahre schlanker geworden war und das Frauenhaft-Ruhevolle

von ehedem wieder verloren hatte. Man konnte sich wohl erklären, daß männiglich den Kopf nach ihr drehte und auch ihrem glücklichen Begleiter, den sie um ein Erkleckliches überragte, einen mitleidig-neidischen Seitenblick gönnte.

Und da er das alles gewahrte und als gesetzter und wohlangesehener Geschäftsmann nicht unnütz ins Gerede kommen wollte, so blieb er lieber mit ihr in ihren vier Wänden. —

Um die Mitte des Februar ereignete es sich, daß die Post ihr eine Einladung des Herrn Kellermann brachte, den sie seit Monaten nicht mehr gesehen hatte.

„Großes Atelierfest

mit magischer Beleuchtung, Flirt, Gelegenheit zu crimes passionels und Sahnenbaisers."

Das klang ulkig genug, und Herr Dehnicke, der zufällig auch geladen war, redete so energisch auf sie ein, daß sie ihre Scheu besiegte und zusagte.

Aber als der große Tag da war, packte sie eine solche Angst, daß sie am liebsten Reißaus genommen hätte.

Sie sah sich Spießruten laufen durch eine Schar hämischer Gaffer, die die Geschichte ihrer Erhebung und ihres Falles lächelnd hinter ihr her tuschelten. Sie sah sich vernachlässigt, gemieden und mit höhnischen Seitenhieben bedacht. Alle Qualen der Deklassierten machte sie durch, die sich mit dem Kainszeichen der ertappten Sünderin auf der Stirn durchs Leben schleppen müssen.

Das schönste ihrer Dresdener Kleider hatte sie gewählt, ein weißseidenes, mit goldenen Ranken besticktes Empirekleid, das inzwischen erst recht modern geworden war, hatte ein schmales Kettenarmband diademartig durchs Haar gewunden und einen golddurchwirkten arabischen Schleier lose darüber gelegt, so daß er nötigenfalls auch die Nacktheit des Busens verhüllen konnte, und erschien sich schließlich so verabscheuenswert häßlich und auffallend, daß sie sich schon deswegen nicht zeigen zu dürfen glaubte.

Erst als ihr Freund sie abholen kam und mit einem leisen, staunenden Ausruf die Türklinke in der Hand behielt, wagte sie wieder ein ganz klein wenig zu hoffen.

„Wird es so gehen?“ fragte sie mit einem furchtsamen Lächeln, das um Ermutigung flehte. Aber er antwortete nichts, lief schwer atmend im Zimmer hin und her und würgte an unausgesprochenen Worten. Und diese stumme Rede verstand sie gleich.

Als sie im Wagen an seiner Seite saß, ergriff sie ein neuer Angstanfall.

„Aber nicht wahr,“ flehte sie, „Sie bleiben bei mir, Sie weichen nicht von meiner Seite, Sie dulden nicht, daß ein Fremder mich anredet.“

Er versprach alles.

Vier Treppen in die Höhe — ein Weg, den sie wohl kannte.

Der Treppenflur mit Garderobenständern vollgestellt, an denen ehrfurchtgebietende Pelze und demütigende Spitzenmäntel hingen.

Sie umklammerte seinen Arm.

Hinein ins Verderben!

Der große Vorraum, in den bei Tage kein Lichtstrahl drang und den Herr Kellermann als Küche, Schlaf- und Eßzimmer zu benutzen pflegte, war durch Tannenbäume, an denen viele bunte Lampions sich schaukelten, in eine Art von Märchenwald verwandelt worden, in dessen rötlichem Dämmer etliche Paare auf schmalen Rohrbänkchen lächelnd und flüsternd beieinander saßen. Sie waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie den Kommenden nur wenig Aufmerksamkeit schenkten.

Umso lebhafter wurde Lillys Eintritt in dem Atelier selber begrüßt, das ein glitzernd heller Menschenhaufe ganz zu füllen schien. Ein allgemeines „Ah“ ertönte, dem Kirchenstille folgte. — Eine Gasse bildete sich, und Lilly machte eine Bewegung, als müsse sie sich hinter ihrem Freunde verkriechen. Aber der reichte ihr ja gerade nur bis an die Nase.

Da kam auch schon Herr Kellermann ihnen entgegen

geeilt. Er trug ein braunsamtnes Jackenkostüm mit Pluderhosen und einer phrygischen Mütze auf dem Kopfe, wie denn überhaupt ein jeder angezogen hatte, was ihm originell und kleidsam erschienen war.

„Willkommen, Göttin, Königin!" schrie er, so daß alle es hören konnten, und da ihm weiter nichts einzufallen schien, küßte er ihren behandschuhten Unterarm vom Handgelenk bis zum Ellenbogen hinauf.

Dann bat er sie herumführen zu dürfen, um ihr die unvergleichlichen Einrichtungen seines neuen Minnehofes zu zeigen. Und sie folgte ihm, nachdem sie ihren Freund mit einem leisen Worte noch einmal ermahnt hatte, ja in der Nähe zu bleiben.

Die Glasdecke des Atelierraumes hatte sich durch elektrische Lämpchen, die auf der Außenseite in freier Luft schwebten, in einen vielfarbigen Sternenhimmel verwandelt. Wenn man den Kopf nach oben wandte, glaubte man in der Tat tausend kleine Sonnen aus der Nacht herniederleuchten zu sehen.

Die linke Giebelseite war durch Teppich- und Efeuwände in eine Anzahl schmaler Lauben geteilt worden, deren Eingänge bunte japanische Glasschnüre verhüllten und über deren jedem ein großes gedrucktes Plakat eine vielsagende Inschrift trug.

Auf dem ersten stand geschrieben: „Laube der laxen Moral", und als Lilly daraufhin ihren Führer erschrocken ansah, meinte er lächelnd: „Das ist nur für den Anfang, für Backfische und Kaffeekränzchenseelen wie Sie." — „Aber du sollst mich hören stärker beschwören," fügte er hinzu und wies auf den zweiten Eingang, dessen Inschrift lautete: „Laube der ehrlosen Gelöbnisse".

„Ach, das ist ja schrecklich!" rief sie, rechtschaffen entsetzt, und Kellermann wollte sich vor Lachen ausschütten.

Als sie aber über den nächsten beiden gar lesen mußte: „Laube des Rechts auf Mutterschaft" und „Laube des Schreies nach dem Manne", da sagte sie gar nichts mehr.

Auch eine „Pulverkammer" war da und eine „perverse Laube", aber dieses letzte verstand sie nicht.

„Nun wollen wir nach der Verbrecherseite hinüber,“ sagte Herr Kellermann und führte sie quer durch den Menschenhaufen, in dem bei ihrem Wiederkommen ein Fingerzeigen, ein Zischeln, ein Raunen anhub — aber kein gehässiges, Schmach in sich bergendes. Nein, es war wie eine Huldigung, wie ein unterdrückter Triumphruf.

Ihre Brust weitete sich. Eine leise, demütige Glücksempfindung verbreitete sich durch ihren Körper wie ein heißer Wein.

Sie warf die Enden des Goldschleiers über den Nacken zurück, sie brauchte sich nicht mehr zu schämen, Hals und Schultern nackt zu tragen. In den Blicken, die sich ihr entgegenwandten, las sie, daß niemand sie verhöhnen würde.

Zur „Verbrecherseite“ gelangte sie fürs erste nicht mehr. Denn es waren so viele Herren da, die ihr vorgestellt sein wollten, daß Herr Kellermann übergenug zu tun hatte, ihr alle die fremden Namen herzuzählen.

Von nun an wurde das ganze Fest etwas durchaus Unwirkliches, ein Traumland, eine Märchenwiese, auf der fremde, großäugige Blumen blühten, — wo aus rotsonnigen Nebeln betäubende Düfte zu Sinnen stiegen, — wo Lachen und Jauchzen und Flüstern, — wo nie gehörte kühne Schmeichelworte durcheinanderwogten, — wo alles nur dazu da war, von ihr gekostet und bewundert und geliebt zu werden.

Ja, sie liebte sie alle — Männlein und Weiblein, wie sie kamen. Alle waren edle, gute, von köstlichen Einfällen schillernde, zu Freundschaftsdiensten bereite, goldene Seelen; jeder erweckte eine neue Hoffnung, jeder brachte ein neues Glück.

Sie fühlte, wie ihre Wangen glühten, wie in ihren Augen ein seliges Rauschfeuer entbrannte.

Und wen sie so anschaute, in dem zuckte es auf, aus dessen Blicken grüßte sie ein Leuchten, das wie aus einem Spiegel ihres eigenen Glückes zu kommen schien.

Das war nicht mehr eine andere, fremde, jene Lilly, die da lachte und Scherzworte erwiderte und mit leicht

verschmerztem Bedauern von einem Arm zum anderen glitt — in immer gleichem und immer neuem Spiel, — das war sie selbst und doppelt und dreifach sie selbst.

Und manchmal, wenn die Anrede eines Herrn zu dreist geraten war, wenn hinter einem Witz ein allzufreier Doppelsinn zu lauern schien, so daß sie ängstlich werdend nichts zu entgegnen wußte und sich in unwillkürlichem Hilfesuchen nach der Seite wandte, dann fand sie auch immer ihren Freund irgendwo in der Nähe, mit einem gleichsam zufälligen Seitenblick nach ihr herüberschielend.

Das gab ihr ein köstliches Ruhegefühl, ein Bewußtsein des Umsorgt- und Geborgenseins, so daß sie wieder doppelt lustig werden konnte und auch allzu Gewagtes nicht mehr übelnahm.

Einmal hörte sie hinter sich die Frage: „Wer ist der Glückspilz, der die zur Mätresse hat?“

Und eine andere Stimme erwiderte: „Ein kleiner Cuivrepolifritze. Dort steht er.“

Das machte sie für einen Augenblick bedenklich, obgleich sie nicht wissen konnte, auf wen es gemünzt war. Aber im Taumel der Ereignisse vergaß sie es wieder.

Ach, wen lernte sie nicht alles kennen!

Da waren junge Dandies in Frack und weißblumiger Seidenweste, die ihr eine wilde Cour schnitten und gleichsam beiläufig, aber mit sichtbarer innerer Spannung, fragten, an welchem Tage der Woche sie ihren „Jour“ habe. — Ach, sie hatte ja leider noch keinen, sie lebte ja immer noch ganz einsam.

Da waren düstre Weltschmerzler mit langen Haarsträhnen und ungeheuren Krawatten, die sie von „seelischer Hochspannung“ und dem „spezifischen Gleichgewicht verwandter Individualitäten“ zu unterhalten wußten, Themata, die ihrer Seele sehr wohl taten . . . Als der eine von ihnen sie unentwegt mit „Exzellenz“ anredete und sie ihn fragte, warum er das täte, da stutzte er und meinte, er hätte gehört, sie wäre — aber dann unterbrach er sich mit dem mageren Scherzwort, sie wäre unter diesen

Durchschnittsweibern so „exzellent“, daß er eine passendere Anrede nicht hätte finden können.

Da war unter anderen ein übermütiger Lebegreis, dessen Namen sie auf manchem schönen Bilde mit Ehrfurcht gelesen hatte und dem sie lieber die Hände geküßt hätte, als daß sie sich von ihm mit jünglingshafter Drolligkeit umtänzelt sah.

Da waren noch viele andere, die ihre Wißbegier erweckten, über deren Stand und Charakter sie aber nichts eigentliches erfahren konnte.

Sogar ein wirklicher Prinz war da. Ein blasses, blondes, sehr junges Kerlchen, das aber nicht wagte, sich mit ihr bekannt machen zu lassen, da seine Geliebte drohend in der Nähe stand, und das darum nur immer im Bogen um sie herumstrich.

Die Frauen erwiesen sich naturgemäß als zurückhaltender, aber wer kam, um ihre Bekanntschaft zu suchen, gab sich mit überströmender Herzlichkeit.

Eine näherte sich ihr: ein brünettes, üppig-schönes Geschöpf mit unsicheren Glutaugen und einem töricht-anschmiegsamen Lächeln.

„Wir müssen Freundinnen werden,“ sagte sie, „ich werde Sie mit meinem Freunde bekannt machen, so daß wir nachher zum Souper eine Familie bilden können.“

Und eine andere: ein überschlankes, die meisten der Männer überragendes junges Mädchen, mit zwei ruhigen, blauen Leuchtfeuern im Gesicht; das wandelte in langem, weißseidenem Sezessionsgewande, wie eine Traumerscheinung anzuschauen, unberührt und unbekümmert durch das Gewühl, sprach, ohne den Kopf zu bewegen, und lächelte, ohne die Mundwinkel zu verziehen. Sie war eine junge Dänin, die Malerei studierte und dabei „das Leben lebte“, wie sie sich ausdrückte.

„Wer sind Sie?“ fragte sie Lilly. „Sie sind anders als die andern. Wer hierher kommt und sich nicht vom Strome treiben lassen will, der muß starke Arme haben.“

Sie warf mit einer kühnen Gebärde die weitfaltigen Ärmel ihres Gewandes bis über die Achseln zurück, so daß

zwei blütenweiße, sanftanschwellende wundervolle Arme säulenhaft aufsteigend darunter zum Vorschein kamen.

Hierauf wandelte sie weiter.

Und eine Dritte: eine grellblond leuchtende, sehr elegante, nicht mehr junge Frau, deren hübsches, gutmütig dreinschauendes Gesicht von der Sonne dunkelbraun verbrannt war, und die Lilly mit einem fröhlichen Aufblitzen des Auges die Hand entgegenstreckte wie eine alte Bekannte.

„Ach, sind Sie lieb und sind Sie schön!" sagte sie leise. „Wir sind alle hierher verflogen und wissen nicht, wie? Und wir wissen auch nicht einmal, ob es uns leid tun soll. Wo kommen Sie eigentlich her? Ich heiße" — und sie nannte den Namen eines großen Musikers, der in dem Hause des Kapellmeisters Czepanek eine Art von Halbgott gewesen war.

„Ja, Welters ehemalige Frau — die bin ich," fügte sie heiter hinzu und wandte sich zu dem Herrn zurück, an dessen Arme sie gekommen war. ...

„Gerade so eine Generalin wie ich," dachte Lilly, ihr nachschauend.

Auch etliche Ehepaare fanden sich vor. Meistens sehr junge und extravagant gekleidete Leutchen, anfangs zaghaft und großäugig aneinander gedrückt, später umhertollend wie losgelassene Affen. Und unter ihnen eines, das nur durch einen schlechten Scherz hierher verschlagen schien: ein richtiger, behäbig dreinschauender Weißbierphilister mit seiner braven, dicken, schwarzseidenen Ehehälfte — der Hauswirt, wie Lilly erfuhr, ein wohlhabender Bäckermeister, der zum Lohne dafür, daß er seinen Oberstock gutwillig hatte umkrempeln lassen, miteingeladen worden war. Die beiden fühlten sich aber durchaus nicht ängstlich oder am unrechten Platze, sie machten derb zutappende Witze und waren stets von einem Haufen dankbarer Lacher umgeben.

Gegen zehn Uhr — Lilly war soeben von einem der Langhaarigen und Wäschelosen in ein tiefsinniges Gespräch über „falsche Menschheitswerte" verwickelt worden —

da erhob sich erst vereinzelt, dann zu einem Orkan anschwellend, eine Art von Wutgeheul, aus dem sie die Worte „Hunger“ und „Fütterung“ heraushörte. —

Herrn Kellermanns beschwichtigende Stimme ertönte dazwischen: das Streichen der Schmalzstullen, von denen jedem Gaste eine als Abendbrot überreicht werden würde, — zu einer üppigeren Leistung könne ein armer Malersmann sich nicht emporschwingen — hätte aus naheliegenden Gründen eine Unterbrechung erfahren. Es wäre rasch mal zum Budiker geschickt worden, um den fehlenden Rest in Eile auszuborgen, und solange möchten die Herrschaften noch Geduld haben. Für die ganz Hungrigen, denen es auf ein Menschenleben nicht ankäme, wären übrigens im „Giftschranke“ Arsenikbemmchen und Strychninbonbons noch zur Genüge vorhanden.

Die Menschenmasse brandete nach der „Verbrecherseite“ hin, wo um der angekündigten „crimes passionels“ willen ein ganzes Arsenal von Todesmitteln in Bereitschaft stand. Hanfschlingen pendelten vom Glasdach hernieder, Leitern führten zu Abgründen, sogar eine Kanone war aufgefahren. Alsbald riß man sich die vergifteten Brötchen aus den Händen, während gutherzige Seelen selbst dem Fremdesten etwas „zum Abbeißen“ gaben.

Dann kam das Souper selber.

Zwischen den Tannen des Vorraumes war ein Büfett hergerichtet, auf dem Herrlichkeiten in ganzen Bergen — Yorkschinken und kaltes Wild und Hummern und Lachsschnitte und, weiß Gott, was sonst noch — des Ansturmes harrten. Und dieser Ansturm war so mächtig, daß zwar das Büfett — das wohlweislich gegen eine Wand gelehnt war — nicht aber der Tannenwald ihm stand hielt. ... Äste knackten, Stämme brachen, und zwischen den rollenden Kübeln wälzten sich lachende, fluchende Menschenknäuel.

Da kam jemand auf den erlösenden Gedanken, den ganzen Wald ins untere Stockwerk hinabzuwerfen. Die Lampions wurden ausgemacht, und alsbald flog, trotz der

Einsprache des Hauswirts, der für die Ruhe der anderen Mieter fürchtete, Baum nach Baum die Treppenstufen hinab, auf dem unteren Podeste zu einem Dickicht sich stauend.

Die hellen Kleider der Damen waren ganz mit Tannennadeln überstreut, Tannennadeln saßen in Hals und Haaren, alles duftete nach Weihnachten.

Und schließlich konnte man vor Lachen kaum essen.

Übrigens fehlte es auch jetzt noch an Platz.

Vor allem war nicht die genügende Zahl von Tischen und Stühlen vorhanden, und um dem Teller wenigstens auf dem Schoße einen Ruheplatz geben zu können, hockte man dicht zusammengedrängt auf den Treppenstufen nieder und fütterte einander in der Richtung von oben nach unten, je nachdem neuer Vorrat vom Büfett her in den Hausflur geschafft wurde.

Einige unternehmende Pioniere waren sogar auf den Tannenhaufen geklettert, wiegten sich auf dem federnden Astwerk wie Vögel im Gezweig und ließen sich ihre Nahrung auf Gabeln, die an Spazierstöcke gebunden waren, von mildtätigen Seelen in die Höhe reichen.

Lilly saß, halbkrank vor Lachen, auf einer der Stufen, ganz von fremden Herren umgeben, die alle von ihr gefüttert sein wollten. Sie war von einer solchen Glückseligkeit erfüllt, daß sie am liebsten auf der Stelle gestorben wäre, und wenn es in diesem Augenblick eine Sorge gab, so war es die, ob die fremden Herren ringsum auch alle satt würden.

Zum Schlusse kamen die verheißenen Sahnenbaisers. Sie wurden mit zusammengeklebten Schalen an langen Angelschnüren durch die Luft geschwenkt, und jeder Gast mußte sich seinen Anteil mit dem Munde zu erhaschen suchen. Wer die Hände dazu benutzen wollte, bekam eins auf die Finger.

Dieser Scherz, der anfangs neue Stürme der Tollheit erweckte, mußte alsbald als minder gelungen fallen gelassen werden, weil der aus den Schalen niedertropfende Schaum die Kleider der Damen mit Fettflecken segnete.

Auch Lillys Empiregewand bekam seinen Klecks, den aber einer der Herren niederknieend sogleich mit den Lippen fortsog.

Als nach der Mahlzeit ein Trompetenruf die Ausgewanderten ins Atelier zurückrief, waren alle unglücklich, und Lilly war es am meisten.

Doch als sie jetzt ihren Freund wiedersah, den sie ganz vergessen hatte, tröstete sie sich rasch und, an seinen Arm geschmiegt, berichtete sie ihm strahlend, unter Lachschauern, was sie inzwischen alles erlebt hatte.

Und wieder war es ihr, als sähe sie die Blicke derer, an denen sie vorbeiglitt, mit einem eigentümlichen Ernst auf sich gerichtet. Etwas wie Rührung oder Mitleid lag darin, aber sie hatte zu viel zu erzählen, als daß sie darüber hätte nachdenken können.

Als hierauf die Vorträge begannen, bat sie ihren Freund an ihrer Seite zu bleiben. Sie habe genug herumgeschwärmt, sagte sie, und brauche jetzt etwas Heimatliches.

Er drückte dankbar seinen Arm gegen den ihren.

„Warum zittern Sie so?“ fragte sie verwundert.

„Ach nur so,“ erwiderte er leichthin.

Der erste der Vortragenden war einer der Düstern, Langhaarigen, denn etwas Ernstes, Gediegenes sollte gleichsam als Choral den Reigen der Nummern eröffnen.

Er deklamierte eine Ode, die sich „Der Höhenrauch“ betitelte und in deren Verlaufe Worte wie „Qualen“ und „Opalen“, „Berylle“ und „Höhenwille“ sich reimten.

Lilly verstand nicht eine Spur davon, aber es mußte wohl sehr schön gewesen sein, denn als er geendet hatte, erhob sich unter den Herren ein großes Beifallsgeschrei: „Bravo, Bravo! Höhenrauch! mehr Höhenrauch!“

Der düstre, wäschelose Dichter, der diese Rufe als Dacapoverlangen auffassen mußte, verbeugte sich geschmeichelt und legte von neuem los: „Der Höhenrauch, eine Ode“.

Aber da kam er schön an. „Genug, genug!“ schrie man von allen Seiten, und dabei stellte es sich heraus, daß man

nur dem Wunsche nach etwas Rauchbarem einen „höhenwürdigen“ Ausdruck hatte geben wollen.

Dann bestieg ein dünner, sehr eleganter Herr mit blond-schwarzem Spitzbarte und funkelndem Einglas — er war Lilly als ein Doktor Salmoni vorgestellt worden — traurig lächelnd das Podium und erklärte, indem er seine linke Hand dicht unter der Nase krümmte und aufmerksam die langen Fingernägel beäugelte, er habe die Absicht, ein geistiges Inventar des heutigen Abends aufzunehmen, und werde zu solchem Zwecke den sozusagen „destruktiven Aufbau dieser gesellschaftlichen Unform“ einer kleinen Betrachtung unterwerfen.

Damit begann ein Hagelwetter von Impertinenzen und persönlichen Beleidigungen auf Gastgeber und Gäste niederzuprasseln.

Obwohl Lilly nur einen kleinen Bruchteil der verstreuten Bosheiten verstand, war ihr doch zu Mute, als müsse sie sich für jeden der Getroffenen die Augen aus dem Kopfe schämen. Aber merkwürdigerweise fühlte niemand sich gekränkt. Im Gegenteil. Wer beim Durchgehecheltwerden an der Reihe war, suchte sich durch den lautesten Beifallsjubel vor allen anderen hervorzutun.

„Welch eine glückliche Welt,“ dachte Lilly, „wo man ganz unverwundbar geworden ist, wo einem das Abscheulichste noch zum Ruhme gereicht!“

Und ihr eigener Fehltritt, an dem sie so lange gekrankt hatte wie an einer vergifteten Wunde, wurde ihr plötzlich so etwas wie ein liebenswürdiger Kinderstreich.

„War das ein Blödsinn, daß ich mich so gegrämt habe!“ dachte sie und strich an sich herab, als müsse sie alte Fesseln von den Gliedern streifen.

Aber auch Schmeicheleien wußte der elegante Doktor auszuteilen. Von den schönen Frauen erhielt jede ihren kleinen, in Pfeffer gewälzten Bonbon, und als von einer Lotosblume die Rede war, die aus irgend einem Märchenlande hierher verschlagen sei und die sich noch ein wenig vor der Pracht der neuen Lebenssonne zu ängstigen scheine, da sah Lilly wieder einmal alle Blicke auf sich gerichtet.

„Aber nur Mut!“ fuhr er fort. „Und wenn sie jemanden brauchen sollte, um träumend mit ihr die Nacht zu erwarten, so glaube ich, wird sie auf jeden von uns zählen dürfen.“

Begeisterte Zustimmung sämtlicher Herren lohnte ihm, und Lilly schämte sich nicht einmal.

Als Doktor Salmoni geendet und die Lobsprüche der Herandrängenden eingeheimst hatte — wer am härtesten gezüchtigt worden war, beeilte sich am meisten — trat er an Lillys Seite und sagte leise: „Ich bitte um Ihre Verzeihung, Gnädigste, dafür, daß ich Sie mit dieser Schwefelbande in einem Atem genannt habe. Menschen unseres Niveaus müßten sich stillschweigend zu verständigen wissen, und ohne daß man nacheinander angelt. Aber ich war es satt, bloß immer die Peitsche zu schwingen. Übrigens kann ich Sie versichern, daß ich auch bisweilen *nicht* den Narren spiele.“

Und dabei schob er das Einglas in die Westentasche und sah sie mit seinen scharfen, grauen Augen an, als ob er ihr das Herz im Leibe zerfasern wolle.

„Menschen *unseres* Niveaus“ hatte er gesagt; und Lilly fühlte sich geschmeichelt, daß ein so kluger und überragender Mann sie mit sich auf gleiche Stufe stellte.

Als dritter der Vortragenden folgte ein Coupletsänger, ein quecksilbriger junger, schwarzer Bursche, der sich selbst auf der Mandoline begleitete.

Er begann mit hohem Pathos wie ein Troubadour:

„Die Dame, die ich meine, nenn' ich nicht,
Denn sie ist keuscher als das Mondenlicht,
Sie ist so keusch, daß sie in Scham entbrennt,
Wenn man den Vogel Storch mit Namen nennt.
Und reichst du, holder Minne weichend,
Die Lippen ihr zu einem süßen Kuß,
So stammelt sie auch schon erbleichend:
‚Aber nu' is Schluß.‘“

Die zweite Strophe, in der die Situation sich erklecklich schwüler gestaltete, endete mit dem Verse:

„Das heißt, jetzt her'n Se auf.“

Und die dritte Strophe gar, deren wilde Deutlichkeit Lilly kaum zu verstehen wagte, lief in die französischen Worte aus:

„Tout ce que vous voulez, mais pas ça.“

Ein nicht endenwollender Jubel folgte dem Liede.

Lilly staunte wohl, doch es verletzte sie nicht.

Es verletzte sie nichts mehr. Mit halbgeschlossenen Augen in ihrem Stuhle zurückgelehnt, ließ sie Lichter, Töne, Zoten, Gelächter und Beifallsschreie wie Traumphantasien an sich vorüberziehen.

Von Zeit zu Zeit sah sie sich nach ihrem Freunde um.

Er stand hinter ihr und lächelte ihr beruhigend zu, sagte aber nichts. Ein fleckiges Rot brannte auf seiner Stirn, und auch das Weiße seiner Augen war gerötet. Vielleicht hatte er zu viel Sekt getrunken. Sie selbst hatte an ihrem Glase nur genippt und fühlte sich trotzdem ganz wirblig im Kopfe.

Um zwei Uhr Nachts waren die Vorträge zu Ende. Und nun begann die Ausgelassenheit ihre letzten Bande abzustreifen. Alles tobte, tanzte, küßte, trank und zankte wild durcheinander. ... Duelle wurden ausgefochten. Liebende erdolchten sich und wurden tot hinausgetragen. Die Kanone schoß Knallbonbons ... Vor der Laube des „Rechtes auf Mutterschaft“ stand ein dünnes, putziges Kerlchen, dem ein bedienendes Modell sein griechisches Gewand geliehen hatte, und hielt mit singender Fistelstimme einen Vortrag, worin er nachwies, daß die Fortschritte der Physiologie entsprechend den Resultaten der künstlichen Fischzucht den Mann als mitwirkenden Faktor demnächst entbehrlich gemacht haben würden ... Vor der Laube des „Schreies nach dem Manne“ war eine tolle, kleine, schwarzlockige Person auf einen Stuhl geklettert und schrie unentwegt: „ein Weib! ein Weib! ein Weib!“ ... Und in die „perverse Laube“ hatte man den Bäckermeister mit seiner dicken Ehehälfte hineingesetzt und sah jubelnd zu, wie beide auf Kommando sich küßten.

In Lillys Kopfe war der dröhnende Wirbel so stark

geworden, daß alles sich ihr kreischend, zuckend und hämmernd wie ein Reigen von schmerzenden Blitzen in der Runde drehte.

„Wir wollen gehen," mahnte Dehnickes Stimme hinter ihr.

Da erhob sie sich und reckte schauernd die Arme.

Das war doch einmal Leben gewesen! Leben! Leben!

Dann folgte sie ihm.

In dem Treppenflur kam Kellermann, der ihr Fortgehen bemerkt hatte, ihnen heimlich nachgerannt. Sein Halskragen hing geöffnet über die Samtjacke, seine Backen glänzten gedunsen. Wie ein junger Falstaff sah er aus.

Er wechselte einen Blick mit Dehnicke, und dieser nickte kurz vor sich hin, als wolle er sagen: „Es war gut so." Dann ging er die Mäntel suchen.

„Und die gefesselte Schönheit?" fragte Herr Kellermann zu Lilly gewandt, während ihr Freund sich hinter den Garderobenständern vertieft hatte. „Haben Sie die ganz vergessen?"

„Ganz," erwiderte sie mit mattem Lächeln.

„Und Sie werden niemals kommen?"

„Niemals."

„Und ich sage Ihnen," — er führte sie abseits zum Treppengeländer hin, — „Sie werden kommen. Wenn Ihnen die eigenen Fesseln ins Fleisch schneiden werden und Sie nicht wissen —"

Herr Dehnicke kehrte mit den Mänteln zurück, und er verstummte.

Lilly war viel zu lebensselig gestimmt, um diesen seltsamen Worten, die in dem Munde des weintollen Fauns fast wie ein Witz klangen, irgend eine Bedeutung beizulegen.

Sie lachte ihn aus.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Blitze, die das Hirn durchpulst hatten, schliefen ein. Leicht gegen die Schulter des Freundes gelehnt, tänzelte sie singend und in den Hüften sich wiegend die Stufen hinab.

Die ganze Welt schien aufgelöst in einen weichen, duftenden, klingenden Dämmer. Frischer Schnee hatte sich eingefunden. Mondschein war auch da.

Dehnickes Wagen wartete.

„Wir wollen noch in den Tiergarten hinaus," bat Lilly, die sich an der lungenweitenden Schneeluft nicht satt trinken konnte.

Sie warf sich in die Polster des Coupés, sang und hämmerte mit den Füßen den Takt dazu.

Er saß ganz still in seiner Ecke und blickte in die Nacht hinaus.

„So sagen Sie doch was!" rief sie.

„Ich weiß nichts zu sagen," erwiderte er und sah mit seinen roten, verschwimmenden Augen geflissentlich an ihr vorbei.

Der Wagen glitt nun lautlos über die schneegepolsterten Baumwege dahin. Von dem Gezweig her stäubte ab und zu ein silbernes Sternchen in das Wageninnere.

Ein dröhniger Halbschlaf überfiel sie.

„Ach, ich möchte ewig so fahren," flüsterte sie, für ihren Kopf eine Stütze suchend.

Und dann war es ihr plötzlich, als lege sich Walters Arm um ihre Hüfte, und als ruhe ihre linke Wange wohlig an Walters Halse gebettet — wie einst in seligen Novembernächten!

Aber — wo kam Walter mit einem Male her?

Sie fuhr empor und sank zurück, — wieder ganz wach geworden.

Nein, das war Walter nicht. Sie wußte nun genau, wer es war, aber sie schämte sich so sehr vor ihm, daß sie sich nicht zu rühren wagte.

So lag sie mit weit offenen Augen eine ganze Weile und hörte sein Herz schlagen. — Es schlug ihm bis in den Oberarm hinauf.

„Ohne daß die bei schönen Frauen landesübliche Gegenleistung von Dir eingefordert werden dürfte," hatte Walter geschrieben.

Und nun forderte er sie doch.

Wie verächtlich würde Walter von seinem Bilde her auf sie herniederschauen, wenn sie in einer halben Stunde mit der Lampe in den Salon trat — Walter, der jedem einzigen, auch diesem Manne hier, in dessen Arm sie geglitten war, als ihr Verlobter galt, Walter, dem sie treu sein mußte, solange es auf Erden noch Rettung für sie gab!

Freilich, es lag sich göttlich so. Man wußte doch wieder, wo man hingehörte ... Und wie grauenvoll war all die Einsamkeit gewesen! Aber das half nun nichts.

Vorsichtig, als ob sie fürchtete, ihm wehe zu tun, löste sie sich aus seinem Arm und drückte sich gegen das Polster der Seitenwand.

„Warum bleiben Sie nicht?“ fragte er, stammelnd wie ein Trunkener. „Lagen Sie nicht gut so?“

Sie schüttelte den Kopf.

Er bat und fragte weiter, doch sie schwieg. Sie fühlte, jedes Wort, das sie sprach, mußte sie noch mehr verstricken.

Dann umklammerte er ihre Hand, die kraftlos niederhing.

„Ich darf ja nicht,“ flüsterte sie, diese Hand zurückziehend, „und Sie dürfen ja auch nicht.“

„Warum dürfen wir nicht?“

„Was würden Sie sich für Vorwürfe machen später, wenn Sie daran denken, daß Sie ihm Rechenschaft ablegen sollen?“

Nun fragte er gar noch: „Wem?“

„Wem? — Nun, ihm ... Wem sonst? ... Sie sagen doch immer, daß Sie nur sein Verwalter sind, daß Sie —“

Ein Lachen, heiser und schuldvoll, unterbrach sie. Er hatte die Hände über dem Knie gefaltet und lachte und atmete tief und lachte wieder, wie einer, der sich von einer langen, harten Last befreit.

Eine fürchterliche Gewißheit stieg vor ihr auf.

„Es ist wohl alles nicht wahr?“ stammelte sie, ihn anstarrend.

„Unsinn ist alles, Blödsinn ist alles,“ schrie er sie an. „Einmal hat er mir geschrieben, vor anderthalb Jahren, noch von Deutschland aus: ‚Nehmen Sie sich ihrer an,

damit sie nicht auch vor die Hunde geht, denn sie ist zu schade dazu.' ... Weiter nichts und nie mehr. ... So! — nu wissen Sie's. Nu bin ich's los. Ich hab' schwer genug getragen daran. Aber was sollt' ich machen? Wer A sagt, muß auch B sagen. ... Da hilft nichts. ..."

Er riß das Coupéfenster in die Höhe und lehnte sich keuchend dagegen.

Sie wollte fragen: „Warum haben Sie das getan?" Aber sie wagte es nicht. Sie wußte ja, was kommen würde. ... Eines stand mit entsetzlicher Klarheit vor ihr, daß sie hilflos, rettungslos in seinen Händen war. — Sie wohnte in seiner Wohnung, sie lebte von seinem Gelde, sie sah die Welt mit seinen Augen, sie war, was er bestimmte, daß sie war: seine Magd, seine Geliebte, sein Geschöpf.

Da lieber ins Wasser hinunter!

Sie zerrte an der Coupétür, sie setzte den rechten Fuß auf das Trittbrett, aber er riß sie zurück und schlug die Tür wieder zu.

„Seien Sie vernünftig," schalt er, „kommen Sie zu sich."

Da brach sie in ein Weinen aus, so jammervoll und qualvoll, so kläglich und herzbrechend, wie sie seit den Zeiten ihrer Scheidung nicht geweint hatte. Sie sah nichts mehr und hörte nichts mehr. Manchmal war ihr, als klänge seine Stimme von weit, weit her, aber was er sagte, verstand sie nicht. Bloß weinen, weinen, als läge im Weinen die Rettung, als gingen mit den Tränen auch Angst und Not dahin.

Der Wagen hielt. Sie fühlte sich hinausgehoben. Den Schlüssel trug er selbst in der Tasche.

Von ihm gestützt, taumelte sie die Treppen hinan und dachte nur von Zeit zu Zeit: „Ich wollte ja ins Wasser gehen."

Er führte sie zur Sofaecke und zündete die Flammen des Kronleuchters an. Dann löste er ihr die Mantelspange und hob das Schleiertuch aus ihrem Haar.

Sie lag nun ganz ermattet da und sah teilnahmlos die Tischdecke an.

Der kleine Zeisig war erwacht und piepte zu ihr herüber.

„Es ist schon spät," hörte sie Herrn Dehnickes Stimme, „und der Wagen wartet. Aber ich kann doch nicht so fortgehen. Ich muß mich erst verteidigen, damit Sie wissen, wie alles gekommen ist."

„Das ist ja nun schon egal," sagte sie achselzuckend.

„Für mich nicht," erwiderte er. „Sie sollen nicht denken, daß ich ein Schurke bin."

„Das ist auch schon egal," dachte sie.

„Ich habe Sie nämlich bereits geliebt," begann er, „als ich Sie noch längst nicht kannte, als Sie noch die Frau unseres Obersten waren."

Überrascht blickte sie auf.

Wie er in seinem kurzen, engen Frack mit fahlem, unfrohem, bittendem Gesichte vor ihr am Tische stand, beklommen an der Decke zupfend, er, der hier eigentlich der Herr war, da schien's ihr, als sähe sie ihn zum ersten Male.

„Ich war grade in jenem Sommer zur Übung eingezogen," fuhr er fort, „und das ganze Kasino war noch voll von Ihnen. Selbst die Damen des Regiments sprachen eigentlich nichts anderes. ... Auch Bilder von Ihnen kursierten in Menge. ... Die hatten die Herren sich heimlich geknipst. ... Danach hätte ich Sie eigentlich sofort erkennen müssen, denn vergessen hatte ich keines. ... Ja, ich kann ruhig wiederholen: damals habe ich Sie schon geliebt. ... Und noch mehr, seit Prells Brief ankam und Sie mit einem Male in mein Leben treten sollten. ... Gott, was habe ich mir alles für Pläne ausgedacht in den anderthalb Jahren, wie ich Sie für mich gewinnen würde! ... Und dann endlich erschienen Sie bei mir und übertrafen alles, was ich mir jemals ausgemalt hatte. Als ich aber sah, daß Sie inzwischen eine große Dame geworden waren, und außerdem, wie sehr Sie an Walter hingen — denn Sie sprachen ja immerzu von ihm — da verlor ich auch meine letzte Hoffnung. ... Ganz im Ernst hatt' ich wohl nie darauf gerechnet, denn obgleich ich viel auf mich

gebe, reelles Selbstbewußtsein hab' ich nicht, — und übrigens — jemanden wie Sie zur Geliebten zu haben — ein solches Glück läßt sich für keinen recht ausdenken."

Nun er zum ersten Male das Wort „Geliebte" aussprach, quoll eine jähe Bitterkeit in ihr empor.

„Mich zur Frau zu haben," dachte sie, „das Glück läßt sich wohl erst recht nicht ausdenken."

Und sie lachte hell auf.

Er hielt ihr Lachen für ein Zeichen bescheidener Abwehr und redete sich noch weiter in Begeisterung hinein. Ob sie denn glaube, daß irgend eine von denen, die heute beisammen gewesen, wert sei, ihr die Schuhriemen zu lösen? Ob sie gar keine Ahnung habe, wie himmelhoch sie über allem stehe, was den Namen „Weib" führe?

Aus ihren verweinten Augen glühte jetzt offen die Frage ihn an, die auszusprechen Stolz und Scham ihr verboten.

Und dieses Mal mußte er sie wohl verstanden haben, denn er hielt plötzlich inne, schlug sich vor die Stirn und rannte verstört und mit halbem Schluchzen im Zimmer auf und nieder. Dabei hörte sie ihn murmeln: „Ich kann nicht, — es geht nicht, — ich kann nicht."

„Ja — wenn er nicht kann," dachte sie und preßte, ihn anstarrend, die flachen Hände gegen die Backen.

Er seinerseits blieb vor ihr stehen, setzte zum Reden an, würgte halb ausgesprochene Worte wieder hinunter und begann von neuem im Zimmer hin und her zu rennen.

Sie verstand etwas von „Mutter" und „nie durchsetzen" und „Geschäft aufgeben müssen" und dann immer wieder: „Ich kann nicht — es geht nicht — ich kann nicht."

„Da hat er sehr recht," dachte sie. „Eine wie ich — er kann es wirklich nicht."

Und in endgültigem Entsagen sank sie aufseufzend in sich zusammen.

Er eilte erschrocken zu ihr hin, bückte sich zu ihr nieder und wollte ihr die Hände streicheln. Aber sie schüttelte ihn von sich. Und da er für sein schwächliches Ausweichen ein Wort der Rechtfertigung nicht finden konnte, so knüpfte

er schließlich den Faden wieder zusammen, wo ihr gequältes Lachen ihn zerschnitten hatte: „Bedenken Sie doch das eine, verehrteste, geliebteste Freundin: ich will ja gar nichts für mich — keinen Lohn — nichts. ... Ganz ohne Wunsch bin ich schon längst — das kann ich Ihnen schwören. ... Das einzige, was ich gewollt habe, ist, Sie aus dem Loch rauszuholen, in dem Sie allmählich zur Proletin werden mußten. ... O, ich kenne das von vielen. Ein paar Jahre dauert es — länger nicht. Entweder sie sind auf die Straße gegangen oder sie werden immer vergrämter und häßlicher — und bald ahnt man gar nicht mehr, was sie gewesen sind ... Und damit es Ihnen nicht auch so gehen sollte, habe ich mir die Sache mit dem Scheck ausgedacht und deshalb an meinen amerikanischen Agenten geschrieben, und als Sie darauf reinfielen, da habe ich vor Glück ein paar Nächte nicht geschlafen, denn nun wußte ich, daß ich nicht würde zusehen müssen, wie Sie zu Grunde gehen."

„Warum sollte ich zu Grunde gehen?" warf Lilly ein. „Als Ihr Scheck ankam, da hatte ich mir mit meiner Kunst doch schon ein hübsches Stück Geld verdient. Und Sie selbst sind mir behilflich gewesen — und Sie selbst haben mir gesagt, wenn ich so fortfahre — — —"

Erschreckend hielt sie inne, denn der Gedanke, daß sie, wenn es heute zur Trennung käme, auch dieser einzigen, letzten Lebensaussicht verlustig gehen würde, sank ihr wie ein Alpdruck auf die Seele.

Kein Wort der Ermutigung kam aus seinem Munde. Hinterhältig und verbissen zupfte er an der Tischdecke.

„So reden Sie doch! Haben Sie denn ganz vergessen, was Sie für mich getan haben?"

Er richtete sich auf.

„Ja, wenn Sie durchaus wollen," sagte er achselzuckend. „Es ist vielleicht auch am besten, wenn heute gleich alles zwischen uns ins klare kommt."

„Was denn noch?" schrie sie in neu aufsteigender Angst.

„Als Sie bei mir in der Fabrik waren, besinnen Sie

sich, daß ich Sie in den Vorratsraum nicht reinlassen wollte?“

„Gewiß. Aber was —?“

„Und daß ich mich hernach damit entschuldigte, es wäre da ungeheizt gewesen?“

„Ja doch, — was hat das aber mit meinen Arbeiten zu tun?“

„Wären wir noch sechs Schritte weiter gegangen, dann hätten Sie alle Ihre Glasplatten vorgefunden, sechsundfünfzig an der Zahl. Und die letzten waren noch nicht einmal eingepackt.“

Sie starrte zu ihm auf wie zu ihrem Henker. Dann fiel sie vor dem Sofa nieder. Tränen hatte sie nicht mehr, aber die weiche Dunkelheit der Kissen tat ihren Augen wohl. Nichts mehr sehen, nichts mehr hören, nichts mehr denken. — Sterben, rasch, gleich, ehe Hunger und Schande kamen.

Eine lange Stille folgte.

Sie glaubte schon, er wäre gegangen, da fühlte sie seine Hand streichelnd auf ihrer Schulter und hörte seine Stimme in kläglicher, zitternder Bitte: „Liebe Freundin, liebe, geliebte Freundin, sagen Sie doch selbst, was konnte ich tun? ... Sollte ich Ihnen Ihr einziges Vergnügen, Ihre einzige Zuversicht zu nichte machen? ... Sollte ich Ihnen sagen, daß das eine unbrauchbare Dilettantenarbeit war und weiter nichts? Ich sah doch, daß Ihre ganze Seele daran hing, daß Sie sozusagen innerlich davon lebten. — Ich dachte mir, wenn Ihre Verhältnisse erst in Ruhe sind, dann werde ich's langsam einschlafen lassen, und wir waren ja auch schon auf dem besten Wege dazu. ... Im letzten Monat haben Sie ja kaum noch daran gedacht... Liebe, liebe Freundin, überlegen Sie doch: was habe ich denn so übles getan? ... Ich habe Ihnen aus dem Armeleutsgeruch herausgeholfen, ich habe Ihnen ein Heim zurechtgemacht, ich habe Ihnen ein paar Monate Freude und Sorglosigkeit verschafft und habe dafür noch nicht einmal einen Kuß verlangt. ... Wenn Sie wollen, können Sie morgen zu Ihrer Frau Laue

zurückgehen, und es wird nichts gewesen sein. ... Sie können auch ruhig hier wohnen bleiben und sich inzwischen irgend eine Stellung suchen. Mich werden Sie nicht mehr zu sehen bekommen. Und wenn ich jetzt — hier — rausgehe — —"

Er konnte nicht weiter.

Als sie nach einer Weile des Schweigens sich ängstlich und neugierig aufrichtete, um zu sehen, was aus ihm geworden war, da fand sie ihn, den Kopf in den Armen verborgen, halb liegend vor dem Tische sitzen, während ein lautloses Weinen den vornüber gebeugten Rücken erschütterte.

Eine Weile stand sie neben ihm, und auch ihr kollerten neue Tränen über die Wangen.

Er tat ihr so leid, — ach, wie er ihr leid tat!

Dann legte sie leise die Hand auf sein Haar.

„Trösten Sie sich doch, lieber Freund," sagte sie, „mir wird es ja viel, viel schlimmer gehen als Ihnen. Denn ich habe ja nun niemanden mehr."

Und sie schauderte, nahender Einsamkeiten gedenkend.

Er richtete sich auf und griff schweigend nach seinem Hute. Seine Augen waren noch heißer, noch verquollener, und der Kopf hing nun ganz auf die Seite geneigt.

Ach, wie er ihr leid tat!

„Leben Sie wohl," sagte er, ihre Rechte pressend, „und haben Sie Dank."

„Ich werde Ihnen schreiben," entgegnete sie. „Ich möchte erst über Nacht noch alles überlegen. Wahrscheinlich ziehe ich schon morgen."

„Ganz wie Sie wollen," sagte er.

Als er den Mantel überwarf, fiel etwas Langes, Rundliches, Gold- und Silberglänzendes aus seiner Fracktasche geräuschlos auf den Teppich.

Sie hob es auf ... Es war ein mächtiger Knallbonbon.

Beide mußten lächeln.

„So traurig endet das schöne Fest," sagte sie.

Er seufzte.

„Haben Sie sich wenigstens amüsiert?"

„Ach, auf mich kommt's ja nicht an," meinte sie abwehrend.

„O s e h r kommt's auf Sie an," erwiderte er, „denn für Sie war ja das Ganze gemacht."

„Wie, — für mich?"

„Nun, denken Sie denn, daß Herr Kellermann, der, wenn's hoch kommt, fünfzig bis hundert Mark die Woche verdient, solche Feste geben kann? . . . Weil der Arzt Ihnen Zerstreuung verordnet hatte und ich Ihnen in Ihrer prekären Lage sonst keine bieten konnte, darum habe ich mich hinter ihn gesteckt und — —"

Sie machte große Augen.

Ja, wenn er sie so liebte!

„Sie lieber, lieber Freund," sagte sie und legte für einen Augenblick den Kopf leise gegen seine Schulter.

Er umschlang sie rasch und gierig, als ob sie ihm im nächsten Moment wieder genommen werden könnte. Er flatterte am ganzen Leibe, und seine Tränen rollten lau auf ihre Stirn.

Als er sie auch jetzt noch immer nicht zu küssen wagte, da bot sie ihm selber ihren Mund.

„Das ist nun der Dritte," dachte sie dabei.

Als sie dann aufschaute, sah sie von der Wand her die Augen Walters mit einem niederträchtig-höhnischen Lächeln auf sich herniederschauen. Ganz wie sie es im Wagen gefürchtet hatte.

Erschrocken wies sie ihm das Bild.

„Das schaffen wir wohl am besten morgen in die Bodenkammer," sagte er.

Und weil sie sich jetzt nach der Versöhnung noch unendlich viel zu sagen hatten, wurde auch gleich der Wagen fortgeschickt, denn es war halb vier, und Kutscher und Pferde brauchten ihre Ruhe. — — —

VIII

Und wiederum begann für Lilly ein neues Leben.

Mit ihrer Einsamkeit war es nun gründlich zu Ende.

Allnachmittäglich feierte Herr Dehnicke fortan seine Teestunde bei ihr. Doch jetzt war er kein „Herr Dehnicke“ mehr, jetzt war er ein Richard, ein süßer und geliebter Richard, dem man jubelnd entgegenwinkte, den man mit ausgebreiteten Armen im Hausflur empfing, an dessen Kniee gelehnt man mit eingezogenen Füßen auf dem Teppich hockte, und dem man mit zärtlichem „Weh-weh“ die bösen Falten von der Stirne blies.

O man hatte ja so viel Liebe nutzlos aufgespeichert! Man konnte verschwenden, verschwenden — und immer noch war neuer Vorrat da.

Manchmal wußte man nicht aus nicht ein mit all dem Überfluß.

Man ließ die große Dame, die Gnädige, die Herrscherin zum Teufel gehen, man duckte sich, man machte sich klein, man wollte getadelt und gescholten werden, man wollte Angst empfinden vor jedem Schatten seines Mißbehagens und jeden ihm selber unbewußten Wunsch aus seinen Augen lesen. — Man wollte vor allem dankbar sein, dankbar für seine Güte, seine Zartheit, für alles, was er als Retter getan hatte.

So war es denn freilich kein Wunder, daß er den anbetenden Aufblick allmählich verlor, daß er Ansprüche zu machen begann — und zwar sehr launenhafte — daß er das Gebaren des Ehemannes annahm und hie und da sogar an seine Wohltaten erinnerte, ein wenig nur, aber doch genug, um die erst freiwillige Spende der Demut allmählich zur Pflicht werden zu lassen.

Seit Lilly seine Geliebte geworden war, hatte sich

in seinem Verhältnis zur Außenwelt ein Umschwung vollzogen, der sein ganzes Leben auf eine neue Grundlage stellte.

In dem pedantischen, ängstlich um guten Ruf und bürgerliches Ansehen besorgten Zinkgußwarenfabrikanten schien das kühnste Lebemannstum erwacht zu sein.

Hatte er früher Bedenken getragen, sich auf Straßen und Promenaden an Lillys Seite zu zeigen, so konnte er jetzt nicht satt werden, sich als ihr Ritter den Blicken der Menge preiszugeben. Er schaffte sich zu dem alten, braven Geschäftscoupé noch eine neumodisch bauchige Viktoria an, in der er mit ihr zusammen die Linden hinunter zum Tiergarten fuhr. Er wählte für die gemeinsamen Abendvergnügungen nur solche Stätten, an denen das modische Berlin am häufigsten zu finden ist, und suchte mit Sorgfalt diejenigen Plätze aus, wo man von allen Seiten gesehen werden konnte.

Hinter den Brüstungen der Proszeniumlogen saß er mit geblähter Hemdbrust, sorgfältig frisiert und behandschuht, und bemühte sich, den Operngläsern, die gegen ihn und seine Begleiterin anblitzten, ein blasiert gleichgültiges Lächeln entgegenzuhalten.

Er bestellte seine Kleider bei den Londoner Schneidern, deren Vertreter gegen den Frühling und den Herbst hin Kunden werbend in Berlin auftauchen, er schaffte sich ein Monokel an und steckte das Taschentuch in die linke Manschette, er kehrte den Offizier heraus und suchte gewisse weibisch-runde Gesten der Gardegigerl geschmackvoll nachzuahmen.

Alles in allem: er war nach Kräften bemüht, sich einer Mätresse von Lillys Rang und Qualitäten würdig zu erweisen. Hatte er doch bald herausgefühlt, daß die Verbindung mit einem so schönen Geschöpf — anstatt ihm zu schaden — einen neuen unverhofften Abglanz auf sein Leben warf. Sogar auf das Ansehen seines Hauses strahlte sie hinüber — mehr als alle Prunkbauten es vermocht hatten.

Wenn der Inhaber der Firma Liebert & Dehnicke sich

solche Sprünge erlauben kann, hieß es in der Geschäftswelt, dann müssen ihre Artikel weit glänzender gehen, als wir geglaubt haben. Und mancher Händler, der sonst bei der Konkurrenz gekauft hatte, kam nun zu ihm, von jenen geheimnisvollen Mächten der Suggestion herbeigezogen, deren Gesetze Psychologen und Kulturhistoriker vergebens zu enträtseln trachten.

Man begegnete ihm mit erhöhter Achtung, der als mildernde Beimischung ein jovial vertrauliches Lächeln nicht fehlte, wie immer, wenn die Welt einem Manne von erprobter Unschädlichkeit einen kleinen, interessant machenden Fehl heimlich zu verzeihen hat.

Und Fragen wie: „Wann sieht man sich mal auch außergeschäftlich?“ oder „Wollen wir nicht mal gelegentlich zusammen bummeln?“, Fragen aus dem Munde von Leuten, die sich früher nicht im mindesten um ihn gekümmert hatten, wurden so wohlfeil, wie die Bronzeartikel des Hauses „Liebert & Dehnicke“ es waren.

„Von Rechts wegen müßte ich dich mit allem, was du bist und brauchst, auf das Konto der Geschäftsunkosten setzen,“ sagte er einmal lächelnd zu Lilly, die solche weniger zarten Späße allgemach verschmerzen lernte.

Die abendlichen Ausgänge — dreimal, viermal in der Woche — wurden alsbald zur Gewohnheit, und sie machten Lilly rasch mit allem bekannt, was an Schaumblasen des Vergnügens aus dem Berliner Hexenkessel in die Höhe quirlt.

Für die großen öffentlichen Bälle, auf denen man mit seidener Halbmaske die geheimnisvolle Frau von Stande markiert, war es in diesem Winter schon zu spät geworden. Dafür aber blieben die Theater von der leichteren Observanz, in denen der Abhub des Pariser Boulevardlasters, verwässert und aufgewärmt, lusthungrigen Seelen als höchste Reizung des Gaumens dargereicht wird, — die spätnächtigen Kabaretts, wo die Zote, mit literarischem Mäntelchen behängt, ihre Purzelbäume schlägt und der Bourgeoisie entlaufene, wilde Weiber mit zünftigen Tingeltangeleusen um die Palme der Gemeinheit ringen,

— die Bars und die Grillrooms, — die nach polizeilicher Vorschrift unverschließbaren Hinterzimmer vornehmer Restaurants, wo man unter den höhnisch lächelnden Augen korrekter Kellner frostige Orgien feiert — und dann zum Schlusse die lichterfunkelnden, blaurauchigen Säle gewisser Cafés, wo man in der Berührung mit der zu Markte gehenden Dirnenwelt eine letzte Aufpeitschung der übermüdeten Nerven sucht und findet.

Wohl hatte Lilly sich anfangs gegen dieses Treiben gewehrt, denn ihr Sinn stand noch immer nach Genüssen von einer anderen Art, auch hatte sie ein unbestimmtes Wehgefühl, als ob jeder Tag des neuen, lusterfüllten Lebens sie weiter und weiter von jener lorbeerbestandenen Treppe entferne, an deren Stufen ihre Sehnsucht einst hinangekrochen war; als sie aber sah, daß jeder Wunsch nach Stille einer unlustigen Ablehnung begegnete, kam sie freiwillig davon zurück und verschob alles, was an Träumen in ihr lebte, auf eine künftige bessere Zeit ... Eine Zeit, die alle Hoffnungen zur Blüte brachte, die — ja die, — ... hier durfte die Phantasie nicht weiter.

Und dann war es auch fast immer blendend amüsant.

Man blieb selten zu zweien. Meistens fand man Bekannte. Unter ihnen viele von dem Kellermannschen Feste her, die sich beim Weiterziehen zwanglos anschlossen, mit denen man sich auch häufig schon vorher verabredet hatte, so daß schließlich eine ganze Bande beisammen war, um deren festen Kern sich immer neue Erscheinungen herum kristallisierten.

Eine der Getreuen war jene brünette, süße, kleine Frau mit den unsicheren Glutaugen und dem törichten Lächeln, die an dem Festabend mit ihrem Freunde und Lilly zusammen eine Familie hatte bilden wollen. Sie hieß Frau Sievekingk, war aus dunkelm Lebensdrange ihrem Manne, einem irgendwo in Hinterpommern ansässigen Arzte, entlaufen und lebte nach mancherlei Irrfahrten mit dem Inhaber einer großen Dampfwäscherei zusammen, einem rothaarigen, spindeldürren Swell, Wohlfahrt mit Namen, der am Magen litt und für den

sie in ihrem Retikule stets eine Auswahl von Tropfen und Pülverchen bereit hielt. Doch diese rührende und energische Sorgfalt hinderte nicht, daß sie ihn mit jedem betrog, der sich um sie bemühte. Alle Welt wußte es, und niemand nahm es ihr übel. Denn sie war Dichterin und mußte sich Erlebnisse schaffen, die sie besingen konnte. Eine Notwendigkeit, die zur Folge hatte, daß mancher, der ganz insgeheim mit ihr zu sündigen glaubte, sich nach ein paar Wochen, aufs genaueste porträtiert, als Held einer heißblütigen Skizze oder eines schwülen Liebesgedichtes in irgend einer jungdeutschen Zeitschrift wiederfand.

Da war ferner Frau Welter, die geschiedene Frau des berühmten Komponisten, deren rundes, rostbraunes Gesicht — sie war jüngst von einer geheimnisvollen Spritztour aus Algier zurückgekehrt — in drolligem Gegensatz unter dem mächtigen, goldgelb gefärbten Haarschopf hervorguckte, der sie wie eine Gloriole bis in den Nacken hinein umgab.... Mit ihr zu verkehren war gefährlich, denn obgleich sie in guten Verhältnissen lebte — die wohlhabenden Verwandten ihres Mannes hatten ihr ein reichliches Jahresgehalt ausgesetzt — so pumpte sie doch jeden an, der in ihre Nähe kam. In ihrer grenzenlosen Gutmütigkeit opferte sie nämlich alles, was sie besaß und was ihre Freunde ihr gaben, zwei abgedankten Liebhabern hin, von denen jeder auf seine Weise ein Lump war. Mit wem sie es im Augenblick hielt, blieb unbekannt. Man sah sie oft in Begleitung eines stocksteifen Regierungsassessors, der zu korrekt war, um nach Tische den Zahnstocher zu benutzen, und, da er hohle Zähne hatte, stundenlang schweigend dasaß, beschäftigt, die Zunge zwischen den Kiefern hin und her zu rollen.

Da war unter anderen eine überschlanke kleine Spitzmaus, niedlich und boshaft, mit blauen, kalten Stahlaugen und einem dünnlippigen, nach innen gekniffenen Munde, die stets in weißer Seide ging und eine fächerförmige Schleppe hinter sich her rauschen ließ. Sie nannte sich Frau Karla. Aber wie sie eigentlich hieß, wußte niemand außer ihrem Liebhaber, einem blutjungen, sehr

blassen und schmächtigen Fabrikantensohn, den sie ganz beherrschte und mit aussaugender Vergnügungssucht bis zum Morgen hinter sich her zog. In einer unbewachten Stunde hatte er verraten, daß sie die Frau eines gänzlich weltfremden, jüdischen Privatgelehrten war, der des Glaubens lebte, daß die gesellschaftlichen Forderungen des Berliner Westens sie in Anspruch nähmen, und ruhevoll über seinen statistischen Tabellen saß, während sie mit allen möglichen Leuten in Rauchtheatern und chambres separées herumtollte.

Da waren Frauen aller Art, um deren Vergangenheit und Existenzquelle niemand sich kümmerte, wenn sie nur hübsch und elegant und nicht gerade Kokotten waren.

Zu den Herren, die außer den legitimierten Begleitern in Fülle sich einfanden, um bei guter Gelegenheit im Trüben zu fischen, und die das eigentlich belebende Element der Gesellschaft bildeten, gesellte sich bisweilen auch jener Doktor Salmoni, der auf Kellermanns Feste mitleidig lächelnd den Staupbesen geschwungen hatte. Lilly fühlte sich dann stets befangen und wortkarg werden, und doch war ihr, als ob sie ein geheimes Band mit ihm verknüpfe. Er übte wie damals seinen kaustischen Witz an jedem, der ihm in die Quere kam, nur an ihr ging er rücksichtsvoll vorüber. Bisweilen schnitt er mit seinen Seziermesseraugen prüfend auf sie ein, und zwei oder dreimal fragte er im Vorbeigehen leise: „Was haben Sie eigentlich hier zu suchen, schöne Frau?“

Auch Herr Kellermann tauchte nicht selten auf, betrank sich und streute dann Bemerkungen über die nach Erlösung schreiende Schönheit um sich, Bemerkungen, die Lilly andauernd zu überhören bemüht war. Zum Schlusse hatte er meistens kein Kleingeld bei sich, worauf Richard für ihn bezahlte.

So war die Welt beschaffen, in der Lillys Tage — und Nächte — fortan sich abrollten.

Daneben gab es geheimnisvolle Botschaften aller Art. Einladungen fremder Herren zu verschwiegenem Stelldichein, anonyme Blumenspenden vom bescheidenen Veilchen-

sträußchen bis zum prunkenden Orchideenkorbe, Besuche verdächtiger Damen, die private Wohltätigkeitskränzchen veranstalteten und mit vielsagendem Lächeln Lillys Mitwirkung erbaten, — ein trüber Wellenschlag des Begehrens brandete unaufhörlich an ihrer Schwelle. Anfangs hatte sie Angst gehabt, schließlich nahm sie kaum noch Notiz davon. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Frühlingstage kamen ins Land und mit ihnen die großen Rennen, bei denen alles sich zusammenfindet, was aus irgend einem Grunde Anspruch erhebt, zur eleganten Welt gezählt zu werden.

In Richard war, seit Lilly in schüchterner Hoheit neben ihm thronte, der schlummernde Kavallerist mit einer solchen Heftigkeit zum Bewußtsein gelangt, die Leidenschaft für alle Forderungen einheimischer Pferdezucht so mächtig angeschwollen, daß er auf keinem dieser Feste zu fehlen vermochte. Obgleich er niemals wettete, so trug er doch die Taschen voll zerknitterter Tips; Rennchancen und Pedigrees bildeten seine hauptsächlichsten Gesprächsstoffe, und Lilly, die für das alles nicht das mindeste Interesse hatte, paßte sich ihm willig an.

Als sie eines Morgens in ihrer Zeitung den Bericht über den Verlauf des gestrigen Flachrennens studierte, zog folgende Stelle ihre Aufmerksamkeit an sich:

„Unter den reizenden Vertreterinnen der Welt, in der man sich nicht langweilt, fiel wieder einmal jene imponierend schöne Erscheinung auf, der man seit etlicher Zeit ein wenig überall begegnet, und die den diskreten Hauch der Hautevolee, der sie, wie man munkelt, entstammen soll, noch immer um sich verbreitet. Man könnte sie, entsprechend der Veilchenfarbe, die sie bevorzugt, nach sehr berühmten Mustern ‚la dame aux violettes‘ benennen. Jedenfalls wünschen wir uns Glück zu diesem neu auftauchenden Gestirn, das dem Bilde unseres großstädtischen Lebens nur zur Ehre gereichen wird.“

„Wer mag das wohl gewesen sein?“ dachte Lilly mit

einem kleinen Neidgefühl und ließ die Gestalten all der schönen Frauen, die sie gestern bewundert hatte, an ihrem Geiste vorüberziehen.

Aber die Geschilderte war nicht darunter.

Und dann plötzlich schoß ihr das Blut heiß ins Gesicht. Ihr Blick suchte das violette Redfernkleid, das von gestern her noch über einer Stuhllehne hing. Es war nun schon über zwei Jahre alt, aber so glänzend gearbeitet, daß es allenfalls mit den Schöpfungen des Frühlings wetteifern konnte, und weil sie ein zweites dieser Art nicht besaß — man mußte Richard unnütze Ausgaben ersparen — so hatte sie es auch etliche Male nacheinander getragen.

Jawohl, da gab es keinen Zweifel mehr — sie war gemeint, sie selbst und keine andere.

Ihr erster Gedanke war: Wie wird Richard sich freuen!

Aber auch sie freute sich. Die kühnsten Weissagungen der Frau Laue schienen sich erfüllen zu wollen. Sie fing an berühmt zu werden. Sie stand sogar schon in den Zeitungen.

Wäre nur schließlich die Angst nicht gewesen, die rätselhafte, widersinnige Angst, die immer im Herzensgrunde lauerte und gerade dann emporkroch, wenn irgend ein neues Ereignis sie einen Schritt zu Glück und Glanz hin weiterführte! . . . Seit sie an Richards Seite in die Welt hinausgetreten war, begegnete ihr nichts als Frohes, Stolzes, Hoffnungweckendes. — Alle verehrten sie, alle schmeichelten ihr. — Selbstverachtung und Selbstquälereien waren verschwunden und hatten allem Fremden gegenüber einer ruhigen Schätzung eigenen Wertes Platz gemacht, aber die dumme, dumpfe Angst war da und ließ sich nicht zum Schweigen bringen.

Nachmittags — früher als gewöhnlich — kam Richard... strahlend, das Montagsblatt schon von der Straße her zu ihr emporschwingend.

Und als sie sich zehnmal umarmt und die bewußte Stelle wohl zwanzigmal miteinander gelesen hatten, wurde er finster und schweigsam, kreuzte die Arme wie Napoleon

und ging mit kurzen, harten Schritten im Zimmer auf und nieder.

Man konnte so recht sehen, wie der Ehrgeiz in seinem Hirne Wellen schlug.

Da klingelte es.

Die kleine Frau Doktor Sievekingk wurde gemeldet.

Sie war zu einem freundschaftlichen Schwatz schon öfters bei Lilly gewesen, doch ohne ihr eigentlich näher getreten zu sein. Heute kam sie gerade recht, um das Glück der neuen Berühmtheit mit auskosten zu helfen.

Ihr grausamtenes Jackenkostüm schillerte in der Abendsonne, und das rote Capotehütchen mit den wehenden Reiherfedern schmiegte sich wie eine niederwärts züngelnde Flamme in das schwarze Gelock hinein.

Mit ihrem liebreizenden, anschmiegsamen Lächeln bot sie Lilly die Hand, aber als sie sich zu Richard wandte, blitzte in den unsicheren Glutaugen etwas von der Energie, mit der sie ihrem Geliebten die rettenden Magentropfen aufzunötigen pflegte.

Da man Fremden gegenüber an der Fastnachtsposse einer ruhigen Seelenfreundschaft immer noch festhielt, so griff Richard bescheiden nach seinem Hute, um sich alsdann von Lilly zum Längerbleiben nötigen zu lassen. Aber die kleine Frau kam ihm zuvor.

„Machen Sie keine Faxen,“ sagte sie, „und tun Sie nicht so, als ob Sie hier nicht zu Hause wären. Auch ‚du‘ dürft ihr euch aus Versehen nennen. Ich werde dann nichts gehört haben.“

Beide lächelten, und während sie dem Gaste eine Tasse Tee einschenkte, spielte er ein wenig absichtlich mit dem bewußten Zeitungsblatt, denn er wollte sich im voraus vergewissern, ob sie von dem großen Triumph schon etwas erfahren hatte.

„Wegen dem Wisch da komme ich eigentlich,“ sagte sie, „und gerade mit Ihnen habe ich darüber zu reden. Denn da sind Sie nu wohl riesig stolz darauf?“

Richard machte eine Bewegung der Abwehr und lächelte selbstgefällig dazu.

„Ich hätte Ihnen, offen gesagt, 'n bißchen mehr Verstand zugetraut."

„Erlauben Sie mal," meinte er verdutzt, und Lilly fuhr auf. Die Angst des heutigen Vormittags verdichtete sich zu der Ahnung, daß ihr großes Glück einen Pferdefuß hatte.

„Lassen Sie mich mal ruhig weiter reden," sagte die kleine Frau, und ihre Augen flammten jetzt sehr sicher und bewußt. „Ich habe Erfahrung in solchen Sachen . . . Denn mein Rotkopf fing auch mal so mit mir an. . . . Ist Ihnen denn niemals der Gedanke gekommen, Herr, daß, wenn so ein Elitegeschöpf, wie das da — so was Süßes und Herrliches, wie's überhaupt nicht zum zweiten Male gibt — wenn sich das Ihnen anvertraut, daß Sie dann eine Riesenverantwortung übernehmen? . . . Glauben Sie, daß unsereins bloß dazu da ist, daß Eure Eitelkeit sich damit breit machen kann? . . . Wir sind keine Portierstöchter, Herr, — und keine Ballettratten, die man in Samt und Spitzen steckt, und mit denen man dann rumläuft, um den Lebemann zu markieren! . . . Wir sind aus der Gesellschaft rausgefallen, das ist richtig, aber zu dem Weiberzeug, wohin Ihr uns gern rangieren möchtet, gehören wir darum noch lange nicht."

Richard wollte etwas erwidern, fand aber nicht gleich die Worte.

Und sich zärtlich zu Lilly hinüberneigend, fuhr sie fort: „Da kommt nu so ein Wurm in seiner ahnungslosen Vornehmheit und sagt: ‚Nimm mich hin — mach mit mir, was du willst!' Und was werden Sie aus ihr machen? . . . Ein Frauenzimmer werden Sie aus ihr machen — oder wenigstens eine, die alle Welt dafür hält. . . . Widersprechen Sie gar nicht erst . . . Für den Anfang ist das schon ausreichend," — sie wies auf das Zeitungsblatt — „wenn sich die Schmocks schon mit uns beschäftigen, dann sind auch die Gardejrafen bald da. . . . Und dann gnad' Euch Gott, denn die sind viel schöner und ritterlicher als Ihr . . . Und muß unsereins mal durchaus zu den Kokotten runter, dann will man wenigstens wissen, für wen und

weswegen.... Und dann seid Ihr auch schon kalt gestellt. Dann seid Ihr ein schlechter Witz von vorgestern ... Weiter nichts."

Lilly war von dem allem ganz wirr und benommen. — Sie hatte es gar nicht für möglich gehalten, daß jemand es wagen könne, mit Richard in diesem Tone zu reden, und hatte abwehrend und begütigend die Hand auf seine Schulter gelegt, denn sie fürchtete, daß er böse werden und sein Recht als Hausherr geltend machen könne.

Aber das Gegenteil geschah.

„Ich will ja gern tun, was Sie verlangen," erwiderte er kleinlaut. „Wenn ich nur wüßte —"

„Was Sie nicht wissen, das werd' ich Ihnen sagen: Sie sollen sie nicht mehr rumführen wie'n Menagerietier ... Nicht jedem beliebigen Menschenhaufen zur Schau stellen ... sollen Sie nicht jedem Laffen vor den Operngucker setzen. Dazu ist unser Kind zu schade."

Richard ermannte sich zu einer Gegenwehr.

„Sind Sie denn nicht auch überall zu sehen?"

„Jawohl. Denn ich will selber was sehen. Dazu bin ich meinem Greuel von Mann und dem ganzen Posemuckel davon gelaufen, aber in Proszeniumlogen setz' ich mich darum doch nicht. Und rings um den Sattelplatz treib' ich mich auch nicht rum ... Ich gehöre zur Bohême, und Lilly mit ihrem stillen, feinen Herzen gehört in die Bürgerlichkeit.... Da muß sie bleiben, als ob sie Ihre angetraute Frau wäre. ... In die Demimonde — ich meine das, was man hier in Deutschland so nennt, im französischen Sinne sind wir schon lange drin — da wollen wir beide nicht runter. Das lassen Sie sich gesagt sein, Herr."

Richard stand auf. Er hatte einen roten Kopf bekommen und kaute hilflos und grimmig seine Schnurrbartspitzen.

„Ich habe immer nur ihr Wohl im Auge gehabt," sagte er. „Und schließlich ist es auch dein Wunsch gewesen, Lilly."

Sie mochte ihm nicht widersprechen, denn sie wollte ihn nicht noch mehr beschämen und wandte sich schweigend ab.

„Und w e n n tausendmal!“ entgegnete statt ihrer die kleine Frau. „Dann hätten Sie ihr eben sagen müssen: das verstehst du nicht, du kennst diese Sorte von Leben nicht. . . . Da wir nicht verheiratet sind — was notabene das Beste für euch wäre — müssen wir uns bescheiden halten, sonst vernagel’ ich dir das Leben und drück’ dich in den Sumpf.“

Lilly fühlte die Tränen emporkommen, wie immer, wenn sie das Wort „Heiraten“ im Hinblick auf sich und Richard am Horizont auftauchen sah. Und um ihre Bewegung nicht zu zeigen, ging sie rasch hinaus, ihm seinen Überzieher zu holen, denn es war dreiviertel sechs.

Sie geleitete ihn auch bis vor die Tür und küßte ihn zärtlich, denn er sollte beileibe nicht glauben, daß sie verstimmt oder ihm gram sei.

Und hernach verteidigte sie ihn mit Eifer. Er sei gut und lieb, er habe sie vorm Verderben gerettet und wolle gewiß nichts Böses.

„Zum Aufhetzen bin ich nicht hier,“ sagte lachend die kleine Frau. Dann bat sie sich Erlaubnis aus, noch eine Weile bleiben zu dürfen. Sie heiße übrigens mit Vornamen „Jula“, wonach man sich in Zukunft zu richten habe.

Auf dem geradlinigen Sofa — über dem Walters herrisch lächelndes Bildnis einer höchst gleichgültigen Schafschur Platz gemacht hatte — saßen sie nun beide Hand in Hand, vor sich auf den Glastellern je einen angeknabberten Kuchen, und Lilly kostete zum erstenmal in ihrem Leben das Glücksgefühl, so etwas wie eine Freundin zu besitzen, denn vor der Schwertfeger war ihr ja immer bange gewesen.

Der Zeisig sang ein kümmerliches Frühlingsliedchen, und von den Kastanien her antworteten die Spatzen. Die Maisonne malte rote Kringel an die Wand, und aus dem Aquarium zuckte bisweilen ein grüngoldener Blitz,

wenn eins der Schleierfischchen durch die wehenden Fäden der Algen schoß. —

Die Stunde der Konfidenzen hatte geschlagen.

„Ich habe mich eben mächtig aufgespielt,“ sagte Frau Jula. „Aber es war auch nötig, mein Süßes. Denn Sie wie ich, wir beide stehen gerade auf der Kippe. Ein kleiner Schupps, ein kleines Schwanken — und wir liegen unten ... Da, wo uns keiner mehr aufhebt. ... Wenn wir uns auf unseren Charakter verlassen könnten, wär' ja die Sache gar nicht so schlimm, aber treu sein können wir nun alle mal nicht — und wollen auch gar nicht.“

„Wie dürfen Sie so etwas sagen?“ rief Lilly entsetzt.

Frau Jula leckte sich mit ihrem roten Züngelchen die Lippen.

„Warten Sie nur ab, Süßes,“ sagte sie. „Das Männervolk um uns herum ist nämlich wirklich nicht dazu angetan, uns plausibel zu machen, daß wir nur für Einen da sind. Das ist überhaupt nur im Plural zu genießen ... Ach, ich könnte Ihnen da Dinge sagen! Aber ich will Sie nicht erschrecken ... Und dann ist auch eine Gefahr dabei: jeder, dem wir uns hingeben, nimmt uns ein Stück von unserem Besten. Ja, von unserem Besten, sage ich. Wenn man es auch nicht recht definieren kann. Selbstbewußtsein ist es nicht, denn das wächst womöglich noch dadurch. Reinheit auch nicht. Denn darauf pfeifen wir. Glück erst recht nicht. Denn mit dem Einen allein kämen wir ja um vor lauter Mopsen ... Ich habe schon mit mancher darüber gesprochen. Und jede hat dasselbe Gefühl ... Die einen meinen, man soll sich nicht verlieben und es nur aus Kaprice tun ... Die anderen schwören wieder auf die große Leidenschaft, die alles heiligen soll ... Das wird wohl bei jeder verschieden sein ... Und dann will ich Ihnen noch ein paar Ratschläge geben, denn es wird ja auch an Sie kommen: Vor allem sich nichts schenken lassen ... Wenigstens nichts von Geldeswert ... Höchstens Blumen, und auch die nicht im Übermaß ... Und auch nichts wiederschenken, denn alles gehört ja dem anderen ... Ehefrauen, die dürfen das, aber für uns schickt es sich nicht ... Über-

haupt das Amant-de-coeurtum vermeiden, denn das machen die Kokotten auch so . . . Ehefrauen, die dürfen das alles, denn die müssen sich doch dafür rächen, daß sie dem Einen ans Bein gebunden sind. Wir dagegen sind ja frei und können gehen, wann wir wollen . . . Aber wir dürfen nicht . . . Wir dürfen nicht . . . Alles — bloß das nicht."

„Warum sollen wir das nicht dürfen?" fragte Lilly, die plötzlich ihre Ketten fühlte.

„Ehefrauen, die dürfen alles . . . Die dürfen sich scheiden lassen, so oft sie wollen . . . Und tragen dann den Kopf genau so hoch wie zuvor . . . Aber bei uns ist es jedesmal ein Sturz weiter ins Dirnentum hinein, und je öfter wir wechseln, desto mehr werden wir freie Beute für jeden. Es sei denn, daß man sein eigenes Vermögen hat, aber das haben wir ja beide nicht . . . Wie die Geier sitzen sie ringsum und lauern . . . Hat sie sich von dem aushalten lassen — und dem — und dem — warum soll sie denn nicht auch für mein gutes Geld zu haben sein? Deshalb muß sich jede festklammern an den, den sie hat — er mag noch so klein und so boshaft sein, und sie mag ihn noch so abscheulich finden."

„Das verstehe ich nicht," sagte Lilly. „Wenn man einen hat, liebt man ihn doch."

„Ach . . . Sie haben wohl noch jeden geliebt?"

„Gott, es waren nicht viele," erwiderte Lilly. „Außer meinem Mann — dem General —" — sie konnte sich doch nicht versagen, das stolze Wort in den Mund zu nehmen — „nur noch einer — und dann dieser hier."

„Ach, pfui schämen Sie sich," rief Frau Jula in ehrlicher Empörung, „Sie wollen mir wohl als Tugendrose etwas vorblühen?"

Lilly beteuerte, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Frau Jula vermochte das nicht zu fassen.

„Dann gehören Sie ja gar nicht zu uns! Dann müßten Sie ja eigentlich Konsistorialrätin werden."

Lilly lachte. Sie, die immer geglaubt hatte, daß über ihren sittenlosen Wandel längst der Stab gebrochen sei,

sah sich nun gar um ihrer Ehrbarkeit willen verspottet.

„Ach, wenn ich Ihnen die Geschichte von all' den Weibern erzählen wollte, die um uns rum sind," fuhr Frau Jula fort. „Die eine hält es heimlich mit Mädchen. Die andere vermietet möblierte Zimmer an Studenten, aber nur an solche, die ihr gefallen. Die dritte" — ihre Stimme senkte sich zum Flüstern — „holt sich ihre Liebschaften von der Straße her."

Lilly schauderte. „Wie? Mit solch einer hab' ich zusammen gesessen und habe nichts davon geahnt?"

Frau Julas Augen brannten ins Leere.

„Nicht wahr, das ist schrecklich," sagte sie und lachte. „Nun, mich geht ja das nichts an ... Ich hab' ja mein Dichten ... Das gibt mir die Weihe, das wäscht's wieder ab ... Und um dessentwillen geschieht ja auch alles ... Denn dazu braucht man Sensationen. Ja, Sensationen braucht man ... Ich muß mein Blut jagen fühlen — und ich muß studieren, studieren ... In jedem ist was Neues ... Und mag ein Mannsbild so fad sein, daß man sein gesamtes Seelenleben in einem Fingerhut ausschöpfen kann, eine Stunde Rausch hat er doch herzugeben, eine Stunde, in der alle Glocken läuten — ja! — in der die ganze Weltorgel Musik macht ... Und je mehr du hast, desto mehr Leben lebst du, in desto mehr Seelen kriechst du hinein. — Alle Tore öffnen sich ... Alle Geheimnisse werden offenbar ... Und wenn du den Herzschlag eines Fremden belauschen kannst, fühlen kannst unter deinen Fingern, dann ist er dein ... Dann ist er du selbst ... Dann lebst du wieder ein Leben mehr, ja, das ist Leben ... Das heißt Leben."

Sie warf die Arme hinter den Nacken zurück und starrte ekstatisch zur Decke empor.

Lilly sagte sich, daß sie dies Gerede unmöglich ernst nehmen könne, und doch überlief sie es bald heiß, bald kalt.

„Was Sie da sprechen, verstehe ich nicht," erwiderte sie und stand auf.

Frau Jula hörte sie gar nicht. In ihren Augen glomm ein mystisches Feuer. Wie eine Priesterin, die dunkeln Göttern opfert, war sie anzuschauen.

Es schlug acht Uhr.

Das Dienstmädchen hatte im Nebenzimmer den Abendbrottisch bereitet und auch für die fremde Dame, die nicht fortgehen wollte, ein Gedeck aufgelegt. Nun kam sie und meldete leise, daß alles bereit wäre.

„Wollen Sie mit mir zu Abend essen?“ fragte Lilly halb wider Willen.

Da wachte sie endlich auf, antwortete nicht ja, nicht nein, sondern nestelte aufstehend ihren Flammenhut aus dem dunkeln Gelock.

„Nicht wahr, ich bin verrückt?“ sagte sie, und wieder erblühte das töricht-liebreizende Lächeln um ihre Lippen.

Mit erleichtertem Aufatmen öffnete Lilly die Tür des Nebenzimmers.

Zartglänzender Damast lag auf dem Eßtisch, den die durchbrochene Hängelampe mit Lichtblumen bestreute. Das heiter farbige, nach einem alten Straßburger Muster gearbeitete Tischzeug hatte Lilly in einem Ausverkauf billig erstanden, und die Bestecke samt Menage und Zuckerstreuer blinkten vornehm in feinstem Alpakasilber, das sich nur durch den Stempel von echtem unterscheiden ließ.

Richard sollte, wenn er einmal zum Abendessen bei ihr blieb, alles so blitzblank und gediegen finden, wie er es im Haushalt der Mutter gewohnt war.

Frau Jula stieß einen Ruf des Entzückens aus: „Ach, wie haben Sie's schön! Und lieb! Und behaglich! Hab' ich recht, wenn ich sage, daß Sie die geborene Ehefrau sind? Dagegen mein Rumpelzeug zu Hause! — Es lohnt sich auch gar nicht ... Hat sich mein Rotkopf im Gasthaus an Hammelnieren au lard und getrüffeltem Puter den Magen verdorben, so muß ich ihm am nächsten Abend eine Schleimsuppe mit Semmelbröseln kochen, und das futtre ich dann gleich mit. Wozu soll ich da erst viel decken?“

„Gott sei Dank!“ dachte Lilly. „Jetzt ist sie doch wieder wie immer.“

Das Mahl war bescheiden ... Es gab allerhand Kaltes mit Bratkartoffeln dazu und die Reste einer Mehlspeise zum Nachtisch. Aber Frau Jula aß, als wären ihr solche Hochgenüsse seit Jahren nicht begegnet. Und von allem wollte sie den Ursprung wissen.

Lilly gab rechtschaffen Auskunft. Der größeren Billigkeit wegen beziehe sie die kalten Fleischspeisen aus einer ländlichen Quelle, die sie der Freundin gern mitteilen wolle.

„Das hat mir doch gleich geahnt,“ sagte die leise, und ihr Auge erstarrte in Nachdenken.

Und nach einer Weile noch leiser wie ein Geständnis: „Dort war's ebenso.“

„Wo — dort?“ fragte Lilly.

„Nun dort — bei uns — zu Hause.“

Dann plötzlich schleuderte sie die Serviette von sich, sprang auf, trat an das geöffnete Fenster, und die gerungenen Hände vor der Stirne faltend, rief sie ächzend in den Abend hinaus: „Ich geh' unter! Ich geh' unter! Ich geh' unter!“

„Was ist?“ stammelte Lilly erschrocken und sprang gleichfalls auf.

„Ich will zu meinem Mann ... Ich will zu meinem Mann! ... Mein Mann ist ein Schauerbock, das ist wahr. Und das Leben dort ist der Tod ... Das ist alles wahr ... Aber ich will zu meinem Mann ... Hier geh' ich unter. Hier geh' ich unter.“

Lilly trat hinter sie und fuhr streichelnd über ihren Nacken.

„Warum sollen Sie untergehen?“ tröstete sie. „Sie haben mir doch eben so viel schöne Lehren gegeben, wie man's machen soll, um nicht unterzugehen ... Und dann haben Sie doch in Ihrer Kunst einen Rückhalt, den ich längst verloren habe.“ — Seufzend sah sie sich nach dem Musterschranke um, in dem die letzten der geklebten Wälder in ungesehener Versunkenheit dahinträumten. — „Nein, Sie werden *nicht* untergehen, Sie werden hochkommen und ganz von oben auf uns arme Weiber niederschauen.“

Frau Jula schluchzte an ihrer Schulter.

„Nie mehr, nie mehr,“ rief sie. „Ich kann ja nicht mehr raus aus diesem Gekreisel . . . Ich bin ja wie vergiftet . . . Meine Phantasie ist vergiftet . . . Ich geh' unter . . . Ich geh' unter.“

Lilly faßte sie leise unter den Arm und führte sie in den unerleuchteten Salon zu der Sofaecke zurück, wo sie vorhin gesessen hatten.

„Ja, hier ist es schön finster,“ sagte sie, bockend wie ein Kind. „Hier werd' ich Ihnen alles — alles gestehen. Aber die Tür müssen Sie zumachen. Es darf kein Licht reinkommen.“

Lilly schloß die Tür des Musterzimmers.

Nun saßen sie ganz im Dunkeln. Nur der Dämmer des Spätabends, der vom Kanal her durch die noch dünn belaubten Kastanienkronen drang, goß ein zerfließendes Grau über das weinende Gesicht.

„Ich habe vorhin von einer gesprochen,“ sagte die Freundin, „die ihre Abenteuer auf der Straße sucht. Und da sind Sie vor Grauen hochgesprungen . . . Wissen Sie, wer so eine ist? Ich bin so eine.“

„Um Gottes willen,“ rief Lilly.

„Ja, ich bin so eine. An den Abenden, an denen mein Rotkopf mich allein läßt, ziehe ich mich ganz dunkel an und fahre in fremde Stadtgegenden, wo mich kein Bekannter treffen kann . . . Wenn mir beim Begegnen einer gut gefällt, werfe ich ihm einen Blick zu — und dann kehrt er auch meistens um und spricht mich an — und dann gehe ich mit ihm in gewöhnliche Bierhäuser — oder in eine kleine Konditorei, — wohin er will . . . Oder ich setz' mich mit ihm auf eine dunkle Bank, — und wenn er mir dann noch besser gefällt, — gehe ich mit ihm auch — — wohin er sonst will.“

„Ach wie ist das schrecklich!“ sagte Lilly und drückte die Hände gegen die Augen. Nun wußte sie, warum es sie damals vor ein paar Monaten immerfort und immerfort auf die Straße hinabgezogen hatte, warum ihr ein wohliger Schauer den Leib hinunter gelaufen war,

wenn einer im Dunkeln sie angeredet hatte. Nur daß sie freilich zu ängstlich gewesen war, ihm Antwort zu geben.

„Und jetzt, wo Sie das von mir erfahren haben, werden Sie mich wohl nicht länger auf Ihrem schönen Sofa dulden wollen,“ rief Frau Jula; „sagen Sie es nur frisch heraus. Ich geh' schon ...“ Und sie griff bettelnd nach Lillys Händen.

Die kam sich wie eine Samariterin vor, die einer Schwerkranken den Beistand zu leisten hat, den der Augenblick verlangt.

„Warum tun Sie das nur?“ fragte sie weich. „Sie sind doch nicht so einsam. Wie ist das alles gekommen?“

„Ja, wie ist das gekommen? ... Wissen Sie denn, wie bei Ihnen das alles kam? Diejenigen, die uns Schwäche vorwerfen, die haben klug reden ... Eine Notwendigkeit reicht immer der anderen die Hand ... Aus jedem Wunsch wächst wieder einer. Und man glaubt ja auch immer das Richtige und das Gebotne zu tun.“

„Ja, das ist wohl wahr,“ stammelte Lilly, der Entscheidungsstunden des eigenen Lebens gedenkend.

„So hab' ich mir immer gesagt: Mein Dichten verlangt's. Erlebnisse muß ich haben, Bilder muß ich haben, den ‚Frisson‘ muß ich haben, wie der Franzose sagt ... Aber das ist ja alles bloß ein Vorwand ... Das Wahre ist: Man sucht und sucht und sucht ... Der eigne Mann ist es nicht ... Und der Rotkopf ist es auch nicht ... Und alle die andern, die Kaufmannsschwofe und die Ah-Ah-Leutnants, die sind's auch nicht ... Aber irgendwo muß er doch sein! Der fremde Herr am Nebentisch, der ist es ganz sicher ... Und man verständigt sich — und dann ist er's auch nicht ... Und die Wertvollen sind es erst recht nicht. Denn die geben sich wohl die Mühe, uns in Besitz zu nehmen, aber die Mühe, nachzufragen, ob vielleicht auch in uns was Wertvolles ist, die geben sie sich nicht. Und so sucht man denn weiter ... Vielleicht wird's dann einer von der Straße sein ... Und dann wird es schließlich ein Fieber ... Das frißt einen ganz auf ... Manchmal kann ich gar nicht schlafen in Erwartung des nächsten

dunkeln Abends, wenn ich mich wieder rumtreiben werde ... Sehen Sie nun, daß ich untergehen muß? ... Und wie ich heute Ihren schön gedeckten Abendbrottisch sah, da ist mir mit einemmal wieder die Sehnsucht nach Hause und meinem Mann gekommen. Ja, die kommt manchmal. Er hat plierige Augen und riecht immer nach Karbol ... Ach, den ekligen Karbolgeruch — möchte ich doch zu gerne wieder riechen ... Und mit dem Stethoskop darf er meinetwegen auch wieder nach mir schmeißen. Er hat ja auch geschrieben, ich soll zurückkommen. Wenn ich will, kann ich ... Und ich bleibe doch hier ... Und geh' unter ... Ja, das Leben ist witzig."

Sie stand auf und tastete nach Hut und Hutnadeln, die auf dem Tische liegen geblieben waren.

Lilly wollte sie so nicht ziehen lassen.

„Wenn Sie fühlen, daß Sie daran zu Grunde gehen, daß das ein Gift in Ihrem Blute ist, warum wehren Sie sich nicht? Warum merzen Sie es nicht aus? Der bloße Wille muß doch da schon helfen können."

„Das habe ich mir auch oft gesagt," erwiderte Frau Jula. „Bloß ich habe nie einen gehabt, mit dem ich davon habe reden können, der mir hätte beistehen können. Nun ich Sie gefunden habe, da wird es mir leichter werden. Nun fühle ich, ich könnt's. — Ja, ich könnt's."

„Wollen Sie's mir versprechen?" fragte Lilly, ihr die Hand entgegenstreckend.

„Ja, ich versprech's," rief sie und schlug freudig ein. „Ja, Sie werden meine Retterin werden. Sie sind es schon geworden, das fühl' ich. — Und zum Danke dafür will ich aufpassen wie ein Schießhund, daß man Sie mir nicht verdirbt. Sie sollen nicht werden wie ich oder eine der anderen."

„Ach, ich werd' mich schon halten," stammelte Lilly.

„Ja, das sagen Sie so! ... Aber wenn erst die große Öde kommen wird ... Und ‚Er' wird immer fader, warten Sie man! ... Zu sagen hat man sich schon lange nichts mehr ... Und Kinder darf man auch nicht kriegen ... Gottes willen! ... Und wir kriegen sie ja auch nicht,

denn die Mittel dagegen kennt jede. Sein Leben darf man auch nicht mit ihm teilen; da läßt er uns bloß so weit rein, als er muß ... Und hinter allem fühlt man immer die Feindschaft der Verwandten, die uns für eine Art von Harpyien halten ... Und dann die verfluchten Heiratspläne, die er uns immer auftischt, wenn er uns ärgern will ... Na, und dann vor allem die Sehnsucht ... Die ist wie ein ewiger leiser Zahnschmerz, ja, wie ein Zahnschmerz ... Du willst nicht dran denken, tust es auch nicht ... Aber wo du gehst und stehst, quält's dich ... Denn so kann das Leben doch nicht zu Ende gehen! Irgend was muß sich doch noch ereignen. Das ist viel schlimmer als in der Ehe ... Warten Sie man! ... Warten Sie man!!"

Lilly wurde es von dem allen immer weher ums Herz. Eine wilde Trostlosigkeit wollte über sie herfallen.

„Hören Sie auf," bat sie. „Wenn's kommen soll, kommt's zeitig genug. Ich will nicht daran denken."

„Haben recht, mein Süßes," sagte Frau Jula. „Es hilft ja auch nichts."

Und sie nahm Abschied.

„Werden Sie sich auch an Ihr Versprechen erinnern?" fragte Lilly noch vor der Flurtür.

„Immer und immer. Das schwöre ich." Und sie schlüpfte hinaus.

Mit wüstem Kopf kehrte Lilly in den dunkeln Salon zurück und lehnte sich traurig und gedankenlos zum offenen Fenster hinaus, um einen Atemzug frische Luft zu schöpfen.

Da sah sie die kleine Frau, die eben aus der Haustür getreten war, behend und zierlich den Bürgersteig entlang trippeln.

Ein Herr in Zylinder und Lackschuhen kam ihr entgegen, schritt an ihr vorüber, — stutzte, — machte halt — kehrte um — lüftete, als er neben ihr angelangt war, mit übermäßiger Höflichkeit den Hut — —

Lilly sah im Schein einer Laterne ihr Gesicht neugierig und zutunlich zu ihm emporlächeln — — — und dann gingen sie friedlich mitsammen weiter.

IX

Richard fügte sich ungern den Anforderungen eines bescheideneren Lebens. Er wollte mit Lilly gesehen und bewundert werden wie bisher. Aber die Strafpredigt der kleinen Frau Jula hatte sein Gewissen zu sehr getroffen, als daß er gewagt hätte, ihr zuwider zu handeln.

Doch er muckte und bohrte und langweilte sich, und Lilly — um ihn heiter zu stimmen — war schon nahe daran, zum Besuche der nächsten Rennen selber die Anregung zu geben, da geschah es, daß sie die Nachricht vom Tode ihrer Mutter erhielt.

Sie vergoß so viel Tränen und grämte sich so viel, wie es sich für die Weichheit ihres Herzens geziemte. Aber tief ging der Schmerz ihr nicht; dazu war ihr die Mutter schon allzulange tot gewesen.

Vor der Fahrt nach der westpreußischen Irrenanstalt — beim Begräbnis wollte sie natürlich zugegen sein — war ihre höchste Sorge, die Trauerkleidung möglichst schlicht zu wählen, denn sie schämte sich, für die Kranke nicht besser gesorgt zu haben, und wollte an dem Armengrabe durch Eleganz kein Ärgernis geben.

Was nicht hinderte, daß die Beamten und Ärzte der Anstalt sich in Aufmerksamkeiten erschöpften und sie wie eine Art von schwarzschillerndem Paradiesvogel behandelten.

Ernst und voll aufgewühlter Gedanken kehrte sie von dem Sandhäuflein zurück, an dem sie drei rotglühende Frühlingsabende lang gebetet und gesonnen hatte.

Dort hatte sie Richard zu hassen geglaubt. Als sie ihn aber auf dem Bahnhof wartend fand, sank sie ihm doch wieder hilflos und trostbegehrend in die Arme. Denn jetzt war er wirklich das einzige, was sie auf Erden besaß.

Für die nächsten Monate verbot sich der Trauer wegen das nächtliche Herumziehen von selbst, und Richard benahm sich — das mußte man ihm zu Ehren sagen — liebreich und rücksichtsvoll. Er saß viele Abende ruhig bei ihr daheim, las Bücher, denen er nicht zu folgen vermochte, spielte Tricktrack und schlief lieber auf dem Sofa ein, als daß er sie zum Bummeln verführt hätte.

Damit er sich aber der Welt nicht ganz entfremde, wurde abgemacht, daß er fortan einen Abend um den anderen für sich behalten solle.

Der Ruf seiner schönen Mätresse hatte ihm die Wege geebnet. Und darum durfte er — auf zwei ihrer Verehrer gestützt — den Versuch wagen, sich in dem vornehmen Spielklub anzumelden, nach dem er schon lange sehnsüchtig hingeschielt hatte. Ohne eine einzige schwarze Kugel wurde er aufgenommen und konnte sich von nun an eine Nacht um die andere dem Hochgenusse hingeben, das gute Geld seines Hauses an junge Majoratsherren, fremdländische Attachés und andere höhere Wesen loszuwerden.

Lilly hörte es nicht gern, wenn er von seinen Verlusten sprach. Sobald er seinen Ärger auskramte, wurde sie ängstlich und befangen und endete damit, daß sie sich erbot, noch mehr zu sparen als bisher, um das Verlorene wieder wett zu machen. Er mochte ihr jedesmal lachend versichern, was sie ihn koste, bedeute für ihn gerade so viel, als ob er sich täglich eine Zigarette mehr anstecke — sie blieb in ihrem Innern dabei, daß sie als Schmarotzerin an ihm hänge und für das Gedeihen der Firma Liebert & Dehnicke mit verantwortlich sei.

Wenn er sich an stillen Abenden von seinen nächtlichen Campagnen bei ihr ausruhte, wurde auch wieder mehr von Geschäftlichem zwischen ihnen geredet. Und sie erwies sich als ein aufgeweckter Kopf, der in allem Künstlerischen mit sicherem Instinkte zu urteilen vermochte und auch die rechnerischen Dinge rasch begriff.

Häufig brachte ihr Richard Modellzeichnungen mit, und dann saßen sie über die ausgebreiteten Rollen gebeugt und planten und berieten wie zwei Kompagnons.

Das waren beinahe Glücksstunden.

Und nicht müde wurde sie nach der Fabrik zu fragen. Wieviel Arbeiter und Arbeiterinnen man im Augenblick beschäftige — ob der noch da wäre und der — oder die und die — mit Namen wußte sie sie nicht zu nennen, aber ihre Gesichter beschrieb sie genau, — was für Stücke man in Arbeit habe, und ob bei dem oder jenem sich nicht ein Mangel fühlbar mache. So sorgsam hatte sie den Abgang der Vorräte verfolgt.

Die Fabrik war nun einmal ihre unglückliche Liebe, wie sie scherzend oft zu Richard sagte. Und wenn sie ihn nach Geschäftsschluß aus dem Kontor abholen durfte, galt ihr das allemal als Fest.

Wäre es nach ihrem Willen gegangen, so hätte sie sich tagtäglich bei ihm zu schaffen gemacht, aber er wünschte es nicht. Die Leute wußten längst, wie nahe sie ihm stand, und höhnische Nachrede mußte vermieden werden.

Sicherlich steckte hier noch etwas anderes dahinter.

Daß seine Mutter ihr nicht wohl wollte, darüber war sie längst ins klare gekommen. Hatte er früher oft und unbefangen von ihr gesprochen, so wich er jetzt sogar dann aus, wenn sie geradeswegs nach ihr fragte. Wahrscheinlich fürchtete er, den Zorn der alten Dame zu erregen, wenn er seine Geliebte in den Kontorräumen sich heimisch machen ließ.

Darum begnügte sie sich, aus der Ferne an dem Leben und Gedeihen des kleinen Reiches liebenden Anteil zu nehmen.

An den Abenden aber, an denen sie, allein gelassen, nichts mit sich anzufangen wußte, begann sie gegen zehn Uhr noch auszugehen und nach der Alten Jakobstraße hinzupilgern.

Vom jenseitigen Bürgersteige aus schaute sie ehrfürchtig nach dem alten, grauen Hause hinüber, bewunderte die falschen Marmorsäulen, die jetzt nach Art eines Renaissancetores die Einfahrt prunkend umrahmten, starrte nach der Wohnung der Mutter empor und drückte sich erschrocken tiefer in die Dunkelheit der Türnische, wenn unter

dem halb angezündeten Kronleuchter ein Frauenschatten drohend vorüberglitt.

Hatte zu später Stunde das Heimkehren der Mitbewohner aufgehört, so wagte sie auch auf die andere Straßenseite hinüber zu schlüpfen, die Stufen zur Haustür zu betreten und, das Gesicht gegen die Ranken des Eisengitters gepreßt, in das Innere des Treppenflurs zu schauen, aus dem das Glitzern der Blattpyramiden, der milchige Dämmer der Klytiabüste, das dunkelglühende Farbengemisch des bunten Fensters wie das geheimnisvoll lockende Durcheinander einer halbdunklen Kapelle zu ihr hernieder drang.

Die Treppe wurde ein Wallfahrtsweg, wie ihn reuige Beter auf Knieen in die Höhe rutschen, das Flurfenster zur Himmelsglorie und die Klytiabüste zum segenspendenden Heiligtum.

— — — — — — — — — — — — — — —

Gegen den Herbst hin wurde Richard zu Manöverübungen eingezogen.

Seine Briefe waren einsilbig und zurückhaltend und schienen Verstimmungen nur mühsam zu verbergen.

Schließlich kamen sie gar aus dem Lazarett.

Eine Sehnenscheidenentzündung am linken Knie, die er sich durch Sturz vom Pferde zugezogen, hatte ihm für lange Zeit hinaus — vielleicht für immer — das Reiten unmöglich gemacht.

Als er im Oktober zurückkehrte, trug er eine Kniekappe von Guttapercha und schrieb sein Abschiedsgesuch ins reine.

Jener Sturz aus dem Sattel aber hatte sich als sein Glück erwiesen. Von seinen Beziehungen zu der geschiedenen Frau des ehemaligen Kommandeurs waren Gerüchte bis zum Regiment hindurchgesickert. — Man hatte ihn deswegen merkbar distanziert und wartete augenscheinlich nur noch auf gewisse Bestätigungen, um ihn alsdann offiziellermaßen ins Gebet zu nehmen, ein Verfahren, das unter Umständen mit einem jähen und ungewollten Abschluß seines Reserveoffiziertums geendet hätte.

Allen diesen Mißhelligkeiten war er auf glimpfliche

Weise entronnen, und wenn er Lilly eine gereizte und vorwurfsschwere Miene zeigte, so geschah es wohl nur, um ihr dadurch den Wert des Opfers, das er ihr mit seiner Liebe brachte, ein wenig zu Gemüte zu führen.

Über den Obersten war ihm auf Umwegen dieses und jenes zu Ohren gekommen, was Lilly mit Schrecken erfüllte.

Der Gestrenge hatte die Schwertfeger davongejagt, weil der Verdacht, sie sei mit den Schuldigen im Einverständnis gewesen, ihm mit der Zeit zur fixen Idee geworden war, und hauste seitdem als menschenscheuer Wüterich, so daß man für seine Zukunft Schlimmes fürchtete.

Das war ein böser Gruß aus jener Sonnenzeit. —

— — — — — — — — — — — — — —

Als der Winter nahte, ereignete sich auch, was Lilly damals von Frau Jula prophezeit worden war: Richard fing eines Tages von seinen Heiratsplänen mit ihr zu reden an. . . . Aber nicht um sie zu ärgern, sondern weil er sich seiner Gewohnheit gemäß jede Bedrängnis von der Seele reden mußte.

Seine Mutter hatte eine schwerreiche Waise ins Haus genommen.

Natürlich für ihn — ausschließlich für ihn.

Die saß nun tagtäglich am Tische, strohblond und bläßlich und sah ihn mit großen, fremden Augen an: „Erklärst du dich nicht bald?"

Und die Mutter halte ihm lange Predigten. Es könne nicht mehr so weitergehen, — noch ein paar Winter im Stile des letzten, und die guten Familien wiesen mit Fingern auf ihn. Kurzum, es sei zum Verrücktwerden.

Lilly hatte ein Gefühl, als rännen Eisströme an ihr herab.

Aber sie hielt sich tapfer, lächelte ihn an und zeigte nicht mehr von innerer Bewegung, als ob er von irgend einem neuen fraglichen Modelle mit ihr geredet hätte.

„Fühlst du denn, daß du sie liebhaben könntest?" fragte sie.

„Ach Gott, was heißt liebhaben?" antwortete er und sah an ihr vorüber.

„Nun, man muß doch alles erwägen," erwiderte sie.

„Du red'st ja grade so, als ob ich im Ernst daran dächte," rief er, „und du benimmst dich überhaupt, als ob dir das gar nichts macht, als ob du mich wunder wie fix lossein möchtest." —

Und er wollte ernstlich böse werden.

Lilly redete mit mattem Eifer auf ihn ein. Er solle nie im entferntesten dran denken, daß sie ihm im Wege stehe — sie habe nur sein Glück im Sinne, und wenn er sie durch sein Vertrauen stolz machen wolle, so werde er diesen Schritt — jetzt oder später, gleichviel — nicht tun, ohne alles vorher mit ihr besprochen zu haben.

Da wurde er gerührt, küßte sie und meinte, es wäre ja alles „Dummzeug".

Aber Lilly blieb zurück wie in einem bösen Traume, und nur der eine Gedanke beherrschte ihr Hirn: „Wenn er mich allein läßt, dann muß ich doch hinunter in den Sumpf."

Der Gram um den Tod der Mutter war ein Kinderspiel gewesen gegen diese marternde Angst.

Die Geier, von denen Frau Jula gesprochen hatte, fielen ihr ein. — Alle die weißbrüstigen, schwarzbefrackten Geier, die darauf lauerten, sie für ihr gutes Geld an sich zu reißen, sobald ihr Freund und Beschützer sie verlassen hatte. Und von ihnen flatterten ihre Gedanken zu jenen anderen Geiern hinüber, die im Bilde Kellermanns auf dem sonnengedörrten Felsen saßen, bereit, sich auf die nackte Schönheit zu stürzen, sobald die sich nicht mehr wehren konnte.

„Ihre Ketten sind ihre Waffen," dachte Lilly, „und so ist es auch bei mir: Wenn ich frei bin, bin ich verloren." —

Am nächsten Tage gingen beide behutsam um das gefährliche Thema herum, aber Richard blieb zerstreut und beunruhigt.

Und endlich faßte sie sich ein Herz und sagte, während die Not ihr die Kehle zudrückte: „Ich sehe, du bist noch im unklaren mit dir, Richard. Möchtest du mir nicht einmal ein Bild von ihr mitbringen, damit ich sehen

kann, wie sie ist? — Keine kennt dich so gut wie ich und keine wird so gut wissen können, ob sie zu dir paßt oder nicht."

Daß er mit sich im unklaren wäre, bestritt er heftig. Das Mädchen ginge ihn nichts an, das Mädchen wäre eine Puppe.

Aber sein Ingrimm war nicht echt, und sein Auge suchte das Leere.

Denn sie hatte fünf Millionen.

Und am nächsten Nachmittag brachte er ihr wirklich das Bild.

Ohne es aus dem Seidenpapier zu wickeln, legte sie es beiseite. — Die Hände zitterten ihr vom bloßen Anfassen. Sie fürchtete, daß beim ersten Blick darauf ihr ganzer Jammer offenbar werden würde.

„Du siehst es ja gar nicht einmal an," sagte er mit einer kleinen Enttäuschung.

„Hat Zeit, bis du weg bist," erwiderte sie und freute sich über ihr gleichmütiges Lächeln.

Als er im Hausflur stand, rief sie ihm nach: „Morgen sag' ich dir Antwort — du weißt schon."

Dann stürzte sie sich über das Bild. — Das Herz pochte ihr gegen die Rippen wie lauter Faustschläge. — Aber erst mußte sie Richard noch nachwinken, wie es Pflicht und Gewohnheit war.

Und dann — und dann —: Ein gutes, stilles, etwas spitziges Mädchengesicht mit kümmerlichen aber lieben Augen leuchtete ihr entgegen. Die armdicken, hellblonden Zöpfe, nach ländlicher Weise geflochten, zogen den Kopf ein wenig nach hinten, und um den vollen Mund spielte ein zaghaftes Lächeln.

So recht etwas zum Liebhaben — etwas, das im Glücke aufblühen mußte, wie ein Fliederzweig im frischen Wasser. Nicht unruhig, nicht allzu begabt — hausmütterlich und schmiegsam.

Genau, was er brauchte.

Sie stellte das Bild auf einen Stuhl und warf sich davor auf die Kniee. Sie betete und rang mit sich.

Und immer wieder mußte sie zu sich sagen: „Genau, was er braucht, was er nicht zum zweiten Male finden wird.“

Und dann die fünf Millionen!

Wenn sie ihn jetzt nicht frei gab, dann war sie wirklich eine der Harpyien, als die — nach den Worten Frau Julas — sie und ihresgleichen in braven Bürgerkreisen galten.

„Aber ich bin im Besitz, also bin ich auch im Recht. Was helfen mir seine fünf Millionen, wenn ich daran zu Grunde gehe? . . . Was habe ich nötig, mich für ihn zu opfern, für ihn oder irgend wen in der Welt?“

Und dazwischen klang immer wieder das Wort: „Harpyie, Harpyie.“ —

So, genau so, dachten die Scheusäler, die in den Mythologiebüchern mit schönen Frisuren und mörderischen Krallen, allen Kinderherzen ein Grauen, beschrieben und abgebildet sind.

„Wen ich habe, den besitz' ich und den zerfleisch' ich auch.“

Ach, wurde das eine Nacht!

Die Kniee im Bette hochgezogen, schluchzte sie in den Schoß hinein.

Sie verstopfte sich mit dem Hemde den Mund, riß erstickend den Knäuel heraus und schluchzte von neuem.

Und endlich — gegen Morgen fand sie, was sie suchte. Aus Tränen und Bitternissen, aus Schaudern und Gebeten stieg der Entschluß erlösend und befreiend in ihr empor: heute nachmittag, wenn er kommt, dann wird sie ihm sagen — —

Nein, nein! Wozu warten bis nachmittags? Wozu ihn erst noch über die Schwelle treten lassen? Wie leicht konnte, von der Macht des gewohnten Zusammenseins erschüttert, von liebender Gegenwehr bezwungen, das große Opferwerk wieder in nichts zerfallen!

Ein anderer Ort mußte es sein, an dem sie ihm fremder gegenüberstand und den sie verlassen konnte, sobald sie fühlte, daß seine Nähe sie wieder schwankend machte.

Wohl war es ihr verboten, ihn ohne besondere Erlaubnis auf seinem Kontor zu besuchen, aber wenn sie

die Mittagspause wählte, die er in der Stille seines Hinterzimmers zur eigentlichen Tagesarbeit zu verwenden pflegte, so durfte sie sicher sein, unbemerkt und ohne Störung sich mit ihm aussprechen zu können.

Ein so heiliger Entschluß rechtfertigte alles.

Die Morgenstunden brachte sie damit hin, seine Briefe zu ordnen und zusammenzupacken. Die wollte sie ihm gemeinsam mit dem Bilde der künftigen Braut beim Abschied überreichen, damit er über etwaige Verlegenheiten, die ihm vielleicht einstmals bereitet werden könnten, ein für allemal beruhigt wäre.

Dann kleidete sie sich an — sorgfältiger als sonst. Wusch sich mit Lilienmilch, um die Tränenspuren zu verwischen. Ondulierte das Haar zu jenen stolzen, im Nacken auslaufenden Wellen, die sie bei griechischen Marmorfrauen gesehen hatte. Wußte sie sich doch an stiller, leid- und glückenthobener Größe ihnen gleich.

Hierauf fuhr sie zu ihm.

Die Uhr schlug ein viertel nach eins, — da stand sie vor dem Säulenportal.

Niemand war auf dem Hofe zu sehen, nur der Portier zog mit vertraulichem Lächeln tief seine Mütze.

Noch war sie ja „dem Chef sein Verhältnis".

Hätte sie wenigstens die Vorsicht beobachtet, ihn voraufzuschicken!

Die Tür zum vorderen Kontorraum war unverschlossen, wie immer, wenn er hinten noch arbeitete. Den geheimen Griff, der das hölzerne Gitter öffnete, kannte sie seit langem.

Behutsam klopfte sie an die hintere Tür, die heute nicht wie sonst halb offen stand.

Sein „Herein" erklang.

Sie trat ein und stand — vor seiner Mutter.

Nie bisher hatte sie sie gesehen. Sie hatte sie sich auch ganz, ganz anders vorgestellt. Statt der hohen, hageren, Ehrfurcht gebietenden Greisin, die in ihrer Phantasie gelebt hatte, saß da neben seinem Schreibtisch eine mittelgroße, rundliche Frau mit halbergrautem Haar und schwarzem Blondenhäubchen, die aus grauen, kalten Augen

mit einem überraschten und mißvergnügten Blicke zu ihr emporsah.

Sie wußte aber sofort: Das ist sie.

Richard, der in seinem Lutherstuhle hockte, war in die Höhe gefahren.

Reglos vor Schreck starrte Lilly die alte Dame an, die nun gleichfalls von ihrem Sitze aufsprang, während ein böses Feuer von Zorn und Verachtung die kalten Augen in Brand setzte.

„Das wird ja immer schöner," rief sie und drehte den Kopf mit einem kurzen, scharfen Rucken bald zu ihrem Sohne, bald zu Lilly hin. „Nicht einmal in seinem eigenen Hause ist man mehr sicher. . . . Ich bitte mir aus, Richard, daß ich der Begegnung mit solchen Personen nicht wieder ausgesetzt werde."

Und während Lilly ängstlich und ehrfürchtig zur Seite trat, schob sie sich mit einem kurzen, empörten Fauchen an ihr vorbei und zur Tür hinaus.

„Was willst du hier? Was hast du hier zu suchen?"

Noch niemals hatte er sie so angeschrieen.

Er stand vor ihr, hatte die Hände in die Hosentaschen gepflanzt und biß sich die Schnurrbartspitzen, während sein Kopf ganz auf der Seite lag. Wie ein tückischer, ducknackiger Bulle sah er aus.

Sie wollte ihm Bild und Briefe hinreichen, wollte alles sagen, aber Glieder und Stimme waren ihr wie gelähmt.

„Ich — ich — ich —," stammelte sie und schluckte.

„Ich — ich — ich," spottete er nach. „Ich — ich — ich möchte mich gern hier reinschlängeln. . . . Ich — ich — ich möchte hier selber Herrin sein — was? . . . Nein, mein Engelchen. . . . Da muß ein Ende gemacht werden. Und zwar sofort. . . . Die sogenannte unglückliche Liebe zur Fabrik ist mir schon längst verdächtig gewesen. . . . Mach, daß du raus kommst! Mach, daß du raus kommst — sag' ich!"

Und da war sie schon draußen. . . .

Das Päckchen in seiner Seidenpapierhülle hielt sie noch immer zwischen den krampfhaft geschlossenen Fingern. — —

Taumelnd schritt sie dahin ... An blanken, roten Hausmauern dahin, die auf sie niederzufallen drohten ... Ein Mehlwagen streute weiße Wolken ... Auf einem Fabrikhof kreischte ein Flaschenzug ... Wenn irgend Einer ihr entgegenkam, schlug sie einen Haken nach dem Fahrdamm hin, denn sie fürchtete, er würde ihr seine Verachtung ins Gesicht feixen.

Ein verlorenes Röllchen Seidengarn lag vor ihr auf dem Bürgersteig. Sie hob es auf und dachte dabei an Sichaufhängen.

Ja, irgend etwas mußte geschehen.

Verlassen werden — gut — mag sein — wenn es nicht anders ging. Darin muß eine jede sich fügen, wenn die Reihe an sie kommt.

Aber fortgejagt — hinausgeworfen — wie eine Hausdiebin — wie die Letzte von der Straße — abgeschüttelt, ausgespieen — —!

Da mußte etwas geschehen!

Irgend etwas, um sich an ihm zu rächen.

Und mochte er diese Rache auch nicht mehr fühlen, gleichviel! Er würde schon erfahren, daß er schuld war an allem. Wenn sie hinunter stieg in den Sumpf, vor dem das Grauen sie bisher geschüttelt hatte, und wenn sie darin verkam — —!

Irgend etwas mußte geschehen. — Irgend eine Tat der Selbstvernichtung, die sie wert machte, so und nicht anders behandelt zu sein ... und die sie befreite von diesen Qualen — von diesen Qualen!

Das Herz hing in der Brust wie eine schmerzende Geschwulst. Sie hätte es mit dem Finger umzeichnen können, so scharf abgegrenzt fühlte sie es. — Als hielte eine Klaue mit ihren Widerhaken es umklammert, so fühlte sie es.

Wieder einmal fielen die Geier ihr ein, die in dem Bilde Kellermanns lauernd saßen.

Auf Lilly Czepanek lauerten sie. Auf wen denn sonst?

Und dann plötzlich fuhr es wie ein Feuerstreif zischend an ihr vorbei.

Das war es! Das war es!

Sie rief nach einer Droschke.

Vorwärts! Vorwärts!

Wohin?

Und dann fuhr sie so rasch, wie es ging, zu Herrn Kellermanns Haus.

Sie rannte die Treppen empor, dieselben Treppen, die sie vor acht Monaten in wiegender Glückseligkeit an Richards Seite hinuntergeglitten war, trat zitternd in den dunklen Vorsaal, aus dem ein Nachtgeruch ihr ätzend entgegenschlug, und klopfte mit versagender Hand an die Ateliertür.

Herr Kellermann saß in Pluderhosen und Pantoffeln auf der Erde vor dem türkischen Taburett, grade so wie damals bei ihrem ersten Besuch, machte sich an seiner Kaffeemaschine zu schaffen und sah vergnügt und verquollen aus.

„Donnerwetter!“ sagte er und zog das Nachthemd am Halse zusammen. „Ein verfluchter Hund ist meine Katze.... Wat wollen Sie denn mit einmal hier, edle Jöttin? Blühen etwa die Sonnenuntergänge wieder auf?“

Sie antwortete nichts, legte Hut und Umhang auf einen Stuhl und begann die Taille aufzuhaken. Dabei sah sie sich nach einem Wandschirm um, aber es war keiner da.

Die Modelle, die hierher kamen, genierten sich nicht.

Er war aufgesprungen und starrte sie an.

Und dann plötzlich, als er begriffen hatte, brach er in ein Jubelgeheul aus: „Was hab' ich gesagt? Was hab' ich gesagt: Sie werden kommen? — Sehn Sie woll! Nu is es so weit! Nu schrein wir selber nach Erlösung, und 's is keine da.“

„Ich schreie ja gar nicht,“ erwiderte sie, höhnisch die Mundwinkel hoch ziehend. „Aber wenn ich bitten darf, sehen Sie solange weg.“

Er sprang nach dem Bilde, das in seinem Blendrahmen an der Mauer lehnte, blies den Staub herunter, schlug die Keile fest und richtete die Staffelei.

Dabei lachte und grunzte er in sich hinein: „Nu is sie also d o c h gekommen.“

Sie hatte die Kleider abgeworfen und riß an den Achselschleifen des Hemdes, die den erstarrenden Fingern nicht nachgeben wollten.

Und nun stand sie hüllenlos. — —

Das grelle Atelierlicht drang wie mit tausend Nadeln und Pfeilen schmerzend in ihr Fleisch.

Sie wollte sich jammernd verkriechen, aber sie bog die geballten Fäuste nach außen und gab sich breitbrüstig den gierigen Augen des Malers preis.

„Wollen Sie denn nicht anfangen?" fragte sie, fühlend wie der wehe Hohn ihr das Gesicht verzerrte.

„Jawohl — anfangen — gleich anfangen," stammelte er, an jedem Worte würgend. „Nichts sagen, kein Wort sagen . . . Sonst ist die Vision vorbei. Bloß anfangen."

Er griff nach der Palette, drückte die Tuben aus und stellte das Bild zurecht.

Hierauf machte er ein paar Striche, aber er warf den Pinsel wieder hin. Er schwankte wie ein Betrunkener.

„So hat's keinen Zweck," sagte er, in seinem Barte wühlend, „Sie müssen erst die Pose haben."

„Alles, was Sie wollen," erwiderte sie immer mit demselben Hohnlächeln und streckte die Arme aus, wie sie es auf dem Bilde gesehen hatte.

Er war noch nicht zufrieden und wollte sich ihr nähern, wagte es aber nicht.

„Ich werde Ihnen den Spiegel zurechtrücken," sagte er, „da können Sie sich selber korrigieren."

Er schob das drehbare Möbel so weit nach vorn, daß Lilly sich in dem Glase erblicken konnte.

Sie schauderte. Wie ein fremdes, wildes Tier erschien sie sich, das noch nicht einmal schön war.

„So geht es noch immer nicht," hörte sie ihn sagen. „Die Bewegung hat keinen Sinn, wenn man nicht weiß, weswegen."

Er ging nach hinten, kramte unter allerhand Gerümpel und holte eine mächtig dicke, rotbraun gerostete Eisenkette hervor, die nicht im mindesten klirrte.

„Sie wird nicht kalt sein und nicht drücken," sagte er mit einem kurzen, gezwungenen Lachen, „denn sie ist bloß Papiermaché."

Und dann mußte sie es dulden, daß er ihr nahe kam und ihr die Kette um die Glieder legte.

Sein Atem ging schwer und überströmte sie heiß.

Wenn seine bebenden Finger ihr Fleisch berührten, war es jedesmal wie ein Messerschnitt.

Dann kehrte er zur Staffelei zurück, tastete nach dem Pinsel und begann von neuem zu malen.

Und plötzlich warf er alles fort, ergriff das Bild mit beiden Händen und schlug es gegen die Staffelei, so daß der eine der Pfeiler quer durch die entzweiknallende Leinwand drang.

„Um Gottes willen,“ rief sie entsetzt.

Da stürzte er sich über sie.

Sie machte einen schwachen Versuch, sich mit den Ketten zu wehren.

Aber die waren ja von Papiermaché.

Und sie hatte es auch nicht besser gewollt.

Rasch, mit geschlossenen Augen hinunter in den Sumpf!

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag des nächsten Tages kam Richard zum Tee wie gewöhnlich. Seine Augen waren glasig und gerötet. Ganz zusammengefallen sah er aus, aber er tat, als ob nicht das mindeste geschehen wäre.

Sie hatte ihn kaum noch erwartet und empfing ihn mit kalter Verwunderung.

„Ach so — wegen gestern,“ sagte er. „Ja, da hab' ich dann noch mit Mama eine harte Auseinandersetzung gehabt . . . Auf den Hof darfst du in der Tat nicht mehr kommen. Das hab' ich ihr versprechen müssen . . . Aber im übrigen, denke ich, reden wir nicht mehr über die Sache. Die kühle Blonde reist auch schon heute Abend. Also gib mir einen Kuß.“

Und sie gaben sich einen Kuß. Und alles war wie immer.

X

Wieder zogen die dunkeln Hände der Kastanien gelbe Handschuhe an und begaben sich auf die Reise in den Kanal. — Wieder weiteten sich die Gucklöcher zu dem grauen Wasser, wo zwischen Blätterleichen die zahmen Wildenten ihre Nahrung suchten und die duftenden Obstkähne, tief eingesunken unter ihrer sommerlichen Last, sich mühselig zu Markte schoben.

Wieder mummelte sich die Welt für drohende Winterzeiten ein, und wieder flammte der Feuerreigen weltstädtischen Vergnügens.

Nun ging in schicklicher Halbtrauer die Hetze wieder los, denn länger wollte Richard sich nicht einpökeln lassen. —

Auf die gleißenden Schaustellungen in Proszeniumlogen und vornehmen Nachtrestaurants hatte man endgültig verzichtet. ... Mit der sieghaften Karriere zum Besitzer einer berühmten — und dazu noch billigen — „horizontale de grande marque" empor war es für diesmal nichts. ... Man blieb hübsch in der Bürgerlichkeit, wo der deutsche Sekt regiert und der Stern Kempinskis leuchtet.

Aber auch auf diesem Boden, in Kabaretts und Rauchtheatern, in fidelen Ecken und solide dreinschauenden Hinterzimmern blühten Stunden ausgelassener Laune ohne Zahl.

Die Frauen, die sich in jener Welt ein wenig befangen gefühlt hatten, unterhielten sich besser als zuvor, und die Männer waren zufrieden, daß ihre Bläulinge länger standhielten.

Die Gesellschaft war ungefähr die gleiche geblieben. Verkrümelt hatten sich nur etliche Dandies, denen das menschliche Dasein keinen Spaß machte, wenn es ihnen

nicht ab und zu Gelegenheit bot, von ein paar Gardekavalleristen in Zivil herablassend gegrüßt zu werden.

Lilly zog im Haufen mit und dachte, es müsse so sein.

Meistens saß sie wortkarg und freundlich lächelnd da, ließ sich von den Herren mit mäßiger Anteilnahme den Hof machen und nahm gleichmütig die Geständnisse der Damen entgegen, die ihr alle gewogen waren, da sie — das hatte man bald erkannt — nach Eroberungszügen in fremde Gebiete kein Verlangen trug.

Man hätte sie für beschränkt oder phlegmatisch halten können, wäre nicht zu Zeiten, wenn der Sekt ihre Steifheit löste, ein neuer Geist über sie gekommen. Dann schien sie allgemach aus einem Dämmer zu erwachen, bekam blitzende Augen und runde, rote Apfelbacken, lachte laut, streute ulkige Bemerkungen aus, erzählte des Obersten alte Kasinowitze und geriet schließlich in eine Art von Ekstase, in der sie mit einer tremolierenden Zwitscherstimme übermütige Lieder sang, bekannte Darsteller nachahmte und sich sogar in gewagten Tänzen erging, wie sie auf den Variétébühnen zu Hause sind.

Es war unglaublich, was für ein Gedächtnis sie besaß. Was sie einmal gehört hatte, behielt sie und zwar ohne es selber zu wissen. Denn in normaler Verfassung fiel ihr noch weniger ein als den anderen. Erst mußte der Wein die Hemmungen hinwegspülen, die ihr Wesen allzeit eingeengt hielten.

Das merkten die anderen bald und suchten sie mit tausend Ränken in den Zustand zu versetzen, der ihnen jedesmal ein Fest versprach. Aber sie wehrte sich nach Kräften. Und so gab es einen ewigen Krieg, in dem nicht einmal Richard auf ihrer Seite stand, denn seiner Eitelkeit tat es wohl, die schöne Geliebte auch um ihrer Talente willen bewundert und bejubelt zu sehen.

Am nächsten Tage fühlte sie sich stets verzagt und zerschlagen.

Und manchmal, wenn der Horizont ihres Geistes ganz von den rötlichen Wäldern hüpfender Beine, von dem leeren Geplätscher neckischer Couplets erfüllt war, hörte

sie eine leise, zagende Mahnung: „Du hast doch schon einmal anderes erlebt. Du wolltest doch einmal zu Höherem hinauf!“

Aber sie wagte nicht dieser Stimme Gehör zu schenken. ...

Sie fühlte sich wertlos, weil sie sich wehrlos fühlte.

Und weil niemand da war, der sie verstand und ihr die Hand bot.

Manchmal — an den Abenden, an denen sie frei war — schlich sie sich, als ob sie etwas Übles täte, auf die Galerie eines der vornehmen Theater, wo sie sich unbeobachtet glaubte, oder auf die Estrade eines Konzertsaales, dorthin, wo die Musikschüler und -schülerinnen mit dickleibigen Partituren im Schoße auf Stufen und Geländern hocken. Und tat, als wäre sie eine von ihnen.

Aber was sie sah und hörte, machte keinen Eindruck mehr auf sie. Sie fühlte sich beunruhigt und nicht hergehörig und wandte ihre Aufmerksamkeit bald irgend einem jungen Manne zu, der ihr wegen seines kühnen Profils oder seiner genialen Lockenpracht in die Augen fiel.

„Das ist auch einer von den Begnadeten,“ dachte sie mit quälerischem Herzweh und schmachtete ihn so lange an, bis er ihr Tändeln mit Inbrunst erwiderte.

Aber wiewohl sie darauf brannte, von ihm angeredet zu werden, fand sie doch nicht den Mut, ihm weitere Zeichen ihrer Huld entgegenzubringen, denn Frau Julas schreckhaftes Beispiel stand ihr vor Augen.... Und das Pochen ihres Herzens war ihr Genuß genug.

So tief hineingebannt war sie bereits in die Welt der taumelnden Erotik, daß jede Steigerung ihres Gemütes sich alsbald in ein verlangendes Liebesspiel umsetzen mußte.

Und die Sehnsucht, der ewige leise Zahnschmerz, von dem Frau Jula gesprochen hatte, bohrte schon lange in ihr.

Er war gekommen wie der Dieb in der Nacht, füllte die Stunden der Ruhe mit flammenden Bilderreihen und machte das Wachen zu dämmerndem Halbschlaf. — —

Sie wartete, doch niemand kam. Niemand nahm sich die Mühe, ihre verlorene Seele aus dem Staube aufzulesen.

Nur einen gab es, der sie beobachtete, der eine Ahnung zu haben schien was in ihr vorging.

Das war Doktor Salmoni.

Herr Doktor Salmoni galt als ein großer Mann. Als eine der Leuchten des Berliner Geisteslebens. Er war Herausgeber einer Kunstzeitschrift, die einstmals mit umstürzlerischem Eifer gegen die Größen der alten Schule zu Felde gezogen war und neue Götter zum Opferdienst der Menge auf die Altäre gehoben hatte. Da aber das dauernde Weihrauchspenden nicht Doktor Salmonis Sache war, so hatte er sich alsbald daran erinnert, daß die Gottheiten, vor denen jetzt jeder Kaffer auf den Knieen lag, im Grunde genommen, Geschöpfe von seiner und seiner Freunde Gnaden waren, Fetische, die man wegwerfen konnte, wie man sie erhöhet hatte. Und nun begann der lustige Krieg auch gegen sie.... Sein Haß war zu ertragen, sein Witz spritzte vorbei, seine Verdächtigungen glaubte niemand. Gefährlich wurde er nur durch ein mitleidiges Wohlwollen, das er allen denen spendete, deren Ruf er von Grund aus vernichten wollte. Die Art, in der Doktor Salmoni lobte, kam in gewissen Kreisen einem Todesurteil gleich.

Dieser ausgezeichnete Mann ließ sich, wie schon im vorigen Winter, bisweilen herab, die harmlosen Vergnügungen des kleinen Zirkels zu teilen, der im Produzieren von Geist nicht gerade seine Stärke fand. Mit freudiger Ehrerbietung rückte man zusammen, wenn er erschien, und sobald er sich sanft in seinen Sessel zurücklehnte und mit dem traurig-mitleidigen Lächeln, das er an sich hatte, seinen blondlichen Bartkeil strich, hing alles, kitzelnder Bosheiten gewärtig, an seinem Munde.

Aber nicht immer beliebte es ihm, die Rolle des allgemeinen Amüseurs zu spielen. Er vertiefte sich in Zwiegespräche oder träumte verschwiegen, wie es seine Laune mit sich brachte, zeigte sich sogar manchmal zutraulich-naiv wie ein Leopard, der mit Hunden spielt.

An Lilly richtete er selten das Wort. Aber seine eingekniffenen Augen strichen manchmal spähend, tastend über ihr Gesicht. Und ihr war dann jedesmal, als vergnüge er sich damit, in ihrer Seele herumzublättern.

Eines Abends setzte er sich neben sie. Bat sie, ihm das Fleisch auf seinem Teller zu zerkleinern, — denn er habe sich bei der Erdrosselung irgend einer Berühmtheit das Handgelenk überanstrengt — und ließ sich dann in wachsender Vertrautheit auch von ihr füttern, wozu er freilich die gesunde Linke hätte benutzen können.

So gerieten sie in ein Zwiegespräch. Zum ersten Male.

Und Lilly zitterte, in Ehren vor ihm zu bestehen.

„Ich bin erstaunt,“ sagte er, „Sie treiben nun schon im zweiten Jahre mit dieser bunten Schiffsmannschaft umher, und ich lese in Ihren Augen noch immer nicht den Slang.“

„Was für einen Slang?“ fragte sie.

„Sehen Sie sich gütigst mal die Weiber hier an“ — und er wies heimlich mit dem Finger auf Frau Jula, die Welter, die Karla und auf noch ein paar mehr — „wie sie herumschielen, wie sie untereinander Blicke wechseln . . . Überall finden Sie darin das Rotwelsch des — ich will nicht sagen, des Lasters — denn ich hasse die nüancenlosen Worte — ich will sagen: — einer diebischen Phantasie . . . Verstehen Sie?“

„Ich glaube,“ stammelte Lilly.

„Nur Sie, meine teure Gnädige, haben immer noch etwas von dem Kinderblick des vorigen Jahres. Er ist nicht mehr ganz da. Ein Körnchen Hohn ist ins Auge geflogen. Hohn ist nicht das richtige Wort . . . Am Rande der Wüste gibt es gewisse Bitterseen . . . Gründunkel und leer . . . Verstehen Sie? . . . Weil der Boden zu giftig ist.“

„Mag sein,“ sagte Lilly beklommen.

„Trotzdem ist es ein Wunder . . . Ihre Seele scheint wie ein Filter zu sein. Sie assimiliert nur das, was sie

will. Oder Sie haben irgend einen geheimen Sukkurs, der Ihnen gestattet, unserer zu spotten ... Irgend eine festgefrorene Empfindung ... Irgend einen Zielpunkt im Blauen ... Irgend ein hohes Lied."

Lilly erschrak so sehr, daß sie auffahrend einen leisen Schrei ausstieß, laut genug, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu lenken.

„Ich habe die gnädige Frau nur ein wenig auf den Fuß getreten," erklärte Doktor Salmoni, „und sie ist noch unschuldig genug, um es für kein Versehen zu halten."

Alle lachten.

„Endlich ein Scherz, der plump genug für sie ist," sagte er leise, zu ihrer Schulter geneigt. „Ich will übrigens über Ihr unfreiwilliges Geständnis hinwegsehen. Denn nur was gewollt ist, hat für mich einen Wert ... Ich frage Sie heute auch nicht mehr wie früher: Was haben Sie hier zu suchen? ... Sondern ich frage Sie: Was haben Sie hier zu verlieren? ... Und darauf will ich Ihnen auch gleich die Antwort geben: Ihren Stil haben Sie zu verlieren. Jawohl ... Sie sind im Begriffe stillos zu werden ... Und das ist allemal ein Unglück und ein Verbrechen zugleich ... Stil ist für mich sozusagen Tugend, Größe, Echtheit, Gottgewolltheit, Kraft, Religion — alles zusammen und noch einiges mehr ... Bleiben Sie körperlich und seelisch unberührbar — sehr gut, vortrefflich, denn es ist Linie darin ... Steigen Sie zu einem frohen, gesunden Laster empor — tant mieux! ... Ordnen Sie Ihr Haar für ein Nachtgebet, oder lassen Sie es bacchantisch über die Kissen fließen — aber entschließen Sie sich."

„Ich denke, Sie plädierten vorhin selbst für die Nüance," sagte Lilly, deren Geist sich an dem seinen schärfte, „und jetzt predigen Sie das Schema."

„Sieh sieh," sagte er belobigend, „ganz brav" ... „Nein, meine Gnädige, das Schema predige ich nicht, ich predige nur den Willen ... Den Willen zur Persönlichkeit ... Verstehen Sie? ... Was dann in Wahrheit entsteht, ist noch immer nüancenreich genug. Sie haben

augenscheinlich das Zeug zu einer grande amoureuse, aber leider nicht den Mut dazu."

„Also doch auch nicht das Zeug," erwiderte sie, ihn fröhlich anblitzend.

Er lachte kindlich.

„Ja, ja, man wird alt. Kleine, tugendhafte Frauen geben einem Lektionen in Logik."

Und er ließ ihr großmütig den Stolz, ihn im Scherzgespräch besiegt zu haben.

In den nächsten Tagen dachte Lilly viel hierüber nach ... Was er alles von ihr wußte! War es nicht, als stünde er mit übernatürlichen Mächten im Bunde?

„Willen zur Persönlichkeit," hatte er gesagt.

Und sie fühlte glückselig: Jetzt ging es wieder zur Höhe empor.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein nächstes Mal, als sie um Mitternacht hinter den Gefährten her die buntbelebte Friedrichstraße hinabschritten, stimmte er eine andere Tonart an.

„Ich habe das bestimmte Gefühl, Teuerste," sagte er, „daß Sie sich vor mir fürchten."

„Ich?" fragte sie, befangen aufatmend. „Warum sollte ich?"

„Weil Sie wissen, daß ich Ihnen eine Botschaft zu bringen habe. Eine Heilsbotschaft, der Sie sich im Herzensgrunde nicht gewachsen fühlen."

„Ich verstehe Sie nicht," stammelte sie. Aber sie verstand ihn wohl. Sie wußte genau, welche Rolle er in ihrem Leben spielen konnte, wenn — —

„Ich bin ein Mensch der leisen Töne," fuhr er fort. „Ich liebe es nicht, meine Empfindungen auf einem Kamme zu blasen ... Sonst hätten Ihnen schon manchesmal die Ohren geklungen ... Jedenfalls ist es ein Greuel, daß ein Weib wie Sie, geschaffen auf den Höhen des Denkens und Genießens einherzugehen, sich von ein paar Pickelheringen verführen läßt, deren burlesken Stumpfsinn mitzumachen ... Ich will hier niemand anschuldigen, aber, meine teuerste Gnädige, an lauwarmem Ab-

waschwasser kann man sich unmöglich einen Lebensrausch antrinken ... Und auf den Rausch kommt es an, wenigstens so lange unser Blut noch tobt."

Lilly erzitterte an seinem Arm.

Sie gingen mitten in einem Haufen jauchzender Nachtschwärmer. Junge Leute, die ihre Stöcke geschultert hatten und mit schwimmenden Augen ins Leere träumten. Der eine pfiff seinen Wagner, der andere sang ein Studentenlied ... Und kleine, süße Herumtreiberinnen, die ihnen entgegenkamen, ließen die Blicke lockend und sehnsüchtig zu ihnen aufwärtsflammen. Und andere folgten. — Reife und kaum Erwachsene — und alle schienen von dem gleichen Taumel erfaßt ... Wie ein großer Reigen war's, in dem einer dem anderen zu gemeinsamem Rausche Hand und Mund und Leib und Seele bot.

„Was kann ich denn tun?" flüsterte sie, das Kinn auf die tiefatmende Brust gebeugt.

„Das will ich Ihnen sagen," erwiderte er mit einem Lächeln, in dem dunkle Verheißungen sich bargen. „Sie müssen lernen, neben diesem noch ein zweites Leben zu führen ... Das nur Ihnen gehört ... Ihnen und wenigen Auserwählten. Verstehen Sie? ... Sie müssen sich, wie ein Franzose einmal sagte, einen geheimen Garten anlegen, in dem Sie in aller Stille pflegen, was Ihnen an Gedanken und Wünschen lieb und — vor allen Dingen *verboten* erscheint ... Und was Sie sich irgendwie verstohlener Weise zusammengesackt haben ... Verstehen Sie?"

„Mir hat noch alles Verstohlene Unglück gebracht," sagte sie zaghaft.

„Oder das Gesetz, das es dazu machte," erwiderte er. „Dieses beides läßt sich schwer auseinander halten ... Jedenfalls glauben Sie mir eines: Solange wir nicht zur Religion der Selbsterhöhung durchgedrungen sind — verstehen Sie mich, mein Kind? — ... Solange wir nicht das Wörtchen ‚Zugehörigkeit' und das Wörtchen ‚Pflicht' aus unserem Denken ausradiert haben, solange ist unser Lebensweg nicht fertig. Solange treten wir uns die Füße

wund an dem Schotter, den die andern vor uns aufhäufen ... Und zwar immer unter dem Vorwand, daß sie uns diesen Weg ebnen wollen" ...

„Manchmal tun sie's doch auch," erwiderte sie, alles Guten gedenkend, das sie von Richard empfangen hatte.

Er lächelte mitleidig und nachsichtsvoll zu ihr herüber.

„Sie scheinen von jener Krankheit befallen, die ich den ‚Kettenwahn' nennen möchte."

„Was ist das?" fragte Lilly, von einem dumpfen Argwohn erfaßt, daß er wie damals vom Hohen Liede, auch etwas von der beschämenden Rolle ahnen könnte, die eine gewisse gefesselte Schönheit in ihrem Leben gespielt hatte.

„Man erzählt nämlich," fuhr er fort, „daß Freigelassene, die lange Jahre in Fesseln auf der Galeere gelegen haben, es nicht ertragen können, daß sie frei geworden sind. Manche sollen schreien, man habe ihnen Arme und Beine abgenommen, so ohne Halt und Schwere fühlen sie sich ... Sie haben so schöne Arme zum Aufwärtsstrecken, gnädigste Frau. Regen Sie sie nur."

„Und so lange Beine — zum Weglaufen," ergänzte sie mit gequältem Auflachen. „Es fragt sich nur: wohin?"

„O, o! Warum gleich weglaufen?" fragte er und streichelte die Hand, die in seinem Arme lag, als spräche er zu einem Kinde. „Sie laufen ja doch nur einer neuen sogenannten ‚Pflicht' in die Arme ... Erst müssen Sie innerlich frei sein ... Erst müssen Sie das Apportieren vergessen vor Leuten, die selber zum Apportieren da sind."

„Lehren Sie's mich," stieß sie hervor.

„Ich werde Ihnen ein paar Bücher bringen," sagte er bedachtsam, „Bücher, die Sie zu sich selbst zurückführen. Ich werde morgen mittag — —"

In diesem Augenblicke wurden sie getrennt.

Als Lilly in ihrem Bette lag, lachte sie mit gefalteten Händen die Zimmerdecke an.

Denn jetzt strebte sie ja wieder zur Höhe empor.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber am nächsten Tage, als er kommen sollte, überfiel die Angst sie von neuem. Vor ihm — vor Richard — vor sich selbst.

Es war der erste Besuch, den sie heimlich empfing. Der erste, der in den Frieden ihres Hauses Bresche schlug.

Und als sie ihn mit etlichen Bänden unter dem Arm aus der Droschke steigen sah, rannte sie rasch hinaus, um sich verleugnen zu lassen.

Dann, als er fort war, stürzte sie sich über die Bücher, die er dem Mädchen für sie gegeben hatte.

Einige hatten lateinischen Druck und sahen überhaupt arg wissenschaftlich aus. Aber schließlich verstand man sie doch. Sie las bald in dem einen — bald in dem anderen, und was sie las, peitschte das Blut und stieg zu Kopfe wie süßer Wein.

In allen war von „dem Willen zur Macht“ — und von „Befreitsein“ — und dem „Recht auf Ausleben“ und der „Religion der Leidenschaft“ — und ähnlichen Dingen die Rede. — In allen wurde die reine Schönheit als Endziel menschlichen Strebens gepriesen. — In allen kehrte das Wort „Individualität“ zu unzähligen Malen und in unzähligen Beziehungen wieder. — In allen lernte man auf seine Mitmenschen als auf eine stumpfe, niedrig geborene, verquälte und versklavte Masse in kraftvollem Stolz herniederzuschauen. In allen erging man sich in seliger Einsamkeit — oder doch nur mit ganz wenigen gleichdenkenden Edelmenschen zusammen — auf freien, sturmgepeitschten oder von ewig heiterem Äther umspielten Bergeshöhen.

Es war ein stetes Weihrauchopfern, ein unersättliches Sichsattrasen, ein süßes Morden, eine hymnensingende Vergewaltigung in diesen Blättern, die nur von Rausch und Traum, von Lebensfesten und Verzückungen zu reden wußten.

Und eine Decke von Rausch und Traum breitete sich auch über Lillys Seele. Ihr war, als säße sie in einem saphirblauen Nebel, den ferne Gluten mit purpurnen

Bändern durchflochten. Als höre sie Musik, eine heiße, zornige Musik, die in unaufgelösten Dissonanzen vorwärts stürmte, wie ein Mänadenhaufe alles niederreißend, was ihr in den Weg trat. . . . Als klettere sie an senkrechten Felsen hinan, immer höher, immer höher, mit stetem Schwindel kämpfend, der sie hintenüber in den Abgrund zu reißen drohte. Doch sie sank nicht, sie stand an glasharte Grate geklammert, die ihr die Hände wund schnitten, und lachte hinunter — lachte — lachte — — über all das arme Gesindel, das unten herdenweise einherkroch und sich in Not und Kot für sein bißchen tägliche Nahrung zu Tode schinden ließ. . . .

Dann wieder tat es ihr leid, daß sie allein so hoch gestiegen war, daß es ihr auf diesen wilden, sonnengoldenen Höhen so gut ging, während alle die anderen von der nahen Erlösung keine Ahnung hatten. Sie wollte den armen, hungernden Brüdern und Schwestern die Hand reichen, um sie mit sich emporzuziehen. — Aber die vermochten sie und ihre Heilsbotschaft — „Heilsbotschaft" hatte er gesagt — nicht zu verstehen. Sie sah verfallende Gesichter, von denen der Schweiß des Todes troff — stiere Augen, die von dem blanken Lohnpfennig sich nicht lösen konnten — hochschwangere Leiber, die aufgedunsen waren und ausgemergelt zugleich.

Die Arbeiterin fiel ihr ein in Richards Packsaal, die mit fiebrigen Händen die halbeingewickelte Puppe vor sich tanzen ließ. Sie und die anderen alle mit dem scheuen Haß und der hoffnungslosen Sehnsucht in den müden Augen.

Und so erstand die Liebe zur Fabrik, die jener Tag der Schmach für immer ausgelöscht zu haben schien, aufs neue in ihr. Als eine stille, schmerzliche Zärtlichkeit, ein Vorfrühlingsbangen, wie es im Schnee des Februar unsere Seele erzittern macht.

Dies freilich mochte der Sinn und Zweck der Bücher des Herrn Doktor Salmoni nicht gewesen sein. Einen anderen aber erfüllten sie umso vorzüglicher: Der „leise Zahnschmerz" wuchs zur Qual. Das Verlangen nach

einem Manne — irgend einem, der sie verstand und mit sich riß, irgend einem, wenn es nur nicht Richard war — dieser grelle, schneidende Wunsch überfiel sie so mächtig, daß sie nicht aus, nicht ein wußte, daß sie unter seinen Geißelhieben hinzusterben meinte.

Irgendwo mußte der eine doch zu finden sein. War es nicht möglich, daß ihn in diesem Menschenozean eine gnädige Welle ihr entgegenwarf? —

Und eines Abends kleidete sie sich an — schlicht, dunkel, einem heimkehrenden Schneiderfräulein gleich — und schlich sich auf die Straße hinunter, wie es früher ihre Gewohnheit gewesen war, als noch Richards Haus sie mit tausend heimlichen Fäden an sich gezogen hatte.

Da sie aber im Herumtreiben nicht bewandert war und irgend ein Ziel haben mußte, so schlug sie, der neu erwachten Liebe folgend, den gewohnten Weg zur Alten Jakobstraße ein, ging schaudernd zwei alten Stutzern und einem frechen Ladenjüngling aus dem Wege und landete schließlich vor dem berühmten Marmorportal, dessen vergitterte Tore ihr, der Ausgewiesenen, ein eisernes Halt entgegenriefen.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße stand sie lange, an ihre alte Tür gedrückt, und starrte nach dem Hause hin, an dem ihr Schicksal sich festgeankert hatte.

In den Zimmern der Mutter brannte auch heute noch Licht.

Wie ihre kalten, klaren Augen selber sahen die zwei Flammen des Kronleuchters sie an. Die anderen waren — aus größerer Sparsamkeit wahrscheinlich — nicht angezündet worden.

Von der Fabrik ließ sich nichts entdecken als die Spitze des hohen Schornsteins, die dunkel über das Dach des vorgelagerten Wohnhauses herüberragte.

Ein karger Gruß, aber doch ein Gruß! Gern hätte sie auch mit der geliebten Treppe ein stilles Wiedersehen gefeiert, aber sie wagte sich nicht mehr über die Straße hinüber.

Dann, wie nach einer vollbrachten guten Tat, begab sie sich beruhigt auf den Heimweg.

So trieb sie es im Laufe der Woche wohl drei einsame Abende lang und fing schon an, diese zwecklosen Streifereien als eine Art von Lebensbedürfnis zu empfinden.

Da geschah es, daß, während sie sich gerade in dem schützenden Dunkel der gewohnten Türnische häuslich einrichten wollte, ein schlanker, eleganter Herr, der desselben Weges gekommen war, stehenbleibend vor ihr den Hut zog.

Sie erkannte Doktor Salmoni.

So erschrocken war sie, daß sie sogar das Wiedergrüßen vergaß.

Wenn er sie an Richard verriet, war sie gebrandmarkt. Der mußte ja annehmen, daß Eifersucht — oder gar noch Schlimmeres — sie heimlich vor sein Haus trieb.

„Tja, meine Gnädige," begann er, die Worte wohlgefällig im Munde wälzend, „daß wir beide uns gerade vis-a-vis der bahnbrechenden Liebert & Dehnickeschen Kunstrichtung begegnen, hat ja an sich etwas Rührendes . . . Ich bin, wie Sie wissen, eine leise Natur — eine Seele auf Socken, wenn ich mich so ausdrücken darf . . . und darum frage ich gar nicht erst, welch ein Zug des Herzens Sie hierher verpflanzt hat . . . Man kennt das alte Märchen von der Königin, die auszog, ihren König zu suchen und am Ende einen Schweinetreiber fand . . . So kann eine Perle schließlich auch in eine Zinkgußfassung hineingeraten . . . Absichtlich hätte ich mir übrigens nicht erlaubt, Ihnen zu folgen . . . Eine gewisse stumme Linienmusik verführte mich dazu . . . Vielleicht schillerte auch eine gewisse Ahnung von Glanz — so durch . . . Aber man soll einen jungen Fasan nicht vor der Zeit schießen . . . Ausreifen lassen, teuerste Frau, ist ein höchst gesunder Wahlspruch, und nicht bloß in der soi-disant-Liebe. . . . Da ist nun freilich die Frage, ob es sich überhaupt lohnt, sich an Wahlsprüche zu halten. . . . Das schmeckt nach Biederkeit . . . Und Biederkeit schmeckt nach virginischem Rollentabak . . . Der stinkt und wird

weit und breit gepriesen, weil er stinkt. . . . Merken Sie den Tiefsinn, der da drin liegt, gnädige Frau?“

„Ich möchte fort,“ bat sie. „Wenn wir hier zusammen gesehen werden!“

„O, hier — dürften wir — allenfalls zusammen gesehen werden,“ erwiderte er mit einem kindlich-frohen Auflachen, „denn es gehört schon eine etwas perverse Phantasie dazu, um anzunehmen, daß wir uns grade den Platz vor diesem Hause zu einem geheimen Stelldichein ausgewählt haben sollten. Aber wie Sie befehlen.“

Er bot ihr den Arm, den sie jedoch ablehnte.

Und dann schritten sie nebeneinander durch krause, dunkle Straßenzüge dem fernen Westen zu.

Er redete weiter auf sie ein. Ein Einfall brachte den anderen. Aus einem Feuerrade löste sich ein neues los. Manchmal war es ihr, als habe er sie ganz vergessen, als spreche er nur, um sich an den Spielen seines Geistes zu ergötzen. So ganz schien dem, was er sagte, eine Bezugnahme auf sie selbst und ihr armes Dasein zu fehlen. Aber dann fand sie sich wieder zurecht. Nein, sein Gold war doch für sie gemünzt gewesen. Er gab nur zu viel. Ihrem Hirne fehlte der Raum, es aufzusammeln.

Mit elastischen, ein wenig trippelnden Schritten ging er neben ihr her. Der Spazierstock, dessen Knauf er in die Tasche gesteckt hatte, wippte an seiner Schulter. Sein weißes Seidenhalstuch glänzte. Sonst sah sie nichts von ihm. Und er redete, redete. Manchmal war's ihr, als klatsche eine Ohrfeige auf sie nieder, manchmal fühlte sie sich von leisen Zärtlichkeiten gestreichelt.

Wenn er Richard und dessen Genossen verhöhnte, hätte sie ihm gerne widersprochen. Aber er nannte ja niemals einen Namen. Zudem schien es ihr, als habe sie schon immer dasselbe gedacht.

Mit Vorsicht spielte er auf ihre aristokratische Vergangenheit an, wählte Bilder aus dem Landleben, pries die verschwiegenen Wonnen der Ritte zu zweien und den Rausch, den die rotgoldene Morgenfrühe gibt. Manchmal schien es, als sei er überall mit dabei gewesen.

„Ich habe viel auf Schlössern gelebt," fügte er erklärend hinzu. „Ich kenne das alles."

Ja, wenn er auch die gleiche Vergangenheit hatte! Und so bohrte er sich immer weiter in ihre Seele hinein.

Als er von den Büchern zu sprechen begann, die er ihr gebracht hatte — den abgewiesenen Besuch überging er schonend — da wagte sie einen matten Widerstand.

„Bitte, leihen Sie mir nie mehr so was," flehte sie.

„Und warum nicht?"

„Es macht mich wirr und krank und — ich weiß nicht ... Sie sagten, es würde mich zu mir selber führen. Aber im Gegenteil! ... Manchmal ist mir, als würde ich allem fremd, was ich immer für recht und für heilig hielt."

„Vielleicht soll das so sein," erwiderte er und ließ den Spazierstock tanzen. „Vielleicht ist dies die erste Forderung, die ich sozusagen im Namen eines höheren Lebens an Sie zu stellen habe ... Lassen Sie mich Ihnen übrigens eine kleine Geschichte erzählen, die hierher gehört: Es waren einmal zwei alte, tüchtige Missionare. Die wollten, um einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen, im Innern Afrikas das Christentum verbreiten ... Es muß solche Käuze nicht grade geben, aber es gibt sie nu mal ... Und um ihre Bekehrungspredigten besonders feierlich und überzeugend zu gestalten, hatten sie eine kleine, tragbare Orgel mitgenommen. Die schleppten sie mit saurer Mühe in der hoffnungsvollen Tropenhitze viele hundert Meilen bis in das tiefe Innere hinein, wo die armen, nackten Heiden wohnten, die sie aufs Korn genommen hatten ... Dort stellten sie die Orgel auf, und so konnte es denn losgehen. ... Aber kaum hatten die armen, nackten Heiden den ersten Ton vernommen, da langten sie sich ihre Keulen und schlugen die tüchtigen Missionare tot — wegen der Geister natürlich, die in dem Kasten wohnten ... So macht's das Leben mit uns, meine Teuerste, wenn wir ihm auf der alten, braven Orgel unserer moralischen Forderungen etwas vorspielen wollen."

Lilly fühlte, daß sie gegen diese geistige Übermacht

nicht anzukämpfen vermochte. In schweigender Unterwerfung neigte sie den Kopf.

Und als er jetzt, ohne zu fragen, ihren Arm in den seinen legte, wagte sie nicht einmal zu zucken.

Sie schritten an finstern Fabrikmauern entlang, in deren schwarze Massen ab und zu eine Laterne ihren milchweißen Lichtkreis schnitt ... Baugerüste streckten ihre Knochenarme gegen den schwefelgelben Wolkenhimmel. Hin und wieder drang die Glocke elektrischer Bahnen aus gleichlaufenden Straßen herüber.

„Wo gehen wir?“ fragte sie ängstlich.

„Wir gehen der menschlichen Gesellschaft aus dem Wege,“ erwiderte er. „Und wenn ich die Konjunktur des Augenblicks ausnutzen wollte, so würde ich Ihr Verlorensein, Ihr Gefühl der Schutzbedürftigkeit wohl zu meinen Gunsten zu verwenden wissen . . . Aber ich bin nun einmal keine berechnende Natur. In allen Sachen der Empfindung bin ich wie ein Kind. Was mir der Himmel schenkt, das nehme ich. Sind Sie nicht auch so?“

„Ich bin zu schwer geartet,“ antwortete sie, bereit ihm ihr Innerstes zu öffnen. „Ich mache mir über alles Gedanken.“

„Es fragt sich nur, welche,“ sagte er heiter.

Sie wollte reden. Wollte ihm alles sagen . . . Ihr war, als müsse sie ihm ihr Herz auf der flachen Hand entgegentragen, damit ihm ja nichts verborgen bliebe. Aber die Scham vor seiner allzu großen Klugheit hielt ihr den Mund versiegelt.

„Warum geben Sie sich die Mühe, mit mir dummem Ding hier rumzugehen?“ fragte sie, um ihm wenigstens ihre Demut zu zeigen.

„Weil ich vielleicht eine Mission in Ihrem Leben zu erfüllen habe,“ erwiderte er. „Vielleicht, sage ich . . . Denn man kann ja nie wissen, ob Reflexe sich in Gefühle umzusetzen vermögen. Gewisse moments psychologiques werden uns das erst lehren.“

Was er hiermit meinte, verstand sie nicht, aber ein banges Glücksgefühl kam über sie bei dem Gedanken, daß

ein so mächtiger Mann sich wirklich und wahrhaftig in Großmut ihrer annehmen wollte.

„Du bist nun ganz in seiner Gewalt," dachte sie, „und was er mit dir machen will, das wirst du sein."

Als er jetzt ihren Arm ein wenig fester an sich zog, drückte sie heftig dagegen, so daß seine Hand für einen Augenblick auf ihrer Brust zu liegen kam.

Da übermannte sie der Schrecken darüber, daß er denken könne, sie biete sich ihm an, sie werfe sich fort.

Wenn er sie heimgeleitete, wenn er verlangte — —

„Ich möchte in eine Bahn steigen," stammelte sie, „ich bin sehr müde."

Er pfiff nach einer Droschke, die grade aus dem Nebel daher gewackelt kam.

„Nein, nein," stieß sie hervor, nur bedacht, das Glück seiner Freundschaft nicht zu verscherzen. „Nicht mit Ihnen . . . Ich muß allein nach Hause . . . Der Leute wegen. Und auch — —"

Sie riß den Arm aus dem seinen und rannte der nächsten Haltestelle zu, so rasch, daß er gerade zu folgen vermochte. In den ersten besten Wagen sprang sie und sagte ihm kaum „Adieu".

Aber es war kein trauriges Lächeln, mit dem er ihr nachsah.

Er mochte, er sollte nur triumphieren.

Sie, Lilly Czepanek, strebte ja wieder zur Höhe empor.

— — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage später trafen sie sich von neuem. Diesmal in großer Gesellschaft . . . Man kam aus einem Chantanttheater des Nordens und wollte den angebrochenen Abend in dem Hinterzimmer eines bürgerlichen Weinhauses faschingsgemäß zu Ende führen.

Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß der Platz an ihrer Seite, den sie ihm sorgfältig offen gehalten hatte, in die Hände eines anderen geriet.

Und das wurmte sie ...

Der Sekt erhitzte die Gemüter.

Lilly — aus Trotz und Langeweile — trank mehr als ihr gut war.

In ihren Augen entbrannte herausfordernde Lustigkeit ... Ihre Wangen färbten sich mit dem Rotapfelhauch, den alle an ihr liebten ... Ihr Lachen wurde heller, ihre Glieder bewegten sich lässiger.

Plötzlich wurde der Ruf laut: „Lilly soll sich produzieren!“

Der Schreck fuhr ihr heiß zum Herzen.

Noch nie hatte sie gewagt, in seiner Gegenwart etwas zum besten zu geben. Man hatte auch kaum danach verlangt, denn wo er war, bildete e r ja den Mittelpunkt.

Aber sie fühlte: Heute kann ich es — heute will ich ihm zeigen, wer ich bin.

Sie stand auf, warf die Haare aus der Stirn zurück und schüttelte sich. — Wie sie's gewohnt war, um die Lilly des Alltags, die Lilly der Zaghaftigkeit, der Herzbeklemmungen, der Menschenfurcht und der Gliedersteifheit mit einem Rucke von sich abzuschütteln.

Und dann ging's los.

Zuerst kopierte sie die schöne Otero und krähte und olète, so daß alle vor Lachen sich wanden ... Dann ging sie zu einigen Kabarettgrößen über ... Flötete in fingerlutschender Einfalt: „Laß mich ein — in dein Kämmerlein ...“ Gröhlte mit drolligem Brummbaß in einen hohlen Topf hinein: „Ich war Ambassadeur ...“ Und girrte, hinter dem Kleiderständer halb versteckt, das Lied von der leidenschaftlichen Gurrtaube: „Gurre — gurre — gurre — kiek.“

Zum Schlusse sollte sie noch einen Fandango tanzen. Sie wehrte sich, aber es half ihr nichts.

Die Tische wurden an die Wand geschoben, und zwischen den Zähnen Musik machend, jagte sie toller denn je im Zimmer umher, bis sie halb ohnmächtig in einer Ecke zusammenfiel.

Der Jubel wollte kein Ende nehmen.

Die Frauen küßten sie ab, die Männer streichelten ihr Arme und Haar, der steife Assessor schlug einen Tusch an, und Richard stand, vor Stolz ganz blaß, in seiner Napoleonsstellung da und knuspelte an seinen Schnurrbartenden.

Doktor Salmoni aber blieb traurig und bescheiden lächelnd abseits, als ob ihn das alles nichts im mindesten anginge.

Nur aus einem kurz aufzuckenden Blicke des Verständnisses, der sie traf wie ein Lorbeerwurf, erkannte sie, daß er wohl wußte, für wen das alles gewesen war.

Als man aufbrechen wollte, glühte sie noch in Sturm und Rausch.

Ja, das war der Rausch, der echte, von dem er jüngst gesprochen hatte! Wie eine singende Flamme brannte er durch Herz und Glieder.

Er selber holte ihr den Pelzmantel, — denn Richard hatte grade mit dem Bezahlen zu tun — und während er die Zobelboa behutsam um ihre Schultern legte, flüsterte er dicht an ihrem Ohre: „Darf ich morgen kommen?"

„Ja," schrie sie heraus, über sich selbst erschreckend. Aber dann — im Trotze gegen die eigene Feigheit — kehrte sie sich auf dem Hacken kurz nach ihm um und rief ihm vier-, fünfmal ins Gesicht, grell, als geschehe es im Zorne: „Ja, ja, ja, ja!"

„Was ist denn?" fragte man ringsum.

Aber sie lachte nur kurz auf. Was gingen die andern sie an? . . . Denn strebte sie nicht wieder zur Höhe empor?

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen war alles ein spukhafter Traum. Nur eines stand klar vor ihr: Er wird kommen!

In bangem Stolze reckte sie sich, während der Jubel ihr noch in den Ohren klang.

Nun wußte er, wer sie war: Kein dumpfes, in Halbheit verschrumpftes Geschöpf der Niederungen, keine Sklaven-, keine Herdennatur, die, in Angst um Schickliches erstarrend, sich freiwillig zur Närrin jeder Formel macht . . . Nein, ein freier, stolzer, lichttrinkender Höhen-

mensch, ebenso wie er, eine von jenen mänadischen Vollweibern, die tanzend über Abgründe hinwegrasen und des Todes spotten, wenn er sie schon in den Klauen hält.

Und dann kam der Kleinmut wieder. Schließlich, was hatte sie weiter getan, als in Champagnerlaune ein paar Couplets gesungen und einen ausgelassenen Tanz getanzt? ... Hatte sich benommen wie eine Tingeltangeldiva und von einem halbbetrunkenen Publikum einen höchst zweifelhaften Beifall eingeheimst.

Wenn weiter nichts dazu gehörte, um zu den Auserwählten gezählt zu werden — den Lachenden und Gewaltigen, von denen Doktor Salmonis Bücher sprachen!

Nein, o nein! Was er nach allem für sie fühlen konnte, war nichts wie Verachtung, höchstens Bedauern ... Und wenn er heute wirklich kam, so geschah das nur, um es ihr ins Gesicht zu sagen. Um sie ihre Niedrigkeit fühlen zu lassen und dann in wohlwollender Unberührtheit seines Weges zu gehen.

Aber sie wird das nicht dulden. Sie wird sich an ihn klammern und ihm zurufen: „Du hast versprochen, mich zur Höhe zu führen aus dieser Jämmerlichkeit heraus, dieser Schalheit, dieser Öde! ... Nun halte dein Wort! ... Verlaß mich nicht ... Ich will alles tun, was du begehrst! Ich will dein Geschöpf sein, deine Sache. Aber verlaß mich nicht!"

In fiebriger Erwartung kleidete sie sich an, wellte die Haare, gab den vom Nachtschwärmen blaß gewordenen Lippen ein wenig Rot und machte sich überhaupt so schön, wie sie nur irgend konnte.

Gegen zwölf Uhr klingelte es ...

Er?

Nein, es war Frau Jula.

Was wollte die mit einemmal?

Wie auf eine Verabredung waren beide sich seit jenem Abend der Geständnisse aus dem Wege gegangen. Und jetzt gerade — ohne sich vorher anmelden zu lassen — stand sie da, machte ihr treuherzigstes Gesicht und wünschte eine kleine Unterredung.

Lilly zögerte.

„Ich werde Sie wirklich nicht lange aufhalten, mein Süßes. Ich kann mir ja denken, Sie erwarten Besuch."

„Nicht daß ich wüßte," erwiderte Lilly, fühlend, wie sie errötete.

„Leugnen Sie gar nicht erst viel ... Herr Doktor Salmoni kommt ... Ich kenne den Witz. Ich hab' auch mal so dagestanden, bald blaß und bald rot, und hab' auf ihn gelauert ... Bloß mein Morgenkleid war nicht so engelhaft resedafarben wie Ihres ... Es war bloß bordeauxrot ... Ihm is es egal ... Er nimmt uns auch in Bordeauxrot."

„Was wollen Sie damit sagen?" stammelte Lilly.

„Gott, was werd' ich damit sagen wollen? ... Für den Herrn Doktor Salmoni ist unser Kreis mit den vielen hübschen und legèren Weibern eine Art von Fischbassin ... Da käschert er sich von Zeit zu Zeit was raus, worauf er grade Appetit hat ... Jetzt sind Sie daran, mein Süßes."

„Das ist Verleumdung," rief aufflammend Lilly. „Nie hat er mir den Hof gemacht, nie ist von Liebe zwischen uns die Rede gewesen."

„Is ja auch gar nich nötig," erwiderte Frau Jula und lachte schadenfroh. „Mit solchen Kleinigkeiten gibt sich der Mann gar nich erst ab. Der weiß, daß wir ihm zur richtigen Zeit auch ohne das ins Netz rennen."

Lilly fühlte sich immer zorniger werden.

„Zwischen ihm und mir hat es sich nur um hohe und reine Dinge gehandelt, um ein stolzes und freies Menschentum ... Und wenn Sie und Ihresgleichen eine solche Sprache nicht verstehen können, wenn Sie durchaus —"

„Halt, mein Süßes!" sagte Frau Jula, „werden Sie nicht ausfallend. Ich bin in guter Absicht zu Ihnen gekommen ... Bei den anderen — da war es mir toute même chose. Da hab' ich mir noch den Mund geleckt ... Aber *Sie* hab' ich nu mal lieb. Wenn Sie auch nichts mehr von mir wissen wollen ... *Sie* soll er mir lassen, wie Sie sind. Und als ich gestern sah, daß es wieder mal

mit Gottes Hilfe so weit is, da hab' ich keine Ruh' gehabt. Ich hab' zu Ihnen kommen müssen, noch ehe er —"

„Sie irren wirklich," sagte Lilly, konnte sich aber nicht entbrechen, verstohlen nach der Uhr zu sehen.

Frau Jula, der dieser Blick nicht entgangen war, schnitt eine kleine Grimasse.

„Lassen Sie man, wenn es klingelt, wutsch ich durchs Fremdenzimmer raus. Aber bis dahin hoff' ich meine Arbeit getan zu haben ... Sehen Sie, Kindchen" — sie setzte sich in eine Sofaecke und zog Lilly zu sich nieder — „das Verlangen wieder hochzukommen, haben wir armen Weiber ja alle, oder hatten es wenigstens einmal, als wir wie Sie, dem einen noch leidlich treu waren. — Und da setzt Herr Doktor Salmoni denn ein ... Bei mancher könnte er's billiger haben, aber er liebt es mal so! ... Er muß uns erst einspeicheln wie die Natter ihren Spatz ... Er hat auch verschiedene Methoden. Bei einer kalten Schnauze, wie der Karla, macht er's anders als bei uns, das versteht sich. Aber bei unsereins fängt er es so an: ‚Meine teure Gnädige, ich bin immer wieder erstaunt, Sie in einer solchen Umgebung zu sehen. Sagen Sie mir, was haben Sie eigentlich hier zu suchen?'"

Lilly zuckte zusammen.

„Na war's so — oder war's nicht?"

„Ja — aber —"

„Also ja. Mehr wollt' ich nicht wissen ... Hierauf folgt die Schilderung der Gefahren, die uns drohen, wenn wir in unserer Knechtschaft so weiterleben. Besonders die Pflicht hat er auf dem Strich, die kann er nicht leiden. Die kann er partout nich leiden. Als ob wir's mit unserem bißchen Pflicht schon so ungeheuer genau nähmen — Gottchen! ... Na, war's so?"

„Es war schon so," stammelte Lilly, „aber —"

„Na also ... Und dann wird e r uns befreien. Er wird uns führen. Er ist ja der vereidigte Bergführer, ‚empor' — ‚zur Höhe empor' — was?"

Lilly wandte sich ab, um nicht zu zeigen, wie die Schamröte ihr in die Wangen schlug.

„Und dann kommen die Bücher ran ... Ein elendes Geschwafel. Das hat ein unreifes Kleinzeug dem großen Nietzsche nachgeschrieben ... Aber reinfallen tun wir alle darauf ... Das geht uns ins Blut wie spanischer Pfeffer — da werden wir ganz bedudelt von ... Und was uns hinterher am meisten ärgert, ist, daß man dem Gauner sein wehleidiges Pathos geglaubt hat, obgleich ihm der räudigste Cynismus aus allen Knopflöchern guckt. Aber man ist ja so strohdumm. Und er ist so klug — so klug. Ja, klug ist er, das muß ihm der Tod lassen."

„Wie fängt er's aber an," fragte Lilly, die nicht mehr recht wagte, ihn in Schutz zu nehmen, „daß es so aussieht, als weiß er alles, als hat er alles Vergangene mit einem miterlebt?"

„Ja, Kindchen. Leuten in gleichen Verhältnissen muß auch ungefähr das gleiche begegnet sein ... Und das rekonstruiert er sich. — Bei uns, die wir vom Lande stammen — ich bin eine Gutsbesitzerstochter — hat er Ihnen nicht auch so beiläufig beigebracht, daß er einen großen Teil seiner Jugend auf Schlössern gelebt hat?"

Lilly bejahte.

„Er ist nämlich — das hab' ich später rausgekriegt — bei einem jüdischen Domänenpächter in der Nähe von Breslau Hauslehrer gewesen, ist aber wegen seiner Frechheit bald an die Luft gesetzt worden."

Mitten in dem Jammer ihrer Enttäuschung mußte Lilly hell auflachen.

„So ist's recht," lobte die Freundin und streichelte ihre Hände. „Sie können übrigens wieder mal von Glück sagen. — Ich wünschte, zu mir wär' auch so eine gekommen. Denn hernach tut's bitter weh."

„Ja, wie ist es denn — hernach?" fragte Lilly zögernd.

„Höchst einfach ist es hernach. Wenn er hat, was er will, dann ist die Geschichte für ihn erledigt. Dann knöpft er sich den Rock zu, sagt tief gerührt ‚auf Wiedersehen', wird aber nie mehr gesehen."

„Das ist nicht wahr," schrie Lilly entsetzt. „Das ist

nicht möglich. So hündisch kann man kein Weib behandeln."

„W i r d — n i e — m e h r — g e s e h n," wiederholte Frau Jula. „Was denken Sie denn? — Der Mann hat Wichtigeres zu tun ... Ich hab' mir die Finger wund geschrieben ... Keine Zeile ... Wo wird er doch! ... Die Welter hat auf seiner Schwelle gelegen. Die Karla hat vor Wut die Gelbsucht gekriegt und so fort. Aber sein Name ist Haase. Wenn man ihm später am Kneiptisch begegnet, liest man noch nicht mal die leiseste Erinnerung in seinen Augen. Höchstens verulken tut er einen noch — wie die anderen."

Erschrocken führte Lilly sich zu Gemüte, daß auch sie „später" einem Gewissen am Kneiptisch begegnet war und dann jedes Erinnern gewaltsam in sich ausgelöscht hatte, mochte er mit seinen Blicken noch so komisch-kläglich zu ihr herüberbetteln. Einer machte es wie der andere — in dieser Welt, in der man seine Würde wegwarf wie ein verpaßtes Kleid.

Sie barg das Gesicht an der Sofakante. Scham und Schuldbewußtsein schüttelten sie.

„Nu, nu," tröstete Frau Jula. „Noch is ja alles gut."

Und dann plötzlich klingelte es.

Lilly eilte zur Tür, um ihn wie damals durch das Mädchen fortschicken zu lassen, aber Frau Jula hielt sie zurück.

„Was fällt Ihnen ein," flüsterte sie. „Soll er glauben, Sie fürchten sich vor ihm? Dann werden Sie ihn noch lange nicht los ... Auslachen müssen Sie ihn. Verstehn Sie? Auslachen — tüchtig."

Damit schlüpfte sie hinaus.

Lilly wollte ihr nach, wollte sie anflehen, bei ihr zu bleiben, — denn wie konnte sie ihm je gewachsen sein? — aber da trat er schon ein.

Hoch aufgerichtet sah sie ihm entgegen wie einem Todfeinde.

„Mein teures Kind," sagte er und küßte ihr die Hand, die der seinen rasch wieder entwischte.

Er war sehr gewählt gekleidet, hatte strohgelbe Handschuhe an und hielt den Zylinder gegen die Brust gedrückt. Das Einglas tanzte auf seiner weißen Weste.

Ein beruhigtes Selbstbewußtsein, ein schlichtes Herrengefühl lag wie eine sanfte Glorie über sein Wesen gebreitet ... Wie er sich in dem Sessel zurechtnestelte, wie er die Beine freundlich übereinanderlegte, ging eine selbstverständliche Unterjochung von ihm aus.

Aber in Lilly war nichts mehr von Angst oder Zagheit. Auch das Herzweh der Enttäuschung spürte sie nicht. Eine kühl bewußte Neugier war alles, was sie empfand.

Mit erstaunten Augen folgte sie jeder seiner Bewegungen. Wie er über das blanke Bürstenhaar strich. Wie er die Beinkleider hochzog, so daß die rottüpfligen Seidenstrümpfe über dem Knöchel zum Vorschein kamen.

Und immer wieder sagte sie zu sich: „Also das bist du. Das bist du."

Und dann hub er zu reden an, mit einer leisen, nachsichtig liebkosenden Stimme, während seine eingekniffenen Augen an ihr auf und nieder strichen: „Sie sind erregt, mein teures Kind ... Ich kann das wohl verstehen ... Wenn zwei Menschen wie wir zum ersten Male im Leben ganz aufeinander angewiesen sind, geht die Empfindung leicht mit ihnen durch ... Schämen Sie sich ihrer nicht ... Was uns zusammengeführt hat, ist ein so zartes und subtiles Verstehen ... Das Fluidum zwischen uns ist von einer so seltenen und flüchtigen Art, —"

„Ja, — besonders flüchtig," dachte Lilly.

„— daß es wirklich schade wäre, wollten wir es nicht bis in alle seine Ausstrahlungen hinein kosten und genießen. Und dieser seelischen Gourmandise gegenüber wäre dann allerdings ein Übermaß von Gefühl — bei Ihnen, wie auch vor allem bei mir — leicht ein Hindernis."

Wie er das sagte, sich mit leisem Schmatzen nach vorne und wieder zurückwiegend, fiel ihr der Kehrreim eines Wiener Liedchens ein, das auch zu ihrem Repertoire gehörte: „I hob' vül z' vül G'fühl."

„Er hot vül z' vül G'fühl," sagte sie zu sich, und ohne

daß sie es hindern konnte, glitt ein Lächeln über ihr Gesicht.

Er sah das Lächeln wohl, das sie im tief geneigten Kinn zu verstecken suchte, aber er deutete es falsch.

„Es ist doch eine schamhafte Jungfräulichkeit in Ihrem Wesen," sagte er mit bewunderndem Kopfschütteln, „die mich immer wieder in Erstaunen setzt."

„O du Hanswurst," dachte Lilly und lächelte wieder.

Nun stutzte er doch ein wenig. Denn er war nicht umsonst mit allen Hunden gehetzt. Und durch seine Lider brach ein Blitz von Gier und Argwohn.

„Oder aber," fuhr er fort, „sollte gar von dem graziösen Humor, den Sie gestern abend in so überraschender Weise entwickelten, auch für heute noch etwas übrig geblieben sein?"

„Vielleicht," erwiderte sie mit einem Augenaufschlag, der beinahe kokett war.

„O, das wäre ja durchaus famos," sagte er und verklärte nun gleichfalls sein Gesicht zu einem spitzbübischen Lächeln, in dem Ulk und Dämonie einander die Wage hielten. „Gehören Sie zu denen, die heimlich zu lachen verstehen über — über — was weiß ich? — über den ganzen Weltenschwindel — über den ganzen Feetz — auch über sich selber, mein Kindchen — über sich selber, das ist die Hauptsache — dann sind wir eins in unserem Wesen — dann trennt uns nichts mehr! Dann — —"

„Verzeih mir Gott," dachte sie und preßte das Taschentuch vor den Mund, um ihr Kichern zu verstecken.

„Auslachen," hatte Frau Jula gesagt.

Er aber schien es für eine Lockung zu halten, einen freundlich zarten Wink, die Voranstalten abzukürzen.

Denn in demselben Augenblicke sprang er auf sie los, umgriff ihren Leib — —

Sie schleuderte ihn zurück — sie rang mit ihm.

Tränen der Scham und der Empörung stürzten ihr aus den Augen.

„Was ist aus mir geworden?" schrie es in ihr, während sie mit den Fäusten nach ihm schlug.

Mitten im Kampfe gelang es ihr den Knopf der Klingel zu erreichen.

Das Dienstmädchen erschien.

Er hob seinen Hut vom Teppich auf, murmelte etwas wie „Kanaillen" und verschwand. —

Verschwand in Zukunft auch aus dem kleinen Kreise, den er bisweilen beehrt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Von nun an strebte Lilly nicht mehr zur Höhe empor.

XI

Im nächsten Jahre machte Lilly zwei kleine Liebschaften durch, die für ihr ferneres Leben ohne Belang waren.

Während einer vierwöchentlichen Erholungsreise nach dem Riesengebirge war ihr ein damals vielgenannter Romandichter begegnet, der seinen jungen Ruhm durch die böhmischen Bäder spazieren führte und dabei freundlich mitnahm, was am Wege blühte. Er drang bei ihr ein, ohne viel gefragt zu haben, und fuhr nach ein paar Tagen zu neuen bonnes fortunes von dannen.

Und in Berlin erhörte sie einen schönen und sehr eleganten Gardehusaren, der in einem vornehmen Restaurant vom Nebentische her mit ihr angebandelt hatte, und den sie beleidigt wieder laufen ließ, als er Miene machte, für ihre Gunst mit einem kleinen, vom Juwelier stammenden Lederkästchen zu quittieren.

An beide Abenteuer dachte sie ungern zurück und löschte sie bald ganz aus ihrer Erinnerung aus.

Zu Weihnachten bekam sie einen neuen Hausgenossen. Da sie sich mehrfach bei Richard beklagt hatte, ihr Leben ginge leer und unlohnend dahin, sie müßte um alles in der Welt etwas Liebes und Lebendiges zum Sorgen und Betreuen haben, schenkte er ihr einen kleinen, nackten Affen, der selbst an ihrer Brust sich nicht erwärmen konnte und ihr, wenn er böse wurde, den Hohn auf ihre Sehnsucht fauchend ins Gesicht spie.

Von Zeit zu Zeit gab es auch wieder neue Heiratspläne.

Deren Anzeichen kannte sie genau.

Wenn Richard mit gerunzelter Stirn zerstreut und wortkarg durch sämtliche Zimmer marschierte, — wenn er

aus heiler Haut über die Vergänglichkeit alles Irdischen zu philosophieren begann, — wenn Mama zu ungewöhnlicher Zeit den Wagen brauchte und sich in seiner Brieftasche kleine Pakete von Konzert- und Opernbilletts herumtrieben, dann wußte sie genau, daß irgend etwas sich anbahnte.

Und dann dauerte es meistens nicht lange, bis er das Schweigen brach.

Die eine hatte zwei, die andere drei Millionen; auch einflußreiche Verwandte, Bergwerke, Fabriken, Testamente, Staatslieferungen, Häuserkarrees und unendliche Baugründe winkten in der Ferne.

Manchmal schwirrten so viele Zahlen durch Lillys Ecksalon, daß man glauben konnte, auf dem Bureau eines Börsenmaklers zu sein.

Eine war sogar arm. An der hatte Mama einen Narren gefressen, weil sie eine Generalstochter war.

„Und ich bin eine Generals w i t w e," sagte Lilly in ihrem verletzten Stolz.

Jene Kirchenmaus nannte er seine „Renommierkalle". —

Aber dabei blieb es auch. Sie und alle die anderen schwanden wieder dahin, denn schließlich war ihm keine gut genug.

Lilly aber sann und plante: S o müßte sie sein und s o ... Weiße, sanftgeschwellte Säulenarme müßte sie haben wie jene lange Dänin auf dem Künstlerfeste, und einen ganz zarten, kaum wahrnehmbaren Busen, — der ihre schien ihr zu üppig geworden — und beim Lachen zwei Grübchen in den Wangen, denn das bürgte für Friedfertigkeit.

Ja, Frieden verlangte sie vor allem für ihn. Sie wußte, daß er keinen Zank vertragen konnte, und eigentlich zankten sie sich auch nie. Geschah es aber doch einmal, so war er drei Tage lang verstört und elend, sprach in einem wehleidigen Krankenton und mußte gehätschelt werden wie ein Kind.

Und das tat sie auch mit Freuden, obgleich er es durchaus nicht verdiente.

Denn, man mochte die Sache drehen wie man wollte, er war ein richtiger Taugenichts geworden.

Daß er an seinen Klubabenden schon höchst achtunggebietende Summen verloren hatte, mochte ihm noch hingehen, aber er trieb sich auch auf Katersteigen herum, als wäre er der erste beste Ehemann, und seine Erlebnisse waren nicht immer von der reinlichsten Art.

Eines Tages kam eine junge, hübsche Person mit einem acht Wochen alten Kinde auf dem Arm, weinte und schrie und erklärte, sie müsse jetzt an Lillys Stelle treten, denn sie habe das Kind von ihm und darum auch die größeren Rechte.

Lilly tröstete sie, gab ihr Wein zu trinken und kitzelte ihrem Baby neiderfüllt das kleine, nasse Kinn, so daß es selig ins Leere lachte.

Darauf schied sie tiefberuhigt und küßte ihr noch die Hand.

An diesem Nachmittag aber bekam Richard keine schlechte Pauke.

Im übrigen wußte sie sich frei von jeder Eifersucht.

Und wenn er verlegen, aber mit pfiffigen Augen, den Kopf ganz nach links hinüberhängend, bei ihr erschien, während in seinem Kielwasser eine Welle minderwertigen Parfüms sich ausbreitete, dann hatte sie stets ein mütterlich-nachsichtiges Lächeln, das er wohl verstand, und das er fürchtete wie die Pest.

Mochte er sich noch so energisch aufs Schweigen eingerichtet haben, es dauerte keine halbe Stunde, dann saß er, in halberlognen Geständnissen rettungslos festgefahren, auf dem Sande und wollte womöglich noch gelobt oder getröstet sein.

Daß Lilly bei dieser Art von Leben, die alle Fehler und Tücken des Ehestandes treulich widerspiegelte, ohne dessen Würdegefühl und innerliche Rechte zu gewähren, sich immer mehr in sich zurückzog und immer trüber in die Zukunft blickte, mußte sich von selbst ergeben.

Sie lebte ihre Tage, als säße sie auf einem Ast, gewärtig von dem ersten besten Windstoß in die Tiefe ge-

blasen zu werden. Und dann wieder war es ein kahler, grader, nicht endenwollender Chausseeweg ohne Ziel, ohne Augenpunkt, immer neue hoffnungslose Strecken aus sich heraus gebärend.

Immer dieselbe Vergnüglichkeit, immer dieselben Larven, immer das gleiche, zwecklose Herumziehen bis gegen die Morgenfrühe!

Manchmal fühlte sie sich so ermüdet, als habe sie schwere Arbeit geleistet.

Manchmal streikte sie auch, blieb im Bette und las die Fliegenden Blätter. Oder sie schloß die Augen und träumte von alten Zeiten.

Die sonnenlose Bücherhöhle der Witwe Asmussen wurde zum Paradiesgärtlein und ihre Milchmus zur Götterspeise. Um die Bilder der einst Geliebten strich ihre Sehnsucht furchtsam herum, als wäre es Verbrechen gewesen, sie aus den Tiefen heraufzuzaubern. Und daraus erwuchs ihr ein freudig-banges Vorgefühl, als müsse dieser oder jener von selber kommen, die Hand erlösend ausstrecken und ihr zurufen: „Nun bist du lange genug in der Fremde herumgeirrt, nun komm wieder heim."

Wer es war, wußte sie nicht zu sagen. Aber einer von ihnen mußte es sein. Irgend etwas m u ß t e sich ereignen. Denn so ging es nicht weiter ... — —

Von Zeit zu Zeit, wenn die heimliche Unruhe sich nicht mehr bändigen ließ, nahm sie auch ihre abendlichen Wanderungen wieder auf, fuhr auf der Elektrischen in weitentfernte Gegenden und streifte dort mit schuldbewußter Seele durch buntbelebte Straßenzüge.

Genau wie Frau Jula es tat.

Aber noch immer gewann sie es nicht über sich, einem ihrer Verfolger Gehör zu schenken. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Auf einem dieser Wege war's — fern ab im Norden, so um das Rosentaler Tor herum — daß sie eines Maiabends einem jungen Menschen begegnete, der sie nicht im mindesten beachtete, der auch durchaus nicht wie ein Gentleman aussah und der ihr doch bekannt erschien.

So bekannt, daß sie sogar einen Herzstich bekam.

Nur wußte sie beim besten Willen nicht, wo sie ihn unterbringen sollte.

Rasch entschlossen machte sie kehrt und ging hinter ihm her.

Er trug einen braunen, durchgeschwitzten Hut und einen pfeffer- und salzfarbenen, etwas ins Gelbliche schimmernden Anzug, der vielleicht auch einmal bessere Tage gesehen hatte. Sein Rockkragen glänzte. Um die Kniee herum waren große Säcke ausgebeutelt, und über den schiefgetretenen Absätzen gab es ein schwärzliches Gekräusel, als ob eine ausbessernde Nadel den mürben Stoff mit vielfältigen Fäden durchzogen hätte.

Nein, von ihren Freunden war das niemand. Selbst nicht in Verkleidung. Die trugen andere Hosen.

An diesem und jenem Schaufenster blieb er stehen, vor einem Zigarrenladen, einem Fleischladen, und besonders lange vor einem Wäschegeschäft, woraus sie folgerte, daß auch seine Oberhemden eine Erneuerung wohl vertragen konnten.

Wenn er ihr auf diese Weise sein Profil zuwandte, sah sie im Scheine der Lampenreihe ein hageres, knochiges Gesicht mit vorstehender Nase und einer Faust voll rotbrauner Haare auf jeder Seite des Kinns. Kränklich schien er nicht, eher dürftig oder vertrocknet. Nur die kleinen, schmalspaltigen Augen waren dick und entzündet, und ehe er in den grellen Schein eines Schaufensters trat, pflanzte er sich einen dunkelblauen Klemmer auf die Nase, um sie zu schützen.

Ein Tändelstöckchen hatte er in der Hand, dessen dünnes Rohr er wie eine Gerte auf den Steinfliesen sich krümmen und wieder hoch schnellen ließ. Dieses Tändelstöckchen, dessen silberblinkender Griff zu der Abgerissenheit seiner Kleidung nicht recht passen wollte, erinnerte sie an irgend etwas, das mit einem Frostgefühl — und warmen Semmeln — und Herbstrot — und Sonntagsgeläute zusammenhing.

Dann schrie sie hell auf.

Jetzt hatte sie's heraus:

Fritz Redlich war's ... Ja, er war's ... Da gab es keinen Zweifel. Ihre Jugendliebe! Ihre Jugendliebe! ... Ihr großer Lebenskämpfer ... Der Schützling ihres heiligen Joseph!

O Gott, ja, der heilige Joseph! ... Und der Revolver! ... Und die Kartoffelsuppe mit den Brühwürstchen! ... Und die drei Gräber zu Ottensen!

„O Gott, — Herr Redlich, Herr Redlich!“

Zitternd, lachend stand sie hinter ihm und streckte dem ängstlich Zusammenfahrenden beide Hände entgegen.

Er ließ den Kneifer fallen und musterte die hohe, elegante Dame, hinter deren dunklem Spitzenschleier zwei große, tränengefüllte Augen in glückseligem Gruße zu ihm herüberleuchteten, mit einem argwöhnischen und blödsichtigen Zwinkern ... Dann griff er linkisch nach der Hutkrempe.

„Aber Herr Redlich — ich bin ja die Lilly — die Lilly Czepanek. — Erinnern Sie sich denn gar nicht mehr?“

Ja, nun erinnerte er sich ...

„Gewiß,“ sagte er, „wie werd' ich mich nicht erinnern?“

Gleichzeitig zog er mit einem raschen und verstohlenen Griffe die Zipfel der Weste am Leibe herunter, als wäre den Mängeln seiner äußeren Erscheinung hiermit am wirksamsten abzuhelfen gewesen ...

„Ach Gott, Herr Redlich! ... Wir haben uns so lange nicht gesehen. Ich glaube, das sind sieben, acht Jahre ... Nein, so lange ist es nicht. Aber es kommt mir noch viel länger vor ... Und Ihnen ist es doch immer gut gegangen, nicht wahr? ... Und Sie haben gewiß furchtbar viel zu tun, sonst könnten wir vielleicht noch ein bißchen zusammen bleiben.“

Zu tun hätte er allerdings sehr viel, aber wenn sie es wünschte, zusammen bleiben könnten sie immerhin.

„Vielleicht gehen wir in irgend ein Restaurant,“ rief sie, immer noch zwischen Lachen und Weinen, „und trinken ein Glas Bier ... Nein, Herr Redlich, wie ist es bloß möglich?“

Gegen das Glas Bier war er entschieden eingenommen.

„Die Restaurants sind immer so stickig und voller Menschen,“ sagte er, „und das Bier hier herum ist auch so schlecht. Gar nicht zu trinken ist das Bier.“

„Der Ärmste hat gewiß kein Geld zum Bezahlen,“ dachte sie und machte den Vorschlag, sich statt dessen auf irgend eine Bank zu setzen. Es wäre ja alles egal, wenn man nur beisammen bliebe.

„Das ließe sich allerdings erwägen,“ meinte er, „wenngleich —“ und er sah sich scheu nach rechts und nach links um, ob auch niemand an dem ungleichen Paare Anstoß nähme.

Sie schritten nun nebeneinander den stilleren Weinbergsweg hinan, und Lilly, ihn von der Seite mit Stolz und mit Rührung betrachtend, als hätte sie ihn aus dem Nichts erschaffen, murmelte immer wieder: „Nein, wie ist es möglich, Herr Redlich? Wie ist es möglich?“

Und dann fanden sie in der Nähe einer Kirche richtig eine Bank, dämmrig und von Fliederknospen überwölbt, die eben von einem Liebespärchen geräumt wurde.

„So, nun erzählen Sie los, Herr Redlich. Gott, Gott, was haben wir uns alles zu erzählen!“

„Zu erzählen wäre ja wohl mancherlei,“ erwiderte er zögernd, „aber vielleicht machen die Frau Oberst den Anfang.“

„Ach pfui, ich bin ja schon lange keine Frau Oberst mehr,“ rief sie und fühlte, wie sie errötete.

„Ja allerdings — ich habe so etwas gehört,“ erwiderte er, und ihr war, als läge in seinem Tone ein Tadel, ein innerliches Verletztsein.

„Worüber ich mich übrigens nicht im mindesten beklage,“ setzte sie rasch hinzu, „denn alles in allem lebe ich viel freier und angenehmer, als ich damals gelebt habe. Und ich habe auch nicht die geringsten Sorgen ... Und ich besitze ein entzückendes kleines Heim ... Und ich befinde mich überhaupt in den glücklichsten Verhältnissen ... Und ich wäre sehr froh, wenn Sie sich einmal davon über-

zeugen wollten ... Mittags finden Sie mich immer zu Hause ... Und wenn Sie einmal bei mir speisen wollten!"

„O," sagte er, sichtlich angenehm berührt.

Sie atmete erleichtert auf, die Klippe des eigenen Erzählens so glatt umschifft zu haben.

Er fragte auch nichts weiter. Aber ebensowenig schien er Lust zu haben, sich über seine eigenen Verhältnisse des näheren oder des weiteren auszulassen.

„Das Leben hat seine großen Schattenseiten," sagte er, „und wer nun einmal auf der Schattenseite sitzt, der wird gut tun, zu erwägen, ob er davon viel Gerede machen soll oder nicht."

„Aber einer alten Freundin, wie mir, könnten Sie sich doch anvertrauen," rief Lilly. „Denken Sie, wir säßen hier auf unserem alten Beischlag in der Junkerstraße ... Wissen Sie noch? ... Damals, als wir zuerst miteinander sprachen, da war's auch so ein Maiabend wie heute."

„Es war wärmer," erwiderte er rasch und zog dabei den Kragen seiner Jacke über dem Halse zusammen.

„Sie frieren wohl?" fragte sie lachend, denn sie glühte über und über.

„Ich habe meinen Sommerüberzieher," — er machte eine kleine Pause — „nicht mit."

„Dann wollen wir doch lieber aufstehen," sagte sie, nachdenklich werdend, „wir können uns ja eben so gut erzählen, wenn wir herumgehen."

Und nun gingen sie herum — immer zu um die dunkle Kirche herum — aber mit dem Erzählen wurde es nichts ... Der eine wich aus, und der andere wich aus, und wenn sie durchaus reden mußten, dann traktierten sie einander mit allgemeinen Redensarten.

Sie rühmte ihre glücklichen Verhältnisse, und er seufzte einmal über das andere: „Ja, es ist schwer! — Es ist sehr schwer."

Gerade so wie er einst in Examennöten getan hatte. Ihr lag der Klang noch im Ohre, als wäre es gestern gewesen.

„Wie geht's den verehrten Ihren?“ fragte sie, um auf ein anderes Thema zu kommen.

Sein Vater wäre vor zwei Jahren nach kurzem Krankenlager gestorben. Seine Mutter nähe Krawatten wie immer.

Dabei zupfte er etwas Unsichtbares unter dem hochstehenden Rockkragen zurecht. Wahrscheinlich saß dort noch immer ein bunt gesprenkeltes Zeugnis mütterlicher Kunst und mütterlicher Güte.

Dann — als sie ihr Beileid ausgesprochen hatte — wagte sie mit einem kleinen Herzpochen auch über Frau Asmussen und deren Töchter Erkundigungen einzuziehen.

Er ließ ein bedenkliches Schmatzen hören.

„Das ist eine höchst unerfreuliche Nachbarschaft. Die ältere der Töchter hat einen Zahlmeister geheiratet, der wahrscheinlich wegen Unregelmäßigkeiten demnächst wird abgehen müssen. Die jüngere führt ja wohl die Leihbibliothek, während die Mutter ganz den bösen Mächten des Trunkes verfallen ist.“

Das sagte er mit demselben innerlichen Verletztsein, mit dem er vorhin seine Kenntnis von Lillys Ehetrennung betont hatte.

„Er ist gewiß immer noch sehr sittenstrenge!“ dachte sie und fühlte sich verwerflich und schuldbeladen.

Aber unglücklich war er, das stand fest.

Und arm. Sehr arm. So arm, wie sie wohl nie im Leben gewesen war. Wer konnte wissen, ob er nicht auch Hunger litt, während er in seinem dünnen, schäbigen Jäckchen fröstelnd neben ihr herschritt?

„Was meinen Sie, Herr Redlich?“ sagte sie, „wenn Ihre Geschäfte es Ihnen erlauben, kommen Sie vielleicht schon morgen mittag zu mir.“

Seine Geschäfte erlaubten es ihm eigentlich nicht, er hätte leider auch nicht die mindeste Zeit, sich einen Gesellschaftsrock anzuziehen, aber wenn er in diesem Anzug kommen dürfte — —

„Sie dürfen, was Sie wollen,“ rief sie lachend, „Sie bekommen sogar auch Mutters Kartoffelsuppe.“

Damit drückte sie ihm beide Hände und schlüpfte in einen Tramwagen.

O, war das ein Glück! War das ein Glück!

Nun hatte sie, wonach sie so lange auf der Suche gewesen war. Einen, für den sie sorgen, den sie pflegen und verwöhnen konnte. Einen, dem sie nicht bloß zum Schaustück oder Spielzeug diente, der sie brauchen konnte wie die Sonne, wie das Brot, der danach schmachtete, an leiser Hand zu Hoffnung und Freude zurückgeführt zu werden.

Einen für sich allein, für sich ganz allein!

Aus dem Grabe der Jugend war er emporgestiegen, gerade so, wie ihr Ahnen es ihr gemalt hatte.

Und reich sollte das Leben nun wieder werden — und vergnügt — und voller Geheimnisse! Kleiner, bunter und doch ganz unschuldiger Geheimnisse.

In dieser Nacht schlief sie wenig. Immer wieder jagte das neue Glück sie in weihnachtliches Wachen empor.

Die Dienstmagd, ein junges, dralles Ding vom Lande, das sich sehr rasch in die Großstadt hineinlebte, machte am nächsten Morgen große, erstaunte Augen, als sie ihre Herrin, die sie als ein wenig träge kannte, mit der Wachstuchtasche zu Markte gehen sah.

„Wir kriegen nämlich Tischbesuch," erklärte ihr Lilly lachend.

Alles mußte sie selber einholen, das Fleisch, die Radieschen zum Nachtisch, und vor allem die Würstchen, die einst den Stolz der mütterlichen Kartoffelsuppe gebildet hatten.

Auch das Kochen besorgte sie heute.

Sie deckte selber den Tisch und hob die Palme aus dem Aquarium, damit wenigstens etwas Grünes dastünde, denn die Blumen hatte sie in ihrer großen Freude vergessen.

Es war der erste Mittagsgast, den sie seit zweieinhalb Jahren bei sich sah, und gleich ein so lieber — der liebste vielleicht, den das Leben ihr bescheren konnte.

Um halb eins meldete die Dienstmagd naserümp-

fend, es sei da draußen ein junger Mensch, der die gnädige Frau durchaus zu sprechen wünsche.

„Das ist er ja!“ rief Lilly.

„Der sieht aber gar nicht so aus,“ meinte das Dienstmädchen mit einer hochmütig ziehenden Stimme und schlenderte achselzuckend hinter der Herrin her, die ihm entgegenlief.

Anfangs war er so scheu, daß er gar nicht recht ins Helle wollte.

Er drückte sich um die Tür herum und zupfte an seinem Anzug. Der sah auch wirklich höchst abgerissen aus, weit mehr noch als gestern abend.

Die entzündeten Augen, die wie zwei rote Ritzchen hinter dem runden Kneifer hervorblinzelten, gaben ihm etwas Blödes, Tastendes, Hilfloses. Die kühne Denkerstirn hatte eine unangenehm zurückfliehende Linie bekommen, weil die Genielocke nicht mehr darüber fiel. Und die sieghaft blonde Mähne war in einen strohigen, filzigen Wirrwarr verwandelt, den schon lange kein Kamm durchfurcht zu haben schien.

Viel sprechen mochte er nicht ...

Die Kartoffelsuppe aß er mit zitternder Andacht und ließ die schwimmenden Wurstbrocken übrig, bis der Teller ganz trocken war. Dann spießte er sie einzeln auf die Gabel und warf beim Zumundeführen argwöhnische Blicke nach rechts und nach links, als ob jemand da wäre, der sie ihm nicht gönnte.

Dem Braten sah er bereits mit größerer Fassung entgegen. Er häufte sich den Teller bis zum Rande voll, ohne im mindesten auf die bedienende Magd zu achten, die mit niederträchtigem Schmunzeln auf ihn niedersah.

Dazu trank er Richards guten Rotwein in langen, unvernünftigen Zügen, bekam rotfleckige Backen, lachte und fing an sich zu fühlen.

Lilly war anfangs ziemlich beklommen zu Mute gewesen, aber als sie ihn allmählich auftauen sah, kam die Hoffnung über sie, daß es doch am Ende gehen würde.

Dann plötzlich fiel ihr ein, daß sie diesmal eine echte

und wahrhafte Menschenrettung zu vollführen habe, nicht bloß ein Spiel voll verliebten Selbstbetruges, wie es damals bei Walter der Fall gewesen war.

Und dieser Gedanke erfüllte sie wieder mit glückseliger Zuversicht.

Nach dem Essen waren sie in den Ecksalon hinübergegangen. Und da der ungewohnte Wein seine Seele mit herrenhafter Leichtigkeit erfüllte, so hatte er es sich sofort im Schaukelstuhl bequem gemacht und kitzelte den fauchenden Affen.

Während er sich mit ausgestreckten Beinen nach hinten hinüberneigte, waren die runzligen, schwarz durchstopften Hosenränder in die ausgeweiteten Hälse der Zugstiefel hineingerutscht, deren Gummizüge in Lappen herunterhingen.

Es war ein gräßlicher Anblick.

„So darf das nicht bleiben,“ dachte Lilly und sann und sann, wie ihm am besten zu helfen wäre.

Er aber — weil seine Lebensgeister nun einmal in Aufruhr waren — fing an sein Innerstes herauszukehren und seine eigentliche Weltanschauung zum besten zu geben.

O, was da an Gift und Galle zum Vorschein kam!

So verbittert war er durch das lange Darben, durch das ewige neidvolle Emporstarren nach allem, was heiter, glückhaft und begnadet schien, daß kein Wert, keine Begabung, kein gedeihliches Streben vor ihm standhielt. Alles war hohl und korrupt und gleißnerisch in seinen Augen. Alles hing von Geburt und Klüngelei und gegenseitigem Vorwärtsschieben ab. An allem haftete der Erfolg nur als ein unauslöschlicher Makel.

Dabei berichtete er über seine eigentlichen Erlebnisse auch heute fast gar nichts. Nicht einmal, ob er noch Student war, vermochte sie zu erfahren. Nur daß er in stetem Lebenskampfe oft genug an seinem Innersten schweren Schaden genommen habe, bekannte er mit bittrem Ingrimm.

Und während er sprach und stoßhaft lachte, gruben sich die beiden kläglichen Spottfalten, an deren Ansätze sich

Lilly von altersher dunkel erinnerte, wie zwei halbrunde Messerschnitte in seine abgehungerten Wangen.

„O du Armer, Armer!“ dachte sie und schwor sich zu, ihn innerlich und äußerlich rasch wieder zum Menschen zu machen.

Aber als er gegangen war, blieb sie traurig und bedrückt.

„Schließlich — ergeht es mir besser?“ dachte sie. „Denn wo ist meine Lebenszuversicht von einst? Wo ist mein Lebensjubel? Wo ist mein Hohes Lied? ...“

— — — — — — — — — — — — — — —

An demselben Nachmittag, ehe Richard kam, ersann sie einen Plan, wie sie, ohne einerseits seine Kasse zu schädigen und anderseits Fritz Redlich herabzusetzen, dessen Neueinkleidung ermöglichen könnte.

„Denke dir bloß,“ sagte sie nachher beim Tee. „Mir ist seit gestern zweierlei höchst Merkwürdiges passiert. — Etwas sehr Freudiges und etwas sehr Trauriges. Zuerst habe ich einen lieben Jugendfreund getroffen, der, bevor er zur Universität ging, mit mir auf einem Flur gewohnt hat ... Und dann ist heute vormittag ein armer Student da gewesen, der etwas zu essen haben wollte und der sehr jämmerlich aussah. Hast du, falls er wiederkommt, etwas Garderobe für ihn übrig? Kleider und Stiefel und sonst was? Ich glaub', ihm fehlt alles.“

„Mit Vergnügen,“ sagte Richard. „Ich weiß sowieso nicht, wo ich mit all' dem Zeugs hin soll.“

Aber der andere, der Jugendfreund, der stimmte ihn bedenklich: „Was ist denn das für 'ne Sorte von Mensch?“

In dem Bestreben, die beiden Fabelwesen, in welche sie die eine lebendige Wirklichkeit zerlegt hatte, möglichst scharf auseinander zu halten, begann sie „des anderen“ Lob zu singen, weit volltönender, als es die Klugheit erlaubte. — Der sei ein reich begabter und ganz hervorragender junger Gelehrter, der eben seine Studienjahre absolviert habe und vor einer glänzenden Laufbahn stehe, ein Ausbund von Wissen und Geist und — weiß Gott! — wovon sonst noch.

Was er denn eigentlich wäre?

Das wüßte sie selbst nicht. Etwas furchtbar Gelehrtes jedenfalls. Und er werde sicherlich die akademische Laufbahn einschlagen. Denn alles andere lohne sich nicht für ihn.

Mit all' dem Schwindeln hatte sie sich in einen solchen Wirbel hineingeredet, daß sie schließlich selber nicht wußte, was sie da sagte.

Richard aber, der in dem Bewußtsein seiner geistigen Kümmerlichkeit vor jeder überragenden Intelligenz einen Heidenrespekt hatte, bekam einen roten Kopf und sah beunruhigt und verdrossen aus.

„Da wird er dich natürlich auch besuchen wollen?“ fragte er.

„Natürlich wird er das,“ erwiderte sie, froh, es ihm auf diese glatte Art und Weise beigebracht zu haben.

„Gratuliere zum Seelenfreund,“ sagte er mit einem höhnischen Bückling und fügte lachend hinzu: „Vorausgesetzt, daß ich ihm nicht zu begegnen brauche.“

Besser konnte es nicht kommen.

Am nächsten Morgen brachte ein Diener des Geschäfts ein großes Bündel, das Herr Dehnicke ihr schickte. Darin lag ein noch fast neuer, rötlich karrierter Sommeranzug von modernstem Schnitte, nebst bunten Battisthemden, einem Paar Chevreaustiefel und blauem, seidenglänzendem Unterzeug.

Es schien, als habe er ihr seine Großmut in einer besonders schlagenden Weise vor Augen führen wollen, denn Verschwendung gegenüber Armen war sonst seine Sache nicht.

Nun galt es aber einen Weg zu ersinnen, um die Kleider in Fritz Redlichs Hände zu spielen, ohne daß er sie gekränkt zurückwies.

Als er drei Tage später wiederkam, nahm sie Veranlassung, nach dem Essen mit ihm einen Rundgang durch sämtliche Räume zu machen, denn er müsse sich doch ansehen, wie sie eigentlich hause.

So kamen sie unversehens in eine Rumpelkammer,

wo unter ausrangierten Blusen, zerschlagenen Vasen, welken Blumen und dergleichen Krimskrams auch der bewußte Anzug hing.

„Den habe ich mit den anderen Herrensachen zusammen aus Versehen mitgenommen," erklärte sie, „als ich das Haus des Generals verließ. Das hängt nun so da und verkommt."

Seine kleinen, kranken Augen wurden blank und gierig.

Ob er vielleicht irgend eine Verwendung dafür habe?

„Nicht daß ich wüßte," meinte er wegwerfend, konnte sich aber nicht enthalten, dabei einen Blick auf seine Hosen hinunterzuwerfen.

Ob er vielleicht jemand begegnet wäre, dem damit ein kleiner Gefallen geschähe.

Auch hierauf konnte er sich nicht besinnen.

Trotz ihrer Angst ihm wehe zu tun, faßte sie sich ein Herz und sagte geradezu, sie glaube sich nicht zu irren, daß hier eine merkwürdige Ähnlichkeit der Figuren vorläge — höchstens etwas weiter um die Taille sei der General gewesen — und falls er einen kleinen Schneider damit betrauen wolle — —

Da wurde er aber ernstlich böse. Er sei nicht einer, der sich so ohne weiteres Wohltaten erweisen lasse. So niedrig dürfe ihn niemand taxieren. Er sei ein Mann von Grundsätzen, und abgelegte Kleider zu tragen, von Leuten, die ihn nicht das mindeste angingen, das würden ihm seine Grundsätze niemals erlauben.

Seufzend ließ sie von ihrem Vorhaben ab.

Dann aber konnte er das Weggehen nicht finden. Er saß und saß, — und schließlich mußte sie ihn selber an den Aufbruch mahnen, denn Richard konnte jeden Augenblick eintreten.

In der Tür zum Treppenhause drehte er sich noch einmal um und fragte stotternd, ob er das nächste Mal vielleicht lieber Abends kommen dürfe.

„Sie haben wohl Mittags keine Zeit mehr?" fragte sie betroffen zurück. Sie mochte um Richards willen zu später Stunde keine Fremden bei sich sehen.

Nein, das wäre es nicht. Was die Zeit beträfe, da — da — er druckste und druckste, und sie lauschte ängstlich die Treppe hinab.

„Was ist es denn sonst?“

„Ich möchte nämlich die Sache noch einmal reiflich erwägen und — und — —“

„Nun und?“

„Und in der Dunkelheit — da — könnte ich dann — den Packen vielleicht — selber gleich mitnehmen.“

Damit rannte er von dannen.

„So muß er seinen Stolz hinunterwürgen, der arme Kerl!“ sagte sie, hinter ihm herschauend.

An demselben Abend sandte sie alles zusammen in einem Postpaket an ihn ab und fügte unter vielen Entschuldigungen auch einen Zwanzigmarkschein hinzu — erstens zu einem Hute, und zweitens, damit ihm der Schneider keine Schwierigkeiten mache.

Als er etliche Tage später zum Mittagessen wiederkam, hätte man ihn kaum erkannt, so gepflegt und blitzblank sah er aus. Der Anzug saß wie angewachsen, und in die Stiefeletten, die etwas zu lang waren, hatte er Wattebäusche hineingestopft, damit die Spitzen nicht in die Höhe wippten.

Selbst das Mädchen warf ihm schon freundlichere Blicke zu.

Schade war's, daß er sich von Bart und Struwwelmähne nicht trennen wollte. Man hätte sich sonst beinahe schon auf der Straße mit ihm sehen lassen können. Seine Wangen hatten sich gerundet. Selbst seine Augen waren besser geworden, dank der Hilfe des Arztes, zu dem sie ihn fast mit Gewalt hingeschleppt hatte.

Auch seine Manieren glätteten sich allmählich. Er schlang nicht mehr und stocherte nicht mehr mit den Fingern zwischen den Zähnen; sogar das Rotweintrinken lernte er.

Ebenso wie in Äußerlichkeiten begann auch in seinem Innenleben das friedliche Behagen des gastfreien Hauses sich wiederzuspiegeln. Er schimpfte mit Auswahl, und das

Verbrechen, glücklich zu sein, erschien ihm bisweilen verzeihenswert.

Einen entzückenden Takt entfaltete er darin, daß er niemals nach Lillys Verhältnissen forschte. Und sie wußte ihm Dank dafür.

Wiewohl sie aus Erkenntlichkeit vermied, ihn nach seinem eigenen Tun und Treiben zu fragen, so vermochte sie doch eines Tages sich aus gelegentlichen Andeutungen und Selbstanklagen ein Bild seines verunglückten Studienganges zusammenzusetzen.

Ein paar von der Vaterstadt ausgeschriebenen Stipendien zuliebe hatte er nach zwei jämmerlichen Hungerjahren den Lehrerberuf an den Nagel gehängt und war mit bewußter Preisgabe seiner Überzeugungen zum Theologiestudium übergegangen.

„Also doch!“ dachte Lilly erschüttert, sich der rotsonnigen Morgenstunde erinnernd, da aus den grünen Tiefen des Tales die Sonntagsglocken zu ihnen emporgegrüßt hatten.

Aber auch diese höchste Opfertat schien ihm für die Dauer keinen Segen gebracht zu haben, denn seit einem Jahr ernährte er sich von zeitweiligem Adressenschreiben und anderen dunklen Gewerben, über deren Art er sich nicht näher ausließ.

„Aber meine Menschenwürde habe ich darum doch immer hoch gehalten,“ sagte er, „und bin ich auch arm und verachtet, so weiß ich doch, was ich von mir zu halten habe. Ja, das weiß ich.“

Dabei ging er finster und feurig im Zimmer auf und nieder. Und wenn er die Brust herausstemmte und sich mit den gespreizten fünf Fingern durch die zerzauste Mähne fuhr, sah er beinahe wieder jenem jungen Helden ähnlich, der einst Lillys schwärmende Phantasie mit Bildern unermeßlichen Ehrgeizes erfüllt hatte.

Um ihre Arbeit zu vollenden, um ihn ganz zum Glück zurückzuführen, forschte sie nach, was er in seinem Herzen vom Schicksal für sich begehrte.

Fort wollte er. Fort von Berlin! Wieder als Mensch

wollte er sich fühlen, der seine Pflicht tut, der weiß, wo er hingehört und dem es vergönnt ist, in reiner Luft zu atmen.

Lilly seufzte.

„Ach, so was Schönes möchten wir alle," dachte sie.

Eine Hauslehrerstelle müßte es sein, irgendwo auf dem Lande, am liebsten in einem Pfarrhause, denn dann könnte man gleichzeitig die Bibliothek benutzen.

„Und ringsum werden die Linden blühen," dachte Lilly, „und das Korn wird im Winde Wellen schlagen, und das Vieh wird zur Tränke ziehen."

Beinahe hätte sie vor Neid zu weinen begonnen.

Von diesem Tage an arbeitete sie fleißig, um ihrem Jugendfreunde den Wunsch seines Herzens zu erfüllen, gab ihm das Geld, um Anzeigen in die Kreuzzeitung zu setzen, schrieb selber Meldebriefe aller Art und bat die Gefährten des kleinen Kreises, sich für ihn zu bemühen.

Das alles mußte sie ganz heimlich tun, damit Richards Aufmerksamkeit nicht darauf gelenkt würde. Denn sie hatte ohnehin in letzter Zeit viel von ihm auszustehen.

Er fand, daß sie ihm nicht mehr die nötige Aufmerksamkeit schenke, er schalt sie lieblos und kaltschnäuzig und witterte hinter jedem ihrer Worte fremde und feindselige Einflüsse.

„Das hat wohl dein geistreicher Freund gesagt." „Da mußt du den glänzenden Gelehrten fragen." So ging es ohne Ende.

Und eines Tages platzte die Bombe.

Trotz seines Versprechens, sich, wenn Fremde da waren, vorher anmelden zu lassen, trat er unversehens ins Zimmer, gerade als Lilly ihrem Jugendfreunde gegenüber am Mittagstische saß.

Er hatte nicht geklingelt, hatte kaum einmal angeklopft, und auf seiner Stirne standen die Rächerfalten.

Sie fuhr erblassend in die Höhe.

Als sähe er sich auf bösen Wegen ertappt, war auch Fritz Redlich aufgesprungen. Linkisch und verdutzt stand er da, während der Zipfel seiner Serviette aus dem Knopfloch langsam in den Suppenteller glitt.

Für einen Augenblick herrschte Schweigen, nur das schadenfrohe Kichern der Dienstmagd war durch die halbgeöffnete Tür zu hören.

„Ich bitte um Vergebung, gnädigste Frau," sagte Richard, immer noch mit demselben Drohen in Haltung und Miene. „Ich wollte nur eben mal sehen, wie's Ihnen eigentlich geht."

„Herr Richard Dehnicke — ein guter Bekannter —, Herr Kandidat Redlich, mein Jugendfreund," stellte sie vor.

Nun faßte er den gefürchteten Nebenbuhler näher ins Auge — besah erstaunt und mißbilligend den noch immer wuchernden Bart und die filzige Mähne — sein Blick glitt niederwärts — und verklärte sich ... Ein freudig verblüfftes Wiedererkennen malte sich in seinen Zügen: War das nicht *sein* Anzug und *sein* Oberhemde?

Sein Blick wanderte weiter hinab, unaufhaltsam über die im Suppenteller liegende Serviette hinweg, an den Hosen entlang.

Waren das nicht *seine* Hosen? Waren das nicht *seine* abgelegten Stiefel, die der geistreiche und glänzende junge Gelehrte an den Füßen trug?

„Ach so," sagte er. „So ist das." — Weiter nichts.

Dann wandte er sich mit einem Schmunzeln niederträchtigen Hohnes zu Lilly zurück, die sich vor Scham kaum aufrecht halten konnte.

„Darf ich die gnädige Frau vielleicht einen Augenblick allein sprechen?"

„Verzeihung, Herr Redlich," sagte sie und öffnete verwirrt und aus alter Gewohnheit die Tür des — Schlafzimmers, als wäre das der vorgeschriebene Ort, wo man als einzelne Dame seine guten Bekannten zu empfangen pflegt. Und Richard, der ebensosehr wie sie an diesen Weg gewöhnt war, folgte ihr, ohne sich der geschehenen Bloßstellung bewußt zu werden.

„Hör mal," sagte er, als er die Tür geschlossen hatte; „ich bin Esel genug gewesen, auf deinen sogenannten Seelenfreund eifersüchtig zu sein. Aber nachdem ich das heute erlebt habe, schwör' ich dir zu: Deine Freunde

können fortan kommen und gehen, Morgens und Abends, zu allen Zeiten, ganz wie's dir beliebt. Und alte Anzüge werd' ich auch immer für sie übrig haben. Mahlzeit ... Bist du ein Schaf!"

Damit ging er in den Korridor hinaus. Sie hörte ihn noch lachen, als schon die Flurtür dröhnend hinter ihm zuschlug.

So sehr schämte sie sich, daß sie nicht wußte, woher den Mut nehmen, um je wieder ihrem Jugendfreunde vor Augen zu treten, ihm, der so sittenstrenge war, daß schon die Erwähnung ihrer Ehegeschichte ihn damals hatte schmerzhaft zusammenzucken lassen.

Dazu kam ihr gar noch zum Bewußtsein, daß sie im Schlafzimmer stand.

Nun war auch das Letzte offenbar: die ganze Schande ihrer Existenz. Alles. Alles.

Mochte er noch so weltunkundig sein, die Rolle, die dieser plötzlich auftauchende und wieder verschwindende Eindringling in ihrem Hause spielte, mußte er durchschauen.

Lange zögerte sie, die Klinke in der Hand, und horchte, was er tat. Sie fürchtete seinen Schritt, sein Räuspern, — selbst sein Schweigen verhieß Unheil genug.

Zitternd, bereit ihm unter Tränen alles zu gestehen, trat sie endlich ins Eßzimmer zurück.

Aber siehe da! er saß ruhig wartend auf seinem alten Platz und rieb an den Flecken, die die durchnäßte Serviette auf der Weste zurückgelassen hatte. Der blaue Kneifer lag neben ihm. Freundlich und unbefangen blinzelte er ihr zu.

„Ist der fremde Herr schon weg?" fragte er harmlos.

Nicht einmal das Knallen der Tür schien er gehört zu haben.

Und da gerade der Braten kam, fuhr er mit gutem Appetit zu essen fort, ohne dem Zwischenfall eine weitere Erwähnung zu schenken.

Wahrhaftig —, so rein war sein Gemüt, daß er das Unreine selbst dann nicht sah, wenn es an ihm emporschlug!

O, wie dankbar sie ihm dafür war!

Und um ihm diese Dankbarkeit zu zeigen, sollte er fortan auch Abends kommen, — Richard hatte es ja erlaubt — ohne ihre Einladung zu erwarten, selbst dann, wenn sie nicht zu Hause war.

Das Dienstmädchen sollte ihm dann ein Abendessen zurechtstellen und dafür Sorge tragen, daß es ihm an nichts, aber auch an gar nichts fehle. Und eingedenk der Grimassen, die sie ihm anfangs geschnitten hatte, ermahnte sie sie noch besonders, ja recht freundlich gegen ihn zu sein, damit er sich allzeit wie zu Hause fühle.

Die dralle Kleine zog die Mundwinkel herab und sagte gar nichts.

— — — — — — — — — — — — — — —

Von nun an war Lilly mit verdoppeltem Eifer für ihn tätig.

Und wieder fand sie in Frau Jula eine Helferin.

„Lassen Sie mich nur machen,“ sagte sie eines Tages. „Ich kenne von früher her da oben“ — sie zögerte ein wenig — „jemanden, der ist sehr mächtig, der vertritt den lieben Gott in mehr als einem Pastorenhaus. Wenn ich dem schreibe ... Bloß natürlich, ich muß ganz aus dem Spiel bleiben. Mein Name wirkt dort oben noch immer wie das rote Tuch.“

Am nächsten Tage schickte ihr Lilly eine der Annoncen, die Fritz Redlich in der Zeitung veröffentlicht hatte. Die sollte sie dem gewissen Jemand mitschicken und auf diese Weise das Eintreten einer Mittelsperson überflüssig machen. Auch ihr selbst war es lieber, wenn er seine künftige Existenz den eigenen Bemühungen zu verdanken glaubte.

Und siehe da! Frau Jula hatte Erfolg.

Als er in der folgenden Woche eines Abends unversehens bei Lilly eintrat — er machte das jetzt öfters so, gleichviel ob sie zu Hause war oder nicht —, da wußte er mit Genugtuung zu erzählen, seine Annoncen hätten so überzeugend gewirkt, daß er sofort aus einem hinterpommerschen Pfarrhause die Einladung bekommen habe, seine Papiere einzusenden und sich für alle Fälle zur baldigen

Abreise bereit zu halten. Man schiene geradezu erpicht auf ihn.

Lillys Herz pochte in freudigem Stolze. Um nichts in der Welt hätte sie verraten, daß ihre eigene Hand dahinter steckte.

War doch sein Glück nun ganz ihr Werk! Und darum er selbst ihr Eigentum, mehr als sonst irgend einer auf der Welt!

Während der Mahlzeit herrschte ein gehobenes und glückliches Schweigen. Da er unangemeldet gekommen war, gab es heute die Kartoffelsuppe nicht, die sonst als Vorspeise niemals fehlte.

Sie entschuldigte sich und setzte mit einem kleinen Herzweh hinzu: „Sie werden ja nun sowieso nicht oft mehr bei mir essen."

„Das kann schon sein," sagte er und sah verlegen nach der Dienstmagd hin, deren Anwesenheit ihn augenscheinlich störte. Sonst hätte er für sein Gefühl wohl einen innigeren Ausdruck gefunden.

Nach dem Essen siedelten sie in den Ecksalon über.

Ein heißer Juliwind wehte durch die geöffneten Fenster, aber der kleine, nackte Affe, dessen Käfig neben dem Aquarium stand, fror selbst jetzt und mußte in seine Decke gehüllt werden, was er sich fauchend gefallen ließ.

Der Zeisig sang sein Abendliedchen, und die Dämmerung kam.

Fritz Redlich saß wie gewöhnlich im Schaukelstuhl, wo er sich nach der Mahlzeit gerne wiegte. Sie ging mit erregten Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Nun werd' ich bald wieder einsam sein," dachte sie, „und kann mich 'rumtreiben wie vorher."

Aber ein Glück war es doch! O, welch ein Glück! Und das sagte sie ihm auch zum so und so vielten Male.

„Ja, es ist wirklich ein großes Glück, das ich mir hiermit erkämpft habe," erwiderte er, die letzten Worte nachdrücklich betonend. „Wenn ich bedenke, was das für schreckliche Jahre gewesen sind. Wie oft ich meinen Charakter habe verleugnen müssen. Wie oft meine Grund-

sätze in Gefahr gewesen sind ... Und nicht bloß das," fügte er nach einem wehmütigen Schweigen hinzu. „Denn wenn man die zweifelhaften und unreinen Verhältnisse bedenkt, in die das Leben einen geworfen hat, dann ist es wahrlich kein Wunder, wenn man von dem darin herrschenden Geiste angesteckt wird und mancherlei tut, was man lieber unterlassen sollte. Ja, meine liebe gnädige Frau, es ist schwer. Sehr schwer ist es."

„Ach, sagen Sie doch nicht immer ‚gnädige Frau'," rief sie. „Sagen Sie ‚Frau Lilly', sagen Sie einfach ‚Lilly', wie es sich unter Jugendfreunden geziemt."

„Wenn Sie es wünschen, tu' ich es gern," erwiderte er.

In ihr war heute eine Zärtlichkeit für ihn, wie sie sie seit jenen Jugendtagen nicht mehr empfunden hatte. Und doch wieder anders: mütterlich, schwesterlich ... Nein, eigentlich auch das nicht. Es war von allem etwas und noch ein anderes, das wie ein ferner Lichtschein zögernd näher und näher kam.

„Sagen Sie mir eins, Herr Fritz," forschte sie, vor ihm stehen bleibend. „Haben Sie je in Ihrem Leben geliebt?"

Er zuckte betroffen zusammen.

„Geliebt? Wie meinen Sie das?"

„Nun — wie soll — ich das wohl meinen?" lachte sie, mit dem Daumennagel an dem Rohr des Schaukelstuhles kratzend.

Es war, als ob er erleichtert aufatmete.

„Was man wirklich lieben nennt, dazu hab' ich wohl noch nie Zeit und Sinn gehabt."

„Und sind auch nie von einem Weibe geliebt worden?"

„Seh' ich wohl so aus?" fragte er achselzuckend zurück, „als ob man mich lieben könnte?"

Diese bittere Mutlosigkeit ärgerte sie.

„Na, na," machte sie, ihm in tröstender Neckerei mit dem Finger drohend.

Und wieder schrak er zusammen. Es war, als ob der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit ihn in Angst jagte.

Der arme Mensch! Nie haben Mädchenaugen glühend die seinen gesucht, nie hat ein Frauenarm sich wonnig um

seinen Hals geschlungen. Das Höchste, das einzige, um dessentwillen allein das Leben sich lohnt — für Mann wie für Weib —, hat er entbehren müssen.

Ein Geständnis brannte ihr auf den Lippen, ein Geständnis aus alter, längst verklungener Zeit, das ihn darüber aufklärte, wie sehr er im Unrecht war.

Aber sie schluckte es wieder hinunter.

Heute nicht. Später. Beim Abschiede vielleicht ...

Die Dunkelheit sank herab, und der Laternenschein spielte auf Decke und Wänden. Der Affe hatte sich in seiner Decke zu einem Knäuel zusammengeballt, und auch der kleine Zeisig schlief.

Sie schritt noch immer auf und nieder, leise seinen Ellenbogen streifend, wenn sie an dem schaukelnden Stuhle vorüberkam.

Dann blieb sie aufs neue vor ihm stehen.

Da saß er, den sie einst so heiß geliebt hatte, und ahnte nichts davon. Ahnte nichts davon, was Frauenliebe schenken kann.

Der arme, arme Mensch!

„Den Wuschelkopf müssen Sie sich wirklich schneiden lassen," sagte sie beklommen lachend, „dann werden Sie auch bei den Weibern mehr Glück haben."

Und schwer, als hänge eine Zentnerlast daran, hob sie die linke Hand und legte sie auf sein krauses, hartes Haar, das wie ein Polster unter dem leichten Drucke zusammensank.

Er stutzte — hörte jählings mit Schaukeln auf — sah sich unruhig nach beiden Seiten um und hüstelte.

„Ja, ja," sagte er nach einem kleinen Schweigen, „das ist ein kluger Rat. Wenn ich in meiner neuen Stellung einen angenehmen Eindruck machen will — —"

Und zugleich drehte er sich mit einer kleinen Wendung nach dem Fenster hin, so daß ihre Hand von selber an seinem Nacken hinunterglitt.

Sie verschluckte einen Seufzer, und schnell stand er auf, sich zu verabschieden.

So verlegen war sie, daß sie ihn nicht einmal zum Längerbleiben zu nötigen wagte.

Im Korridor stand schon die Magd mit der Lampe, um ihn hinunterzugeleiten. —

„Auf übermorgen also!“ rief Lilly ihm noch vom Fenster aus nach.

Er grüßte dankend herauf und verschwand im Dunkel.

Der arme, arme Mensch! In Gram und Kleinmut versunken, schritt er dahin und ahnte nicht, was für Paradiese ringsum blühten.

Den Rest des Abends blieb sie ängstlich und verwirrt.

„Ich hätte ihm die Hand lieber nicht auf den Kopf legen sollen,“ dachte sie.

Und dennoch freute sie sich, daß sie es getan hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Vormittag kam eine Rohrpostkarte von Frau Jula. Sie hatte Nachricht von dahinten — die Sache war perfekt. Ihr Schützling solle sofort drüben eintreffen. Selbst das Reisegeld sei ihm bereits geschickt worden.

Lilly weinte Freudentränen.

Nun war ihr Werk vollendet. Der Jugendfreund gerettet und dem Leben zurückgewonnen. Das mußte dann ein übriges tun und ihn auch noch das Lachen lehren und den stolzen Freimut und alles, was von Rechts wegen zu ihm gehörte und was sie selbst nie mehr erreichen konnte.

Aus ihr mochte werden, was dem Schicksal gefiel, wenn e r nur wieder aufwärts ging. Er war ja ein Stück ihres Lebens geworden. — Mit Sorge und Arbeit, mit Lüge und Angst hatte sie ihn sich zu eigen gemacht.

Und wenn er kam — morgen abend, wie's abgemacht war, dann würde sie ihm das alles sagen.

Auch das von der Jugendliebe — alles.

Und noch einmal — vor dem Abschiednehmen — würde sie ihm die Hand auf seinen Wuschelkopf legen. Dann mochte kommen, was da wollte. ...

Am nächsten Abend kleidete sie sich sorgfältiger an, als sie sonst pflegte, wenn sie Abends mit ihm allein war. Die Kartoffelsuppe hatte sie ihm selbst gekocht und das Beefsteak — jetzt aß er schon lange nicht mehr so große

Portionen — selbst zurechtgeschnitten. Die Magd brauchte es dann nur noch in die Pfanne zu tun.

Die Uhr schlug acht, doch er kam nicht.

„Er wird mit dem Packen zu tun haben,“ tröstete sie sich.

Die Uhr schlug neun, und er war noch immer nicht da.

Die Uhr schlug zehn — und nun war nichts mehr zu hoffen.

Es hätte denn sein müssen, daß er unten vor dem geschlossenen Haustor in die Hände klatschte, wie Richard es bisweilen tat.

Hinunterschauend lehnte sie im offenen Fenster, bis die Uhr elf schlug.

Dann ging sie müde und traurig zu Bette. — —

Am nächsten Morgen erhielt sie folgenden Brief:

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Nachdem es mir aus eigener Kraft gelungen ist, mir eine neue Existenz zu gründen, betrachte ich es als meine Pflicht, mit dem bisherigen Leben abzuschließen, das mich, wie ich ja bisweilen andeutete, nur zu oft gezwungen hat, mich in Verhältnisse zu fügen, die meinen Grundsätzen durchaus widerstrebten und meine Charakterfestigkeit in Versuchungen brachten, aus denen sie, wie ich aufrichtig bekennen will, nicht immer unversehrt hervorgegangen ist.

Ich weiß sehr wohl, daß ich Ihnen, sehr geehrte gnädige Frau, großen Dank schuldig bin, den ich hiermit in geziemender Weise ausspreche. Denn des Mangels an Erkenntlichkeit soll mich niemand bezichtigen dürfen.

Das bare Geld, das ich, durch die Verhältnisse gezwungen, im Laufe der Zeit von Ihnen annehmen mußte, habe ich genau notiert. Dasselbe wie auch den Anzug, welchen ich trage, werde ich zurückerstatten, sobald mein Gehalt mir die Möglichkeit dazu gegeben haben wird. Dem demütigenden Begegnen aber mit dem Herrn, dem diese Kleidungstücke offenbar gehört haben, hätten Sie mich nicht aussetzen dürfen, wenn Sie mich wahrhaft achteten.

Im Anschluß hieran darf ich Ihnen folgende Bemerkung nicht ersparen: ‚Bessern Sie Ihr Leben, gnädige

Frau, welches allen Geboten der Moral ins Gesicht schlägt.‘ Und ich glaube mit diesen Worten mehr als ein echter und rechter Freund an Ihnen gehandelt zu haben, als wenn ich mich noch länger für dumm hätte halten lassen.

Hiermit verbleibe ich

Ihr stets dankbarer

Fritz Redlich

cand. phil. et theol.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Lange und schwer hatte Lilly an diesem Erlebnis zu tragen.

Erst als nach etlichen Monaten die Magd ihr den Dienst kündigte, weil das abendliche Alleinsein mit dem sittenstrengen Kandidaten nicht ohne Folgen geblieben war, vermochte sie es über sich, ihm auch einige heitere Seiten abzugewinnen.

XII

Im Frühherbst desselben Jahres machte Richard, um Ehemannsferien zu haben, einen Ausflug nach Ostende, während Lilly in einem kleinen Ostseebade als junge Witwe von Stande billig und harmlos dahinlebte ... Sie empfing die Huldigungen mehrerer ältlicher Fräuleins, ließ sich von einem jungen Missionar ein Gedichtbuch widmen und wies den ehrenvollen Antrag eines verwitweten Rechnungsrates aus Pirna in Achtung und Freundschaft zurück. Das waren einmal sechs Wochen so recht nach ihrem Geschmacke.

Der Winter, der nun folgte, unterschied sich wenig von den vorhergehenden.

Zu Weihnachten bekam sie einen Monatswagen, dessen Tür natürlich die siebenzackige Krone trug. Richard hatte vermeiden wollen, daß seine Mutter, die von Jahr zu Jahr schlechter auf Lilly zu sprechen war, nach der Equipage des Hauses verlangte, während er mit seiner Mätresse darin spazieren fuhr.

Auch eine Zobeljacke bekam sie. Eine von den neumodischen mit unzähligen Schwänzen, die ein kleines Vermögen gekostet hatte.

Aber Richards Vorwürfen zum Trotz machte sie von beidem nur selten Gebrauch. Denn die niemals schweigende Angst sagte ihr, daß sie durch diese Art von falschem Pomp jener Welt, der sie entfliehen wollte, nur immer näher rückte.

Und während Richard die Hochgefühle des Lebemanntums mit mürrischer Gier bis auf die Neige auszukosten strebte, kroch ihr Verlangen immer weiter in die Bürgerlichkeit zurück. Sie brauchte sie als letztes Spiel der Hoffnung, um das Weiterschleichen des Lebens zu er-

tragen, dessen gänzliche Verarmung sie inmitten von Lachen, Lichtern und Musik immer quälerischer empfand.

Die einzige im Kreise der Gefährten, von der ab und zu etwas wie eine geistige Anregung ausging, war Frau Jula. Sie wußte Geschichten zu erzählen, sie zeigte, daß sie auch in anderen Welten zu Hause war und, was sie dort empfing, in reger Seele zu verarbeiten wußte.

Um ihren törichten Strudelkopf schlang sich übrigens seit einiger Zeit ein Schleier undurchdringlicher Geheimnisse. Die liebestollen und blutrünstigen Verse, die sie sonst in jungdeutschen Revuen zu veröffentlichen pflegte, waren verschwunden, und ihre nymphomanisch zuckenden Geschichtchen fanden sich nirgends mehr. Wenn man sie neckend fragte: „Was ist aus Ihrem Dichten geworden?“ dann lächelte sie ein bräutliches Lächeln und sagte: „Ihr werdet schon sehen.“

Gerne wäre Lilly ihr jetzt freundschaftlich nähergetreten. Sie fühlte sich ihr gegenüber schon lange nicht mehr als etwas Besseres und sittlich Überlegenes. Aber sie vermochte nicht mehr an sie heranzukommen, und darum trug sie ihre Not und ihre Hoffnung in einsamer Seele dürstend weiter. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Was nun kommt, geschah am neunzehnten März. Das Datum ist ihr nie aus der Erinnerung gewichen, denn es war der Sankt Josephstag.

Ein Tag voll herber Frühlingswinde und rotgrauen Sonnenscheins.

Einer von den Tagen, an denen das Weltorchester sich neu zu stimmen scheint, ehe es uns seine große Frühlingsmusik noch einmal durch die Sinne jagt.

Die Rasenflächen an den Kanalböschungen fingen schon an zu grünen, auf dem leichtgewellten Wasserspiegel wiegten sich paarweise die wilden Enten, und große Schaumstücke aus zerfließendem Eise segelten leuchtend dem Untergange zu.

Lilly steckte so übervoll von wirrer, weher Sehnsucht, daß es sie nicht länger im Hause hielt. Sie wollte laufen,

schreien, jauchzen, über Zäune klettern, sich auf die Erde werfen — ganz gleich, was — nur für ein paar Stunden hinaus aus dieser Gefangenschaft, die nach Parfüms und Puder roch und auf der der Geist der Trägheit lastete.

Sie kleidete sich zum Ausgehen an, sagte Adele, dem Mädchen — es war diesmal ein ältliches, gönnerhaftes und mit dem Dienst bei einzelnen Damen überaus vertrautes — ein paar aufklärende Worte, und ohne den eigenen Wagen erst viel zu bemühen, fuhr sie mit der Straßenbahn rasch zum Grunewald hinaus.

Am Wildgatter, dort, wo die geleckten Häuser der Reichen ein Ende haben und der gemißhandelte Wald sich hoch über das knebelnde Menschenjoch emporreckt, stieg sie aus und lief aufs Geratewohl ins Weite.

Ein paar Autos jagten auf der Landstraße an ihr vorüber. Aus dem einen winkten junge Herren lachend hinter ihr her. Vielleicht machte man sich einen Scherz, vielleicht hatte man sie auch erkannt. Für alle Fälle bog sie schleunigst in den Sandweg ein, der an dem Seegestade entlang zum alten Jagdschloß führt.

Weit und breit war hier keine Menschenseele zu entdecken.

Der kalte Märzenwind fegte über den milchigen Wasserspiegel dahin und wühlte sich in dem Röhricht fest, so daß die dürren Halme leise knirschend sich aneinander rieben. Rings um sie schimmerte noch Eis. So dünn und durchlöchert war es, daß jedes Wellchen, das ans Ufer wollte, in kleinen Springquellen daraus emporschoß.

Hie und da kam ein Vogelsang aus den Fichtenzweigen, dürftig genug, um zaghafte Frühlingswünsche wieder zu ersticken.

„Zwischen den Straßenmauern sieht es mehr nach Frühling aus, als hier," dachte Lilly. Aber die Frische des Windes, der nach Moos und Nadeln duftete, tat ihr wohl. Mit weitausholenden Schritten warf sie sich ihm entgegen. Sie fühlte die Backen glühen, sie fühlte, wie der eingefrorene Blutstrom wieder zu rauschen begann

und den brachliegenden Körper mit neuem Leben durchpulste.

Und die brachliegende Seele auch.

Ein Lachschauer durchrieselte sie. Blödsinn war alles. Ihr Gram, ihre Sehnsucht. Richards snobiger Ehrgeiz, Mamas ewige Heiratspläne. Selbst die Bürgerlichkeit war Blödsinn.

Was sollte sie damit wohl noch anfangen? Sie, Lilly, die Freie, die Wilde, die Verdorbene? Etwas anderes, etwas Höheres gab es, mußte es geben, nicht wie Herr Doktor Salmoni es verstand, o nein, etwas, das so hart und rein und lebenbringend wie dieser Märzenwind durch alle Glieder fegte.

Von einem Fichtenstamm hernieder kam ein schlürfendes Pfeifen, das sie aus dem Lischnitzer Parke her wohl kannte, halb ein Angst- halb ein Lockruf, in einem schnalzenden „Tschek-tschek“ endigend.

Sie blieb stehen, schaute empor und pfiff auch.

Ein Eichkatzenpaar war's, das sich in Schraubenlinien um den Stamm herumgejagt hatte und nun bei ihrem Erscheinen in jähem Erschrecken innehielt.

„Tschek-tschek“ machte sie, um die kleinen Rotröcke zu neuem Spiele aufzuscheuchen, und da es ihr nicht gelang, so hob sie ein Steinchen vom Boden auf.

Da, wie sie eben zum Wurfe ausholen wollte, sah sie plötzlich — hinter einem Stamme hervor — zwei Augen auf sich gerichtet, zwei groß fragende, staunende Augen, die sich unter ihrem Blicke verengten, verdunkelten, sich abwenden wollten und doch nicht abwenden konnten — zwei Augen, die sie kannte, in die sie vor langen, langen Zeiten schon einmal geschaut haben mußte.

Und doch wiederum nicht.

Denn der junge Mann, der dort, den Hut in der Hand, immer noch halb verborgen hinter dem Baume stand und dem Spiel der Eichkätzchen zugeschaut hatte wie sie selbst, war ihr fremd, ganz fremd. Nie im Leben konnte sie ihm begegnet sein, denn wenn sie ihm je begegnet wäre, so hätte sie ihn nicht wieder vergessen.

Dieses ernste, in sich geschlossene Junggriechengesicht mit der nervösen, dünnsattligen Nase und den leuchtenden Träumeraugen, das vergaß man nicht.

Sehr elegant sah er nicht aus, und das war ihr gerade recht so. Einen braunen Überzieher hatte er an — von nicht ganz modernem Schnitte, und der Jackenanzug, der darunter zum Vorschein kam, war aus einem wolligen, mit Knötchen besetzten Stoffe, der aus Deutschland nicht stammte und aus England erst recht nicht.

Allgemach kam Leben in ihn. Er bedeckte sich, trat hinter dem Baum hervor — —

„Jetzt wird er mich anreden," schoß es ihr lähmend durch den Kopf. —

Nein. Er lüftete nur grüßend den Hut, sah ihr noch einmal einen Augenaufschlag lang fragend, staunend — und erkennend gleichsam — ins Gesicht und schritt an ihr vorüber den Weg hinab, auf dem sie soeben gekommen war.

Auch sie wollte weitergehen, aber sie vermochte es nicht, und da sie sich nicht ertappen lassen durfte, wie sie ihm nachsah, so verbarg sie sich hinter demselben Baum, hinter dem er vorhin gestanden hatte.

„Ob er sich umschauen wird?"

Nein, auch das tat er nicht. Und sie fühlte sich gekränkt und vernachlässigt.

Kleiner und kleiner wurde die hohe Gestalt, die ein wenig schwerfällig im Sande dahinschritt, — „Soldat ist er nicht gewesen," dachte sie, — dann schien es ihr, als ob er sich bückte. — Und dann sah er sich doch noch um. Ja, er hielt sogar eine lange und sorgfältige Ausschau, als ob er sie durchaus erspähen müßte.

Aber sie stand gut versteckt und rührte sich nicht.

Dann ging er weiter und verschwand hinter einer Zunge des Röhrichts.

„Wie schade, daß ich nicht den Wagen genommen habe," dachte sie.

Dann hätte sie jetzt unauffällig hinter ihm herfahren können, und auch die siebenzackige Krone hätte ihren

Eindruck nicht verfehlt. Statt dessen hegte er jetzt natürlich eine sehr schlechte Meinung von ihr, der einsam Herumstreichenden, die Pfiffe ausstieß wie ein Junge und nach armen, verliebten Eichkatzen mit Steinen warf.

Aber trotzdem war ihr beim Weiterwandern zu Mute, als habe sie etwas Schönes und Liebes geschenkt bekommen. —

Wo konnte sie ihn nur schon einmal gesehen haben? ...

Ein junger Mann aus den Dresdner Tagen fiel ihr ein, der ihr, als sie am Arm des Obersten gegangen, in der Prager Straße begegnet war und ihr gerade so wie dieser mit einem traurig auflodernden Feuer des Erkennens in die Augen geschaut hatte.

Damals — dessen erinnerte sie sich wohl — wäre sie am liebsten umgedreht und hätte ihn gefragt: „Wer bist du? Gehörst du zu mir? Willst du, daß ich zu dir gehöre?"

Aber schon das halbe Umwenden des Kopfes hatte in den Augen ihres Mannes als Verbrechen gegolten.

Und heute, da sie frei war, so frei, daß sie ihre Freunde wählen konnte nach ihres Herzens Willkür, hatte sie ihn ziehen lassen, ihn, jenen — gleichviel, ob er derselbe war oder ein anderer — ihn, der vielleicht zu ihr gehörte, wie sie zu ihm!

Mit halbgeschlossenen Augen ging sie und malte sich sein Bild: Einen schmalen, dunkeln, zweizipfligen Bart hatte er getragen, auf den Backen so kurz geschoren, daß er nur wie ein blauer Schimmer erschienen war. In Berlin sah man solche Bärte selten, Franzosen und Italiener trugen sie... Zwei volle, harte, fest aufeinandergepreßte Lippen hatte er gehabt, wie mit dem Meißel herausgearbeitet, und eine hohe, viereckige Stirn, in die etwas wie ein Zorn gegraben schien, aber nicht ein gewöhnlicher Zorn — auf sie oder sonst einen armen Erdenmenschen, nein, ein Zorn, der nicht von dieser Welt, der eigentlich eine göttliche Liebe war.

So schwärmte sie. Vergaß den Weg, irrte umher und fand sich schließlich ganz wo anders, als sie gewollt hatte. Die bösesten Dinge hätten ihr in dem Walde begegnen

können, in dem alleingehende Damen zu keiner Tageszeit vor Strolchen sicher waren. Aber sie dachte kaum daran, stieg in die erste beste Bahn und kam zwei Stunden nach der festgesetzten Zeit glühend und erschöpft zu Hause an.

Sie mochte nichts essen. Sie warf sich auf die Chaiselongue und träumte.

Da ging die Klingel. Eine Männerstimme ließ sich hören.

Richard konnte es nicht sein. Der kam vor halb fünf niemals.

Adele trat ein. Es wäre ein fremder Herr draußen, der ließe fragen, ob gnädige Frau ihre Visitenkartentasche vermisse, er habe eine im Walde gefunden.

Lilly fuhr in die Höhe. Die kleine Brokattasche, die sie mit dem Silbernetz zusammen in der Hand gehalten hatte, war fort. In ihrer Erregung hatte sie den Verlust noch nicht einmal bemerkt gehabt.

„Wie sieht der Herr aus?"

Groß wäre er und jung und hübsch, sogar sehr hübsch wäre er.

„Hat er einen dunklen, kurzgeschnittenen Bart?"

Ja, den habe er.

Der glückselige Schreck war ihr so jäh zum Herzen gefahren, daß sie ins Taumeln geriet.

„Lassen Sie ihn eintreten," stammelte sie und dachte nicht einmal daran, sich schön zu machen, nur zwei- dreimal strich sie verworren über Gesicht und Haar.

Als er in der Türöffnung erschien, vermochte sie ihn kaum zu erkennen. So dicht hatten sich die roten Schleier ihr über die Augen gelegt.

„Ich bitte um Vergebung, gnädigste Frau," hörte sie ihn sagen, — es war die ruhige, dunkle Stimme eines Mannes, der keine unlauteren Wege geht — „ich hätte mir nicht erlaubt, Sie zu stören, wenn auf Ihren Karten die Adresse vermerkt gewesen wäre. Da es aber mehrere Ihres Namens geben kann, die im Adreßbuch vielleicht nicht vermerkt sind —"

„Sie sind sehr gütig, sich zu mir bemüht zu haben," erwiderte sie und bot ihm einen Platz an.

„Ich heiße Doktor Rennschmidt," sagte er und wartete hinter der Stuhllehne, bis sie sich in der Sofaecke eingerichtet hatte. Dann zog er, sich setzend, die kleine Brokattasche hervor und legte sie auf den Tisch.

Sie lächelte dankbar, und da sie den Wert seiner Tat erhöhen zu müssen glaubte, sagte sie, diese Tasche wäre ein teures Andenken, dessen Verlust sie sehr geschmerzt haben würde.

„Ein Andenken an meinen — Gatten," fügte sie hinzu.

Sein Gesicht wurde um einen Schatten ernster.

Eine kleine Pause entstand. Derweilen ruhten seine Blicke unverwandt auf ihren Zügen, lasen und fragten, verglichen und verwunderten sich. Nichts von dem dreisten Tasten und Umstreichen anderer Blicke war's, — eine reinliche und selbstlose Freude lag darin, eine Andacht beinahe.

„Waren wir uns nicht kurz vorher am Waldrande begegnet?" fragte sie mit Vorsicht.

Er bejahte lebhaft. „Und wäre ich nicht gar so ungeschickt gewesen, so hätte ich Sie schon gleich um Verzeihung gebeten dafür, daß ich unabsichtlich den Lauscher gespielt hatte ... Ich sah ja auch, wie Sie erschraken, aber ich war selber so — wie soll ich sagen? ... ich dachte bloß: ‚Mach, daß du fortkommst, damit wirst du der Dame den besten Dienst erweisen.'"

Das sagte er in einer fröhlichen und offenen Weise, die ihr wohltat und sie ein wenig beschämte.

„Und nun haben Sie mir noch einen viel größeren erwiesen," entgegnete sie und fühlte sich so weich und so erkenntlich gestimmt, als hätte er ihr mindestens das Leben gerettet.

„Ach, ich bitt' Sie," wehrte er ab. „Wäre ich nur wenigstens gleich umgekehrt. Aber Sie waren ja wie in den Erdboden gesunken. Ich habe mir nachher nicht schlecht Sorge gemacht um Sie."

Sie lächelte ängstlich-glücklich in sich hinein. Viel

fehlte nicht, so hätte sie ihm bekannt, wo sie derweilen gesteckt hatte.

„Was haben Sie sich nur von mir gedacht,“ fragte sie, „als Sie mich so allein im Walde umherziehen sahen?“

„Daß Sie sich in der Natur nicht allein fühlen. Sonst hätten Sie sich ja Gesellschaft mitgebracht.“

„Das ist wahr,“ erwiderte sie eifrig. „Mein Wagen wartete überdies im Hundekehlenrestaurant —“ nun hatte sie die Geschichte von ihrem Wagen richtig doch noch angebracht — „aber unvorsichtig war es immerhin ... Sie lieben wohl auch die Natur sehr?“

„Sehr?“ fragte er zurück. „Ich weiß nicht. Ich müßte von Rechts wegen antworten wie Cordelia: ‚Nach Schuldigkeit, nicht mehr, nicht weniger.‘ Denn Naturliebe — das ist ja eigentlich gar kein Verdienst. Keine Eigenschaft. Sondern eine einfache Lebensfunktion. Scheint Ihnen das nicht auch so, gnädige Frau?“

„Gewiß,“ stammelte sie und dachte dabei: „Ach, wie ist er klug! Und wie wirst du vor ihm bestehen?“

„Aber ich will ganz aufrichtig sein,“ fuhr er fort, „mit dieser Natur hier geht's mir seltsam. Ich kann mich nicht recht wieder an sie gewöhnen. Ihre Ärmlichkeit bedrückt mich. Mir geht's wie einem, der dem Vaterhaus entwachsen ist, und der sich deshalb Vorwürfe macht. Ich suche ja auch wieder in das alte Verhältnis zu ihr zurückzukommen und schmeichle mich an sie ran, wo ich nur kann. Aber erst müssen jene Bilder zu verblassen anfangen. Ich bin nämlich vor kurzem aus Italien zurückgekehrt, wo ich meine zwei letzten Lebensjahre zugebracht habe.“

Mit einem Seufzer starrte sie ihn an. Ihr war, als gebe es nun schon gar nichts Irdisches mehr an ihm. „Zwei ganze Jahre?“ fragte sie staunend.

„Ich habe eine große wissenschaftliche Arbeit vor,“ fuhr er fort, „um derentwillen ich — — nein, eigentlich bin ich wegen meiner Gesundheit hingeschickt worden ... mein Onkel, der Vaterstelle an mir vertritt, wünschte es so ... Der Gedanke an die Arbeit ist mir in jener Welt erst auf-

gegangen, und dann traten Vaterland und Studium und alles dahinter zurück."

Wie er das sagte, die Augen brennend starr ins Leere gewandt, ganz Wille, ganz Begeisterung, da schlug die alte, erstorbene Italiensehnsucht in ihr von neuem mit den Flügeln.

„Ja, nicht wahr?" rief sie in Begeisterung wie er. „Dort wachsen alle Ideen. Dort fühlt man, was man kann. ... Dort wird man, was man von Anbeginn hat werden sollen. ... Ist es nicht so? ... Ich bin ja nie dagewesen, aber ich fühle es ganz klar: Dort, wo alles Große und Schöne zu Hause ist, da wird man selber größer und schöner, — und — alles — Elend fällt ab. ... Ist es nicht so?"

Er hatte stutzend aufgehorcht und umfing sie mit einem großen, strahlenden Blicke.

„Ja, gnädige Frau," sagte er beinahe feierlich, „gerade so ist es."

Ein Schauer des Glücks überlief sie. War es nicht, als ob das Bekenntnis der inneren Zusammengehörigkeit, die sie vom ersten Augenblick an in ihm gesucht und erhofft hatte, sich mit diesen Worten ans Tageslicht drängte? Als könne ihn nun nichts mehr von ihr trennen?

Sie sah vor sich nieder und wußte nicht aus noch ein.

War er wirklich der Körper zu jenem Schatten, der sich seit den Dresdner Tagen widersinnigerweise in ihrer Seele festgefressen hatte?

„Mir ist's, als sind wir uns schon einmal begegnet," sagte sie leise, ohne den Blick zu erheben.

„Ganz genau so geht es mir," erwiderte er hastig. „Aber es kann nicht sein, denn sonst wüßte ich auch, wo und wann."

„Waren Sie vielleicht vor sechs Jahren um diese Zeit in Dresden?" fragte sie.

Er verneinte. „Vor sechs Jahren studierte ich in Bonn. Das Semester schloß wohl um diese Zeit, aber dann ging ich zu meinem Onkel, der sich eben seine Burg ausbauen ließ."

„Wo liegt die?“

„Bei Koblenz.“

Damit war es also nichts.

„Aber, da wir beide dasselbe Gefühl haben, — —“ sagte sie.

„Es gibt Bilder in unserem Seelenleben,“ entgegnete er, „die Erinnerungen scheinen und in Wahrheit Voraussichten sind.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß man — daß man — zwischen Vergangenem und Zukünftigem auf einer Messerschneide geht, und daß man taumelt und ins Leere fällt, sobald man — —“

„Was?“

„Sobald man — —“ er brach ab. „Verzeihung, Sie sind Künstlerin, gnädige Frau?“

„Weswegen?“ fragte sie ängstlich und befremdet zurück. Wollte er sich über sie lustig machen?

„Ich habe es draußen auf dem Schilde gelesen.“

Das Schild! „Atelier für Blumenkunst!“

Aus einem Traume jäh in den Jammer der Wirklichkeit zurückgerissen. . . .

Aber nun hieß es Haltung wahren. Seiner Achtung durfte sie nicht verlustig gehen.

„Allerdings,“ sagte sie. „Es ist zwar nur eine bescheidene Kunst, die ich früher gepflegt habe, aber sie hat mich sehr glücklich gemacht. Ich hatte sie gelernt, als ich eben — verwitwet war,“ — das fatale „geschieden“ mochte sie gar nicht erst in den Mund nehmen — „weniger um des Erwerbes willen, als um einen Lebensinhalt zu haben. Aber ich habe sie dann aufgeben müssen . . . eines — Augenleidens wegen.“

Drei Lügen in einem Atemzuge.

Doch was half's? Lüge war ja alles in ihr und um sie herum. Jede Miene, jeder Gedanke! — Nur der eine große Seelenschrei, der ihr ganzes Wesen durchzitterte: „Du sollst mein sein, ich will dein sein,“ der war n i c h t Lüge. Und um seinetwillen log sie weiter.

„Ich spreche nicht gern davon,“ — sie fuhr mit dem Taschentuch über die Augen — „es schmerzt mich noch immer zu sehr. Und ich bitte Sie auch künftig nie wieder daran zu rühren.“

„Nie wieder,“ hatte sie gesagt. Und dieses verräterische und zudringliche „nie wieder“, das das Fortbestehen ihrer Beziehungen schon als etwas Gegebenes, Naturgemäßes hinstellte, erfüllte sie mit Verwirrung und Scham.

Sie erhob sich und wandte sich ab.

„Verzeihung,“ bat er betroffen. „Ich habe nicht ahnen können ...“

Er war gleichfalls aufgestanden, um zu gehen.

In ihr schrie es: „Bleib, bleib, bleib!“ Aber sie war wie gelähmt.

Vielleicht auch hatte er ihre Lügen durchschaut, hatte längst erkannt, wer sie war, und wollte nicht bleiben.

Sie fühlte wie ihre Mienen in Hochmut vereisten.

„Jedenfalls war es sehr liebenswürdig von Ihnen,“ sagte sie, ihm gnädig die Fingerspitzen reichend.

Jetzt war der Augenblick da, in dem sie ihn einladen mußte wiederzukommen, aber die Worte erstarrten ihr auf der Zunge.

Er war sehr blaß geworden und sah ihr mit großen, ernsten Augen fragend, erwartend ins Gesicht.

„Hoffentlich begegnen wir uns noch einmal,“ sagte er dann.

„Ich hoffe dasselbe,“ erwiderte sie sehr höflich.

Er berührte mit den Lippen leicht ihre Hand und ging.

Aus! Also aus! Aus durch ihre Schuld.

Das Glück war gekommen, hatte segnend ihre Stirn gestreift und war von dannen geflogen, ohne ihr mehr zu lassen als diesen Schmerz, diesen nie gefühlten, unsinnigen Schmerz, der als eine körperliche Qual an Hals und Herzen zerrte. — — —

In der Nacht, die diesem Erlebnis folgte, ersann sie tausend Pläne, wie sie ihn aufsuchen und sich ihm nähern könne.

Als Gelehrter hatte er sicherlich auf der Bibliothek zu

tun. Dorthin würde sie gehen, um zu lesen und zu studieren, bis sie ihm eines Tages begegnen mußte.

Oder noch einfacher: sie würde ihm schreiben.

„Ich liebe Sie nicht,“ würde sie ihm schreiben. „Wie sollte ich Sie lieben, ich kenne Sie ja kaum, aber ich habe das untrügliche Gefühl, daß ich Ihnen im Leben etwas sein könnte, darum — —“

Und schließlich zerstörte sie alles zusammen aus Ekel vor der eigenen Würdelosigkeit.

Nein, so warf Lilly Czepanek sich denn doch nicht fort.

Aber von nun an litt es sie wieder einmal nicht mehr zu Hause.

Bei Tage ging sie durch die Potsdamer und die Leipziger Straße und überall dahin, wo der weltstädtische Verkehr sich am dichtesten zusammenpfercht. Am Abend irrte sie nicht mehr in fremde Gegenden hinaus wie früher, sondern wanderte in der Nähe ihrer Wohnung an den einsamen Ufern des Kanals mit den großen Schritten einer Vielbeschäftigten unaufhörlich auf und nieder.

Sie ließ auch trotz ihrer Sparsamkeit im Ecksalon das Licht stets brennen, wenn sie fortging, und gab sich keine Rechenschaft, weswegen. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am vierten Abend nach jener Begegnung war's — so um die achte Stunde, — und die Sterne standen wie Lampen am Himmel, — da geschah's, daß sie, am jenseitigen Kanalufer entlang gehend, zwischen den Baumstämmen die Gestalt eines jungen Mannes bemerkte, der unverwandt nach der Richtung hinübersah, in der ihre eigene Wohnung liegen mußte.

Von seinem Gesicht ließ sich nichts erkennen, denn er drehte ihr den Rücken zu, und es war auch ziemlich finster an dieser Stelle.

Mit einem kleinen Herzpochen ging sie ihres Weges, aber nach einer Weile wollten die Füße nicht weiter. Sie mußte umkehren.

Die dunkle Gestalt stand regungslos noch immer zwi-

schen den Bäumen, und über das Wasser herüber blinzelte durch das kahle Gezweig das Licht des Ecksalons.

Dieses Mal hörte er ihren Schritt und wandte sich ihr zu.

Aufzuckend erkannte sie sein Gesicht.

Auch er war in jähem Erschrecken zusammengefahren. Eine kleine, törichte Bewegung machte er, als wolle er nichts gesehen haben, dann zog er mit befangenem Lächeln tief atmend seinen Hut.

Sie zitterte so sehr, daß sie ihm die Hand nicht reichen konnte.

„Herr — Doktor!“ Das war alles, was sie hervorbrachte.

Er war der erste von beiden, der sich zu fassen vermochte.

„Sie werden sich wundern, gnädige Frau,“ begann er, an ihre Seite tretend, „daß ich hier im Finstern stehe und hinübersch' ... Wenn ich Ihnen erzählen wollte, es sei Zufall gewesen, so würden Sie mir ja doch nicht glauben, darum will ich Ihnen nur gleich bekennen: ich bin den Gedanken nicht los geworden, daß bei unserem neulichen Auseinandergehen etwas nicht in Ordnung war, — daß da ein Mißverständnis oder eine Übereilung mitgespielt hat. — Kurz, daß ich Ihnen irgend etwas abzubitten habe.“

„Wenn Sie das fühlten,“ erwiderte sie, „warum sind Sie nicht zu mir heraufgekommen und haben es mir gesagt?“

„Durfte ich denn das?“ fragte er.

„Warum nicht, Herr Doktor?“

„Verzeihung, gnädige Frau! Jedes Recht, das wir Männer Frauen gegenüber haben, wird uns von ihnen gegeben. Ein weiteres existiert nicht für uns. Wir dürfen allenfalls hier im Dunkeln stehen und uns die Lippen zerbeißen — —“

„Haben Sie das getan?“

„Verlangen Sie keine Erklärung von mir.“ — Seine Stimme zitterte nicht, aber der Arm, der den ihren streifte, der zitterte.

Erschrocken blieb sie stehen und schaute ratlos den dunkeln Weg zurück, den sie gekommen waren.

„Das heißt wohl — ich habe — mich — zu verabschieden?" fragte er.

Im Scheine der Laterne sah sie, wie sein Blick in angstvollem Forschen sich gleichsam an sie klammerte.

„O nein," erwiderte sie langsam, und es war, als ob eine andere für sie spräche. „Da wir einmal zusammen sind, wollen wir auch zusammen bleiben."

„So denke ich auch," sagte er, und auf seinen Worten ruhte dieselbe Eidesschwere, die sie in die ihren hineingelegt hatte.

Schweigend gingen sie nebeneinander her.

Dann begann er in leichterem Tone: „Auf eins muß ich Sie aber aufmerksam machen, gnädige Frau: Ihre Lampe brennt. Wenn Sie mir wirklich eine Stunde schenken wollen, so fürchte ich, wird Sie der Gedanke daran beunruhigen."

„Also löschen wir sie aus!" sagte sie fröhlich und drehte sich so plötzlich auf den Hacken um, daß er noch zwei, drei Schritte über sie hinausschoß.

Als sie den schlanken Bogen der Hohenzollernbrücke überschritten, wies er zum Himmel auf.

„Der Jupiter leuchtet unserem Vorhaben," sagte er. „Ich liebe ihn mehr als die Venus, die der Sonne nachläuft und rosa Untergründe braucht."

„Welches ist er?" fragte sie stehen bleibend.

Voll Eifer zeigte er ihr den strahlenden Himmelsbeherrscher und gleich noch fünf oder sechs Sternbilder dazu, so daß sie vor lauter Freude in die Hände klatschte.

„Nun werde ich da oben immer zu Hause sein," rief sie, „wenn ich Abends allein bin und aus dem Fenster gucke." Sie dachte noch einiges mehr, aber das sprach sie nicht aus.

Während er vor der Haustür wartete, schlüpfte sie hinauf, drehte den Gashahn um und steckte den Hausschlüssel ein. Zu Adele sagte sie rasch noch, sie würde auswärts essen, dann machte sie, daß sie fortkam.

Und so viel Jubel war in ihr, daß sie beim Hinausgehen taumelnd die Türleiste umklammerte und hell einmal aufschluchzte.

Unten aber war sie wieder ganz gesittet.

„Wenn Sie sich jetzt meiner Führung anvertrauen wollen, gnädige Frau,“ sagte er, „ich weiß ein Winkelchen, da vermutet uns keiner, und da sind wir ganz in Italien.“

Sie seufzte tief auf.

„Wenn er bloß nicht immer von Italien reden möchte,“ dachte sie. Aber um keinen Preis hätte sie noch irgendwo anders hingemocht.

Fünf, sechs Minuten gingen sie an dem dunkeln Kanal entlang und sprachen dummes Zeug.

Der Lichterwirrwarr der Potsdamer Brücke war schon ganz nahe, da machte er vor einem schmalen Schaufenster halt, in dem bei dürftigem Lampenscheine, von grünkattunenem Weinlaub umschlungen, ein paar Dutzend Weinflaschen wie Spargel aus dem Sande wuchsen.

„Hier schenkt Signore Battistini einen Chianti, wie man ihn in Florenz nicht besser trinkt,“ erklärte er.

Sie traten ein, durchquerten einen kleinen Vorraum, in dem der Besitzer, schwarz wie der Teufel, — „sera, padrone“ grüßte Lillys neuer Freund — hinter dem Schanktisch Etiketten klebte, und kamen in einen länglichen Saal. Der war mit schlichten Tischen und Stühlen vollgestellt und trug als einzigen Schmuck eine kreuz und quer gewundene Girlande von grünglänzenden Papierschnitzeln, die offenbar den Ehrgeiz hatten, gleichfalls für Weinblätter gehalten zu werden. Sie umringelte die kahlen Gasarme, hakte sich hüben und drüben an den Wänden fest, und damit man genau Bescheid wisse, welcher festliche Anlaß all diese Üppigkeit geschaffen habe, hing von ihrem Mittelpunkt ein Plakat herab, das den Eintretenden jetzt, zu Ende März, ein verspätetes „Prosit Neujahr“ wünschte.

„Was sagen Sie zu diesem Feengarten?“ fragte Lillys Freund, während der Kellner, schwarz wie sein Herr und mit einem Paar unwahrscheinlicher Feuerräder im Gesicht, die Arme flehend nach ihrem Mantel ausstreckte.

Ringsum an den Tischen saßen haarbuschige Jünglinge, die lange, fadendünne Zigarren zwischen den Zähnen wälzten und, während sie ihr Italienisch mit sinnberückender Schnelligkeit herunterwirbelten, einander vor lauter Eifer die Knebel ihrer Finger fast in die Augen stießen.

„Es sind Marmorarbeiter," sagte leise Doktor Rennschmidt, „die als Gehilfen bei unseren großen Bildhauern beschäftigt werden. Sie verdienen viel Geld und kehren heim, sobald sie genug gespart haben, um sich einen Hausstand zu gründen."

Auch zwei Damen saßen da, gesondert von den anderen. Sie trugen die schwarzen, glanzlosen Haare so tief in die Stirn gekämmt, daß die Augen wie Fackeln aus einem dunkeln Walde herausbrannten. In ihren Ohren hingen goldene Reifen, und ungeschlachte Broschen schlossen die allzu tiefen Ausschnitte der Kleider. Mit bewunderndem Neide sahen sie an Lillys Hochgestalt empor und zischelten dann eifrig.

Doktor Rennschmidt nickte ihnen gleichmütig-freundlich zu, als einer, der nichts zu bekennen und nichts zu verbergen hat.

„Chansonetten aus einer neapolitanischen Volkssängertruppe," sagte er dann. „Ihr Chef ist ihnen durchgebrannt. Nun suchen sie Engagement."

„Mein Gott, wo bin ich?" dachte Lilly.

Alles war wie ein Traum. Als hätten zwei Zauberflügel sie in ein fremdes Land getragen. Nur das vergnügliche „Profit Neujahr", das dicht vor ihr schaukelte, erinnerte sie daran, daß Deutschland und Berlin und die Potsdamer Brücke nicht fern waren.

„Hierher gehe ich tagtäglich seit meiner Rückkehr," sagte Lillys Freund, als beide sich in einer Ecke häuslich eingerichtet hatten. „Denn das Heimweh nach dem Süden läßt mich nicht los. Das schönste deutsche Essen mag ich nicht, und ich muß auch meinen Chianti haben ... Heute wollen wir übrigens was anderes trinken, denn an den müßte Ihr Gaumen sich erst gewöhnen."

Er winkte dem Kellner, der Francesco hieß, als stamme

er aus einem Ritter- und Räuberroman, und führte eine eifrige Unterhaltung mit ihm, als deren Ergebnis eine hellglasige, staubumzogene Flasche auf dem Tisch erschien.

Auch das Essen kam. Fremd anzuschauende Nudel- und Fleischgerichte, in gelbrote Soßen getaucht.

Lilly besann sich nicht, daß ihr je etwas so köstlich geschmeckt hätte. Und das sagte sie ihm auch ... Überhaupt — so weit sie rückwärts denken konnte — noch nie im Leben war ihr so wohl gewesen.

Aber das sagte sie ihm nicht.

Eine Fruchtschale — „giardinetto“, das Gärtchen, genannt — mit Mandarinen und Datteln und Gorgonzolakäse machte den Beschluß.

Der gelbe Schaumwein, der nach Muskatnuß duftete, bröselte tropfenspritzend in den Gläsern.

Gegen die Wand gelehnt, ließ sie das Auge träumend auf dem neuen Freunde ruhen.

Sein Kopf wandte sich mit kleinen, schnellen Bewegungen bald hierhin, bald dorthin, wie der eines um sich spähenden Vogels ... Überall hatte er etwas zu bemerken, zu beobachten, in sich aufzunehmen ... Oder ihn faßte der Wunsch, ihr etwas zuliebe zu tun. Sein Auge blitzte in Eifer und Lebensüberschwang. Und das Runzelgeflecht auf seiner Stirn, das zuckend auf und nieder stieg und das sie für Zornwolken gehalten hatte, schien nur von dem allzu heißen Wollen herzustammen, das in ihm wogte und gärte.

Eine liebe und drollige Gewohnheit hatte er, die den Eindruck des Eifervollen noch erhöhte, nämlich sich mit gespreizten Fingern nach dem Kopfe zu fahren, als wolle er mit ihnen eine buschige Mähne durchkämmen. Aber die Mähne war nicht mehr da, und darum klappte er die Hand stets über der Stirn zusammen und ließ sie so für eine Sekunde auf dem Scheitel ruhen.

Alles in ihm schien Kraft und Entschluß, — zum Bewundern, zum Bangewerden fast. Aber sein Körper war keiner von den robusten, wiewohl ein braungoldiger Hauch

von Gesundheit, frisch aus dem Süden mitgebracht, auf seinen Wangen lag. Sein Nacken war zart, sein Atem ging hastig, und wenn von Zeit zu Zeit sein Auge sich verschleierte, gleichsam nach innen blickend, kam ein weiches Ermüden in seine Züge, das ihn jünglingshaft erscheinen ließ und die Mütterlichkeit herausforderte.

„Also d a s bist du," dachte sie und dehnte sich in seliger Ruhe. „Das bist du also endlich."

„Warum schließen Sie die Augen?" fragte er besorgt. „Ist Ihnen nicht wohl?"

„Doch, doch," sagte sie, ihm mit Mund und Blicken schmeichelnd. „Aber, bitte, erzählen Sie was ... Von da unten, wo ich mein Lebtag habe hinwollen und nie hingekommen bin."

Sie berichtete ihm dann auch gleich von der großen Jugendsehnsucht, die der schwindsüchtige Lehrer in ihr geweckt hatte und die unter all der Lebensasche niemals ganz erloschen war.

„So wäre ich an Ihrer Stelle barfuß hingepilgert," sagte er.

„Bah," machte sie, „Geld hab' ich genug gehabt. Aber frei bin ich nie gewesen. Einmal war ich schon bis Bozen. Da mußte ich umkehren ... Zur Strafe ... Weil ein junger Mann mir schöne Augen gemacht hatte."

„O weh," lachte er, „das war hart. Und noch viel härter, als Sie ahnen."

„Ich ahn's schon," seufzte sie. „Ich brauch' Sie bloß anzusehen."

„Warum mich?"

„Weil Sie strahlen wie Moses, als er die Herrlichkeit des Herrn geschaut hatte."

Er wurde ernst. „Herrlichkeiten gibt's wohl auch hier oben, in denen wir uns spiegeln. Aber Sie haben recht, gnädige Frau. In mir ist so viel Licht und Leben aufgespeichert von dorther, so viele Quellen sind angestochen, so viele Keime sind befruchtet, — — manchmal weiß ich wirklich nicht, wo ich hin soll mit all dem Reichtum. Ich schreib' mir die Finger blutig, und es wird immer noch

mehr ... Ich möchte immerzu geben, geben, geben ... Und weiß nicht, wem."

„Mir," bat sie, ihm die flachen Hände hinhaltend, „ich bin so bettelarm."

Mit großen, strengen Hellseheraugen sah er sie an.

„Arm sind Sie nicht. Aber man läßt Sie hungern."

„Kommt das nicht auf dasselbe hinaus?"

Er schüttelte den Kopf, sie immerfort starr ansehend.

„Was war Ihr Gatte?" fragte er dann.

„Ich — bin — die geschiedene Frau — eines hohen Offiziers, —" erwiderte sie, während ihr Blick den Boden suchte.

Diesmal — Gott sei Dank! — hatte sie keine Lüge gesprochen.

Und genau besehen doch.

Denn was sie jetzt war!

Für einen Augenblick umfaßte er ihre Hand, die neben der seinen auf dem Tische lag.

„Wird es Ihnen schwer, von Ihrem Leben zu sprechen," sagte er, „so lassen Sie's. Wenn wir erst Freunde sind, werden wir Zeit genug dazu haben ... Ich will Ihnen von mir erzählen, — und wie ich — zu meinem — Werke kam."

„Jener Arbeit, von der Sie damals sprachen?" fragte sie, seltsam bewegt durch die Feierlichkeit, die plötzlich in seiner Stimme lag.

Er streckte hoch aufatmend die Fäuste nach außen, und seine Augen brannten ins Leere.

„Ja ... Die Arbeit, um derentwillen ich lebe ... Die mir Ziel und Halt und Zukunft ist ... Und Vater und Mutter ersetzt und Freund und Geliebte und alles ... Für die dieser Trunk Wein gekeltert wurde und diese Stunde geschaffen wurde ... Und auch Sie selbst, liebe gnädige Frau ... Sie mit Ihrer weichen, lieben Schönheit und Ihren zwei bittenden Händen, die doch eigentlich nur zum Schenken da sind."

„Ich denke, Sie wollten von Ihrem Werke reden," sagte sie leise.

„Ich rede ja davon ... Ich rede ja immerzu davon. Ich will Ihnen nur zeigen, wie alles, was ich lebe und liebe, restlos darin aufgeht — ein Teil davon ist ... Wie Viele zum Beispiel haben die heilige Verkündigung gemalt, gemeißelt und gesungen! Und wieviel hab' ich daran 'rumstudiert! ... Und doch, wenn ich die gütigen, demütigen, erstaunten und fast erschrockenen Marienaugen sehe, die Sie in diesem Augenblicke machen, dann meine ich, das letzte Wort sei noch nicht gesprochen, die höchste Erkenntnis müsse noch gefunden werden ... Sehen Sie, so muß alles ihm dienen und alles von Nutzen sein."

„Sind Sie ein Dichter?" fragte sie ganz benommen.

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich bin kein Dichter und kein Maler und kein Historiker und kein Psycholog und nichts, und doch muß ich das alles sein. Und noch mancherlei mehr. Denn mein Werk verlangt es so."

Dann erzählte er ihr seine ganze Geschichte: Sein Vater, ein Universitätslehrer und bedeutender Jurist, war früh gestorben, von der Mutter nachgezogen, die bei seiner Geburt ihr Leben hatte lassen müssen. Da war sein Onkel, ein reicher und welterfahrener alter Junggeselle, der jetzt nach einem wilden Erwerbs- und Genußleben als fröhlicher Einsiedler hauste, an die Stelle der Eltern getreten, hatte ihn erziehen lassen und ihm nach Vollendung seiner Studien die Mittel gesichert, um, wenn auch in bescheidener Weise, so doch nach Lust und Laune sein Leben weiterzuführen. Dem Wunsche dieses Onkels gemäß und weil er sich infolge ehrenvoll bestandener Examina arg mitgenommen fühlte, hatte er den Eintritt in die akademische Laufbahn, die er gleich seinem Vater einzuschlagen gedachte, bis auf spätere Zeit zurückgestellt und war in die weite Welt gegangen.

Die kunsthistorischen Studien, die er stets mit Eifer betrieben hatte, ohne sie jedoch als eigentlichen Lebenszweck zu betrachten, führten ihn schließlich nach Italien. Aber mehr noch als Kirchen und Museumssäle zog die schöne, frei waltende Menschlichkeit ihn an, in der das süd-

lich rege Volk sein Naturell ausströmen läßt. Ihm war zu Mute, als sei auch in ihm ein neues, freies, seiner selbst gewisses Menschentum erwacht. Die ursprüngliche Einheit künstlerischen und persönlichen, historischen und gegenwärtigen Erlebens stieg als immer weiter greifende Ahnung vor ihm auf ... Die Helden der Sage und der Weltgeschichte, die Gestalten der Dichtung, die Figuren der Bilder und deren Bildner selbst — alle wurden ihm so gegenständlich, so vertraut, daß sie wie Stücke seiner eigenen Seele zu leben begannen. Umgeben von einem Volkstum, das Zug um Zug mit Geschichte durchtränkt war, von einer jahrtausendalten Kunstübung, welche die Fühlung mit ihrer Epoche nie verloren hatte, schien es ihm möglich, in die Empfindungswelt vergangener Zeitalter einzudringen. Er lernte unterscheidende Merkmale feststellen und gemeinsame von Etappe zu Etappe weiter verfolgen.

Seine Führerin war und blieb die bildende Kunst. Sie vor allem konnte der Stummheit des Todes die Zunge lösen und dem Staube befehlen, sich zur alten Gestalt neu zusammenzuballen. Nur die Ursprünge ihrer überzeugenden Kraft fehlten noch. Das Abece ihrer Gedankensprache ließ sich nicht auffinden.

In angestrengtem Aufmerken versuchte Lilly ihm zu folgen. Eine solche Rede hatte sie noch nie vernommen. Und doch schien sie ihr nicht eigentlich fremd. Es war, als säßen aus alten, lang vergessenen Tagen allerhand Überbleibsel auf dem Grunde ihrer Seele, die mit hineinklangen.

„Da geschah es eines Tages,“ fuhr er fort, „daß ich von Venedig, wo ich gerade hauste, einen Abstecher nach Padua machte. Das liegt mit der Eisenbahn so nahe wie etwa Potsdam von Berlin. Nach dortiger Kunst gelüstete mich nicht einmal, denn ich lebte noch im Flitterwochenrausch mit den Frühvenezianern. Es war nur der Vollständigkeit halber. Und so kam ich denn auch in ein Kirchelchen, in dem Fresken von Giotto zu sehen sind. Wissen Sie, wer das war?“

„Giotto und Cimabue — natürlich," sagte sie stolz.

„Dann brauch' ich Ihnen ja weiter nichts zu erklären. Ich hatte für ihn und seine Leute bis dahin nicht viel übrig gehabt, denn, wie ich schon sagte, die Quattrocentisten machten mir den Kopf heiß ... Nun denken Sie sich ein römisches Amphitheater ganz in Trümmern und ganz mit Efeu umwuchert. — Bloß die Außenwand steht noch da, wie eine eiförmige Gartenmauer — und irgendwo drin das Kirchelchen, aus Ziegeln aufgebaut, genau so nüchtern wie ein königlichpreußisch-protestantischer Betstall."

Lilly lächelte dankbar. Wenn der Protestantismus eins abkriegte, empfand sie das immer noch als eine ihr persönlich erwiesene Wohltat.

„Gottesdienst gibt's keinen mehr darin. Man hat es zum Nationaldenkmal erklärt. Als ich eintrat, sah ich zuerst nur ein blaues Leuchten von den Wänden her ... Eine Art von bescheidenem Hintergrundlicht ... Und darauf Bild an Bild in langen Reihen ... Die Geschichte des Heilands, ganz schlicht hinerzählt, wie ein Armeleutprediger sie am Karfreitag wohl erzählen würde, wenn er der richtige Prediger für die armen Leute ist."

„Aber sind wir nicht alle solche armen Leute dem Heiland gegenüber?" wagte sie schüchtern einzuwenden.

Er stutzte, sah sie groß an und bejahte dann eifrig.

„Gewiß, gnädige Frau. Und nicht bloß dem Heiland — jeder großen Persönlichkeit, jeder großen Wahrheit gegenüber sind wir's. Aber es fällt nicht leicht, dies Empfinden in uns aufzuziehen, — uns klarzumachen, daß wir arm sein müssen, wenn das, was uns gegeben wird, uns reich machen soll ... Die Religion kann's noch am ehesten, wenn sie die richtigen Ausdrucksmittel findet. Und hier waren sie da. Hier sprach ein Armer zu den Armen, und darin eben lag der Reichtum seines Gebens. Denn was so ans Herz ging, daß einem die Tränen aus den Augen quollen, das war nicht das ungeheure Können — im Gegenteil, das war sein Nichtkönnen. Verstehen Sie, gnädige Frau?"

„Ich glaube," sagte sie aufleuchtend. „Wenn einer

was von uns will und kann's bloß so stammeln, dann ergreift er uns mehr, als wenn er's in einer schön auswendig gelernten Rede sagt."

„Ja, ja, gerade so mein' ich's," rief er freudig. „Und darum hat dieses wortkarge Stammeln auch unsere ganze Kunstsprache geschaffen. Denn alles vorher war ja nur nach toten byzantinischen Mustern auswendig gelernt gewesen. Zum ersten Male hatte hier einer mit der Einfalt seines Herzens und seines Auges aus dem Leben herausgeholt, was er zu sagen hatte. Darum ist er auch der Meister von allen geworden. Und wenn heute einer mit seinem Pinsel das höchste Leid und den höchsten Jubel ausdrücken kann, dann hat er's von jener kleinen Kirche her gelernt."

„Ich kann mir denken," rief Lilly, „wenn das Weltmeer eine Quelle hätte und einer stünde plötzlich davor, dem müßte zu Mut sein wie Ihnen da."

Er packte in seines Herzens Überschwang mit beiden Händen ihren Arm.

„Ja, das ist das fehlende Bild," rief er. „Das Bild ist stark genug für das, was in mir vorging ... Und noch vor einer anderen Quelle stand ich da plötzlich. Wie ich so mit gefalteten Händen an den Wänden entlang ging, da wurde es mir mit einem Male hell vor den Augen — und mein Werk war da, war aus dem Nichts herausgesprungen: Die ‚Geschichte der Affekte' mußt du schreiben! Der Affekte, wissen Sie, wie die Kunst sie gesehen und dargestellt hat durch alle Zeitalter hindurch ... Nicht bloß die bildende. Denn die ist ja nur ein Teil. Auch die redende. Die Dichtung so gut wie die Malerei. Die Bildhauerkunst so gut wie die Musik ... Und damit wird es dir vielleicht gelingen, eine wirkliche und wahrhaftige Entwicklungsgeschichte des menschlichen Herzens zu schaffen, woran sich noch kein Ethiker und kein Kulturhistoriker und kein Psycholog je gewagt hat. Ja, warum auch nicht? Die Urkunden liegen ja da. Gerade so wie für die Tiergeschichte die Leitfossilien im Gestein. Man braucht sie bloß herauszu-

meißeln. Was sagen Sie dazu, gnädige Frau! ... Ist das nicht wert, ein Leben daranzusetzen?"

„Ja, das ist es," sagte sie, so feierlich wie er vorhin. Hätte man in diesem Augenblick von ihr verlangt, ihr eigenes Leben seinem Werke hinzuopfern, sie würde es ohne Besinnen getan haben.

„Ach, zu bedenken ist ja noch vieles," fuhr er fort. „Wie der Stier auf den roten Lappen darf man nicht losrennen. Oft führt die Kunst uns ja auch an der Nase, weil sie ganz was anderes wiedergeben möchte als das Empfindungsleben ihrer Zeit; — ob sie daran vorbei kann, ist eine andere Frage ... Oft sind ihr auch die nötigen Ausdrucksmittel abhanden gekommen ... Ach, wir werden ja noch oft, oft davon sprechen ... Sehen Sie mich nicht so erschrocken an, weil ich das sage ... Ja, ich brauche Sie, liebe, teure gnädige Frau. Ich könnte Sie nicht mehr entbehren nach dem heutigen Abend. Denn so verstehend und so gläubig zugehört, wie Sie, hat mir noch keiner ... Und ich bin ja auch so fremd hier geworden. Wen ich kenne, der ist voll von seinen eigenen Interessen, der hört kaum hin ... Und übrigens steckt ja auch ein Stückchen stillen Wahnsinns drin, weswegen man sich eigentlich schämen müßte. Aber ein Trost ist dabei. In jedem großen Werke hat mal so ein Stückchen stillen Wahnsinns gesteckt, bis es vollendet und durchgedrungen war. Hernach hat es natürlich jeder schon ähnlich gedacht. Und darum werde ich mich auch abfinden mit diesem Gefühl ... Aber wenn man in der Zeit des Ringens, wo man jeden Tag neue Goldfunde zu machen glaubt und vielerlei Gefundenes als Talmi wieder wegwerfen muß, wenn man da niemanden hat, in den man hineinschütten kann, was einen quält und bedrückt, dann kann man einfach ersticken an dem Wirrwarr ... Und da hat das Schicksal Sie mir geschickt ... Es ist wie eine innere Stimme gewesen, die mir an meinem Schreibtisch keine Ruhe ließ, so daß ich immer wieder hinaus mußte, um nach Ihrem Licht zu sehen ... Und nun habe ich Sie, und nun lasse ich Sie auch nicht mehr los. Für mich würde ich — weiß Gott —

nicht so dreist sein, aber es ist für mein Werk. — Das schreit nach Ihnen ... Um Gottes willen, warum weinen Sie, gnädige Frau?"

Sie preßte rasch einen der Handrücken gegen die Augenhöhlen.

„Ich weine ja gar nicht," sagte sie und lächelte ihn an.

Dabei quollen immer neue Tränen und verschleierten sein liebes Bild.

„Ich kann mir wohl denken," sagte er traurig, „ich bin nicht vorsichtig genug gewesen. Der Gram um Ihre alte Kunst ist aufgewacht. Das kommt wohl über einen, wenn ein anderer gar zu froh von seinem Werke spricht."

Sie fuhr zurück wie vor einem Gespenst. Dann wehrte sie heftig ab: „Nein, nein, das ist es nicht! Wahrhaftig nicht."

Aber er bestand auf seinem Stück und bohrte so den Stachel des Unwertseins mit jedem Worte tiefer in sie hinein.

„Lassen Sie uns gehen," bat sie. „Es ist so vieles, was auf mich einstürmt — Glück und Unglück und allerhand ... Draußen werde ich ruhiger werden. — —"

Es war schon längst nach Mitternacht, als sie ins Freie hinaustraten.

Ein frostiger Wind kam über das Wasser gestrichen und sang in dem kahlen Gezweig.

Er bot ihr den Arm, und sie schmiegte sich in das warme Nest, als wäre sie dort seit undenklichen Zeiten zu Hause gewesen.

Eine Weile schwiegen sie beide.

„In fünf Minuten ist er fort," dachte sie und konnte den Jammer des drohenden Entbehrens nicht fassen.

„Eins liegt mir noch schwer auf der Seele," begann er, „daß Sie mich für überheblich halten könnten, weil ich so viel Wesens aus mir mache. Ich will aber durchaus nicht mehr bedeuten als die anderen ... Ich meine, jede lebensfähige junge Menschenkraft muß so ein Werk haben, das ihr den Weg weist. Der eine hat ein Buch zu schreiben, der zweite ein Geschäft in die Höhe zu bringen,

der dritte für irgend ein fremdes Glück zu sorgen, mancher auch bloß sich durchzubeißen ... Ganz egal ... Wer sich gehen läßt, der verliert sich. Und das wollen wir doch alle nicht?"

„Ich glaube, ich hab' mich längst verloren," flüsterte sie, mit einem Schauder in sich zusammenkriechend.

Er lachte hellauf.

„Sie, die Edelste, die Zarteste, die Höchste!"

Sie wußte ja, wie unverdient das alles war. Aber es tat so gut, so unmenschlich gut.

Sie gingen nun so dicht aneinander gedrückt, daß ihre Wangen sich fast berührten. Sie schloß die Augen und trank inbrünstig den warmen Hauch seines Lebens. Ihr war, als würde sie ohne Wunsch und ohne Willen unbekannten, seligen Fernen entgegengetragen.

Erst vor der Haustür fand sie sich wieder.

„Wann?" fragte er.

Morgen hätte sie keine Zeit. Sie wäre eingeladen. Aber übermorgen. Jawohl, übermorgen — — den ganzen Abend über. Er brauche nur sie abzuholen.

Dann, aus Furcht, sie könne ihn vielleicht bitten, schon morgen zu kommen, schlüpfte sie eilends ins Haus, rannte die Treppen hinauf und barg ihr Glück in der schlafenden Wohnung.

Licht machen mochte sie nicht. Der Laternenschein, der auf den Wänden ruhte und in den Prismen des Kronleuchters siebenfarbige Flammen spielen ließ, bot Helle genug.

Und so begann sie zu wandern — durch die offenen Türen von Zimmer zu Zimmer — aus dem Bettwinkel her — um den Eßtisch herum — quer durch den Ecksalon bis in das kalte Gastzimmer hinein, das noch nie einen Gast gesehen hatte, hin und her, hin und her — singend, weinend, jauchzend.

Und aus Tränen und Singsang und Jubel erstand ihr plötzlich — — wie war das doch? —

Laß uns wandern, Liebster, weit ins Feld, —
Still im Dorfe laß uns ruhn zur Nacht

Und vor Tau und Sonnenaufgangsröte
Hand in Hand zum Weinberg aufwärts steigen.

Nein, ganz so war es nicht. Ein wenig anders. Aber das mußte sich doch finden lassen.

Sie riß den Deckel des Klaviers hoch, das seit langem nicht mehr geöffnet worden war. Und als hätte der vernachlässigte und zum Schweigen gebrachte alte Kasten plötzlich ein eigenes Leben bekommen, so rauschte eine Tonflut ihr entgegen, deren sie ihn und sich selber nie für fähig gehalten hätte:

Laß uns schauen, ob der Rebstock blüht,
Die Granate schon die Lippen öffnet;
Wo der Wein und die Granate blüht,
Will ich dir mit lechzend offnen Lippen
Meines Leibes junge Blüte schenken.

Ja, so war's. So und nicht anders. Jeder Ton, jeder Takt fand sich wieder.

Wo war das nur alles so lange geblieben?

Es schien doch wie gestern, als sie es zum letzten Male gesungen hatte.

Und doch lagen Welten des Leides dazwischen.

Nein, des Leides nicht.

„Wäre es nur wenigstens ein Leid gewesen," dachte sie, „das Hohe Lied wäre wohl nie verstummt."

XIII

Am nächsten Morgen beim Erwachen kamen neue Nöte über sie.

So blind war niemand, daß er das Wurmstichige ihres Daseins bei näherem Hinschauen nicht hätte erkennen sollen. Am wenigsten er, dessen Feinfühligkeit bei jeder seelischen Berührung ängstlich in ihr widerklang.

Aber selbst wenn es möglich war, jede Beziehung zu der Welt, in der sie lebte, von ihm fernzuhalten, gleichsam für ihn eine einsame Insel zu schaffen, mußte nicht schon ihre bloße Erscheinung zum Verräter werden? Ohne Spuren konnten all die durchtollten Nächte nicht geblieben sein. Hatte doch bereits vor zwei Jahren jener Doktor Salmoni eine Änderung ihres Blickes zum Kalt-Höhnischen hin bemerkt!

Sie sprang aus dem Bette und lief vor den Spiegel, um jeden Zug ihres Gesichtes einer argwöhnischen Musterung zu unterwerfen.

Ihre Augen waren müde geworden. Das ließ sich nicht bestreiten. Aber höhnisch blickten sie nicht ... „Marienaugen“ hatte er sie genannt, nicht „Madonnenaugen“. Ob da wohl ein Unterschied bestand? ... Auf der Stirn zeigte sich ein leises, spinnennetzähnliches Gefältel, aber das ließ sich beinahe mit dem Finger wegwischen. Wenn man da ein wenig massierte! ... Schlimm waren nur die beiden tiefen Rinnen, die von den Mundwinkeln herunterliefen und ihrem Gesicht einen übersatten und hochmütigen Ausdruck gaben. „Die Wege, welche hier seit langem — Verzehrende Passion gegangen.“ So sprach sie dem „Tannhäuser in Rom“ nach, den sie fast auswendig wußte.

Und doch — hatte sie ihr Bestes, ihr Tiefstes nicht immer aufgespart? ... Als müsse sie es hüten für diesen

Einen? Und nun dieser Eine gekommen, war es vielleicht zu spät geworden.

Der Tag verging in Sorgen und Kümmernissen, und als Richard seinen Teebesuch machte, fand er rotgeweinte Augen.

An diesem Nachmittag war es so recht zu erkennen, wieviel sie an Richard besaß. Er forschte so wenig und umgab sie mit so teilnehmender Sorge, daß sie sich ein paar Augenblicke lang ganz getröstet und geborgen schien. Beinahe geriet sie in Versuchung, ihm, wie es sich zwischen so guten Freunden eigentlich geziemte, von ihrem Erlebnis dieses und jenes anzuvertrauen. Aber glücklicherweise unterließ sie es. Eher noch mußte Adele ins Geheimnis gezogen werden, die schon ab und zu eine aufmunternde Bemerkung gemacht hatte, zu ihr dürfe man unbedingtes Vertrauen haben, sie kenne das Leben viel zu gut, um nicht allewege auf seiten der gnädigen Frauen zu stehen.

Da Lilly von der ganzen Bande heute nichts wissen wollte, schützte sie Unwohlsein vor, und Richard gab sich zufrieden. Als aber der Abend kam, fiel ihr ein, daß sie Doktor Rennschmidt gesagt hatte, sie wäre ausgebeten.

Um sich auf keiner Unwahrhaftigkeit ertappen zu lassen, löschte sie eilends das Licht und saß grübelnd und bangend im Finstern bis zum Schlafengehen.

Am nächsten Morgen brachte die erste Post einen Brief, dessen Adresse von unbekannter Hand geschrieben war.

Sie erbrach ihn und las:

Ich kann nicht ruhen, eh' ich mit Dir sprach,
ich kann nicht schlafen, eh' als Nachtgebet
der Schrei, der heiß aus meinem Herzen brach,
durch Wind und Wasserrauschen zu Dir geht.

Ich sitze träumend bei der Lampe Schein;
mein Werk verstummt, und was ich ihm geraubt,
das drängt zu Dir und schlingt in wildem Reihn
als Flammenkranz sich um Dein heil'ges Haupt.

O schilt mich nicht, daß ich nicht schweigen kann,
daß ich gewagt den Tempelbann zu brechen,
der Deine Seele hoheitsvoll umspann.
Ich bin ein Ringender, und ich muß sprechen.

Um Gottes willen — was war das?

Galt das ihr, Lilly Czepanek, ihr, die sich in dumpfer Selbsterniedrigung verzehrte? — — —

Wenn es möglich war, daß irgend ein Mensch auf Erden so von ihr dachte, und dazu gar e r, der herrlichste von allen — denn von ihm kamen diese Verse, ob auch eine Unterschrift fehlte —, dann stand es ja gar nicht so schlimm um sie, dann hatte das Leben, das sie führte, vielleicht noch keine Macht über sie gewonnen, dann war ihr innerstes Wesen wohl noch unberührt geblieben, dann mußten Werte in ihr verschüttet liegen, die nur gehoben zu werden brauchten, um sie und andere zu weihen und zu beglücken.

Als sie die Verse längst schon auswendig kannte, las sie immer noch darüber hin, denn sie mochte sich von der geliebten Handschrift nicht trennen.

Dann versuchte sie sie in Musik zu setzen, öffnete das Piano und phantasierte drum herum. Und es ging gerade so wie in voriger Nacht. Alles, was sie in ihrer Jugend gekonnt und seit vielen Jahren als vergessen betrachtet hatte, kam klingend und rauschend wieder. Sie brauchte nur hinzuschlagen, und es war da. Wenigstens so ungefähr.

Aber die Finger erwiesen sich als ungelenk, und die Unterarmmuskeln ermüdeten. Das mußte erst alles wieder straff und geschmeidig werden.

„Wenn er zu mir kommt, kann ich ihm sogar etwas Klassisches vorspielen,“ dachte sie, und diese Hoffnung beglückte sie so sehr, daß sie in ihrer neuen Selbstachtung noch weiter emporstieg.

Dabei zählte sie sorgsam jede Stunde, die sie vom Abend noch trennte.

Als Richard Nachmittags erschien, fand er sie eifrig übend vor den Tasten.

„Was ist denn heute in dich gefahren?“ fragte er.

„Ich habe gar nicht gewußt, daß du so schön spielen kannst.“

„Ich auch nicht,“ erwiderte sie lachend.

„Das mußt du heute mal gleich in der Gesellschaft zum besten geben,“ sagte er.

„Heute?“ fragte sie erschrocken. „Ich denke, heute bin ich frei?“

„Frei! Was heißt frei?“ erwiderte er ärgerlich. „Du tust gerade so, als ob dir unsere Zusammenkünfte Wunder was für ein Opfer sind. Und ziehst dich übrigens auch zurück, so oft du irgend kannst. Gestern sagte noch die Karla: Kein Mensch weiß recht, was für ein Leben du führst.“

„Ich denke, das kann man von der Karla viel eher sagen,“ entgegnete sie, „deren wirklichen Namen man nicht mal kennt.“

„Ganz egal,“ entschied er. „Auch andere hielten sich über dein reserviertes Wesen auf. Einer meinte sogar, ich möchte ein wenig besser aufpassen, damit du nicht so viel deine eigenen Wege gehst. Und um sie zu beruhigen, hab' ich ihnen versprochen, dich, statt gestern, heute abend mitzubringen. Dabei muß es auch bleiben.“

Lilly hatte blitzschnell überlegt, daß eine Weigerung ihr nichts nützen und nur seinen schlafenden Argwohn aufwecken würde. Darum würgte sie Schreck und Tränen tapfer hinunter. Als er aber fort war, fiel der Gram der Enttäuschung umso grausamer über sie her.

Was sollte ihr neuer Freund sich denken, wenn er zur festgesetzten Stunde kam und sie nicht daheim fand? Ihm ein Wort der Absage zu schreiben, ging nicht an, denn seine Adresse hatte er nicht genannt. So würde er also vierundzwanzig Stunden Zeit haben, bösartige Ahnungen in sich großzuziehen.

Von Angst umhergetrieben, nahm sie ihre Zuflucht zu Adele. Deren dürres, verdrossenes Gesicht verklärte sich zusehends. Nun erst, da es einen — oder vielmehr zwei — zu betrügen galt, schien sie sich in ihrem Element zu fühlen. Das beste wäre, gnädige Frau sei zu einer kranken

Freundin gerufen worden. Auf so 'ne traurigen Sachen fielen sie alle 'rein. Das wüßte sie aus Erfahrung.

Und dabei blieb es auch.

Heute erlebte die Tafelrunde nicht viel Freude an Lilly. Die Herren übersah sie, den Damen gab sie ungezogene Antworten. Frau Jula, die einzige, die ihr Freude gemacht hätte, war, wie in letzter Zeit gewöhnlich, nicht erschienen. Schließlich überließ man sie ihrem Schicksal, und der gute Richard, der mit seinem Herrenbewußtsein Staat zu machen gedacht hatte, kaute hilflos seine Schnurrbartenden.

Am nächsten Morgen quälte sie die Angst von neuem.

Noch in der Nacht hatte sie Adele geweckt.

Ja, er wäre dagewesen, hätte bei ihrer Bestellung sehr bestürzt ausgesehn und wäre schweigend von dannen gegangen.

Wiederum verging ein Tag in bangem Zählen der Stunden. Mutlos stand sie vor dem Spiegel und schmückte sich für ihn. Am liebsten hätte sie ihm bei seinem Eintritt zu Füßen sinken mögen, trotzdem beschloß sie, in Worten und Gebärden heute und künftighin eine gewisse leise und schwermütige Hoheit an den Tag zu legen, die jeden Verdacht im Keime erstickte und überdies dem Bilde entsprach, das er sich seinen Versen zufolge von ihr zurechtgemacht hatte. Wenn sie daran dachte, daß dieser dumme und zerküßte Kopf ein „heiliges Haupt“ sein sollte, wurde ihr ganz schwer zu Mute vor lauter Heiligkeit.

Um halb acht tönte die Klingel.

Mit hohlem Kreuz und steifem Lächeln empfing sie ihn, und die leise und schwermütige Hoheit, die ihr vorzüglich gelang, verbarg die Angst ihres Herzens.

Auch er hielt sich nicht so frei und unbekümmert wie sonst, das sah sie auf den ersten Blick; und sein Auge glitt mit einem eigentümlich leeren Ausdruck an ihr vorbei.

„Er ahnt alles,“ rief es in ihr.

Aber sie wußte sich wohl zusammenzunehmen. „Ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten,“ sagte sie, „daß ich unsere gestrige Verabredung nicht habe innehalten können.“

„Hoffentlich geht es Ihrer Freundin besser," erkundigte er sich, und ein Lächeln höhnischen Zweifels spielte um seine Mundwinkel.

Sie redete zusammen, was ihr gerade einfiel, und obgleich sie ihn nicht ansah, so wußte sie doch, daß er ihr nicht eine Silbe glaubte.

„Auch ich habe Sie übrigens um Entschuldigung zu bitten," sagte er dann, immer mit demselben versteckten Hohn in Stimme und Lächeln.

„Weswegen, Herr Doktor?"

„Ich habe Ihnen da ein paar Reimereien geschickt, die Sie hoffentlich als das betrachten, was sie in der Tat sind, nämlich harmlose Stilübungen, die auf Sinn und Bedeutung keinen Anspruch machen."

„Er zieht sich schon zurück," rief das Schuldbewußtsein ihr zu. Um so kühler und weltläufiger wurde ihre Antwort: „Ihre hübschen Verse haben mich allerdings am Anfang ein wenig in Verwunderung gesetzt, denn ich war mir nicht bewußt, der passende Gegenstand dafür zu sein, dann aber dachte ich mir etwas Ähnliches, wie Sie eben ausgesprochen haben, und nahm sie Ihnen nicht weiter übel. Aber wenn es Ihnen recht ist, reden wir nicht mehr davon."

Mit großen, fragenden Augen sah er sie an, und sie freute sich, es ihm so bitter heimgezahlt zu haben.

Dann fragte sie ihn, ob er zu Abend bei ihr speisen wolle. Es war nicht das mindeste vorbereitet, aber sie wünschte das Dekorum zu wahren.

„Ich denke, es sollte mir erlaubt sein, Sie abzuholen," erwiderte er in einem harten und enttäuschten Tone.

Sie lächelte höflich.

„Wie es Ihnen beliebt — ich komme auch mit Ihnen ..."

Schweigend stiegen sie die Treppen hinab, schweigend schritten sie am Kanaldamm entlang, — denselben Weg, den sie vor drei Abenden, in trunkner Seligkeit aneinandergeschmiegt, dahingegangen waren. — Schweigend auch damals, doch welch ein anderes Schweigen war das gewesen!

„Was haben Sie in diesen Tagen getrieben?" fragte sie endlich, um irgend etwas zu sagen.

Nichts Besonderes. Er habe versucht einen Artikel zu schreiben für die Münchener Kunstzeitschrift, deren Mitarbeiter er sei. Über die Sienesen außerhalb Sienas. Aber der sei ihm mißlungen. Seine Auftraggeber würden unzufrieden sein.

Sie las aus seinen Worten nur einen Vorwurf gegen sich selber heraus. Offenbar wollte er andeuten, daß ihr Eintritt in sein Leben die Schuld daran trüge.

Und als er fragte, in welches Restaurant sie zu gehen wünsche, lehnte sie in zitterndem Gekränktsein ab. „Ich habe keinen Durst und keinen Hunger, und Menschen und Lichter würden mir wehtun."

Sie wollte noch etwas hinzufügen von „zur Last fallen" und dergleichen, aber sie verschluckte es wieder.

„Wenn Sie den Menschen auszuweichen wünschen, so könnten wir vielleicht nach dem Tiergarten abbiegen."

Sie stimmte zu. Falls er gesagt hätte: „Komm mit mir ins Kanalwasser hinunter," so würde sie noch lieber eingewilligt haben.

Die harten Parkwege lagen im Schein der elektrischen Lampen wie grellwandige Galerien vor ihnen. Als müsse man Spießruten darin laufen, so lagen sie da. Und die Fußgänger, die ihnen entgegenkamen, maßen das hochragende Paar mit kalter, zudringlicher Neugier.

„Hier ist es ja schlimmer als im Straßengewühl," sagte sie.

Alles flatterte in ihr vor weher und mutloser Spannung.

Er wies ins Dunkel eines Nebenpfades. Und ohne ein Wort zu sprechen, tauchten sie in die nächtige Einsamkeit des Parkinnern.

Über dem aufwärts sich reckenden Astwerk stand in den Wolken der Widerschein des unsichtbaren Lichtermeeres als ein mißfarbener Gleisch ... Durch das Gitterwerk der blätterlosen Büsche blinzelten die Lampen der großen Alleen, und die Glocken der elektrischen Bahnen,

die ringsum hin- und herschossen, schlugen an wie Feuersignale.

Aber hier drinnen herrschten Stille und Finsternis. Wie untergesunken in einem Meere schwarzer Trostlosigkeit — so fühlte man sich.

Und immer qualvoller lastete das Schweigen.

Dann plötzlich machte er einen Schritt vor sie hin, so daß er ihr den Weg versperrte.

„Was ist?“ fragte sie erschrocken.

„Gnädige Frau ... gnädige Frau ... Was ich Ihnen jetzt sage — was ich Ihnen jetzt sage, —“ seine erhobenen Hände zuckten vor ihrem Gesichte hin und her — „das bringt uns entweder wieder zusammen — oder es ist das Ende ... Ich bin vorhin feige gewesen ... Ich habe geglaubt der Aussprache ausweichen zu können ... Wenn ich sagte, meine Verse sind nicht ernst gemeint gewesen, so ist das einfach nicht wahr ... Ich fühle alles, wie ich es schrieb ... Und noch vieltausendmal stärker ... Aber ich hätte es nicht aussprechen dürfen ... Ich weiß, ich habe Sie erschreckt ... Sie sind nun ganz an mir irre geworden ... Denken vielleicht gar, ich bin irgend ein verliebter Abenteuerjäger und will aus Ihrem Zutrauen Kapital schlagen ... Liebe gnädige Frau, ich verspreche Ihnen, ich werde Sie nie mehr mit meinen Gefühlen behelligen ... Aber entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht ... Bitte, tun Sie's nicht ... Denken Sie doch, was fang' ich an, wenn Sie mir wieder verloren gehen!“

Also *das* war's! *Das* war's!

Ein Zuviel an unausgesprochener Liebe war's, das sie einander entfremdet hatte.

O Gott! Wenn weiter nichts zwischen ihnen stand.

Und nun konnte sie nicht anders, sie mußte sich gegen einen Baumstamm lehnen und losweinen. Die Tränen quollen so mächtig hervor, daß sie den Schleier im Nu durchnäßt hatten. Sie mußte ihn hochschlagen und die Daumenballen gegen die Augenlider pressen.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?“ hörte sie seine Stimme, ganz heiser vor Angst. „Hab' ich Sie so sehr

verletzt? — Ist es so schlimm, was ich eben gesagt habe? Ich will alles wieder gutmachen. Es soll gar nichts gewesen sein. — Bloß verzeihen müssen Sie mir. Verzeihen müssen Sie mir."

Wie sie ihn so um Verzeihung bitten hörte um all des unendlichen Glückes willen, das er ihr geschenkt hatte, da kam ein jähes Feuer über sie, und die ganze Hoheit zum Teufel schickend und alle Scham noch obendrein, warf sie mit einem Stöhnen losgelassenen Verlangens die Arme um seinen Hals, drückte sich an ihn und sog sich mit Lippen und Zähnen an seinem Munde fest.

Unter der Wucht dieses wilden und unkeuschen Kusses knickte er zusammen und hielt sich an ihr hoch, indem er die Finger in das Fleisch ihres Oberarmes krallte.

Wie tat das wohl, weil es so weh tat!

„Endlich, endlich," schrie es in ihr.

Nun wußte er, wer sie war und was sie ihm zu geben hatte!

Als sie sich wieder zusammenraffte, sah sie ihn mit dem Hinterkopf gegen denselben Stamm zurückgesunken, der ihr vorhin eine Stütze gewesen war. Der Hut war ihm entfallen. Er hatte die Augen geschlossen. Sein Gesicht war wie das eines Toten.

Eine Weile blieb alles still, nur die elektrischen Bahnen gaben ringsum ihre Warnsignale.

„Du Lieber, Geliebter!" flüsterte sie, indem sie sich in den Knieen klein machte und dann zärtlich an ihm entlang zog. „Wach auf, Liebster, wach auf und komm."

Er öffnete die Augen und starrte ihr mit dem Blicke eines irren Knechtes ins Gesicht.

„Komm, komm," jauchzte sie, „komm zurück! komm heim! Ich will mich nicht mehr herumtreiben, nicht im Walde — und nicht in den Kneipen. Komm heim! Komm zu mir!"

Er antwortete nicht. Ganz geistesabwesend schien er.

Ein dumpfes Schuldgefühl erwachte in ihr und wurde sofort vom Jubel erstickt.

„Komm, komm!"

Mit beiden Händen zog sie ihn von der Stelle fort, die die Wiege ihres Glückes geworden war. — Und des seinen doch auch! Daß ihn das Glück betäubte, von Sinnen brachte, was war so Merkwürdiges dabei? Wem Lilly Czepanek sich schenkte, sie, um deren Gunst schon Hunderte vergebens gebettelt hatten, der durfte von Sinnen geraten. — Damit vergab er sich nichts.

Und während sie durch Alleen und Straßen dahinschritten, ließ sie den Sturm ihrer Seele in wirrem, glückseligem Schwatze über ihn los.

Ob er denn keine Ahnung hätte, wer er wäre, daß er solche Zweifel hätte hegen können? ... Ihm hätte sie gehört vom ersten Augenblicke an. Ein Wunder wäre geschehen an ihr wie an ihm. Nie hätte sie gewußt, was Liebe sei, bis zu jenem Tage, da die Eichkätzchen über ihnen gepfiffen ... Das ganze Leben sei versunken seitdem ... Und nur er wäre noch da. Er und seine Augen ... Er und sein Mund ... Er und sein Wille ... Er und das große, das herrliche Werk, dem sie dienen wolle wie eine Sklavin. Und das sie reich machen wolle durch ihre Liebe. Denn ob er auch alle Gefühle aus alten Bildern und Gedichten herauslesen könne, von Liebe sei bloß ein grauer Staub darin. Die echte, die junge, die selige Liebe, die wolle sie ihn lehren, sie, Lilly Czepanek, die auf ihn gewartet habe, solange sie denken könne, die ihm gehöre von Anbeginn, von Anbeginn der Welt könne man sagen. Denn daß sie durch Gott füreinander bestimmt gewesen, das ersehe man daraus, daß sie sich schon seit langem zu kennen geglaubt hätten und wären einander doch nie im Leben begegnet. Höchstens er ihr im Traum. Im Traum immer — immerzu. Genau, als lese man das alles im Märchen.

„Oder ist es auch wirklich eins? Du, du, sag, du, — ich weiß deinen Vornamen noch gar nicht, aber das schadet nichts. — Sag, du, daß es kein Märchen ist."

Aber er sagte nichts. Er ging dahin wie ein Schlafwandler, folgte ihr willenlos die Treppen hinan, blieb steif in der Mitte des Ecksalons stehen, wohin sie ihn ge-

führt hatte, und schaute, als die Flammen des Kronleuchters brannten, mit einem forschend-scheuen Blick in die Runde, als habe er den Raum noch nie gesehen und könne sich nicht entsinnen, wie er hereingekommen sei.

Sie schmiegte sich an ihn und sagte, er solle ganz still sein, er solle sich ausruhen und die Guckaugen zumachen.

Dann half sie ihm seinen Überzieher ablegen, drückte ihn in einen Sessel und küßte ihn auf diese beiden Augen, so lange, bis die Lider sich schlossen und er dalag, als schliefe er wirklich.

„So bleib', Geliebter, bis ich wiederkomme."

Und aufjubelnd lief sie hinaus zu Adele in die Küche, bestellte rasch etwas zu essen und eilte dann ins Schlafzimmer, um das krachende Seidenkleid mit dem lichtblauen, türkisbesetzten tea-gown zu vertauschen, in dem sie, wie Richard galant zu sagen pflegte, die Venus selber war. Das Haar steckte sie lockerer, die Ringe streifte sie ab. Nur eine goldene Armspange behielt sie.

Die mürrische Adele, die wie durch Zauberei den Tisch in einen Blumenhain verwandelt hatte, lachte über das ganze Gesicht, denn in diesem unanständig ehrbaren Hause ging es nun endlich menschlich zu. Die Alpakabestecke leuchteten auf dem frisch gefalteten Damast, und in dem Fruchtkorbe dufteten goldgelbe Bananen.

Er durfte zufrieden sein, und sie war es auch. Angst und Herzklopfen waren verschwunden. Fast hätte sie sich als Siegerin gefühlt. Aber dazu war ihr Glück zu demütig.

Nur ein Stolz saß hungrig in ihr: daß sie ihm so viel, so viel zu geben hatte.

Als sie den Ecksalon betrat, fand sie ihn nicht mehr im Sessel ausgestreckt. Vor dem Schreibtisch stand er — erschreckend gewahrte sie es — im Anschauen von Richards Bild versunken.

„Ach, hätt' ich das doch vorher weggenommen!" dachte sie. Aber nun war es zu spät.

Er ließ einen wirren, staunenden Blick über das Venusgewand hingleiten und ergriff schwer atmend ihre beiden Hände.

„Warum hast du dich so schön gemacht für mich?"

„Du sollst nur ein bißchen Heimatsgefühl bei mir haben," sagte sie, die Augen niederschlagend. „Weiter will ich nichts . . . Und nun komm. Laß uns zu Tische gehen. Wir haben ja noch gar nicht zu Abend gegessen."

„Jetzt essen und trinken? . . . Aber gut — ich setze mich zu dir an den Tisch, wenn du magst."

„Dann will ich auch nichts!" rief sie und schmiegte sich an ihn, die Arme über seinem Nacken so enge verschränkend, daß der Druck seines Leibes ihr fast den Atem benahm.

Peterle, das Äffchen, das so lange in seinem Winkel geschlafen hatte, ließ ein eifersüchtiges Winseln hören und reckte die grauen Hände sehnsüchtig zwischen den Gitterstäben hindurch, als wolle es der Dritte im Bunde sein.

Er hörte den fremden Laut und schrak zusammen.

Sie beruhigte ihn lächelnd.

„Nachher mach' ich dich mit dem ganzen kleinen Volk bekannt. Meine Freunde müssen ja auch deine Freunde werden."

Er richtete sich hoch auf.

„Wie sollte das wohl möglich sein? Als was willst du mich ihnen vorstellen?"

Sie wehrte hastig ab. „Nein, nein, — so meine ich das nicht . . . Ich meine nur . . ." — sie wußte nicht weiter.

Da fühlte sie ihre Oberarme von seinen bebenden Händen umklammert. Seine Augen brannten in die ihren.

„Wer bist du?" fragte er.

Sie spürte ein leichtes Taumelgefühl.

„Wer ich bin? . . . Ich bin eine — die dich liebt — wie dich noch keine geliebt hat."

Er strich in dankbarer Liebkosung an ihren Schultern hernieder.

„Du mußt mich recht verstehen," sagte er. „Ich dränge mich nicht in dein Vertrauen. Aber wenn zwei Menschen so miteinander stehen wie wir seit einer Stunde, dann wollen sie sich alles sein auf der Welt . . . Ich bin

noch nie einem Weibe begegnet wie dir. Ich stehe ganz ratlos da ... Die paar kleinen Erlebnisse, die ich gehabt habe, die zählen nicht ... In Rom hat mich eine Bäckerstochter geliebt, die lief mir dann mit einem Marchese davon ... Als Student hatte ich hie und da was Ähnliches. Das ist alles ... In Gesellschaft bin ich nie viel gegangen. ... Und nun bin ich mit einem Male hier und hab' dich im Arm — das Höchste, das Herrlichste von allem, was mir im Leben begegnet ist ... Ein Weib wie gar nicht von dieser Welt ... Ich muß dich immer ansehen in deinem blauen Peplon ... Wie du dastehst — das ist doch, als ob ein alter Marmor, irgend was Lysippisches oder Praxiteleisches lebendig geworden ist ... Und das soll mein sein? ... So ein bloßes Wollen ist doch schon nackte Tragik ... Da treiben wir doch beide auf einen Abgrund los und wehren uns nicht einmal."

„Wozu sich erst viel wehren?" rief sie, selig den Kopf nach hintenüber werfend, als wolle sie bacchantisch gelöste Haare schütteln. „Wir lieben uns, alles übrige geht uns nichts an."

Er sank neben ihr in den Sessel und drückte mit tränenlosem Keuchen das Gesicht in seine beiden Hände.

Sie hockte vor ihm nieder, und sich nach vorn überbeugend, pflanzte sie kleine, lösende Küsse auf diese festgekrampften Hände.

„Nein," rief er aufspringend, „treiben lassen tu' *ich* mich nicht. Denkst *du* so, die du alles, was du bist, hinopfern willst — gut! ... Aber ich, der ich's annehmen soll, ich muß alles erst klarmachen, damit du weißt, für wen du es tust... Ich darf nicht eine Möglichkeit offen lassen, die dich vielleicht irre führt ... Ich bin ein armer, junger Kerl, der aus seines Onkels Tasche lebt ... Aussichten hab' ich keine. Von meiner großen Arbeit ist vorläufig nicht zu reden. Und die paar Artikel, die ich schreibe, zählen nicht ... Ich muß mir mein Stückchen Boden auf dieser Erde erst mühselig erobern. Das kann zehn Jahre dauern ... Und von dir ernähren lass' ich mich nicht... Denk, was du willst von mir. Aber ich muß

es dir sagen: Mann und Frau können wir beide nicht werden."

Zuerst hatte sie gar nicht recht verstanden, was sie hörte. Daß einer so naiv und so weltfremd sein konnte, in Lilly Czepaneks Ecksalon von Heiraten zu reden, wollte ihr nicht einleuchten.

Dann lachte sie grell auf. Der Hohn über die Wertlosigkeit ihres Daseins jubelte nur so aus ihr heraus.

„Glaubst du, ich bin irgend eine Abenteurerin, die sich Männer kapert?" rief sie aufspringend, „eine von den Harpyien, — das Wort, das Frau Jula einst gebraucht hatte, fiel ihr ein — die auf Vorübergehende Jagd machen? ... Für was für ein elendes Frauenzimmer hast du mich gehalten?"

Mit einem staunenden und nichts verstehenden Blicke sah er ihr ins Gesicht.

„Das Weib, das einen Mann liebt, und sein Lebensglück sein will, ist doch darum kein elendes Frauenzimmer."

Ach so! Wenn es so gemeint war!

Die Zeiten, da sie Richards Frau hatte sein wollen und sich auch nichts Böses dabei gedacht hatte, kamen ihr zu Sinn.

Wie lange war das her? Wie tief mußte das Leben sie herabgedrückt haben, damit diese natürlichste Art, das Verhältnis zwischen Mann und Weib zu betrachten, ihr so fremd hatte werden können! ...

Sie schauderte zusammen, fühlend, wie sie erbleichte.

Wenn er nur nichts gemerkt hatte! Alles, bloß das nicht!

Kleinlaut und voll Furcht vor dem Forschen seines Auges erwiderte sie: „Ich habe dir damit nur sagen wollen, daß du frei bist und frei bleiben wirst vom ersten bis zum letzten Augenblick. Daß du hinausgehen kannst, wenn es dir beliebt. Und nichts wird gewesen sein."

„Und du?" fragte er.

„Was — ich?"

„Als was wirst du zurückbleiben, wenn ich gehe?"

„Das laß nur meine Sorge sein," rief sie lachend.

Das lag fern ab. Wozu sich schon heute damit den Kopf zerbrechen?

Aber er gab sich nicht zufrieden.

„Es ist etwas Seltsames um dich herum. Ein Hauch von Geheimnis...: Ein — ein — wie soll ich sagen? Ein Schatten wie von einem Unrecht, das dir angetan wird ... Du lebst viel in Gesellschaft, sagst du. Und doch habe ich das Gefühl, daß du einsam bist und vielleicht auch schutzlos ... Wenn ich in dich hineinzusehen versuche, ist mir immer so, als hätten sich rohe Hände an dir vergriffen ... Von nun an soll ich ja als dein Rat und dein Schutz neben dir stehen. Aber ich bin so unerfahren in allen Weltdingen. Es könnte leicht kommen, daß ich, ohne was davon zu ahnen, das Unheil in deinem Leben noch vergrößere. Und das will ich nicht, denn du bist mir ein Heiligtum ... Darum mußt du mir jetzt so viel sagen, wie du irgend darfst — von allem, was du erlebt und gelitten hast ... Willst du?"

Sie fühlte, nun war ein Ausweichen nicht mehr möglich. Die Stunde, vor der sie in Furcht lebte, seit sie ihn kannte, und die sie in unbestimmte Weiten hinauszuschieben gedachte, hatte geschlagen.

Wieder fiel ein Wort ihr ein, das Frau Jula einst gesprochen hatte: „Der Weg in die Gemeinschaft der Ehrlichen zurück führt für uns nur durch die Lüge."

Mit Lügen hatte es begonnen, mit Lügen ging es weiter.

Für einen Augenblick zuckte der Wunsch in ihr auf, ihm die volle Wahrheit zu sagen, doch das war Wahnsinn, das war Selbstmord. Und eigentlich brauchte ja auch nicht einmal gelogen zu werden. Es mußte nur alles ein anderes Gesicht bekommen, das Gesicht von damals, als noch Hoffnung in ihrem Leben geleuchtet hatte, als sie gewesen war, was sie heute zu scheinen trachtete.

„Dunkler muß es sein," sagte sie und löschte die stechend weißen Flammen des Kronleuchters.

Nun streute nur noch der rosenfarbene Schirm der Stehlampe einen Blütenschimmer über sie hin.

Seine Hände in den ihren, den Kopf an seine Schulter gelehnt, begann sie flüsternd und stockend ihre Beichte.

Erzählte von ihrer umhegten, sorgenlosen Kindheit, in der Musik als Fee und als Dämon gewaltet hatte — von der Flucht des Vaters und dem nun beginnenden Elend.

Vorläufig gab es noch nichts zu verschweigen und umzustimmen. Auch der Oberst blieb, wie er war, nur daß sie, alter Gewohnheit zufolge, ab und zu einen General aus ihm machte. Erst als Walter von Prell zum zweitenmal in die Erscheinung trat, erwies es sich als notwendig, neue Farben in das Bild zu mischen ... Denn schon, wenn sie bekannte, daß sie einem fidelen und verlumpten Nichts Seele und Leib in leichtfertiger Liebe zu eigen gegeben hatte, mußte sie in ihres Freundes Achtung unrettbar zu Grunde gehen. Und so wurde aus dem armen, kleinen Tunichtgut ganz von selber ein selig-unseliger, lachender Helde, der schließlich nur darum unterliegen mußte, weil alle finsteren Mächte gegen ihn anstürmten.

Und da sie schon einmal im Zuge war, dichtete sie gleich die Abschiedsstunde hinzu mit tausend Eiden und Tränen und innerlicher Bräutlichkeit und ewigem Nichtvoneinanderlassen.

Auch die Schrecken des Duells, von dem sie ja nie etwas Näheres erfahren hatte, malte sie, wie der Geist es ihr eingab, und ließ den Geliebten gänzlich zum Krüppel werden.

Als er nach Amerika abgedampft war, entschlossen, erst wieder zum Vorschein zu kommen, wenn er im stande sein würde, durch eine Vereinigung für immer die gemeinsame Missetat zu sühnen, hatte er sie als heiliges Pfand einem Freunde übergeben, einem schlichten, tüchtigen jungen Manne, der ganz aus Edelmut und Selbstaufopferung bestand. Dieser war es, der dem Verschollenen zuliebe vor vier Jahren ihr Schicksal in die Hand genommen hatte, der sie umsorgte und in die Welt führte, der mit seltener Uneigennützigkeit das kleine Vermögen verwaltete, das sie aus den Tagen ihres Glanzes herübergerettet hatte, und der ihr in allen Fragen des äußeren Lebens ratend zur Seite stand. Täglich kam er um die Teestunde, sich respektvoll nach ihrem Befinden zu er-

kundigen, geleitete sie auch bisweilen Abends, wenn sie aus Gesellschaft kamen — sein Kreis war ja der ihre geworden — zu einer Zigarette nach Hause, und alle, die sie beide kannten, ehrten und verehrten dieses schöne Verhältnis, dessen Urgrund die edelste Freundestreue war.

So erzählte Lilly Czepanek mit großer Überzeugungskraft und glaubte beinahe selber daran. War es doch in der Tat das ungefähre Bild ihres Lebens, wie es ihr einst von Richard gemalt worden, ehe an dem Abend des Kellermannschen Festes das Gleiten in den Abgrund seinen Anfang genommen hatte.

Von Kellermann und Doktor Salmoni und der ganzen Bande erzählte sie nichts, — das war natürlich, — aber ihrer unglücklichen Kunst gedachte sie mit Trauer und Entzücken — zum letzten Male, wie sie sagte — dann sollte nie mehr davon die Rede sein.

Als sie geendet hatte und mit einem Gefühl zagen Geborgenseins lächelnd und erwartend zu ihm aufschaute, um sein Absolvo zu empfangen, da erschrak sie vor der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Ganz fahl sah er aus, seine Augen brannten zur Decke empor, tiefe Schmerzfalten hatten sich in seine Backen gegraben.

„Glaubt er mir nicht?" fuhr es ihr durch den Kopf.

Da sprang er auf, ergriff das Bild Richards, das im Stehrahmen auf dem Schreibtisch stand, und trat damit in das Lichtbereich der umschirmten Lampe.

Sie wußte, daß er Walter im Sinn hatte und warf schüchtern dazwischen: „Das ist er ja gar nicht."

„Wer ist es denn sonst?"

„Sein Freund — der Fabrikant."

Enttäuscht warf er das Gestell beiseite.

„Hast du denn von ihm kein Bild?"

Ja doch ... Aber wo war es? Das große Pastellbild stand in der Rumpelkammer, das kleine mußte in einer Schublade verkramt sein.

„Ich habe es weggetan," sagte sie entschuldigend, „weil ich's nicht mehr ertragen konnte, es vor mir zu sehen."

Die Gründe ließ sie unklar. So konnte er annehmen, daß die erwachende Liebe zu ihm die Schuld daran trage.

Wie war das alles lächerlich und kläglich!

Am liebsten wäre sie vor ihm niedergesunken und hätte zu ihm aufgeschrieen: „Vergib, vergib — nimm mich, wie ich bin, verwirf mich nicht.“ Statt dessen mußte sie weiter lügen, schamlos, verzweifelt, wie irgend eine Hochstaplerin, die auf der Kippe steht, ertappt zu werden.

„Willst du mir den Gefallen tun, das Bild vorzusuchen?“

„Wozu willst du dich quälen, Liebster?“

„Tu's, ich bitte dich.“

Dagegen gab es keinen Widerspruch.

Sie holte den Schlüssel aus dem Korbe, öffnete aufs Geratewohl die große Lade und wühlte, halb nur hinschauend, in wildem Suchen zwischen den Papieren umher.

Richtig! Da war es ... Seit Jahren hatte sie es nicht mehr gesehen.

Hochmütig und durchtrieben schauten die weißbewimperten Augen sie an, als wollten sie sagen: „Schwindle nur, schwindle. Ich hab's grade so gemacht.“

„Da ist es.“

Er trat mit dem Bilde zur Lampe und starrte lange darauf nieder. Um seine Lippen zuckte es, die Karte wippte mit kurzen, kleinen Stößen in seiner zitternden Hand.

„Gerade so wie ich einmal vor dem Bilde der jungen, reichen Waise stand,“ dachte sie. Doch das war nun lange her.

Dann hörte sie seine Stimme ganz heiser: „Willst du mir eine Frage beantworten, von der viel für mich abhängt?“

„Frage, Liebster.“

„Rechnest du noch immer auf die Wiederkehr deines — dieses jungen Menschen?“

Wo ging das hinaus? Sie fühlte, sie brauchte nur „nein“ zu sagen, und jedes Hemmnis war beseitigt. Aber

wenn sie es tat, dann wurde ja alles sinnlos, was sie von Walter und dessen Freunde erzählt hatte. Wer konnte wissen, ob ihn dann nicht doch der Argwohn packte?

Darum mußte sie sich wohl oder übel zu einem Mittelweg bequemen.

„Manchmal sind mir auch schon Bedenken gekommen," brachte sie zögernd heraus. „Ich warte ja nun schon auf zweie. Der Vater ist ganz und gar verschollen, und der da läßt auch nichts von sich hören."

„Und du hältst dich heute noch für eben so gebunden wie damals?"

Sie fühlte, wie die Schlinge sich enger und enger um sie zusammenzog.

„So antworte doch."

In seinem Ton lag etwas, das jeden Winkelzug zunichte machte. Ihr war, als ginge es um Leben und Tod.

Sie streckte die Arme beschwörend gegen ihn aus.

„Seit ich dich kenne, ist mir alles egal. Wenn du willst, ich soll ihm treu bleiben, dann wart' ich auf ihn — meinetwegen bis an den jüngsten Tag ... Wenn du willst, ich soll ihn mit dem Fuß wegstoßen, das tu' ich dann geradeso."

Er warf den Kopf nach hintenüber und schloß die Augen. Nun stand er genau so wie vorhin im Dunkel des Parkes. Und ihr wurde von neuem Angst um ihn.

„Warum mag er sich bloß so quälen?" dachte sie. Und da erst fiel ihr ein, daß er ja sie und alles, was sie sagte, ernst nahm. Daß er, der selber Herzenstreue übte, sie als ein Lebensgesetz auch aus ihr herauslas ...

Ach, wenn er ahnte!

Sie schämte sich so sehr, daß sie ihn nicht zu fragen, ihm kaum einmal nahe zu kommen wagte.

Gewaltsam riß er sich empor, und auf seiner Stirn brannte der zornige Wille, vor dem sie schon immer Furcht gehabt hatte.

„Höre," sagte er. „Nach allem, was du mir erzählt hast, weiß ich jetzt, daß ich von falschen Voraussetzungen ausgegangen bin ... Du bist *nicht* verlassen, die Welt sündigt *nicht* an dir. Im Gegenteil. Du bist geschützt

und gepflegt und wartest auf eine Zukunft, mag sie vorläufig auch noch unsicher sein ... Das ginge dir natürlich alles durch mich verloren ... Daß sein Freund die Hand von dir ziehen würde, sobald er etwas ahnte, das versteht sich von selbst. Und mit ihm all die andern, die jetzt deine Welt sind."

Sie wollte hellauf lachen, sie wollte einen Hohnpfiff ausstoßen auf alles, was bisher ihr Leben ausgemacht hatte, aber der Laut erstarrte ihr in der Kehle. Denn sie bedachte blitzschnell, daß jede Katastrophe das Elend ihres Daseins unrettbar an den Tag bringen mußte. Nur heimlich und in dunkeln Stunden durfte sie die Seine sein. —

Und er fuhr fort: „Was ich dir dafür zu bieten habe, ist gleich Null. Ich habe nichts als meine Arbeit, das weißt du. Und auch die schwebt noch in den Wolken. Nicht einmal meiner selbst bin ich ganz sicher. Denn bedenk' ich auch das Letzte" — er wandte das Auge zur Seite.

„Ja wenn du mich nicht liebst," sagte sie mutlos.

Er warf sich vor ihr in den Sessel, so daß er, auf dem Polster knieend, mit den Händen ihre Hüften umklammerte.

„Mein Gott, hab' doch Erbarmen mit mir ... Du siehst doch, was ich aushalte ... Mach's mir doch nicht n o ch schwerer ... Aber wenn ich mir fortan sagen muß, Tag für Tag, Stunde für Stunde: Dort drüben in Amerika sitzt einer — der schuftet sich ab für sie und schreibt bloß deshalb nicht, weil er sich schämt einzugestehen, daß er's mit seinem lahm geschossenen Kadaver bis jetzt zu nichts hat bringen können ... wenigstens sehe ich keinen anderen Grund für sein Schweigen ... denn eine wie dich vergißt man nicht ... Und inzwischen sitze ich verstohlen bei dir und halte dich im Arm ... Ich weiß nicht — ich — — — man kann lüdern, man kann ehebrechen, — — für mich wär's nichts, aber meinetwegen ... Nur einem armen Krüppel sein Alles wegnehmen, das glaube ich, kriegt auch der ärgste Lump nicht fertig ... Wie ich's verwinden werde, das weiß ich noch nicht —"

Er sank zusammen, seine Stirn schlug gegen die Kante der Lehne, das Schluchzen schüttelte ihn.

„— aber — besser — gleich — auf der Stelle — als später, — wenn's für beide — zu spät — ist." —

So. Nun war der Schlag gefallen. Wunder wie klug hatte sie's anzustellen geglaubt und sich dabei im eignen Netz gefangen.

„Um Gottes willen!" schrie sie auf. „Soll das heißen, du willst — —?"

Er richtete sich in die Höhe.

„Lebe wohl," sagte er. „Denk an mich in Frieden. Leb' wohl und hab' Dank."

„Wenn ich ihm jetzt die Wahrheit sage, dann geht er erst recht," dachte sie, hilflos um sich blickend.

Seine ausgestreckten Hände warteten, sein Auge hing lechzend an ihr, als könne er damit ihr Bild für immer in sich aufsaugen.

„Ich will mich vor die Tür stellen," dachte sie. „Ich will mich über ihn werfen und ihn mit meinen Küssen ersticken."

Aber das Verlangen, seine Achtung nicht zu verlieren, machte sie zaghaft und klein.

„Noch nicht gleich," bettelte sie, seine Hände umklammernd, „noch eine Stunde, eine Abschiedsstunde — noch eine einzige."

Er löste sich leise und wandte sich zur Tür.

Sie stand in der Mitte des Zimmers hoch aufgerichtet in dem blauen Venusgewande, die Arme, von denen die weiten Ärmel zurückgeglitten waren, in ihrer fruchtreifen Schönheit flehend nach ihm ausgestreckt.

„Wenn er mich so sieht," dachte sie, „dann wird er doch noch mein."

Aber er kehrte sich gar nicht mehr um. Er taumelte. Seine Stirn stieß gegen die angelehnte Tür — — —

Und dann war er mit einem Male wie ausgewischt ... Und ausgewischt mit ihm zugleich alles Licht der Welt ... Ein Bienenschwarm stieg klingend in die Höhe ... Und in der Finsternis, die sie plötzlich umgab, sank sie durch

den Fußboden hindurch immer tiefer — immer tiefer — bis in das Kanalwasser hinab ... ein Keulenschlag traf ihre Stirn ... Und dann war alles aus — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Zuerst schien es ein Vogelgezwitscher. Dann war es das Murmeln einer ungeheuren Volksmenge irgendwo auf einem weiten, sonnigen Platze. — Und dann blieben nur zwei Stimmen übrig. Eine männliche und eine weibliche, die eifrig miteinander tuschelten.

Die Köchin — Grete hieß sie — und der verschmitzt lächelnde Diener. Natürlich, die beiden.

Und der Oberst wird auch gleich hereinkommen und sie zur Frau haben wollen.

Gleichzeitig senkte sich etwas Kühles, Feuchtes wohltätig auf den schmerzenden Kopf. Gerade so wie damals ...

„So muß ich also das alles noch einmal durchmachen," dachte sie erschreckend, und dann fing sie zu weinen und zu flehen an: „Ach bitte, Herr Oberst, lassen Sie mich gehen. Ich bin ja viel zu schlecht für Sie! Ach, lieber Herr Oberst!"

„Um Gottes willen, sie spricht irre," sagte die männliche Stimme, die aber durchaus nicht die jenes greulichen Dieners war.

Ach, wie wohlig lag es sich im Bannkreis dieser Stimme, in der ein Klang von Heimat sorgend zitterte!

„Er ist also doch nicht gegangen," dachte sie und wühlte sich beruhigt in den Kissen zurecht, die man ihr als Nackenstütze auf den Teppich gelegt hatte. Wenn sie seinen Vornamen gewußt hätte, so würde sie ihn jetzt angerufen haben. Aber den wußte sie noch immer nicht. Man mußte sich wahrhaftig schämen. Und darum hob sie nur die Arme ein wenig nach ihm hin.

Da kniete er auch schon neben ihr und streichelte ihr die Hände.

Sie müsse sich ruhig halten, ganz ruhig halten.

„Wird nun alles wieder gut werden?" fragte sie, in seligem Frieden zu ihm auflächelnd.

Ja. Ja. Alles würde gut werden. Man würde schon Mittel und Wege finden, auf daß man beieinander bleiben könne. Wie zwei Freunde, wie Geschwister, — nur nicht trennen, nur nicht trennen! So grauenhaft zu quälen brauche sich niemand.

Schaudernd gedachte sie des Augenblicks, da das Licht ringsum erloschen und sie selbst in die nasse, schmutzige Tiefe hinabgesunken war.

So wäre das Leben geworden ohne ihn.

Nun aber würden sie als Bruder und Schwester in schuldloser Heiterkeit, befreit, geläutert, der Morgensonne entgegenwandern.

Kaum auszudenken war das Glück.

Seltsam nur, daß keiner von ihnen schon früher darauf gekommen war.

Sie tastete nach seinem Unterarm und nestelte mit einem Seufzer der Zufriedenheit die linke Wange in seine hohle Hand.

Aber Adele, die so lange rücksichtsvoll zum Fenster hinausgeschaut hatte, fand, da die Stirnwunde noch blute, müsse der Umschlag erneuert werden.

Und das geschah denn auch.

XIV

In der Entwicklung des Menschen hat jeder Frühling sein eigenes Bild und seine eigene Geschichte.

Jeder findet ihn anders, jeder wühlt neue Tiefen auf und öffnet neue verborgene Wunden. Der eine geht an ihm vorüber als ein leeres und dumpfes Spiel, weil er selber gerade dumpf und leer ist, — ein anderer quält ihn mit tausend fruchtlosen Mahnungen, weil er von der Schuld gegen sich selber nichts heimzuzahlen vermag, — ein dritter findet ihn matt und aufgeweicht wie ein Ackerfeld, das sich von Wintersnöten nicht erholen kann, — und wieder einer jubelt trügerische Befreiungs- und Erlösungshymnen ins Herz, als ob e r befreien und erlösen könnte.

D e r Frühling aber ist der schönste, den wir kaum gewahren vor dem Frühlingsglück in uns, dessen Keimen und Sprießen nur ein zufälliges Abbild scheint des Keimens und Sprießens in unserem eigenen Innern, und der gleichsam nur den Geleitston liefert für das gewaltige Werden, das uns Geist und Seele weitet und jeden Tag aufs neue die Grenzen unseres Wesens sprengen will.

Ein solcher Frühling war über Lilly hereingebrochen.

Alles bekam ein neues Gesicht. So krause, lachende Fratzen hatte die Morgensonne noch niemals an die Wände gemalt, in so violetten, schmachtenden Dämmer hatte noch nie ein Regentag die Welt gehüllt. ... Noch niemals waren Menschengesichter, mit so viel hoffender Festlichkeit geschmückt, an ihr vorbeigeglitten, noch niemals hatte in dem lärmenden Wirrwarr der Straße sich so viel tätiger Lebensjubel ansteckend offenbart.

Ja, zu tun gab es auch für sie mit einemmal unmenschlich viel.

Jede Stunde war vollgefüllt mit frohen und dringenden Geschäften. Wer ihr in den letzten Jahren gesagt hätte, daß sie noch jemals in die Lage kommen würde, mit brennenden Backen und fieberndem Hirn Namen und Jahreszahlen, Lebensgänge und Arbeitsreihenfolgen, Dichtersprüche und Fremdwörter wahllos in sich hineinzutrichtern, den würde sie nicht schlecht ausgelacht haben.

Aber sie durfte sich ja beileibe nicht lumpen lassen. Wie sie damals mit Giottos Namen Bescheid gewußt hatte, so mußte sie jederzeit einen Widerhall geben können, wenn es von ihr erwartet wurde. All die Lernbegier, die seit Jahren durch innere Einsamkeit und das Gefühl zwecklosen Mühens zurückgestaut worden war, quoll jetzt hervor. Und ihr Geist — wie ein ausgehungertes Brachland — schluckte alles hinunter, was man ihm bot, und konnte nicht satt werden. Sie brauchte nicht einmal die mindeste Mühe aufzuwenden — sie hatte nur nötig, sich vorzustellen, wie sie ihm davon erzählen würde, und es blieb sitzen ganz von selber.

Das alles betrieb sie mit größter Heimlichkeit. Denn Konrad durfte ja nicht ahnen, — ja, er hieß Konrad, Konrad hieß er! — wie funkelnagelneu ihre Weisheit aus der Werkstatt gekommen war. Auch in die Museen schlich sie nur verstohlen, weil er glauben sollte, daß sie von altersher darin zu Hause wäre. Daneben gab es manches Stück uralter Musik durchzuüben, das er für seine Zwecke zu hören wünschte. Und oft segnete sie Papas strenge Hand, die sie einst lange Nächte hindurch auf den Klavierstuhl niedergezwungen hatte.

Sie waren nun sehr viel zusammen.

Jeden zweiten Abend — das verstand sich von selbst.

In den Nachmittagsstunden vermied er es zu kommen. Die gehörten dem Freunde ihres Bräutigams. Das wußte er. Aber Mittags schlüpfte er oft einmal auf einen Sprung zu ihr herauf, brachte ihr ein Buch oder eine Blume und verlangte einen Tropfen Musik. Zum Essen blieb er nicht, so oft sie ihn auch darum gebeten hatte. Überhaupt schien er sich in ihren Räumen nie-

mals ganz ruhig zu fühlen, er ging unaufhörlich umher, sah alsbald nach der Uhr und war wieder draußen. In den ersten Zeiten kränkte sie sich, dann fragte sie neckend, ob er glaube in Feindesland zu sein, und schließlich ließ sie ihn gewähren.

Ach, noch immer kannte sie sich nicht in ihm aus! Noch immer zeigte ihr jeder Tag neue und seltsame Seiten seines Wesens.

Er war noch sehr jung. Nicht bloß an Jahren. Mit denselben fünfundzwanzig, die er zählte, war ihr schon mancher kalte und blasierte Greis begegnet. Seine Jugend saß ihm tief innen. Er hatte eine Leidenschaftlichkeit des Denkens, wie sie ihr nie bisher in einem Menschen begegnet war. Die Ideen erschienen ihm wie greifbare Wesen, mit denen er sich auseinandersetzen mußte, Brust gegen Brust, die er festhielt und ans Herz zog oder mit dem Fuße von sich stieß, je nachdem sie sich seiner Geistesrichtung als freundlich oder feindlich erwiesen. Und Freund oder Feind waren ihm auch alle großen Denker und Schöpfer der Vorzeit. Er verkehrte mit ihnen wie mit Lehrern und Genossen, verhimmelte oder verachtete sie, ließ sich Zurechtweisungen von ihnen gefallen oder hänselte sie.

Es war in seinem Denken und in seiner Rede ein immerwährendes Fluten und Gegeneinanderprallen, eine Wirrnis von Widersprüchen, ein gewaltsames Wegbahnen, eine Art von grausamer Jagdfreude. Keiner Erscheinung, geistig oder körperlich, stand er gleichgültig oder teilnahmlos gegenüber. Allenthalben sah er Probleme, die gelöst werden mußten, Streitfragen, zu denen Stellung zu nehmen war. Er liebte oder er haßte. Dazwischen gab es kaum eine Empfindung für ihn.

Und sie folgte ihm darin mit der ganzen Inbrunst der Schülerin und der Geliebten. Barg jeden seiner Gedanken und ließ ihn Wurzel schlagen oder absterben, wie der Zufall es wollte. Es war des Reichtums zu viel. Man brauchte nicht Sorge zu tragen.

Von seinen persönlichen Verhältnissen sprach er umso weniger, — aber nicht aus Mißtrauen oder Verschlossenheit,

sondern weil er sie als unwichtig betrachtete. Lilly mußte alles aus ihm herausfragen.

Die Bilder der Eltern, denen er eine schwärmerische, aber etwas gestaltlose Verehrung ins Grab nachsandte, schienen erheblich verblaßt.

An ihre Stelle war der Onkel getreten, jener reiche Selfmademan und Weltenfahrer, dessen Erbe er einstmals antreten sollte, und der ihm ja auch schon jetzt eine anspruchslose, aber von jeder Rücksicht freie Existenz ermöglichte.

Über das innerliche Verhältnis der beiden konnte sie nicht recht ins klare kommen. Manchmal schien es, als ob er den alten Herrn zärtlich liebe, ein anderes Mal drängten sich skeptische, fast bittere Urteile dazwischen, die bewiesen, daß eine tiefgehende Verschiedenheit der Naturen vergebens nach Ausgleichung gesucht hatte.

Freunde besaß er nur wenige, — alte Studiengenossen, von denen jeder seine Wege ging, — und in Familien war er gar nicht zu Hause.

So konnte er seine ganze Freiheit Lilly zu eigen geben.

In den Restaurants — am häufigsten in jener kleinen italienischen Weinstube — saßen sie beisammen, bis der Kellner die Lichter über ihnen ausdrehte, und wunderten sich noch, — sie wären ja eben erst gekommen.

Oder sie kauften sich ihr Abendessen beim Fleischer und beim Bäcker für wenige Groschen lachend zusammen und wanderten aus dem Flugstaub der Stadt in den dämmernden Tiergarten hinaus. Dort suchten sie sich eine leere Bank, die ein wenig abseits von den großen Wegen stand und doch nicht allzu verschwiegen war. Nur dann, wenn ab und zu die dunklen Liebespaare wie Schatten in der Unterwelt an ihnen vorüberglitten, fühlten sie sich geborgen. Bekamen sie Nachbarschaft, so war es auch recht. Denn bald wußten sie aus Erfahrung: Lange hielt keines der Pärchen neben ihnen aus; die brauchten alle Nacht und Einsamkeit viel dringender als sie.

Dann, wenn das lichtgrüne Blattwerk, das auf dem grauen Gezweig noch immer ganz unvermittelt saß, als

habe es da eigentlich nichts zu suchen, allmählich zu einer schwarzzackigen Schattenmasse zusammenschmolz, wenn dahinter die Flammen des Abendhimmels im dunklen Purpur der Nacht erstickten, wenn die Nachtigall — manchmal nur wenige Fußbreit von ihnen — ihr Lied sang, dann saßen sie Schulter gegen Schulter geneigt und warteten die Sterne ab, die immer später und immer seltener das Zwielicht durchbrachen.

Dann schossen die Gedanken über Bilder und Musik, über nordisches Sagengeröll und italische Blütengefilde weit hinaus, — dann taten zagend und stammelnd Unendlichkeitsfragen sich auf und wurden mit den klaren, sicheren Erkenntnissen einer jungfrohen Freigeisterei prompt zugedeckt.

Was es mit dem Weltall auf sich habe und der Unsterblichkeit und der Menschenseele und mit Gott, dem Allmächtigen selber, das erfuhr Lilly jetzt ganz genau.

Oft erschien sie sich frierend und allein gelassen in einer weiten, eiskalten Wüste, in der es keinen Gottvater und kein Fortleben und noch viel weniger einen heiligen Joseph gab.

„Was du glaubst, das ist wohl gar der Atheismus?“ fragte sie furchtsam.

„Wenn du es so nennen willst,“ erwiderte er lachend.

So war sie also fortan eine Atheistin, — eine von denen, die nach dem Glauben der Kirche in der untersten Hölle brieten. Aber wenn er im Banne dieser Erkenntnis nicht verzweifelt war, so konnte auch sie ihn auf sich nehmen. Und der Gottverlassenheit schaute auch sie ins Auge.

Nur um den heiligen Joseph tat es ihr leid.

Wiewohl sie schon lange nicht an ihn gedacht hatte, schade war es doch, daß sie nun nie mehr im Leben sich zu ihm flüchten durfte, im Leide nicht und nicht im Glück — wenigstens nie, ohne sich vor sich selber schämen zu müssen. Jetzt grade, da sie manchmal zu ersticken glaubte vor der Überfülle des Erschauten und Gefühlten, jetzt grade hätte sie ihn so nötig brauchen können.

Denn auch die hohe Kunst, in die Konrad sie hinein-

schauen ließ, beschwichtigte nichts, sondern peitschte sie nur, ob auch zu immer neuen Wonnen.

Gemeinsam hörten sie alles, was die Frühlingszeit an großen Orchesterwerken noch bescherte. Die Eroica und die Brahmssche Zweite und eine Griegsche Holdseligkeit, die über alles Sagen schön war.

In den Konzertsälen standen sie inmitten des Gedränges der billigen Plätze, die sie beide liebten, die Handrücken wie zufällig aneinandergeschmiegt, und telegraphierten sich mit einem leisen Druck alles, was durch einen verborgenen Liebreiz, durch ein vielsagendes Anläuten ihre Seelen traf.

Was waren das für Stunden!

Und was für Stunden waren das, wenn sie in den Theatern hoch oben auf dem Olymp — dort konnte sie von keinem der Bande gesehen werden — an Konrads Seite saß! Jetzt, da Shakespeares zeitlose Gestalten, da Wagners lichte Märchenwirklichkeiten an ihr vorüberwandelten, erkannte sie erst recht, wie unendlich arm ihr Leben bisher gewesen war.

Auch zu den Modernen führte er sie.

Am meisten von allem, was sie sah und hörte, durchschüttelte sie Rosmersholm.

Sie mit ihrem verborgenen Verschulden war Rebekka, er in seiner ahnungslosen Reinheit war Rosmer. Sein hochgestimmtes Gefühlsleben ging, wie es dort geschah, in immer stärkerem Maße auf sie über. Wenn nun aber auch der Schmutz, der auf ihrem Dasein lagerte, sich allmählich von ihr zu ihm hinüberwälzte, mußte sie da nicht sein Dämon, seine Verderberin werden?

Dieser Gedanke war gar nicht zu ertragen. Schon während der Vorstellung weinte sie so sehr, daß die Nachbarn auf sie aufmerksam wurden und Konrad ihr den Vorschlag machte, sie hinauszuführen. Aber mit Empörung wies sie den Gedanken von sich.

Beim Heimweg schwankte sie, halb getragen von seinem Arm, noch immer schluchzend, das Flußufer entlang, das er gewählt hatte, weil es dort stiller und dunkler war.

Als sie über die Spreebrücke kamen, blieb sie stehen und konnte nicht satt werden, in die dunkle, lebendige Tiefe hinabzustarren. Er ließ sie gewähren. Als sie aber — um zu sehen, wie's tut — an den klingenden Zacken des Eisengeländers emporzuklettern begann, da zog er sie mit Gewalt von der bedenklichen Stelle.

„Was hilft es?" dachte sie. „Wenn er erst alles weiß, so muß ich ja d o ch da hinunter — und dann allein."

Und noch ängstlicher als bisher war sie täglich und stündlich darauf bedacht, daß ihn so lange als irgend möglich nicht der leiseste Verdacht anwandle.

Ihrer großen Unwissenheit schämte sie sich nicht — und sie bekämpfte sie ja auch nach Kräften — aber daß der saloppe und cynische Ton, an den sie sich durch den langen Verkehr mit der „Bande" allmählich gewöhnt hatte, durch diese oder jene Redewendung gelegentlich zum Vorschein kommen würde, davor lebte sie in steter Furcht.

Die kleine, sorgsame Strenge der Wohlerzogenheit, die sie aus den Resten ihrer einstigen Seelenverfassung hervorholte, tat ihrem lässig gewordenen Wesen gut. Und so kam ihr auch etwas von der inneren „Hoheit" wieder, die sie damals beim Beginn ihrer Beziehungen zu Konrad von sich gefordert hatte. Aber diesmal nicht als eine fade und gezierte Komödienspielerei, sondern als der Ausfluß des Feinsten und Zartesten, das sie noch ihr eigen nannte.

Vieles, was so lange ihre Gedanken beherrscht hatte, wurde ihr unverständlich, vor allem der Hang, der von ihren Gefährten auf sie übergegangen war, alles, was in ihren Gesichtskreis trat, auf das Gebiet des Erotischen hinüberzuspielen.

Mit staunenden Augen sah sie jetzt hinter diesem engen Wirbel von Triebvorstellungen und müßigen Phantasien neue und immer neue unendliche Welten aufgetan. So viel Großes und Schönes, das gefühlt und genossen werden mußte, war plötzlich da, daß sie nicht einmal Zeit fand, sich des Gewesenen zu schämen.

Nur wenn sie sich daran erinnerte, wie sie ihn einst zu küssen gewagt hatte, dann rieselte ihr wohl die Scham heiß den Nacken entlang. Und die Sorge packte sie, dies wilde Sichvergessen könne als ein Makel ihres Bildes in ihm sitzen geblieben sein.

Doch nicht das leiseste Anzeichen fand sich dafür, daß er nicht ebenso wie sie an ihn, mit Achtung und Verehrung an sie dachte. Und dieser gegenseitige Respekt, der wie ein weicher, lichter Flor zu allen Zeiten zwischen ihnen hing und ihr das Angesicht des geliebten Mannes immer nur undeutlich zeigte, gleichsam hinter Nebeln von Glück und Bangigkeit verborgen, der war auch gleichzeitig das, was der eigenen Fehle Vorwurf und Schärfe nahm.

Von Liebe durfte nun nie mehr zwischen ihnen die Rede sein. Ein holdes, doch etwas befangenes Bruder- und Schwesterspiel war an ihre Stelle getreten. Auch mit dem Worte „Freundschaft“ warfen sie um sich, priesen deren heiligende Kraft und machten sehr ernsthafte Gesichter dabei, als wüßten sie nicht im mindesten, was sie darunter verstanden.

Schwer blieb es freilich, Konrads körperliche Nähe zu ertragen. Die einzige Zärtlichkeit, die er sich bisweilen gönnte, war, daß er beim Nebeneinandersitzen den rechten Arm leise um ihre Schulter legte. Und obwohl sie sich gern noch viel fester an ihn geschmiegt hätte, so mußte sie ihm doch schließlich wehren, denn die Engigkeit, die ihre Brust alsdann zusammenschnürte, wuchs allgemach zur Qual.

Nie mehr wagte sie im entferntesten daran zu denken, daß sie ihn einst vielleicht zum Geliebten haben könnte. Wenn sie Nachts nicht einzuschlafen vermochte, dann malte sie sich aus, wie sie den Kopf unter seine Achsel legen und so allgemach hinüberdämmern würde, — und das bot ihr Seligkeit genug.

Kaum irgend ein verbotenes Gebiet gab es noch, das ihre Phantasien scheu umstreichen konnten. Es war, als habe die Keuschheit des jungen Mädchens, die die Altersgier ihres Mannes einst jäh zerrissen hatte, die erzitternde

Seele aufs neue in ihre gnädigen Schleier gehüllt. Und auch der goldene Überfluß des Denkens und Empfindens, der Märchenglanz, den jedes Ding der Welt ausstrahlte, die lachende Wichtigkeit, die jede winzige Begebenheit erhielt, die hoffende Unruhe, die sich keine Rechenschaft gab, worauf sie hoffte, alles das war mädchenhaft, war, wie sie es in längst vergessener Zeit schon einmal erlebt hatte.

Wäre nur ein einziges Menschenkind dagewesen, das sie zum Vertrauten ihres Glücks und ihrer Sorgen hätte machen können, so würde sie sich ganz glücklich gefühlt haben.

Und dieses Verlangen, sich mitzuteilen, wuchs so sehr, daß sie es nicht mehr zu bewältigen vermochte. Schon mehr als einmal hatte sie sich darüber ertappt, wie sie im Begriffe gewesen war, Richard in ihre Heimlichkeiten einzuweihen. Das wäre dann wohl ein rasches Ende geworden. — —

Eines Tages faßte sie sich ein Herz und fuhr nach dem fernen Süden zu ihrer einstigen Wirtin, um ihr das große Erlebnis anzuvertrauen.

Die alte Freundschaft war niemals ganz eingeschlafen. Wenn man sich auch nur selten sah, so hatte Lilly durch Grüße und kleine Geschenke doch reichlich dafür gesorgt, daß sie in guter Erinnerung blieb.

Das möblierte Fräulein dieses Jahres öffnete ihr.

Frau Laue saß wie immer vor dem langen, weißen Arbeitstisch, mit den benäßten Fingerspitzen zwischen den plattgedrückten Blumenhäuflein und dem leimglänzenden Schirmlappen eifrig hin und her tippend. Sie ließ sich auch nicht stören, als Lilly sich neben sie setzte und die süße Mitbringe, ohne die sie niemals einzukehren pflegte, vor sie hin schob.

„Lassen Sie man, Kindchen,“ wehrte sie ab. „Jeder Bissen mehr ist eine Blume weniger. Unsereins muß mit dem Essen warten bis zum Feierabend. Denn unsereins hat keinen, der für uns sorgt und uns hält wie eine Prinzessin. Einen einzigen Tag lang möcht' ich's noch einmal

so haben wie Sie, ehe ich in die Grube runter muß ... Spazierengehen vom frühen Morgen an und als Arbeit nichts wie ein paar Goldfischchen füttern."

„Als ob das das Glück wäre!" seufzte Lilly.

„Sie wollen sich wohl noch über Ihr Schicksal beklagen?" rief Frau Laue, in Zorn geratend. „Wenn ich Sie wäre, würde ich allstündlich die Hände zum Himmel aufheben zum Dank dafür, daß er mir einen solchen Freund geschenkt hat."

„Und Sie meinen, damit wären alle Hoffnungen erfüllt?" fragte Lilly.

„Ja, was wollen Sie denn überhaupt noch?" schalt — immer tippend — Frau Laue. „Heiraten kann er Sie doch nicht mehr, und mit dem Heiraten ist es überhaupt faul, wenn man so vielerlei durchgemacht hat wie Sie. Aber passen Sie auf, wenn Sie sich immer hübsch brav halten, setzt er Ihnen noch mal 'n Kapital aus, so daß Sie Ihr Lebtag davon zu zehren haben."

„Also nur noch auf Pensionsberechtigung hätt' ich loszusteuern?" fragte Lilly.

„Na, was denn sonst?"

„Ich könnte mir wohl noch manchen anderen Lebenszweck denken."

„Welchen denn? Wo denn? ... Arbeiten? ... Probieren Sie mal, wie das tut, wenn man jahrelang bloß immer lauter Gefühl gewesen ist. ... Oder 'nen neuen Liebhaber nehmen? Da könnten Sie erst recht was Gediegenes erleben. ... Das eine sag' ich Ihnen, Kindchen, daß Sie nie den Gedanken an irgend eine andere Mannsperson aufkommen lassen. ... Wenn Sie das täten, Blumen zu kleben verdienten Sie wie ich — sechzehn Stunden täglich — bis Sie verrecken."

Und während sie rastlos ein Pflänzchen nach dem andern auf dem Leimpapiere Wurzel fassen ließ, erging sie sich weiter in wohlmeinenden Ermahnungen voll Eifer und Strenge.

Lilly erhob sich fröstelnd.

An diesem Platz war nichts mehr für sie zu hoffen.

Sie schaute sich um, plötzlich ganz fremd geworden, und dachte bei sich: „Hierher komm ich nie wieder“.

— — — — — — — — — — — — — —

Als am nächsten Morgen der unruhige Wunsch nach Herzausschütten und Sichberatensehen von neuem und quälender denn je in ihr erwachte, fiel ihre Freundin Jula ihr ein.

Die kluge und heißblütige kleine Frau hatte sich zwar schon seit einiger Zeit den gemeinsamen Streifereien fern gehalten — man wußte nun gar nicht mehr, was sie trieb, auch ihr Rotkopf wollte nicht mit der Sprache heraus — aber Lilly war sicher, daß sie ihr, wie es auch gehen mochte, das bißchen verständnisvolle Mitfreude, das ihr not tat, nicht vorenthalten würde.

Es dauerte lange, bis sie sich zu ihr fand.

Das kokette, gelbseidene Nest, das der Rotkopf ihr in der Nähe der „Linden“ eingerichtet hatte, war verlassen.

Die gnädige Frau wäre vor kurzem nach einem Vorort übergesiedelt, sagte der Portier, den Lilly befragte. Sie hätte gemeint, die Gegend wäre ihr zu gefährlich, was doch gar keinen Sinn habe, denn Tag und Nacht würde die Straße nicht leer.

Lächelnd ließ Lilly sich die Adresse aufschreiben und fuhr zu Frau Jula hinaus.

In einem umbuschten Villenwinkel, dort, wo die Philosophen und die Dichter hausen, hatte sie eine kleine, sehr ernst dreinschauende Wohnung inne, die von Büchern und Schreibereien und den Büsten großer Männer überquoll.

Auch sie selbst schien sehr verändert.

Statt des wirren Gestrudels, das früher die Stirn im Bogen kraus umwölbt hatte, zogen sich zwei mit dem Eisen glatt gezogene Strähnen über die Schläfen hin und endeten in runden, die Ohren verdeckenden Biedermeierknoten, die ihr einen beängstigenden Stich ins Tugendliche gaben, obwohl sie gerade in der Welt, in der die Tugend aus Gründen der Ästhetik geringen Kurswert hat, zur Zeit als höchste Mode galten.

Wohl kam sie Lilly wie früher mit ausgestreckten Armen entgegen, aber ihre Herzlichkeit schien nicht ganz echt. Und die Wiedersehensfreude, die aus ihren Augen leuchtete, hatte etwas Zerstreutes und Verschmitztes, als wäre sie innerer Vorbehalte voll.

Ohne nach Lilly zu fragen oder ihr Aussehen irgend einer Aufmerksamkeit zu würdigen, fing sie, wie aus der Pistole geschossen, von ihren eigenen Angelegenheiten zu reden an.

„Es wird Sie überraschen, aber ich kann Ihnen nicht helfen," sagte sie, „ich habe Ihnen gegenüber einstmals aus meinen kleinen Gewissensängsten kein Geheimnis gemacht, — eigentlich sind sie ganz überflüssig gewesen, denn was Besonderes hatte ich ja nie pekziert, —"

„Na, na," dachte Lilly.

„— darum sollen Sie jetzt auch die erste unseres ehemaligen Kreises sein, —"

„Ehemalig?" dachte Lilly.

„— die etwas von meiner Rückkehr zu einem geordneten Leben erfährt. Also, ohne viel Umschweife: ich verheirate mich wieder."

„Mit Ihrem Rotkopf?" fragte Lilly in freudiger Teilnahme.

„Na, das nun gerade nicht." — Mit einem herablassenden Lächeln besah sie ihre Fingerspitzen. — „Mein Rotkopf gibt seinen Segen dazu, aber damit ist seine Rolle auch zu Ende gespielt."

„Mit wem also sonst?" fragte Lilly, ihre Verblüffung niederkämpfend.

Nun wurde Frau Jula doch ein wenig bedenklich.

„Ja, das ist eine lange Geschichte," sagte sie zögernd, „und um sie ganz zu verstehen, müßten Sie mehr von den Ereignissen wissen, die in den letzten zwei Jahren mein Leben ausgefüllt haben. ... Ist Ihnen vielleicht einmal zufällig eine Schriftstellerin Klarissa vom Winkel begegnet?"

Lilly erinnerte sich, den Namen bisweilen in strengen und altbackenen Familienzeitschriften gelesen zu haben,

die ihr in Cafés und Konditoreien zum Bilderbesehen gereicht worden waren.

„Nun sehen Sie: diese Klarissa vom Winkel, die sich im Gegensatz zu den verderblichen neumodischen Liebesanschauungen als Verfechterin einer schlichten und volkstümlichen Moral einen höchst annehmbaren Ruf erworben hat, — bin ich."

Lilly war viel zu sehr im Bann der eigenen Geschicke, um dem Humor dieses Geständnisses die nötige Würdigung schenken zu können. Nur eine lächelnde Ahnung von dem schnöden Possenspiele, welches das Leben mit uns Menschenkindern treibt, dämmerte in ihr auf.

„Sie müssen mich darum nicht etwa für eine Bekehrte halten, eine Betschwester oder so," sagte Frau Jula fortfahrend mit einer gewissen kleinen Würde des Tones, die ihr ebenso niedlich zu Gesichte stand, wie ihr treuherziger Cynismus von ehedem. „Es hat niemals einen besonderen Tag von Damaskus in meinem Leben gegeben, vielmehr wohnten sozusagen schon immer zwei Seelen in meiner Brust; die eine, die" — sie zögerte ein wenig — „nun, die Sie ja kennen, und eine andere, die für Selbstbeschränkung und weiße Damastservietten und dergleichen zu haben war.... Darum imponierte mir Ihre ahnungslose Herzenstreue, meine teuerste Lilly, schon immer so sehr. Sie besinnen sich wohl auch, daß ich Ihnen aufs dringendste anriet und einprägte, unter allen Umständen an dieser Treue festzuhalten, die für uns Frauen nun einmal die Krone des Lebens ist. Genau so sagte ich damals. Besinnen Sie sich?"

Hierauf besann sich Lilly zwar nicht, aber auf manches andere besann sie sich, das gar wenig damit in Einklang stand. Ihr wurde ganz ängstlich zu Mute. Die neue Weltanschauung, die ihre Freundin sich angeschafft hatte, schien wenig dazu angetan, um ihr in den Glücksnöten, durch die sie hergetrieben worden war, eine Quelle des Friedens zu sein.

„Doch um weiter von mir zu erzählen!" fuhr Frau Jula fort. „Durch meine Aufsätze und Novellen, die immer

gleich Absatz fanden — besonders wenn ich sie selber auf die Redaktionen trug — befand ich mich alsbald auf dem besten Wege, mir ein kleines Vermögen zu erwerben. Und mein Rotkopf wurde nicht viel mehr als eine Dekoration für mich. ... Denn das ist ja eben das Schöne an der Tugend: für den, der's versteht, ist sie bei weitem einträglicher als die Sünde;" — dabei wischte sie sich in ihrer verschmitzten Weise mit dem roten Züngelchen die Lippen, machte aber ein ganz ehrbares Gesicht dazu, — „und bei Gelegenheit meiner Geschäftsgänge hatte ich auch das Glück, meinen demnächstigen Gatten kennen zu lernen. ... Mit dem ersten — dem Schauerbock da hinten — Sie wissen — liege ich endlich in Scheidung. ... Dieser hier ist der Herausgeber einer jüngst begründeten Hausfrauenzeitung, die für stilles, häusliches Wirken eintritt und schon sehr schöne Annoncen hat ... Er ist ein Mann von hohen Geistesgaben und einer moralisch sehr gefesteten Lebensauffassung, die, wie Sie bemerkt haben werden, nicht ohne Einfluß auf mich geblieben ist."

Dabei machte sie ein kleines Doppelkinn und verschränkte die Hände über dem Schoß.

„Und wie sind Sie mit — Ihrem — alten Freund auseinondergekommen?" fragte Lilly, die über all dem Neuen und Seltsamen ihr eigenes Anliegen schon beinahe vergaß.

„Auseinandergekommen? ... Was reden Sie da bloß?" erwiderte Frau Jula und strahlte wieder in sonniger Torheit. — „Einer solchen Herzlosigkeit würde ich mich doch nicht schuldig machen ... und wenn ich auch vorhin sagte, seine Rolle sei ausgespielt, so wörtlich ist das nicht gleich zu nehmen. ... Was sollte der arme Kerl mit seinem kranken Magen wohl machen, wenn ich ihm nicht ab und zu einen Platz an meinem Familientisch einräumen wollte? ... Was sehen Sie mich so erstaunt an, Lillychen? So was ist alles zu managen. ... Erstens hab' ich meinem Bräutigam geschworen, daß der Rotkopf mir immer nur ein brüderlicher Freund gewesen ist — so was schwören wir Frauen ja alle und werden noch nich mal rot dabei; —"

Lilly nickte nachdenklich. Sie hätte an jenem Abend ohne Besinnen auch einen Meineid geleistet, wenn er von ihr verlangt worden wäre.

„— und zweitens, wie ich Ihnen im Vertrauen sagen will, ist er mit einem nicht unbeträchtlichen Kapital an der Gründung der Zeitung beteiligt. ... Die beiden Herren sind also sozusagen Kompagnons geworden. ... Ich habe das mit Absicht so eingerichtet, weil es mir für die Dauer der allseitigen freundschaftlichen Beziehungen als die beste Bürgschaft erschien. ... Machen Sie nicht so große Augen, Süßes. ... Das Leben besteht aus Kompromissen. ... Ein jeder Vogel polstert sein Nest. Und wenn Sie etwa denken, daß ich vor Enthüllungen Angst habe, — über so was zuck' ich die Achseln. ... Tragik ist 'ne einfache Geschmackssache. M i r schmeckt sie nich, und darum existiert sie auch nich. ... Ich sag' immer zu mir: ein Lächeln muß man auf der Stirn tragen, aber darunter muß sie von Eisen sein."

Lilly spürte ein kleines Übelbefinden.

„Wenn man nur um solchen Preis die Tragik aus seinem Leben ausmerzen kann," dachte sie, „dann ist mir das Unglück, das ich mal 'runterschlucken werde, lieber als all dies Glück."

Sie stand auf.

Mochte diese Frau an Kraft des Geistes und des Willens noch so weit über sie hinausragen, mochte sie mit beiden Füßen schon wieder im ehrbaren Leben stehen, sie war nicht mehr dazu angetan, ihr eine Freundin zu sein.

„Jedenfalls wünsche ich Ihnen aufrichtig," sagte sie, „daß Ihre Zuversicht sich immer bewähren möge."

Frau Jula schlug mit der Hand in die Luft.

„Pah," machte sie, „bei d e m Mannsvolk! Wer die Welt kennt, ist ein Weiberfresser, und wer zu den ‚Edlen' gehört, der ist 'n Trottel. ... Mit den beiden Klassen werd' ich immer noch fertig."

„Es dürfte wohl auch noch eine dritte geben," sagte Lilly gereizt, als wäre Konrad hiermit beleidigt worden.

„Möglich!" erwiderte Frau Jula mit einem Achsel=

zucken. „Ich kenn' sie nich" — und dann beide Hände um Lillys Taille legend: „Sagen Sie mir, Kindchen, ganz im Vertrauen: wenn Sie mich so ansehen und mit früher vergleichen, finden Sie, daß ich posiere?"

„Aufrichtig gesprochen," bekannte Lilly, „anfangs schien es mir so."

Frau Jula seufzte.

„Ja, ja, man wächst schwer in ein Kleid hinein, das nicht für einen gemacht ist. ... Einen gewissen sittlichen Ehrgeiz hat wohl ein jeder — und der sogenannte Amoralist am meisten. — Aber eines möchte ich doch gerne wissen: was eigentlich das Wertvollere an mir ist, das Laster von ehemals oder die Tugend von heute."

Dabei lächelte sie wehmütig und schlau zu Lilly empor.

Die antwortete nicht mehr. Hinter diesem kleinen, vergnüglichen Wirrsal stand ihr eigenes Glück hoch und drohend wie eine Gewitterwand.

Als sie sich auf der Straße befand, umfing das Gefühl ratlosen Alleinseins sie stärker denn je. Und doch freute sie sich, daß sie geschwiegen hatte. Sie wußte: Hätte sie das Bild des Geliebten dem schlauen Verstehen Frau Julas preisgegeben, sie würde es nur entweiht zurückerhalten haben.

Aber nun gab es wirklich und wahrhaftig keinen mehr, dem sie sich anvertrauen konnte. — — —

Ein paar Tage später, als sie gedankenlos nach täglicher Gewohnheit die Zeitung überflog, geschah es, daß ihr Auge auf einem Satze haften blieb, der mit plötzlicher Erleuchtung in ihre Seele schlug: „St. Josephskapelle — Müllerstraße — Abendandacht" und so weiter.

Ihr alter, langvergessener Freund lebte also noch immer. Er besaß sogar seine eigne Betstätte hier in dem kalten, ketzerischen Berlin.

In all diesen Jahren hatte sie keine Kirche mehr betreten. Seit sie auf Anraten der Schwertfeger unter die Evangelischen gegangen war, hatte sie sich als abtrünnig gefühlt und keinen Versuch mehr gewagt, in der Religion ihr Heil zu suchen.

Und nun war sie gar eine Atheistin geworden.

Aber als sie den Namen „St. Joseph" las, stieg es ihr warm und wohlig zum Herzen empor. Ihr wurde zu Mute wie einem, der auf langer Wanderung in fremden Ländern mitten im Getümmel unbekannten Volkes plötzlich ein liebes und heimatliches Gesicht erblickt.

Nun wußte sie, an wen sie sich wenden durfte — ohne Furcht, unverstanden, ungehört von dannen ziehen zu müssen. Und wenn die Weltweisen ihn tausendmal abgeschafft hatten, für ihr dummes, volles Herz war er noch immer da, bereit, die Beichte ihres Glückes zu empfangen.

Die Müllerstraße lag irgendwo am äußersten Ende im Norden, „so um das Franz-Josephs-Land herum", wie der um Rat befragte Besitzer des Grünkramkellers ihr erklärte.

Durch wirre Straßenzüge ging's — von einer elektrischen Bahn zur andern — am Reichstagsgebäude — am Lessingtheater — am Stettiner Bahnhof vorüber — die endlose Chausseestraße entlang. Hinter dem fabelhaften Weddingplatze, den der Berliner als Ende der Welt betrachtet — dort fing die Müllerstraße erst an.

Von einer St. Josephskapelle hatte niemand eine Ahnung. Selbst die nächsten Nachbarn wußten kaum darum. Ja, da irgendwo auf dem Hofe, da wäre „so etwas Katholisches".

Und endlich fand sie, was sie suchte.

Ein niedriges Fachwerkhaus zwischen blühenden Zweigen, von himmelhohen Mietskasernen dicht umdrängt ... Man hätte es für einen Schuppen halten können.

Die Seitentür stand offen. Tannengirlanden sagten „Willkommen". Ein schlichter, weißer Betsaal tat sich auf, den ein Geruch von Weihrauch, Lorbeer und frischem Fichtenholz begräbnishaft durchdunstete ... Im Hintergrunde eine Nische, als blauer Sternenhimmel angetan, und hinter den Holzschranken, die den bildlosen Schrein des Hochaltars vom Saale trennten, zwei herrliche, halmschlanke Yukkabäume ... Vom Chor hernieder kam ein Murmeln von leisen Orgelklängen, — der Organist wahr-

scheinlich, der von der beendeten Leichenfeier übrig geblieben war und noch ein wenig die Tasten träumen ließ.

Voll Spannung glitt Lillys Blick an den Wänden des Saales entlang, um die Heimstätte des Heiligen zu entdecken. Ob er auch hier wohl lächelnd mit dem Finger drohte wie der gütige, alte Onkel ihrer Mädchenjahre zu St. Annen in der Heimatstadt?

Für Nebenaltäre war nirgends ein Platz in dem bankbesetzten Raum. Aber jenes große Bild dort — in grellblankem Rahmen — mit einem Konsolbrett voll staubiger Sträußchen darunter — —

Sie sah und — erschrak.

Ihr Heiliger, ihr lieber, geliebter Heiliger war einfach lächerlich.

In frommer Verschämtheit blickte ein spitznasiges, goldgelb bebärtetes Wachspuppengesicht mit süßlichem Lächeln vor sich nieder. Auf dem linken Arme triumphierte ein rosa gekleidetes Jesuskindlein, während der rechte einen Lilienstengel sanft umschloß.

Und ihr Erschrecken ging in Mitleid über.

Wie weit, wie unerdenklich weit lag jene Welt jetzt hinter ihr, in der man solche heiligen Josephs um Huld und Wunderzeichen bat!

War am Ende jener gute, treue Warner in St. Annen ebenso komisch gewesen?

Sie wagte den Gedanken nicht auszudenken. Er sollte nicht, er durfte nicht. Eine Stätte mußte da sein, zu der in Stunden lächelnder Trauer das Erinnern heimwärts pilgerte.

Die Orgel spielte das Präludium einer schönen Scarlattischen Messe, die Lilly von alters her wohl kannte. Und da wurde es allgemach Heimat um sie her.

Sie kniete auf der hintersten Betbank nieder, schloß die Augen und versuchte sich vorzustellen, daß statt dieser blonden Fratze ihr alter Freund auf sie herniederschaute.

Ein Sprüchlein des heiligen Thomas von Aquino fiel ihr ein, das sie noch von der Kinderlehre her kannte: „Anderen Heiligen hat Gott die Macht verliehen, uns in

gewissen Fällen zu Hilfe zu kommen, dem heiligen Joseph aber, uns in allen Nöten zu helfen."

So mächtig war er einst auch in ihrem Leben gewesen.

Sie hielt Zwiesprach mit ihm über die hundert Meilen, die hundert Jahre hinweg, die sie von dem Altar in St. Annen trennten. Das letzte Mal auf dieser Erde, das fühlte sie wohl. Denn für solche Kindlichkeiten war fortan kein Platz mehr in ihrer Seele. Und weil es eben ein Abschied war, so erzählte sie ihm ohne Rückhalt das ganze große Ereignis, — wie unendlich glücklich sie geworden — wie alles, was tot in ihr gewesen, zu neuem Leben, neuem Blühen drängte, — und wie in dem ganzen weiten Weltall nur ein einziger großer Jubel klang.

Auch von der großen Täuschung, deren sie sich schuldig machte, — und der Sorge, sie entdeckt zu sehen, — und von dem süßen, ungeduldigen Zittern, für das es kein Bild und keinen Namen geben durfte, erzählte sie ihm.

Und daß sie übrigens nicht im mindesten mehr an ihn glaube, und daß sie überhaupt eine „Atheistin" geworden sei, erzählte sie ihm auch.

Dann steckte sie, versöhnlich gestimmt, den goldleuchtenden Nelkenbusch, den sie dem armen Winkelheiligen mitgebracht hatte, zu den verstaubten Sträußchen und ging mit befreitem Herzen von dannen, den Frühling anlachend, der sie anlachte.

— — — — — — — — — — — — — —

Neben dieser Lilly, die der Sturmwind des neuen Lebens über alle Erdenschwere hinaus hoch in die Wolken hob, gab es noch eine andere, die an jedem zweiten Abend im altgewohnten Kreise durch ihre siegende Laune, ihren fröhlichen Witz, durch die ganze junge Lebendigkeit eines aufwachenden Geistes das Staunen ihrer Umgebung war.

Wenn Richard Nachmittags zum Tee kam, sah er sich immer von neuem überrascht, statt der schleppenden Trübsal, die seit langem ihre Tage beherrscht hatte, ein sprudelnd heiteres und tatkräftiges Menschenkind vorzufinden, das immer was Neues im Sinn hatte und nie einen Augenblick stille saß.

Er gewöhnte sich rasch und gern an diese Art ihres Wesens, wenn ihm auch ab und zu vor dem eigenen Nichtmitkönnen bange werden mochte, und pries die Zauberkraft des Hämatogens, das der listig schmunzelnde Doktor ihr in diesem Frühling statt des üblichen Eisens verschrieben hatte.

Vor den abendlichen Vergnügungen wiederholte sich immer die gleiche Geschichte: zuerst wollte sie erkältet oder durchaus nicht in Stimmung sein, unter Leute zu gehen; wenn sie sich aber einmal gefügt hatte und in Zug kam, dann spielte sie mit ihren Verehrern wie mit jungen Hunden und sagte den Damen Dinge ins Gesicht, die sie mit ängstlicher Hochachtung erfüllten. Manchmal saß sie wohl noch wie früher in träumendes Stillschweigen versunken, aber während sie sonst aufmunternde Neckereien wehrlos und errötend über sich hatte ergehen lassen müssen, bezahlte sie jetzt jeden Störer mit so hochmütigem und schlagfertigem Spott, daß man es alsbald geraten fand, sie in Ruhe zu lassen.

Einen Rausch angetrunken hatte sie sich in der ganzen Zeit nur ein einziges Mal. Und das an dem Tage, an dem sie — endlich! — zu dem Entschluß gekommen war, Richard von der Existenz des neuen Freundes Mitteilung zu machen.

Zwei Monate lang hatte sie mit sich im Kampfe gelegen. Tun mußte sie es einmal, das war selbstverständlich. Schon um des drohenden Gesehenwerdens willen. Aber da sie nicht wußte, in welche Form sie das Geständnis kleiden sollte, so hatte sie es immer wieder von neuem verschoben.

Da führte der Zufall eine Klärung der Sachlage herbei: Richard hatte nach seiner Gewohnheit eines Tages die Zeichnungen von einigen Vasen, die ihm zum Ankauf angeboten waren, um Lillys Urteil einzuholen, mitgebracht und beim Weggehen liegen lassen. Konrad war darüber gekommen und hatte mit ein paar raschen Bleistiftstrichen die Umrisse festgestellt, die der eigentlichen Anlage entsprachen und an denen der Künstler im weiteren Verlaufe der Arbeit vorbeigeglitten war.

Am nächsten Tage fand Richard die Bescherung und besah sie voll Staunen. Die Korrekturen wären famos, und wer die gemacht hätte? . . . Sich selbst als die Urheberin auszugeben, wagte sie nicht, denn der Kleinmut über ihre einstigen Stümpereien lag ihr noch in den Gliedern, und darum antwortete sie, sich ein Herz fassend: „Mein Kunstgeschichtslehrer."

„Seit wann hast du denn einen Kunstgeschichtslehrer?" fragte er mit runden, strengen Augen.

In ihrer großen Verlegenheit legte sie sich aufs Schelten, so gut oder so schlecht sie es verstand.

Ob er denn glaube, daß sie ihr Lebtag in diesem stumpfsinnigen Müßiggehen aushalten werde? Ob es für eine unbeschäftigte junge Frau ein Verbrechen sei, an ihrer Geistesbildung zu arbeiten, und ob sie nicht eine bessere Freundin abgebe, wenn sie mit ihm und anderen klugen Leuten gleichen Schritt halten könne, als wenn sie in Klatsch und Putz und Putenhaftigkeit zu Grunde ginge?

Die Wendung von den „klugen Leuten" schmeichelte ihm.

„Das ist alles sehr gut und schön," erwiderte er, milder gestimmt, „aber warum hast du mir nie etwas davon gesagt?"

Nun erzählte sie eine lange Geschichte.

Sie hätte vor einem Vierteljahr im „Lokalanzeiger" eine Annonce gefunden, in der ein junger Gelehrter wissensdurstigen Herren und Damen seine Dienste anbot, und sich daraufhin gemeldet. Der Betreffende wäre erschienen, die Lehrstunden hätten ihren Anfang genommen und wären allmählich zu einer Freundschaft geworden, die selbstverständlich einen rein idealen Charakter trüge; — da sie aber trotzdem vor seiner Eifersucht Bange gehabt hätte, so wäre sie zu dem Entschluß gekommen, ihm erst dann Mitteilung zu machen, wenn die Erfolge an der Lauterkeit ihres Strebens keine Zweifel mehr ließen.

Er runzelte die Brauen, und um seinen Mund zuckte

ein gekniffenes Schmunzeln, das sie sich nicht recht zu erklären vermochte.

„Also ein junger Gelehrter ist dein Freund?" fragte er, und sah sie, den Kopf ganz auf die Seite legend, mit schief zwinkernden Augen an.

„Jawohl."

„Dann wird er wohl Privatdozent werden?"

„Er ist noch nicht recht entschlossen," erwiderte sie, „aber er wird wohl."

„Und geistvoll und sprudelnd und überlegen ist er wohl auch?"

Sie schlug die Augen gen Himmel: „Ich habe überhaupt noch nie einen Menschen gekannt, der — —" erschrocken hielt sie inne. In ihrer Lage war es kaum geraten, der Begeisterung die Zügel schießen zu lassen.

„Hm, hm," machte er, wie einer, der etwas längst Erwartetes bestätigt findet. Er war ganz rot im Gesicht und biß an seinen Schnurrbartenden.

„Ich wußt's ja!" rief sie, „nun bist du doch eifersüchtig."

Ihr war zu Mute, als ob ihr ein bittres Unrecht geschähe.

Er sprach kein Wort mehr und ging finster und drohend von hinnen.

Eine Stunde später wurde von einem Dreiradfahrer der Firma „Liebert & Dehnicke" ein Paket an ihrer Türe abgegeben.

Als sie es öffnete, fiel ein Herrenanzug heraus, den sie kannte, da Richard ihn im vorigen Sommer vielfach getragen hatte.

Der Begleitbrief lautete folgendermaßen:

„Geliebteste Lilly! Wie ich Dir seiner Zeit versprach, bin ich stets bereit, Deinen Seelenfreunden mit alter Garderobe unter die Arme zu greifen. Damit sie gut vorwärts kommen, will ich auch für alte Stiefel gerne Sorge tragen. Du siehst hieraus, wie eifersüchtig ich bin.

Dein Richard."

An demselben Abend war sie so ausgelassen, daß sie im Weine nicht Maß zu halten vermochte. Und noch niemals — selbst vor Doktor Salmoni nicht — hatte sie ihrer Nachahmungskunst in so toller Selbstvergessenheit die Zügel schießen lassen.

Zum Schluß tanzte sie hoch oben auf den aneinandergerückten Tischen einen wilden Salometanz, der gerade in die Mode gekommen war.

Zwischen zusammengebissenen Zähnen zischend, sang sie fremdartige, orientalisch klingende Melodien dazu.

„Was brummelt sie denn da?" fragte man ringsum.

Nachher wollte man es von ihr selber erfahren.

Aber sie war nicht bei Sinnen. Sie wußte von gar nichts.

XV

Durch die rußige Glasdecke der Bahnhofshalle brach das ruhevolle Goldlicht eines sonntäglichen Junimorgens.

Dort, wo die drei mächtigen Rundbögen ins Freie hinauswiesen, war eine solche blauleuchtende Helle aufgespeichert, daß man glauben konnte, beim Ausfahren in ein sonndurchstrahltes Meer hineinzutauchen.

Die buntschleifigen Fähnchen der ausgeputzten Jungmädchenschaft rieben sich an den Sonntagsröcken der eifrigen Jünglinge, von denen ein jeder sich als unentbehrlicher Festordner fühlte.

Da waren Turnvereine und Gesangvereine ... Da waren Ruderklubs und Rauchklubs ... Auch ein ganzes Warenhaus war da.

Und mitten in diesem fröhlich lärmenden Gewühl ein still-glückliches Paar, das vorsichtig um sich schauend und in gemessenem Abstande — so daß die Zusammengehörigkeit immerhin angezweifelt werden konnte — einem der vorgeschobenen Wagen zusteuerte.

Lilly schritt voran, und immer von neuem sah sie die Gesichter derer, denen sie entgegenkam, in einer Art von feierlicher Spannung erstarren, — eine stumme Huldigung, die sie wohl kannte, die sie aber noch nie mit so viel Glücksempfinden erfüllt hatte wie heute, da der einzige auf der Welt, dem sie gefallen wollte, als Zeuge hinter ihr ging.

Ihm zu Ehren war sie ganz in festlichem Weiß. Pikeerock und Jäckchen — eine flatternde Seidenbluse, — der weiß umschleierte Strohhut tief in die Stirn gedrückt, — das glänzende Braunhaar in großen Wellen darunter hervorquellend ... Ein weißes Zephirwollentuch trug sie über den Arm gehängt zum Schutze gegen die Abend-

kühle, denn es war abgemacht, daß man sich um keinen der heimwärts fahrenden Züge kümmern, sondern bleiben wolle, solange man nicht müde war.

In einem Abteil der dritten Klasse saßen sie nun listig lächelnd in zwei gegenüber liegende Ecken gedrückt und sprachen kein Wort.

Gemeinsam fuhren sie hinaus ins Unbekannte.

„Folg mir,“ hatte er gesagt, „und laß dich überraschen. Wir wollen eine Entdeckungsfahrt machen. Das Ziel kenn' ich selber nur höchst ungenau. Sonst wär's ja auch keine Entdeckungsfahrt.“

Dieses Gefühl des fraglosen Hingegebenseins war ein neues, köstliches Glück.

Wohl eine Stunde mochte vergangen sein, und das Coupé hatte sich längst geleert, da winkte er ihr: „Aussteigen“.

„Wo sind wir?“

„Ist es nicht egal, wo wir sind?“

Ach, wie hatte er recht! Nicht einmal nach dem Namen des Bahnhofs schaute sie aus.

Sie schritten durch die holprige Hauptstraße eines kahlen Landstädtchens, auf dessen gelben Mauerstirnen der Sonnenschein lag wie eine einschläfernde Hand. . . . Die niedrigen Türen der Kaufläden waren geschlossen, und vor der unteren Hälfte der ärmlichen Schaufenster hingen Laken, um anzuzeigen, daß es Sonntag war.

Orgeltöne zogen wie leise, dumpfe Winde um die Straßenecken . . . Aus einem Einfahrtstor kam ein Truthahn und kollerte sie an. Da war's mit dem Orgelgetön vorbei.

Die Häuser wurden seltener. Von den freien Feldern her kam ein Hauch wie von reifendem Korn, aber das Gedüfte der gelben Lupine legte sich schwer dazwischen . . . Kleewiesen breiteten ihre weißgetüpfelten Teppiche, und im Hintergrunde standen auf sandgelben Hügeln die schwarzen Kiefernkronen.

Auf der schattenlosen Chaussee, in deren Mitte kleine Wirbel silberweißen Staubes vor ihnen herfegten, schritten sie fröhlich drauf los.

Er wußte alles, und er sah alles:

Wie der Falk über dem Weidengebüsch, mit den Flügeln trillernd, in den Lüften stand ... wie das wilde Kaninchen, seinen weißen Bürzel hebend, mit drolliger Eile von dannen kugelte ... In jedem Augenblicke gab es etwas Neues.

Seit der versunkenen Generalszeit war sie nicht mehr durch den blühenden Frühling gegangen.

„Ach, hätt' ich damals einen Führer gehabt wie ihn," dachte sie, „alles wäre anders gekommen!"

Dann, als der Fichtenwald mit seinem heißen Atem sie umfing, lief ein Eichhörnchen ihnen fast über die Füße, schoß an einem Stamm empor und blieb schließlich in Mannshöhe wie versteinert sitzen.

Beide sahen sich an, des Augenblicks gedenkend, der sie zusammengeführt hatte.

Lilly ging bis auf drei Schritt an das Tierchen heran, aber es rührte sich nicht.

„Ich komm' mir vor wie verzaubert," sagte sie. „Wenn es mit uns zu reden anfinge, so würd' ich mich nicht wundern."

Und vor Seligkeit aufseufzend, warf sie sich in das graue, knisternde Moos.

Er tat es ihr gleich. Die Augen mit den gespreizten Fingern halbbeschützt, lagen sie auf dem Rücken und blinzelten zur Sonne auf, deren Lichter durch das dünne Fichtengezweig auf sie herniedersickerten.

Die Eichkatze hatten sie schon beinahe vergessen. Da ertönte plötzlich dicht über ihnen ein pfeifendes Gekreisch und das Rascheln eines jagenden Emporlaufs.

Bis dahin hatte das verängstigte Geschöpf sie angestarrt und sich nicht zu rühren gewagt.

„Da hast du's," sagte Konrad; „solang unsere Menschensprache aus dem Gewehrlauf kommt, werden sie sich schön hüten, mit uns zu reden."

„Aber verzaubert sind wir hier doch," lachte sie. „Ich wenigstens habe noch nie in meinem Leben so wonnig dagelegen und mich von der Sonne bescheinen lassen ... Etwa du?"

„O doch,“ erwiderte er, „auf ein Mal besinn' ich mich genau.“

„Wie denn? Wo denn?“ forschte sie eifersüchtig — wie auf jeden Glücksmoment seines Lebens, den nicht sie ihm geschaffen hatte.

„Ach, es ist nicht viel daran zu erzählen,“ begann er. „Es war in Ravello. Ein Felsenneſt, nicht weit von Amalfi — hoch über dem Meer ... Ein Märchenwinkel, sag' ich dir ... Voll alter, maurischer Paläste ... halb bewohnt und halb Ruinen ... Da sind vergitterte Marmorhöfe — mit verfallenen Brunnen, — und die Myrten und die Lorbeeren wuchern drum 'rum — und alles ist voll von kleinen weißen Kletterrosen ... In den einen besonders hätt' ich für mein Leben gerne 'reingemocht ... Es gab da eine kleine, geheimnisvolle Galerie, die wie ein silbernes Gewebe gegen den dunkelblauen Himmel stand, und so allerlei ... Und weil sich nie einer sehen ließ, der den Dummenjungenstreich hätte beobachten können, — es wohnen nämlich nur noch ein paar Olivenbauern da — so bin ich richtig eines Tages, immer von Zacke zu Zacke — über das haushohe Portal geklettert — auf der einen Seite 'rauf, auf der andern 'runter.“

„Herrlich!“ rief Lilly.

„Ja, drin war ich nun. Und als ich all die schönen, fremden Motive zunftmäßig beguckt hatte, hab' ich mich auf die warmen Steinstufen lang hingeworfen und mich von der Sonne bescheinen lassen ... Gerade wie wir beide jetzt zwischen den märkischen Kiefern ... Und dabei — denk dir — sind die kleinen, blaugrünen Eidechsen, die du so liebst, langsam und vorsichtig angekommen und fix über mich weggelaufen.“

„O Gott!“ sagte Lilly glückselig.

„Wie ich nun so dalag und der alte Marmorbrunnen Musik dazu machte, bin ich auch richtig eingeschlafen. Aber das soll man hübsch bleiben lassen, denn man kann den Sonnenstich davon kriegen, selbst im vollen Winter. Mir wär's auch übel gegangen, wären nicht Reisende gekommen und hätten über das Tor weg mit Stöcken und Steinen nach

mir geworfen, um mich aufzuwecken. Mir war ganz rot und schwindlig vor Augen ... Und an Zurückklettern gar nicht zu denken ... Sie mußten denn auch den Torschlüssel vom Sindaco holen, — und vor dem hatt' ich schließlich noch ein großes Verhör zu bestehen ... Wer ich wäre und ob ich nicht wüßte, daß das Eindringen in den Garten verboten sei ... Aber eingesteckt hat man mich Gott sei Dank nicht, denn alle Leute haben sich auf die Stirn getippt und gesagt: ‚è matto — ist verrückt.‘“

„Schadet nichts,“ lachte sie, „so hast du doch wenigstens deinen Willen gehabt und bist in dem verbotenen Garten drin gewesen. Andere Leute stehen draußen vor dem Gitter und müssen auch zufrieden sein.“

„Dies Vergnügen werden wir vielleicht heute noch haben,“ meinte er. Und sie schluckte die Neugier herunter.

„Übrigens schadet's auch gar nichts, wenn man sich ab und zu im Draußenstehen übt,“ fuhr er fort. „Denn weiß der Himmel: gerade das Glück, nach dem man sich im Augenblick den Hals ausreckt, ist meistens so 'n verbotener Garten.“

Erschrocken sah Lilly ihn an.

Wie meinte er das?

Beider Augen trafen sich in scheuem Verstehen.

Die hoffende Unruhe, die sie mit Namen nicht zu nennen wagte, rieselte plötzlich wie ein Krankheitsschauer an ihr herab.

„Komm,“ sagte sie aufspringend, und schritt, ohne sich nach ihm umzuschauen, eilends voran.

Der Wald lichtete sich. Nun gingen sie an einem sumpfigen Busche entlang, in dem weiße Birkensäulen von moosigen Sockeln aus schlank und heiter in die Höhe strebten.

Die mittagswarme Luft zitterte in kleinen Wellchen ... Von irgendwoher klang eine Kirchenglocke. Aber nirgends war ein Gehöft zu sehen, und plötzlich standen sie vor einer Gabelung des Weges und wußten nicht aus noch ein.

„Jetzt heißt es sich entscheiden,“ sagte er, horchte eine kleine Weile nach der Richtung des Glockentones

hin und wandte sich dann ohne Bedenken der rechten Seite zu.

„Ich wünschte übrigens,“ fuhr er fort, „ich hätte in meinem Leben gerade jetzt auch so eine Glocke vor mir, auf die ich einfach loslaufen könnte.“

Und dann erzählte er ihr, daß er zur Zeit vor einem Scheidewege stünde. Man habe ihm einen Posten angeboten, der in Anbetracht seiner jungen Jahre nicht ohne Bedeutung sei, und ehe er ihn annähme, müsse er sich klar werden, ob er ihn mit der Fortführung seiner Lebensarbeit vereinbaren könne.

„Es ist sicherlich ein sehr hoher Posten?“ fragte sie stolz. Hätte man den Drang gefühlt, ihn zum Minister der schönen Künste oder zum Kaiser von China zu machen, sie würde sich nicht im mindesten gewundert haben.

Aber er wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

„Ich möchte dir lieber mit der fertigen Tatsache kommen,“ erwiderte er.

Und sie gab sich zufrieden. — — — —

Rotleuchtende Dächer krochen aus dem Buschwerk hervor. Der Spiegel eines Sees blinkte als schmale Silberlinie am Rande des Horizonts.

„Ist es das?“ fragte Lilly.

„Wohl möglich,“ meinte er.

„Sei doch nicht so geheimniskrämerig,“ schalt sie scherzend. „Bisher bin ich brav gewesen und hab' nichts gefragt. Aber nun erzähl doch endlich, was und wie.“

„Nachher, wenn wir da sind,“ lachte er. „Ich kenne dich, ich möchte dich nicht vor der Zeit eifersüchtig machen.“

Ja, wenn eine Frau im Spiele war!

Eine andere Frau!

Sie ließ sich nichts merken, aber als sie weiterschritt, wurde ihr ganz übel zu Mute, — teils vor Hunger, teils vor Kümmernis.

Mit seinem graugrünen Schilfgürtel und seinem glitzernden Lichterspiel lag nun der See in hellblauer Frühsommerschönheit vor ihnen.

Nicht weit vom Ufer, auf umbuschter Höhe, stand ein

Wirtshaus — „Logierhotel“ lautete sein Schild — ein rotgelbes Scheusal, in jener barbarischen Fachwerkskunst erbaut, die zwischen Palast und Scheune die Mitte hält.

Aber ringsherum erhoben sich mit weit ausholendem Laubdach drei, vier uralte Linden, und auf den weißen Bänken darunter saß es sich stimmungsvoll und vergnüglich.

Nach der linken Seite hin wich der See bis in dunstige Fernen zurück, auf der rechten lag hinter dem Schilfe der Bucht ein Bauerndorf, mit seinen moosgrünen Strohdächern und seinem stumpfen, verwitterten Kirchturm in Busch und Röhricht halb versteckt.

Und neben ihm, kaum ein paar hundert Schritte von dem Lindensitz entfernt, erhoben sich in mächtigen Zacken und Wölbungen die Laubkronen eines herrschaftlichen Parkes, aus dessen Innern hie und da ein Leuchten kam von Säulen und Brücken und weißem, weinumsponnenem Mauerwerk.

Das mochte wohl der „verbotene Garten“ sein, hinter dessen Gittern sie heute stehen sollten.

Wie schön das war und wie geheimnisvoll!

Angler kamen vom See herauf, krebsrot und schnaufend vor Durst, die einzigen Gäste außer ihnen, wie es schien. In diesen stillen Winkel mochte sich der Strom der Sonntagszügler noch nicht verirren.

Die Speisekarte aber, die eine mit allen Wassern der Großstadt gewaschene Wirtin dienstfertig lächelnd herbeitrug, zeigte sich von schwindelnder Reichhaltigkeit. Schade nur, daß elf Zwölftel aller Herrlichkeiten soeben alle geworden waren.

Lilly sollte das Menu machen, aber sie wollte nicht. Die fremde Frau, die sicherlich im Spiele war, bedrückte ihr Gemüt. Und nur wie durch einen dunklen Flor sah sie die lachende Welt, die ihnen ihre frühsommerlichen Schätze willig vor die Füße warf.

„Angelangt sind wir nun,“ sagte sie seufzend. „Jetzt beichte endlich: um was für eine Frau handelt es sich?“

Er lachte hellauf.

„Also, du weißt schon, daß eine Frau im Spiel ist?“

„Auf wen sollte ich denn sonst eifersüchtig sein?“

„Verdienen tut sie's schon, denn was Schöneres hab' ich mein Lebtag nicht gesehen. 's ist nur schade, daß sie von Marmor ist.“

Ach, wenn's weiter nichts war!

„Ich bin und bleib' ein altes Schaf,“ lachte sie, und er küßte ihr abbittend die Hände.

Dann, während sie den bestellten Fisch erwarteten, erzählte er ihr die Vorgeschichte der heutigen Pilgerfahrt:

Während seines römischen Aufenthalts hatte er eines Tages in den Schaufenstern eines Kunsthändlers einen antiken Frauenkopf entdeckt, arg verwittert, aber von so hochgestimmter und dunkler Schönheit, daß er immer wieder vor das Haus geschlichen war, um ihn heimlich zu betrachten. Und eines Tages hatte er den Händler in der offenen Tür mit einem deutschen Herrn in eifrigem Gespräch getroffen, das trotzdem nicht recht vorwärts wollte, weil einer den andern nicht verstand. Da war er als Dolmetsch dazwischen getreten und hatte zu seinem Schmerze erfahren müssen, daß der Handel um seinen Liebling ging, den der Landsmann, ein ältlicher Gutsbesitzer von freundlichen Formen und nicht kulturlos, zu erwerben wünschte. Sich selbst zum Trotz war er nach Kräften bemüht gewesen, den Kauf zu stande zu bringen, und hatte von dem Baron eine Einladung bekommen, sich nach der Rückkehr die Marmorbüste in seinem Parke anzuschauen, — er solle sich mit eigenen Augen überzeugen, daß ihr keine unwürdige Stätte zugedacht sei.

„Dann ist das ja gar kein verbotener Garten für uns,“ rief Lilly, die Arme glückselig nach den grünen, geheimnisvollen Wänden hin ausstreckend. „Dann dürfen wir ja hernach mitten hinein.“

Aber Konrad machte ein bedenkliches Gesicht.

„So einfach ist das nicht. Denn — überleg' mal — als was sollte ich dich vorstellen?... Meine Frau bist

du nicht ... Meine Schwester nur für uns beide, und um uns unter sonst einem Rechtstitel zusammen 'rumzutreiben, sind wir beide zu jung."

Eine plötzliche Bitterkeit stieg in ihr auf. Wieder einmal fühlte sie sich verachtet, verfemt, ausgestoßen aus der Gemeinschaft aller Ehrlichen.

„Hätt'st du mich nur zu Hause gelassen!" stieß sie hervor. „Ich bin dir ja doch nur zur Last."

„Ach, Lilly," sagte er, „was hab' ich von allen Marmorfrauen der Welt! Ich steh' doch lieber mit dir hinter'm Zaun, als daß ich ohne dich durch den ganzen Park stolzier'."

Sie streichelte versöhnt und dankbar seine herabhängende Hand.

Und dann — endlich! — kam auch der Karpfen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später schritten sie eine endlos lange, anderthalbmannshohe Mauer entlang, in der — leider — sich nirgends ein Durchguck finden ließ.

Der kam erst, als an der Parkecke das Mauerwerk ein Ende hatte und statt seiner — in rechtem Winkel weitergehend — ein hoher, moosiger Zaun das umfriedete Gebiet begrenzte.

An den Staketen vorbei blickten sie nun eine Strecke weit ins Innere hinein.

Uralte Platanen wölbten ihre Dome über schattigen Winkeln ... Linden und Rüstern drängten sich dazwischen ... Um Rasenplätze herum schlangen sich Blattgehänge mit großen, violetten Blumenaugen darin ... Aus dem Hintergrunde, von einem Hügel her, den Schwarztannen düster umragten, schaute feierlich ein Rundtempelchen mit toskanischen Säulen und grünschillerndem Dache.

„Da müßte sie drinstehen," sagte Konrad. Aber das Tempelchen war leer.

Sie machten sich also auf die Suche. Keine Ritze des Laubwerks entging ihnen. Hier leuchtete etwas und dort. Eine Ceres war da und ein flötenblasender Waldgott. Aus einem Zypressendickicht heraus schien eine Mariensäule

zu grüßen. Doch das Marmorantlitz, nach dem sie verlangten, fand sich nicht.

Sie schritten weiter. Ein Fluß, der aus dem Innern des Parkes herausquoll, kreuzte den Weg. Eine plumpe, graue Bohlenbrücke, wie sie auf jeder Landstraße zu finden ist, führte hinüber.

Aber hundert Schritt entfernt, zum Parkgebiet gehörig, stand eine andere, die schneeweiß schimmernd ihren Bogen kühn und doch anmutig über das Wasser warf.

„So sehen die Brücken in Venedig aus," sagte er.

„So wandelten die Götter nach Walhall," sagte sie.

Und seufzend machten sie Halt und schilderten einander die Wonnen, die man empfinden müßte, wenn man über jene Brücke ginge.

Aber von ihrer Marmorfrau war auch hier nichts zu erblicken.

Jenseits der Brücke, dort, wo das Dorf begann, trat der Park eine Strecke weit zurück. Eine Reihe hoher Weymouthskiefern, die hinter dem Zaune entlang lief, schaute ernst herüber.

Auf der Dorfstraße herrschte sonntägliches Treiben. Klavier und Fiedel erklangen vom Tanzboden, und das Schollern einschlagender Kegelkugeln dröhnte dazwischen.

Teilnahmlos gingen beide an allem vorbei. Ihr Sinn stand nach dem „verbotenen Garten", der von einem Augenblick zum andern ihre Sehnsucht in immer engere Bande schlug.

Zwischen den Dorflinden versteckt, kauerten bröckelnde Mauerpfeiler, an denen die morschen Zaunlatten sich mühsam festhielten.

Hier war das Laubdickicht der Innenseite den Augen undurchdringlich. Efeu und Waldrebe zogen von Stamm zu Stamm ihr Lianengeranke, und Flieder- und Spiräengebüsch erhob sich wuchernd dazwischen.

Es war, als habe der Herr des Gartens noch eine zweite lebendige Mauer gezogen, um sich und seines Lebens Gefährten in lachender Einsamkeit zu vergraben.

Eine Weile gingen sie am Zaun entlang, vergebens bemüht, wie vorhin drüben einen Durchblick zu erspähen.

Da standen sie plötzlich vor einem alten, dreiteiligen Parktor, das mit seinen Vasen und Säulen, seinem zerspellten Glockenstuhl und dem Spitzengewebe seines schmiedeisernen Gitters zwischen blühenden Akazien halb versunken dalag.

Hier endlich gab es einen offenen Blick tief in das Innere hinein.

Eine grade Tannenallee führte in dunkler Feierlichkeit dem Schlosse zu; doch von dessen Baulichkeiten war auch an dieser Stelle nichts zu sehen. Die standen wohl seitwärts, von Nadel- und Laubwerk den Blicken entzogen; — nur die vorspringende Freitreppe, auf deren Pfeilern Marmorputten ihre schneeweißen Flügel hoben, gewährte in der Ferne dem suchenden Blick ein Ausruhen.

„Ach, ist das schön!“ seufzte Lilly, und dann, das Gesicht gegen die Eisenblätter pressend, verlangte sie bettelnd und in scherzender Weinerlichkeit, eingelassen zu werden.

„Genau so hab' ich damals in Ravello vor dem Gittertor gestanden, — nun weißt du, wie es tut.“

Da, als er das sagte, wurde ihr klar, daß auch ihr diese Empfindung längst nicht mehr fremd war, daß sie sie schon oftmals erlebt hatte — körperlich und seelisch — gradeso wie heute.

Wo war das doch gewesen?

Wo hatte sich ihr das kalte Eisen genau so wie hier gegen die Wangen gedrückt?

Richtig, — das war es!

So hatte sie früher manches liebe Mal vor der vergitterten Tür gestanden, die zu der Vordertreppe des Hauses Liebert & Oehnicke führte, jener stolzen, lorbeerbeschatteten Treppe, deren Stufen ihr entweihter Fuß niemals betreten würde.

Das war auch so ein verbotener Garten!

Verbotene Gärten überall! . . .

„Wollen wir nicht gehen?“ bat sie leise. „Uns wird ja doch bloß das Herz schwer.“ — — —

Hand in Hand wanderten sie den ganzen Weg zurück, so nahe als möglich am Zaun entlang, und sprachen über weitentlegene Dinge.

Aber ihre Augen wichen nicht von den umworbenen Stätten, und die gemeinsame Sehnsucht, die sie einander nicht zeigen wollten, damit kein Vorwurf hindurchklänge, verklärte und vergoldete das alles mit einem lachend-seligen Märchenschein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Abend kam.

Veilchenfarbene Schleier legten sich über die Wiesen, und die kupfrigen Fichtenstämme lohten wie Fackeln. Je tiefer die sinkende Sonne in das Röhricht hineintauchte, desto mehr verlor der See sein kühles, blaues Silber und schmückte sich mit rotgoldenem Netzwerk.

Er sah nun aus, als hätte er die Erfüllung aller irdischen Verheißungen an sich gerissen und trüge sie spielend auf seinen Schultern.

Da hielt es die beiden nicht länger am Ufer.

Unten an der Badestelle des Logierhotels, wo jetzt in der Abendkühle allerhand frohes Volk durcheinander plätscherte, lag ein Boot, das für billiges Geld zu mieten war.

Konrad nahm die Ruder zur Hand, Lilly setzte sich ans Steuer.

Wasserpflanzen strichen mit leisem Sausen an den Wandungen dahin. Der Kiel schnitt durch einen wogenden Teppich von Blütenstaub.

Zwischen den junggrünen Stauden des heurigen Rohres standen gelbgrau und verwittert die Überbleibsel des Vorjahrs. Dunkle Binsen säumten die Ränder, und die Schwertlilie pflanzte ihre goldenen Zelte dazwischen....

Die Laubmassen des Parkes, der über Röhricht und Schilf hinweg zu sehen war, ragten in den Himmel wie purpurne Mauern.

Als Lilly darauf hinwies, meinte Konrad wegwerfend: „Ach was, gar nicht dran denken.“

Aber er schielte doch immer wieder hinüber.

Lilly, die kaum je in einem Boote gesessen hatte, wußte mit dem Steuer nur wenig Bescheid. Erst probierte sie eine Weile, dann warf sie, kurz entschlossen, die Stricke beiseite, breitete ihr weißes Wollentuch über die Bretter des Bodens und machte sich da unten ein Nest zurecht.

Zu Füßen Konrads niedergekauert, lag sie da, den Rücken gegen den Steuersitz gelehnt. Und so, den Blick im Blauen verloren, fing sie an, Pläne zu schmieden, wie sie ihr künftiges Leben einrichten könne, um sich mit einem verzweifelten Schwunge ins Land der Ehrlichen zurückzuretten.

Musikstunden geben — für Anfänger reichte es aus — und sich von dem Erlös für das Theater vorbereiten, wohin ihr Talent sie wies. — Oder, besser noch, für die wissenschaftliche Laufbahn ... Denn ihr Geist mußte ja mit dem seinen gleichen Schritt halten lernen. Eine würdige Freundin mußte sie ihm werden, solange er ihrer Freundschaft bedurfte.

Oder — damit anderen Leuten kein Leid geschähe — ins Ausland gehen, deutsche Sprachlehrerin werden und wiederkommen als eine Neue, Entsühnte, sobald er sie rief. —

Oder — — ach was „oder!“

Liegen und träumen und das Glück dieser Stunde austrinken bis auf die Neige.

Entdeckung und Tod — eines bedeutete so viel wie das andere — kamen zeitig genug.

Die Sonne zerrann hinter blutroten Schleiern. Nähe und Ferne hüllten sich nun ganz in violetten Dunst. Alles schien zu Licht und Luft geworden, nur das Röhricht, das mit seinen schlanken, schwarzen Stäben die Abendglut durchgitterte, behielt seine Körperlichkeit.

Das Laubwerk des Parkes schmolz langsam zu einem Klumpen Finsternis zusammen.

Nun schien er zwiefach ein v e r b o t e n e r Garten, mit Schauern und Geheimnissen erfüllt bis zum Rande, für alle Zeiten ins Unerreichbare zurückgesunken.

Da, wie das Boot langsam an der Grenze des Schilfes

dahinfuhr, tat plötzlich eine blaue Buchtung sich auf, die in der Richtung zum Parke hin keilförmig ins Land hineinschnitt und drüben an ihrer Spitze kein rechtes Ende zu haben schien.

Konrad hob die Ruder hoch, blieb ein paar Augenblicke regungslos und fuhr dann mit einem Freudenschrei in die Höhe.

„Was ist? Was ist?"

„Du besinnst dich auf den Fluß, der auf der anderen Seite aus dem Park 'raus kam?"

„Wie werd' ich nicht?"

„Der muß also auch irgendwie 'rein gekommen sein, — was?"

„Natürlich."

Er wies mit der Hand nach dem hellglänzenden Zipfel.

„Das ist er."

„Und du meinst am Ende — —?" Sie wagte es gar nicht auszudenken.

„Ich meine, wir durchqueren jetzt zu Wasser den ganzen dunklen Erdteil."

So glückselig war sie, daß sie jubelnd aufsprang und ihm einfach um den Hals fiel, als ob es zwischen ihnen niemals Abmachungen und Schwüre gegeben hätte.

Langsam glitt das Boot in den Flußlauf — zwischen weidenbestandene Wiesen, auf denen in weißen Schwaden die Abendnebel ruhten. Blinkende Bauernhäuschen standen dahinter, und Fischernetze spannten sich von Zaun zu Zaun.

Dann — bei einer Biegung — tat sich in mächtiger Wölbung ein dunkles Laubtor vor ihnen auf.

„O Gott!" rief Lilly.

„Pscht!" machte er. „Von nun an muß alles ganz heimlich geschehen, sonst werden wir am Ende wieder an die Luft gesetzt."

Sein Ruderschlag war jetzt so leise, daß man ihn mit dem Plätschern eines springenden Fisches hätte verwechseln können.

So fuhren sie in die Höhlung hinein, in der die von hüben und drüben vorgeneigten Zweige sich zu einem

krausen Dicicht verschränkten. Und stockdunkle Nacht umgab sie. Nur von rechts her drang hie und da ein Schein von sommerlicher Dämmerung zu ihnen nieder.

Auch Lampenlicht zuckte dazwischen, und Stimmengewirr erklang und Lachen und Gläserklirren — und ab und zu ein Akkord, wie wenn jemand mitten im Plaudern achtlos über die Tasten fährt.

Das Laubwerk wich auseinander. Der Blick nach dem Schlosse wurde frei. — Ein breiter, zweistöckiger Kasten, dessen derbe Schlichtheit in eine Zeit zurückwies, in der märkische Granden für künstlerische Daseinsgestaltung noch keinen Sinn besaßen. — Aber von der Freitreppe her schimmerten die Marmorputten, die sie Nachmittags aus der Ferne gegrüßt hatten.

Zwischen deren weißen Leibern saßen auf der Terrasse an langer Tafel, vom ungewissen Scheine der Windlampen fleckig beleuchtet, schwatzende, lachende, singende Gäste und schienen mit dem Wein zugleich den Rausch des Sommerabends in sich hineinzutrinken.

„Dort könnte er jetzt auch sitzen, wenn ich nicht an ihm hinge,“ dachte Lilly, und ihr war, als müsse sie ihm Abbitte leisten.

Die Strömung trieb das Boot weiter. Wie die Vision eines Augenblicks schwand das Gastmahl dahin.

Am Giebelende des Schlosses vorbei, wo hinter den hellen Fenstern der Wirtschaftsräume dienstbereite Geister geschäftig auf und nieder rannten, glitten sie wieder in die dunkle Stille hinein.

Auf der rechten Seite ein Rasenplatz, die Rückseite des vielfenstrigen Baues begrenzend, mit alten Statuen und efeuumschlungenen Urnen darauf — auf der linken schon alles in Finsternis vergraben. Hier führte eine Lindenallee, die nach Jahrhunderten zählen mochte, am Flusse entlang und erstickte in ihren dunklen Hallen jeden Lichtstrahl.

Vielleicht barg sich hier das Marmorangesicht, nach dem ihrer beider Sehnsucht stand und nach dem Lilly in alle Winkel spähte, schweigend und heimlich, damit die Freude des Wiederfindens ihm nicht entrissen würde.

Die Bogenbrücke, die ihnen am Tage von weitem geleuchtet hatte, näherte sich.

Nach Walhall führte sie freilich nicht, sondern von einem Spiräenbusch in einen Hanfbusch, und unter ihrer Wölbung schlief ein Schwanenpaar, das vom Ruderschlag erwachte und um Brot bettelnd mit geblähten Flügeln hinter dem Kahne daherschwamm.

„Schwäne haben bloß noch gefehlt!“ jubelte Lilly leise und suchte vergeblich nach einer Krume.

Dann, um ihnen besser nachzuschauen, drehte sie sich um, so daß ihr Nacken seine Kniee berührte.

„Darf ich so bleiben?“ fragte sie ein wenig ängstlich.

„Wenn du's bequem hast,“ antwortete er. Und in seiner Stimme lag ein liebkosendes Nachgeben, das ihr warm durch alle Glieder rann.

Um ihren Hut nicht zu zerdrücken, löste sie ihn und legte ihn auf das Sitzbrett am Steuer.

Nun konnte sie auch den Kopf ein wenig an ihn lehnen, und mit süßem Erschrecken spürte sie, wie seine Hand für einen Augenblick streichelnd über ihren Scheitel glitt.

Aber er schien schweigsam und in sich gekehrt, als drücke ihn eine Last, deren er nicht Herr werden konnte.

Und wieder war es ihr wie sonst auch oft, als hinge etwas wie ein Schleier zwischen ihm und ihr, ein Schleier, der selten wich und der ihr die wahren Züge seines Wesens zu verdunkeln schien, mochte sie sich noch so eng in Liebe an ihn schmiegen.

„Ach, wär' er doch froh!“

Der Park ging zu Ende.

Das Abendrot, durch keine Laubwand mehr verhüllt, flammte zudringlich über sie her. Der Zauber drohte zu verfliegen. Die Welt wurde nun wieder wie überall.

„Komm umkehren,“ bat sie leise.

Und sie kehrten um und steuerten von neuem in die holdselige Halbnacht hinein.

Aber jetzt mußte er mit den Rudern ausgreifen, denn es ging stromauf, und Geräusch ließ sich nicht mehr vermeiden.

„Wenn sie uns nur nicht abfassen,“ sagte er.

„Ach, die sind selber zu glücklich," erwiderte sie, „die tun keinem Glücklichen was."

„Es sieht ja beinah' aus wie eine Glücksburg, aber wer kann wissen, ob es nicht Attrappe ist?"

„Warum sollt' es das?"

„Ach du lieber Gott! Mit Blumen läßt sich die schwerste Wunde zudecken, und mancher Mann begräbt sich in Schönheit, weil er damit seine Kraft begräbt."

Dieser Zweifel gefiel ihr nicht.

„Sie sollen aber glücklich sein," rief sie leise. „Wer so viel geben kann wie die heute uns, der hat auch für sich genug."

„Der Schluß stimmt nicht, Liebling," erwiderte er. „Man kann einen Bettler zum reichen Manne machen und dabei ärmer sein als eine Kirchenmaus."

„Sind wir denn Bettler?" fragte sie, sich zärtlich an ihm emporziehend.

„Nein, wahrhaftig! Wir sind keine Bettler," erwiderte er hochaufatmend.

Dann kam ein Schweigen, und dann war es ihr, als fiele etwas Warmes, Feuchtes auf ihre Stirn herab.

Um Gotteswillen! er weinte. Weinte vor Glück!

Wie hatte sie das verdient. Sie, Lilly Czepanek, sie, die — —?

Um ihm die eigenen Tränen nicht zu zeigen, kroch sie ganz in sich zusammen. Es war zuviel. Gar nicht zum Aushalten war's. Man wollte schluchzen, schreien, ihm die Hände küssen, und man mußte die Fäuste einkneifen und die Handschuhe zwischen die Zähne stopfen, damit er ja nicht merkte, wie's in einem aussah.

Eine Wohltat schien es, daß, als sie sich langsam wieder dem Schlosse näherten, der Gesang einer Frauenstimme ihnen entgegenkam.

In dunklen, hallenden Tönen, mit herzaufpeitschenden Steigerungen durchsetzt, schlug er an ihr Ohr.

Was war das doch? Das war doch aus Tristan? Sie hatte ihn von der Bühne noch niemals gehört, aber das konnte nur aus Tristan sein.

Fragend hob sie den Kopf.

„Isoldens Liebestod," flüsterte Konrad, sich zu ihrem Ohre neigend.

Im tiefsten Dunkel stieß er das Boot ans Land. Kein Hauch durfte ihnen verloren gehen.

Oben auf der Terrasse waren Lachen und Schwatzen verstummt. Nur die Nachtigall im Lindendickicht ließ sich nicht stören und mischte ihre süße Raserei in das Todesjauchzen der Frau, die uns wie kein anderes Gebilde aus Gottes- oder Menschenhand das Nichtmehrdaseinwollen als höchste Bejahung des Seins empfinden lehrt.

Lilly, zitternd am ganzen Leibe, streckte die Hände über den Rücken weg nach den seinen aus. Sie mußte sich an ihm halten. Sie glaubte ins Leere zu sinken, wenn sie sich nicht an ihm hielt. Und erst, als sie seine warmen Finger zwischen den ihren fühlte, wurde sie ruhiger.

Der letzte Ton verflog. Die gewaltigen Arpeggien des Nachspiels starben dahin.

Kein Beifallslärm wurde laut. Ein jeder der Fröhlichen dort oben hatte begriffen, was er dem Augenblicke schuldig war.

Konrad löste mit einem schweigenden Druck seine Hände aus den ihren und griff aufs neue nach den Rudern.

Sie wehrte ihm nicht.

Der verbotene Garten versank . . .

Auf den Wiesen lag nun der rote Dämmer der Frühnacht. Kein Laut weit und breit. Trotzdem schien die ganze Welt erfüllt von Harfenklang und hallendem Gesang.

„Gesehen haben wir deine Marmorfrau nicht," flüsterte Lilly, seine Kniee streichelnd, „aber ich muß immer denken, es ist vorhin *ihre* Stimme gewesen."

„Ich denk' mir schon lange dasselbe," stieß er leidenschaftlich hervor. „Sie sang auch gar nicht für die braven Leute da oben, sondern ganz allein für uns."

„Ach, wenn ich's bloß nachsingen könnte!" seufzte sie.

„Versuch's doch."

Vier, fünf Töne fand sie. Hier heraus und dort heraus. Aber es wollte sich nicht zum Ganzen fügen. — Auch drängte

sich etwas anderes dazwischen, das in diesem Augenblicke mächtiger als alles in die Höhe quoll.

Mit dem Hohen Liede des Größten und des Reichsten mischte sich unbegehrt und ungerufen ihr eigenes armes Hohes Lied.

Und in das weite Schweigen sang sie hinaus:

„Du, den meine Seele liebt,
Sag' mir, wo Du Deine Herden weidest,
Sag' mir, wo Du schläfst im Mittagschatten,
Denn sonst muß ich irrend — —"

Sie hielt inne.

„Was ist das?" fragte er. „Das kenn' ich ja gar nicht."

„Das ist — mein — Hohes — Lied," erwiderte sie schwer aufatmend.

Noch nie hatte sie den Namen vor irgend einer Menschenseele in den Mund genommen.

„D e i n Hohes Lied?" fragte er verwundert.

Da wurde es ihr plötzlich klar: Eine Stunde wie diese würde nie mehr kommen.

Dies war die Stunde, ihm das Geheimnis ihrer Jugend ans Herz zu legen.

„Wirf die Ruder hin und hör zu. Ich will dir etwas anvertrauen. Es wird dir vielleicht dumm erscheinen und albern. Aber mir war es immer wie ein Heiligtum."

Wortlos legte er die Ruder über die Wandung.

„Du mußt dich auch neben mich setzen, damit ich dich ansehn kann."

Er sandte einen prüfenden Blick nach dem Wasser ringsum.

Das Boot schwamm längst wieder ruhig auf dem Spiegel des Sees, auf dem alles Licht der Sommernacht sich in schillernd blauen und purpurnen Flächen gesammelt hatte. Nirgends eine Spur von Gefahr.

Dann tat er, wie sie verlangt hatte.

Sie hockten nun dicht aneinander gedrückt auf dem Boden des Kahns, mit den Köpfen gegen die Bank gelehnt, auf der Konrad so lange gesessen hatte.

Und sie erzählte.

Erzählte von dem Vermächtnis, das der verschwundene und verschollene Vater hinterlassen hatte, und welch eine Macht zu allen Zeiten davon ausgegangen war. . . . Seien ihre Mädchenjahre schon ganz und gar davon erfüllt gewesen, so habe es später noch eine weit höhere und geheimnisvollere Bedeutung erlangt. Wie ein Sinnbild ihres Tuns und Treibens wäre es geworden. Wenn ihr Leben in Wirrsal und Nichtigkeit zerrann, dann hätte es geschwiegen, — oft Jahre lang — wenn aber ihre Seele einen Aufschwung nahm, wenn ihr Handeln und ihr Hoffen miteinander in Einklang standen, dann wäre es mit einemmal wieder dagewesen. Mit seinem leisen Singen hätte es ihr das Böse der Welt übertönt . . . Vor Schuld und Schmach hätte es sie nicht behüten können, aber sie innerlich wenigstens frei zu halten und empfängnisfähig für den, der da einst kommen sollte, das hätte es wohl vermocht.

Und nun dieser *eine* wirklich gekommen, da sei ihr zu Mute, als habe die Stunde der Erfüllung wie für sie, auch für ihr Hohes Lied geschlagen. Als müsse es jetzt ausziehen in alle Welt, sich alle Herzen erobern und seinem Schöpfer, wie ihr selbst, Entsühnung und Erhöhung bringen.

Sie hatte sich so in Begeisterung geredet, daß Ort und Stunde und alles versanken.

Nur den einen Gedanken hatte sie, ihm noch mehr von ihrem Innersten und Heiligsten vor die Füße zu werfen. Aber es *war* alles gesagt, mehr als sie geglaubt, daß sie je einem Menschen sagen würde. Mehr als sie bis zu dieser Stunde von sich selbst gewußt hatte.

Was als gut und hochgesinnt und hoffnungsvoll noch in ihr lebte, das hielt er jetzt in seinen Händen . . . Das andere — das Schlaffe, das Unreine, das, was ihr Herz und Leben verdorben hatte — das war nicht mehr da, das ging sie nichts mehr an.

Bei ihrem Erzählen hätte sie ihn gern ansehen wollen und hatte es doch nicht zu stande gebracht.

Nun sie fertig war, wagte sie sich ein wenig nach seiner Seite zu wenden.

Da gewahrte sie, daß sein Auge mit einem eigentümlich wirren, trunkenen Blicke auf ihr ruhte, einem Blick, den sie noch niemals an ihm wahrgenommen hatte, denn er pflegte seine Empfindungen stets wie zwischen zwei Fäusten zu halten.

Ihr Herz fing an zu pochen, und die hoffende Unruhe, die kein Ziel und keinen Namen hatte, wurde so stark, daß sie glaubte, ans äußerste Ende des Bootes fliehen zu müssen, um in seiner Nähe nicht zu ersticken.

Da sah sie, daß er die Augen schloß und den Kopf hart nach hintenüber gegen die Bank warf.

„Du wirst dir wehe tun," flüsterte sie, und statt vor ihm zu fliehen, wie sie gewollt hatte, legte sie ihren Arm als Kissen zwischen seinen Hals und die drückende Kante.

Nun lag er an ihrer Brust und atmete schwer.

„Soll ich dir noch was draus singen?" fragte sie, zärtlich zu ihm niedergebeugt.

„Ja, ja, ja," stieß er heraus.

Und sie sang, — mit halber, liebkosender Stimme, als wären es Wiegenlieder — sang alle jene Arien und Oden, die seit dem Tage, da die Seele der Mutter in ewige Nacht versunken war, nie mehr eines Menschen Ohr von ihr vernommen hatte.

Das von der „Rose im Tal" und der „Blume zu Saron". Und jenes andere, in dem alle Zauber des Frühlings durcheinander klangen:

„Sieh', der Winter ist vergangen,
Blumen blühn in allen Landen,
Und die wilde Taube girrt."

Mehr noch sang sie, immer noch mehr.

Wenn sie ihn fragte: „Ist's nun genug?" dann schüttelte er nur den Kopf und drückte sich enger in das weiche Nest.

Einmal schaute sie flüchtig auf und gewahrte, daß sie fest im Röhricht saßen, und daß es nun vollends Nacht geworden war.

Aber was kümmerte sie das? Irgendwie würden sie schon nach Hause kommen.

Nun fehlten nicht mehr viele: „Lege mich wie ein Siegel an dein Herz“ und „Wie schön wandelst du, o Fürstentochter“.

Und dann vor allem jenes, dessen Beginn so seltsam mit den Erlebnissen des heutigen Tages zu stimmen schien:

„Laß uns wandern, Liebster, weit ins Feld.“

Zum Schluß hin freilich, wo es hieß:

„Laß uns schauen, ob der Rebstock blüht,“

da wollte es nicht recht mehr vorwärts gehen.

„Wo der Wein und die Granate blüht,
Will ich Dir mit lechzend offnen Lippen — —“

Weiter kam sie nicht. Der Atem fing an, ihr zu fehlen.

„Warum singst du nicht?“ hörte sie seine Stimme sagen.

Ein Bienensummen, ein Glockenläuten war ringsherum.

„Tapfer sein,“ schrie es in ihr, „sonst verlierst du ihn.“

Dabei fühlte sie, wie zwei zuckende Lippen sich nach den ihren hintasteten.

Und da ging's denn rasch zu Ende mit aller Tapferkeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Mitternacht war längst vorüber, als das Boot ans Ufer stieß.

Die Badestelle lag dunkel und verlassen da, aber in dem Logierhotel schimmerte noch Licht.

Sehr zaghaft klingelten sie an der Tür.

Für verspätete junge Ehepaare sei immer noch ein Zimmer frei, sagte die dienstfertig lächelnde Wirtin.

XVI

Wer da behaupten wollte, über Lillys reif gewordener Liebe hätte kein Glücksstern geleuchtet, der würde sich arg ins Unrecht setzen.

Denn erstens erwies sich Adele als umsichtige und an Verschwiegenheit gewöhnte Mitwisserin, die leidenschaftlich für den Herzensfreund Partei nahm; zweitens blieb Richard, der an dem bewußten Sonntag zu seiner Mutter nach Harzburg hatte verreisen müssen, statt eines Tages gleich eine halbe Woche; und drittens zeigte er sich bei seinem ersten Besuche so sehr mit sich und seinen Angelegenheiten beschäftigt, daß er von Lillys schuldvollen Wiedersehensnöten nicht das mindeste wahrnahm.

Er trug eine höchst erhabene Miene zur Schau, sprach heftig durch die Nase wie immer, wenn er sich in neugestraffter Seele seines ehemaligen Kavalleristentums bewußt wurde, und hatte sogar ein Monokel über der marineblauen Seidenweste hängen.

Bedachte man dazu noch seine schlau vorbeiblinzelnden Augen und den ganz auf der linken Schulter liegenden Kopf, so ergaben sich Anhaltspunkte genug zu der willkommenen Annahme, er habe den Besuch bei seiner Mutter nur vorgeschoben, um statt dessen — genau so wie Lilly selbst — eine Extratour zu Zweien in die blühende Welt hinaus zu unternehmen.

Aber diese Annahme erwies sich als irrig.

Er war nicht allein bis gestern abend in Harzburg gewesen, er mußte auch morgen wieder dorthin zurück und zwar auf längere Zeit, auf mindestens vier Wochen.

„Was hast du?“ unterbrach er sich erschrocken, denn Lilly war im Übermaß des auf sie einstürmenden Glückes schwindlig gegen die Lehne des Stuhles gesunken.

Zwar raffte sie sich sofort wieder empor und wollte von der überstandenen Erregung nichts wissen, aber er blieb ängstlich und besorgt, rückte ihr einen Berg von Kissen in den Nacken und duldete nicht, daß sie sich die Strapaze des Teeeinschenkens auferlegte. Dabei guckte ihm das böse Gewissen aus allen Knopflöchern.

„Aus einer gemeinsamen Sommerreise," sagte er, und versuchte dabei, sich zu der vorigen Erhabenheit zurückzufinden, „wird ja nun leider nichts mehr werden. Und überhaupt — wir haben uns viel zu sehr aneinander gewöhnt. Jeder von uns wird mal wieder dran denken müssen, sich ein bißchen mehr auf eigene Füße zu stellen. Das ist für alle Fälle sehr nötig. Entschieden."

Das klang in Lillys Ohren wie eine altvertraute Musik ganz von fern her.

„Nun gesteh' schon," sagte sie lächelnd. „Was ist denn wieder im Gange?"

Und da kam's mit Stottern und Wortkauen ans Tageslicht: Eine Amerikanerin — von deutschen Eltern — millionenschwer, und zwar Dollarmillionen — größter Stil — höchster Schick — Glücksfall erster Güte — — Mama zitternd, daß es was werden möchte — Eltern günstig gestimmt — auch sie scheinbar nicht abgeneigt. . . . Diesmal oder nie.

„Gratuliere," sagte Lilly und klopfte freundlich seine Hand.

Er sah mit großen, verwunderten und etwas klagenden Augen zu ihr herüber.

„Ist das alles?" fragte er.

„Was — alles?"

„So kühl läßt dich das? So wenig empfindest du bei dem Gedanken, daß dein alter Freund nun von dir gehen soll? Ich hätte dich für liebevoller und teilnehmender gehalten. Entschieden."

„Besinn dich gefälligst," sagte sie. „Das hast du mir schon immer vorgeworfen, wenn irgend eine neue Heiratsgeschichte sich abspielte und ich dir nicht im Wege sein wollte. Du tust dann immer so, als ob i ch dir den Stuhl vor die Tür setze und nicht du mir."

Da brach er los.

„Stuhl vor die Tür setzen — was das für Redensarten sind! Was weißt du, was in mir vorgeht? ... Wie ich mit mir ringe und kämpfe? Wieviel Nächte ich schon nicht mehr schlafe, bei dem Gedanken, was aus dir werden soll. Aber du tust grade so, als ob dich das nicht das mindeste anginge! Du bist überhaupt — leichtsinnig, gefühllos bist du — damit du's weißt."

Vor ihren Blicken tanzten derweilen die Bilder des nahenden Freiseins. Nächte voll entfesselter Glut, — Tage voll süß dämmernder Träumereien.

Was dann folgte, lag so weit ab wie der Welt Ende.

Gutmütig lächelnd hörte sie zu und antwortete nicht einmal.

„Aber wenn du dir auch um deine Zukunft keine Gedanken machst," fuhr er scheltend fort, „ich muß es umsomehr tun. Ich habe für dich zu sorgen, und da ist Mama auch ganz einer Meinung mit mir."

Das Wort „Mama" riß sie zusammen.

Seit jenem schreckensvollen Begegnen im Kontor war es kaum jemals zwischen ihnen gefallen. Man hatte stets tausend Umschreibungen und Unterschiebungen dafür, die jeder von beiden verstand und anerkannte.

Nun trat es ihr plötzlich wie das Wahrzeichen aller über sie ergangenen Schmach flammend vor Augen.

„Wenn die dabei ist," rief sie, „dann steckt sicher etwas Demütigendes für mich dahinter ... Das eine sage ich dir gleich: Untersteht euch nicht, mir mit irgend einem Anerbieten zu kommen von Geld oder Geldeswert oder desgleichen. Ich würde das als eine Beschimpfung auffassen, die nie wieder gutzumachen ist."

Er lief händeringend im Zimmer umher.

„Was sind das nu wieder für Chosen? ... Ganz abgesehen davon, daß ich vor aller Welt blamiert wäre bis auf die Knochen, — Weib, weißt du denn nicht, daß du kaput bist, wenn ich dich mit leeren Händen abziehen lasse? Weißt du nicht, wo du dann hin mußt? In die Bars und die Metropols! ... Weißt du das nicht?"

In seliger Geistesabwesenheit schaute sie über ihn und seinen braven Eifer hinweg.

„Es gibt auch noch andere Wege," flüsterte sie halb in sich hinein.

„Welche?" schrie er. „Etwa heiraten? Welcher anständige Mensch wird dich heiraten, nachdem du vier Jahre lang meine Mätresse gewesen bist?"

„Es gibt auch noch andere Wege," wiederholte sie immer lächelnd.

Vor ihrer Seele stand ein Leben voll Kampf und Kraft. Ein Hin- und Hergerissenwerden durch Sturm und Not und ein jauchzender Sieg, der sie denen zugesellte, die stolz und wahrhaftig waren wie e r ...

Aber das kam alles später — viel später. Wozu daran denken?

Richard hatte sie anders verstanden. Sein Blick erstarrte in argwöhnischer Bedenklichkeit. Er blieb vor ihr stehen und fragte mit einem kleinen Schauder: „Hör mal, du! — Willst du etwa — Dummheiten machen?"

Sie lachte hellauf. Wahrscheinlich sah er sie schon als schöne Wasserleiche auf dem Ruhebett ausgestreckt.

„Nein, ich will keine Dummheiten machen ... Um deinetwillen sicher nicht ... Und wenn ich es wollte, dann würde ich so viel guten Geschmack immer noch aufbringen, um dir damit nicht zu drohen."

Er atmete tief auf, aber beruhigt war er immer noch nicht.

„Jedenfalls lass' ich dich höchst ungern hier allein rumsitzen," sagte er. „Du fängst doch bloß Mucken und wirst kratzig gegen mich ... Wie wär's? Möchtest du nicht unterdessen eine kleine Badereise machen — nach Ahlbeck oder Schreiberhau oder sonst wohin, wo's solide ist?"

Von dem Hohngelächter, das sie innerlich schüttelte, kam nichts wie ein leises Wimperzucken an die Oberfläche.

„Du weißt ja, daß ich mich ungern anschließe," erwiderte sie leichthin, „und da bin ich denn bloß doppelt einsam."

Er versank in stirnrunzelndes Nachdenken.

„Ja — dann“ — er zögerte und kaute, wie Leute pflegen, denen vor der eigenen Kühnheit bange wird. „Dann — — wäre es schon am besten, du kämst — irgendwo in die — in die Nähe.“

„In wessen Nähe?“

„Ach, tu doch nicht so! Du verstehst mich ganz gut.“

„Ich versteh' schon, aber ich glaub' nicht recht, was ich verstehe.“

„Was ist denn so Großes dabei?“ schalt er. „Man könnte dann doch wenigstens manchmal nach dir sehen ... Oder mal dies und jenes besprechen könnte man.“

„Möchtest sie mir wohl auch zeigen, damit ich meinen Senf und meinen Segen gebe, — was?“

„Na und w e n n? Wie wir beide miteinander stehen — wo wir doch nichts tun seit Jahren, ohne einer den andern zu fragen, — was wäre denn schließlich so Ungeheuerliches dabei?“

Sie fühlte ein kleines, gönnerhaftes Mitleid in sich aufsteigen, und seine Hand streichelnd sagte sie: „Ich glaube nicht, lieber Freund, daß ich für deine Brautwerbung die richtige Assistenz wäre.“

Ihr überlegener Ton steigerte seinen Mißmut.

„Ach was, Assistenz! Du redest heute wie auf'm Theater. Du bist überhaupt von einer Geschwollenheit, — von einer Geschwollenheit bist du! Willst dich selbstverständlich bloß an mir rächen. Bloß ärgern willst du mich. Und das ist höchst unnobel von dir in diesem Augenblick.“

Sie lachte und reckte sich. Wie tief lag das alles! Wie drollig war es und wie gleichgültig dabei ... Und was ging es sie überhaupt an?

Allein sein — mit ihm allein sein! Eine andere Sorge gab es nicht mehr auf der Welt.

„Also du willst nicht?“

Sie schüttelte schweigend den Kopf.

„Gut!“

Er machte Miene, im Zorne wegzugehen, aber er hatte nicht die Kraft dazu.

„Lilly!"

„Hm?"

„Ein Mißverständnis möchte ich doch von vornherein beseitigen. Du scheinst nämlich zu glauben, daß es auch diesmal bloß Spaß ist."

„Durchaus nicht, lieber Richard. Ich wünsche dir alles Glück. Nur kann ich in dieser Sache beim besten Willen nichts für dich tun."

„Für mich tun! Für mich tun! Wer spricht denn was von ‚für mich tun'? . . . Mama hat ganz recht gehabt: Wenn ich auch diesmal abschnappe, dann ist nichts mehr für mich zu wollen. Darum mach dir klar: In wenigen Wochen ist alles aus zwischen uns."

„Umso besser," hätte sie beinahe gesagt.

Aber sie sah die Tränen in seinen Augenwinkeln und mochte ihm nicht wehe tun.

Vier Jahre gemeinsamen Lebens lagen hinter ihnen. Er war allzusehr an ihren Einfluß gewöhnt, als daß sie ihn ohne Rat und Zuspruch abziehen lassen durfte.

Und sie sprach ihm zu wie einem Kinde, gab seiner Mutter recht, lobte sein Vorhaben und zählte dessen Notwendigkeiten her. Um ihn über ihre eigene Stimmung zu beruhigen, erinnerte sie ihn daran, wie es stets ihr höchster Ehrgeiz gewesen sei, das Gefühl seiner Freiheit in ihm wach zu halten und seinem Glücke nie im Wege zu stehen. Auch daß sie ihm ihre freundschaftliche Neigung bewahren wolle bis an ihres Lebens Ende, beteuerte sie.

Und schließlich, als sie Abschied nahmen, weinten sie beide.

XVII

Nun war der Weg frei. Nun konnte in Jauchzen und Weihe das neue Leben beginnen.

Der Juli kam und brannte auf verödete Straßen.

Wer im vornehmen Westen daheim geblieben war und keines Vogtes Peitsche über sich hängen fühlte, der verträumte hinter herabgelassenen Läden zwischen Ruhebett und Badewanne seine trägen Tage.

Erst wenn der Abend die eingesogenen Gluten wieder auszuatmen trachtete, wenn über dem trüben Kanalwasser staubgelbe Dämpfe sich wiegten und hinter den frühwelkenden Kastanien der rote Gleisch des Himmels mit den zuckenden Lichtchen der Laternen in eins zusammenschmolz, dann erwachte auch Lilly erst eigentlich zum Leben.

Dann zog sie an Konrads Seite durch den blauen Dämmer der Straßen, mit tausend Augen sehend und immer ein wenig auf der Hut, selber ungesehen mitten durchzugleiten.

Tüchtige Familien wanderten den Biergärten zu. Liebespaare aller Arten fanden sich an den verabredeten Ecken. Und dazwischen wogte heißatmend und scheu das Volk der Alleingebliebenen, — alle jene, die vom lächelnden Zufall diebisch einzuheimsen suchen, was sie von strengeren Göttern nicht mehr zu erflehen wagen... Über der erschöpften Stadt hing ein schwüler Dunst heimlichen Begehrens, in dem äußere Zucht und innere Zartheit flackernd aufgingen, als wären sie nie gewesen.

Wie fern lagen die Zeiten, da sie selber so herumgezogen war, hoffend auf Schicksale, doch ohne Mut, sie herbeizuzwingen! Und schaudernd vor überstandenen Gefahren drängte sie sich enger an Konrads schützenden Arm.

Irgend ein heimlicher Winkel, um hineinzuschlüpfen, fand sich immer. Hier strichen Zigeuner ihre Fiedeln, dort klimperten Tiroler auf ihren Hackbrettern, oder der Wirt, ein gescheiterter Musikus, lenkte selber die Künstlerkapelle des Hauses.

In Efeunischen, zwischen den grüngestrichenen Kübeln der Lorbeerbäume, in deren trockenem Blätterwerk die heißen Windstöße raschelten, durften sie ohne Furcht vor Entdeckung die Abendstunden mitsammen verleben.

Die Art ihrer Unterhaltung hatte inzwischen eine Wandlung erfahren.

Wohl gab es auch jetzt noch lehrhafte Streitigkeiten aller Art, und lauschend hing sie noch immer an seinem Munde. Aber der heilige Eifer in wissenschaftlichen Dingen war verraucht.

Daß Gott nicht existiere, und daß Fra Filippo Lippi ein Taugenichts gewesen sei, daß die Barockkunst auch ihre Lichtseiten gehabt habe, und daß eine wahnsinnig gewordene Linie ins Tollhaus gehöre, selbst wenn sie sich als das Allermodernste gebärdet, das wußte Lilly nun längst und noch vieles andere Neue und Interessante. — Dabei durfte es sein Bewenden haben.

Oft tauchten beider Blicke mit einem weichen und sehnsüchtigen Lächeln ineinander und ließen sich nicht los, als wäre das die Sprache, in der man sich am beredtesten verständigen könnte. Oft auch wanderten seine Gedanken eigene verschwiegene Wege und kehrten nur gezwungenerweise zu ihr zurück. Dann wurde sie traurig und eifersüchtig und drängte zum Aufbruch.

Erst wenn er gut gebettet in ihrem Arm, an ihrem Herzen lag, fühlte sie sich ganz zufrieden.

Die Wände hatte der Tag durchheizt. Die Vorhänge drohten mit Ersticken. Durch die Spalten der Läden kroch eine Art von Wüstenwind. Sie merkten nichts von alledem, ihnen war gerade wohl in dieser Glut.

Als ein besonderes Mißgeschick fürchteten sie das endliche Einschlafen, das ihnen die Stunden des Beieinanderseins in schändlicher Weise verkürzte, und darum nahmen

sie einander das Versprechen ab, daß derjenige, der die Sinne länger beisammen hielt, den andern wieder aufwecken müsse.

Sie blieb wach. Er jedoch war erschöpft von des Tages Arbeit. Denn für ihn gab es kein nochmaliges Eindröseln nach dem Frühstückstee, kein Ausruhen in der Mittagshitze. — Und wenn er dalag mit zuckenden Gliedern, wie die edlen Jagdhunde, dann tat er ihr viel zu leid, als daß sie ihr Versprechen hätte halten mögen.

Dann richtete sie sich neben ihm auf, und in dem Dämmer des rot umschirmten Nachtlichts konnte sie ihn stundenlang anstarren und wurde dessen nicht müde.

Immer gab es etwas in seinem Gesicht zu studieren. Da war die Falte der Willenskraft zwischen den Brauen, schärfer eingeprägt als zuvor und ihr immer noch ein wenig bange machend; — und die unaufhörlich arbeitenden Muskeln in den Schläfen; — und die straff geschürzte Oberlippe, deren rechtes Ende sich zuckend ein wenig in die Höhe zog, so daß es schien, als ob er ihr im Traume entgegenlächelte ... Hager war er geworden. In dem lockern Fleisch der Backen saßen Schatten, die nach den Kiefern hin sich verdunkelten, und um die Nasenflügel spielte ein Leidenszug. Wie ein junger Christus sah er aus. So recht zum Anbeten gemacht.

Manchmal während des Anschauens dachte sie: „Wenn ich ihn jetzt tötete, ihm eine Hutnadel ins Herz stieße oder sonstwie, so gehörte er mir, mir allein und für immer."

Dann tastete sie mit der hohlen Hand nach seiner linken Brust und stellte sich vor, sie hielte das Herz selbst in ihrer Gewalt und mit dem Herzen zugleich die Liebe zu ihr und brauche sie nie mehr wieder herzugeben.

Erwachte er gelegentlich einmal, während sie sich so über ihn geneigt hatte, dann erschrak er ein wenig und fragte noch im Halbschlaf: „Was hast du? Hab' ich dir etwas getan?"

„Warum?"

„Dein Auge hatte einen so seltsamen Blick, beinahe, als ob du mir böse wärst."

Hierauf nahm sie sich jedesmal vor, das Spiel zu unterlassen. Aber sie konnte nicht anders, sie mußte ihn ansehen.

Sie hatte ihn viel zu lieb.

Schlimm war es, wenn plötzlich die Angst sie packte, sie würde ihn verlieren. Und diese Angstanfälle kamen in mancher Nacht mit so grausamer Gewalt, daß sie den Drang fühlte, zu toben, zu schreien und sich die Haare zu raufen. Aber sie durfte ihn ja nicht erwecken. Und darum kroch sie leise mit dem Kopfe unter seine Achsel, schloß die Arme über seiner Brust und unter seinem Rücken zusammen und schmiegte sich so dicht an ihn, daß sie sich vorstellen konnte, mit ihm verwachsen zu sein.

Dann wurde sie allmählich ruhiger und konnte sich ausweinen, oder sie erging sich in Phantasien darüber, wie glücklich sie ihn machen würde.

So unerhört, so über alles Sagen glücklich war noch nie ein Menschensohn gewesen. In einen Mantel von Liebe würde sie ihn hüllen, so weich, so undurchlässig, daß keine Schicksalsrauheit ihn jemals würde erfrösteln lassen. Seine Muse würde sie sein, — einen unsichtbaren Strahlenglanz würde sie ums Haupt tragen, anspornen und entflammen würde sie ihn zu tausend großen Taten. — Pflegen würde sie ihn mit der Sorgfalt einer barmherzigen Schwester. — Kochen würde sie lernen und Wäsche schneidern. — Nein, lieber Universitätskurse hören und wissenschaftliche Arbeiten machen und Musik studieren. — Und noch vieles andere. — Damit er niemals an ihr ermüdete.

Zu dem allen mußte sie natürlich erst frei sein. Sich ganz von Richard gelöst haben.

Auch an Richard dachte sie oft. Doch nie mit Groll. Daß er ihr Leben in den Abgrund gelenkt hatte, war ihm längst verziehen.

„Jeder tut, was ihm Gesetz ist,“ sagte Konrad.

Und schließlich war er ja einst ihr Retter geworden.

Mit seiner Verlobung, die, wie er schrieb, sich hoffnungsvoll entwickelte, sollte auch äußerlich das neue Leben

seinen Anfang nehmen. Von Rechts wegen hätte es jetzt schon geschehen müssen. Aber noch fühlte sie sich keiner Krise gewachsen. Ihr graute vor all den Lügen, die Konrad abermals aufgetischt werden mußten, sobald ein Wechsel ihres Haushalts sich vollzog.

An der Notwendigkeit künftigen Darbens sah sie scheu vorbei.

Nur wenn sie Nachts an der Brust des Schlafenden sich zu jauchzenden Ekstasen gesteigert hatte und die Zukunft an seiner Seite in Gold und Purpur vor ihr lag, erschien es ihr als Inbegriff alles Glückes und aller Fülle.

Morgens gegen drei, wenn die Krickelkrackel der Gaslaternen allgemach verblaßten und der Widerschein der ersten grauen Wolken über die Decke glitt, dann mußte sie ihn wecken.

Hausbewohnern durfte er nicht begegnen, das war sie ihm und dem eigenen Rufe schuldig.

Beim Ankleiden tastete er schlaftrunken über die elfenbeinernen Bürsten, auf denen die siebenzackige Krone noch immer prangte, und richtete sich so weit her, um im nächsten Wiener Café eine ermunternde Tasse Schwarz hinunterzustürzen.

Denn von Lillys Bette sollte es auf raschestem Wege an den Schreibtisch gehen.

Dieser Wahnsinn war ihm nicht auszureden.

Die durchschwelgten Stunden der Nacht verlangten eine Sühne. Daran hielt er fest, mochte er immerhin bis zum Vormittag in fruchtlosem Mühen über seinen Papieren brüten.

Sie aber sank in tiefen Schlaf, aus dem erst Adele sie erweckte, die zufrieden lächelnd gegen zehn Uhr mit dem Frühstücksbrett ins Zimmer trat.

Jede zweite Nacht gab sie ihn frei.

Ihm sein Lebensblut austrinken wollte sie nicht. Und Sorgen genug bereitete er ihr ohnedies. Seine Gesichtsfarbe gefiel ihr nicht. Sein Auge flackerte. In seiner Stimmung wechselten jagende Lustigkeit und stieres Insichversunkensein.

Das mußte alles anders werden, wenn nur erst — was —?

Nichts denken, nichts planen, nichts wollen, nur ihn lieben und ihn glücklich wissen.

Ihre Tage verbrachte sie in genießenden und bangenden Träumereien. Zu geistiger Beschäftigung fehlten ihr jetzt Spannung und innere Anteilnahme. Auch drängte allerhand Neues und Wichtiges sich dazwischen. — Vor allem die Notwendigkeit, ihm zu gefallen, ihm den täglichen Rauschtrank zu reichen, dessen er bedurfte, um ihr Eigentum zu sein und zu bleiben.

Bis jetzt war ihr die Schönheit ihres Leibes ein selbstverständlicher Besitz gewesen, den sie so wenig beachtete, wie es einer verborgenen und nutzlosen Sache zukam. Nun mußte sie stets darauf bedacht sein, dem Ideal zu gleichen, das neben und über ihr in seinem Hirne lebte und dem sie in Wahrheit — das fühlte sie wohl — nur dann ein wenig näher kam, wenn trunkene Seligkeiten sie über sich selbst und die Flachheit ihres Lebens hinausgehoben.

Aus dem Schönseinwollen und Schönsein *müssen* entstand ein ängstlicher Kultus des eigenen Fleisches, der ihr bis dahin etwas Fremdes und Verächtliches gewesen war.

Sie pflegte sich wie eine Haremsfrau, sie parfümierte ihre Bäder, sie färbte ihre Zehennägel, sie verlängerte ihre Augenbrauen und puderte Arme und Schultern. — Jeden Tag entdeckte sie neue Unzulänglichkeiten, die sie mutlos stimmten und denen nur mit neuen Mitteln abzuhelfen war.

Dabei lauerte im Hintergrunde der stete Argwohn, sie könne sich durch lauter Verputzen einer schönen Dirne ähnlich machen. Darum verschloß sie ihren Schmuck und kleidete sich schlichter als irgend eine Bürgersfrau. Nur der Sachverständige vermochte zu erkennen, wieviel kunstvolle Sorgfalt dahintersteckte.

Am meisten machte ihr in den Zeiten des Alleinseins die Eifersucht zu schaffen.

Nicht, daß sie ihn mit anderen Frauen beargwöhnt hätte.

Dazu stand er ihr viel zu hoch.

Aber sie war eifersüchtig auf alles, was er trieb und was ihn anging. Der Gedanke an seinen Schreibtisch bereitete ihr Qualen. Jede Stunde, die er nicht in ihrer Nähe verbrachte, erschien ihr als Verrat an ihrer Liebe, und seiner Freunde gedachte sie mit einer Feindseligkeit, deren sie sich nie für fähig gehalten hätte.

Die Abende über, an denen sie nicht mit ihm zusammen war, hielt sie seiner Wohnung gegenüber Wache, heimlich in eine Haustürnische gedrückt, grade so, wie sie früher in der Alten Jakobstraße gestanden hatte.

Wenn die Lampe hinter seinem Fenster brannte, war sie zufrieden. Wenn sie ihn zu später Stunde kommen oder fortgehen sah, schloß sie die ganze Nacht kein Auge mehr.

Er bewohnte nicht weit von ihr, am Karlsbad, ein Zimmer des dritten Stockwerks.

Lange hatte es gedauert, bis er zugab, daß sie ihn besuchte.

Neben ihm liege eine Kranke, hatte er gesagt, die strengster Schonung bedürfe; jedes unbedachte Gespräch könne Ursache werden, daß ihr Zustand sich verschlimmere.

Dabei hatte er in eigentümlicher Weise an Lillys Augen vorbeigesehen. Man durfte hundert gegen eins wetten, daß irgend ein Geheimnis hineinspielte.

Aber als sie nach langem Bitten und Bohren zu einer unverfänglichen Nachmittagsstunde endlich bei ihm war, fand sich nichts, was ihren Verdacht bestätigte. Nur ganz leise sprechen mußte sie, und das hatte sie ja im voraus gewußt.

Seine Behausung war kaum mehr als eine Studentenbude. Ein hoher, zweifenstriger Raum mit billigem Geräte vollgestellt, ohne Ruhebett und ohne Teppich. Aber an den Wänden hingen kostbare Stiche, und den üblichen Pfeilerspiegel hatte eine alte Kopie der Madonna di Foligno verdrängt, die in heiterer Erhabenheit auf den

Jammer nordischer Kleinbürgerei herniederschaute ... Auf langen, niedrigen Regalen standen viele Bücher; andere, die keinen besseren Platz gefunden hatten, waren in den Ecken zu hohen Stapeln aufgeschichtet. Zermürbte Wachstuchdecken, wie sie fahrende Händler zum Einpacken ihres Krams benutzen, lagen, um sie gegen den Staub zu schützen, darüber ausgebreitet.

Nur der Schreibtisch zeigte eine gewisse selbstverständliche Üppigkeit.

Konrad hatte ihn, gleich den Bildern, aus eigenem Besitz der Einrichtung hinzugetan.

Mit seinem edlen Schnitzwerk und seiner breitausladenden Platte erhob er sich feierlich wie ein Altar in der Mitte des Raumes.

Nicht ein einziges Frauenbildnis ließ sich darauf ertappen. Das ihre hatte sie ihm noch nicht geschenkt, und andere waren des bevorzugten Platzes nicht für wert erachtet worden.

Nur ein Porträt, das eines alten Herrn, stand in Glas und Rahmen hinter Mappe und Tintenfaß ... Ein verwittertes Feinschmeckergesicht, mit schön gepflegtem, schneeweißem Haupthaar und unter halb gesenkten Lidern pfiffig schielenden Augen, wie sie alten Frauenkennern eigen sind.

Das war der bewußte Oheim, der ihn hatte erziehen lassen und erhielt.

Lilly fühlte eine dumpfe Beklemmung, als sähen diese Augen sie durch und durch, als genüge ihnen ein einziger Blick, um das große Geheimnis, das sie in tausend Nöten vor dem Geliebten barg, ans Tageslicht zu ziehen.

„Ich werd's schon einrichten, daß ich ihm nie begegne," dachte sie.

Konrad hatte seinen höchsten Schatz, die Vorarbeiten zu seinem großen Werke, aus einer Schublade hervorgeholt und zeigte ihr die Stöße engbeschriebener Bogen.

Liebkosend ließ sie die Finger darüber gleiten.

Ihr wurde ganz heilig zu Mute.

Aber dann plötzlich packte sie wieder die Eifersucht, die seit einiger Zeit ihre Seele verhärtete.

Dies hier war ja seine eigentliche Geliebte, und sie selbst nur ein dunkler, blutloser Schatten, der gierig durch seine Nächte streifte.

„Schließ weg!“ sagte sie unmutig und wandte sich zum Gehen. — — —

Aber mit diesem großen Werke war es noch nicht einmal genug. Daneben gab es noch eine Fülle kleinerer Arbeiten, mit denen er sich plagte. Je mehr sein Name in den Kreisen der Fachleute bekannt wurde, desto häufiger traten Aufträge an ihn heran, die er alle bewältigen wollte.

Und eines Tages kam es auch ans Licht, welcher bedeutungsvolle Posten es war, von dem er vor drei Wochen auf jener unvergeßlichen Wanderfahrt erzählt hatte, daß er ihm angeboten sei.

„Bis heute habe ich nicht gewagt, mich zu entscheiden,“ sagte er. „Aber jetzt ist es so weit. Der Herausgeber der Zeitschrift, die ich in Zukunft redigieren soll, ist bei mir gewesen und hat nicht locker gelassen, bis ich Ja sagte. Im übrigen ein bezaubernder Kerl. Trotz seiner großen geistigen Potenz von einer gradezu kindlichen Harmlosigkeit ... Und so offen, und so freundschaftlich anschmiegsam! Den mußt du sehr bald kennen lernen, falls du ihn noch nicht kennst.“

„Wie heißt er denn?“

„Doktor Salmoni.“

XVIII

Nein. Es kam anders.

Mit so plumpen Händen griff das Schicksal nicht nach ihr.

Es ersparte ihr die Schmach, wie eine Verbrecherin erwischt zu werden, und gab ihr die Möglichkeit, durch eine Tat der Selbstbestimmung zu erweisen, daß sie des Empfindens nicht unwert war, welches ihr Leben gesegnet hatte.

Seitdem das Wort „Salmoni" gefallen war, wagte sie sich kaum noch mit Konrad auf die Straße hinaus. Ging sie Abends an seinem Arm, so glaubte sie in dem Schritte jedes Nachfolgenden den Gefürchteten zu erkennen, der, wie er sie einst im Dunklen vor dem Hause der Alten Jakobstraße beschlichen hatte, auch jetzt zu jeder Stunde hinter ihr her sein konnte.

Um von der Qual dieser Ausgänge befreit zu werden, erzählte sie Konrad schließlich, eine Dame ihres Bekanntenkreises habe sie gestern besucht und sich dabei in höchst anzüglicher Weise nach dem schlanken, jungen Manne erkundigt, mit dem sie jetzt immer zu sehen sei.

Die Wirkung dieser Notlüge war eine erschreckende.

Er sprach nicht, er aß nicht, er ging verstört im Zimmer umher und verließ sie zu einer Stunde, in der die Feuer ihres Glückes sich sonst grade erst zu entzünden pflegten.

Der folgende Tag brachte eine Klärung der Lage.

Um die Abendstunde kam er, war noch blässer als sonst und hatte unnatürlich leuchtende Augen.

„Höre, Liebling," sagte er, „ich bin die Nacht über mit mir zu Rate gegangen, — ich weiß jetzt, was ich zu tun habe. So darf es nicht weitergehen."

Sie dachte nichts anderes, als daß er sich von ihr trennen wolle. Ein kaltes Erstarren lief vom Hinterkopf

aus über sie hin, sie sah ihn ruhig an und erwartete den Todeshieb.

„Seitdem wir uns angehören,“ fuhr er fort, „ist über deinen bisherigen Bräutigam zwischen uns nie mehr geredet worden. Umsomehr habe ich im stillen an ihn gedacht. Auch was euren beiderseitigen Freund betrifft, bist du immer sehr schweigsam gewesen. Ich weiß nur, daß er augenblicklich auf Reisen ist und dich sozusagen ohne Aufsicht gelassen hat.“

Sie zwang sich zu einem Lächeln. Mochte er doch schon ein Ende machen.

„Heute kann ich dir gestehen, daß ich mitten in allem Glücke dies Ausnützen der Situation, soweit ich dabei mitspiele, immer als etwas geradezu Jämmerliches empfunden habe. Aber auf mich kommt es jetzt nicht an ... Die Frage ist: Was wird aus dir? ... Was ich von Anfang an gefürchtet habe, mußte einmal kommen: Man ist auf uns beide aufmerksam geworden ... Um Geheimhalten darfst du niemand bitten ... Soweit erniedrigt man sich nicht ... Der beiderseitige Freund wird also alles erfahren, er wird dich zur Rechenschaft ziehen, du wirst zu stolz sein, um zu leugnen, und das Ende vom Liede wird sein, daß du verlassen und vereinsamt dastehen wirst — ohne irgendwelchen Schutz auf der Welt. Denn i c h habe ja, wie die Dinge jetzt liegen, noch nicht einmal das Recht, dich zu schützen ... Diesen Gedanken mag ein anderer ertragen.“

Er sprang auf, griff mit gespreizten Fingern durch die Mähne, die nicht da war, und trappte auf und nieder.

Sie fühlte, wie ihr mit dem wiederfließenden Blute langsam Leben und Denken zurückkehrten.

Der liebe, edle, ahnungslose Junge!

Beinahe hätte sie hellauf gelacht. Aber sie bezwang sich und sagte: „Du kannst ganz ruhig sein, Konni. Sein Freund wird nichts erfahren. Und selbst, w e n n er was erfährt, wird er es nicht glauben. Und selbst w e n n er's glaubt, wird er sich im gegebenen Falle schön hüten —“

Sie konnte nicht weiter. Die großen, unschuldigen Augen machten ihr bange.

„Du denkst also immer noch an — —?“

Auch er stockte. Auch er fand kein Wort für das Nichtauszusprechende.

Sie besah die Knöpfe ihres Kleides und antwortete nicht.

„Wann kommt dein Herr Dehnicke wieder nach Hause?“ fragte er weiter.

„Das ist unbestimmt. Er geht auf die Brautschau,“ erwiderte sie mit einem kleinen Triumphgefühl, denn sie glaubte damit etwas gesagt zu haben, was sie über jeden künftigen Verdacht — und der war ja immerhin möglich — himmelhoch hinaushob.

„Und wo hält er sich jetzt auf?“

„Wozu willst du das wissen?“

„Weil ich mit ihm zu reden habe.“

Sie begriff nicht, was sie hörte.

Das k o n n t e ja nicht sein. Einer von ihnen beiden war nicht bei Verstand.

„Sei ohne Sorge,“ beruhigte er. „Was ich deiner Ehre schuldig bin, das weiß ich ganz genau. Aber ich will endlich einmal erfahren, wie er sich eigentlich deine Lage denkt ... Da sitzt jemand in Amerika, der hält dein Wort in der Hand und läßt nichts von sich hören ... Kommt nicht ... Schreibt nicht ... Warum schreibt er nicht? ... Wenn er nicht weiß, wo du bist, so weiß er doch, wo jener Herr Dehnicke ist, dessen Geschäft ja in Berlin einen bekannten Namen hat ... Man ist nicht einmal sicher, ob er überhaupt noch lebt ... Anfangs hab' ich mir sein Schweigen auf diese oder jene Art zu erklären gesucht. Aber jetzt sag' ich mir: Es gibt keine Erklärung dafür, außer, daß er tot oder verkommen ist ... Und da sollst du dich immer noch für gebunden halten? Sollst deine ganze gesellschaftliche Existenz von einer Art Ehrenwache abhängig machen, die nichts mehr zu bewachen hat? ... Das will ich dem beiderseitigen Freunde mal unter die Nase halten. Darauf wird er mir antworten müssen ... Oder meinst du nicht?“

„Er hat doch noch weniger Weltkenntnis, als erlaubt ist,“ dachte sie mitleidig, und laut erwiderte sie: „Ich versteh' nur nicht recht, Konni, mit welchem Rechte du einen fremden Herrn zur Rede stellen willst.“

„Das ist meine Sache,“ erwiderte er, den Kopf mit einem trotzigen Ruck nach hintenüber werfend. „Erst muß ich wissen, ob man dich frei gibt. Ich dulde nicht, daß man dir gegenüber den Sklavenhalter spielt.“

„Und i ch dulde nicht, daß du dich in eine falsche Lage bringst,“ rief sie in neu aufwachender Angst. — In ihren Ohren dröhnte es schon von Ohrfeigen und Pistolenschüssen. — „Ich werde selber mit Herrn Dehnicke sprechen; ich werd' mich schon frei machen, das verspreche ich dir . . . Aber du — wenn du zu ihm gehst, was soll er sich da von mir denken? Damit kannst du mich doch höchstens bloß kompromittieren.“

Er wuchs in den Schultern empor. — Sein Auge war das eines Siegers.

„Wenn ein Mann dich liebt und zur Frau haben will, wie soll dich das kompromittieren?“

— — — — — — — — — — — — — —

Es war dunstig-heiße Dämmerung, als dieses Wort gesprochen wurde. Der kleine Zeisig ließ jappend im Sande die Flügel hängen — die Schleierschwänze standen unbeweglich hinter der warmen Glaswand, und das nackte Äffchen winselte im Schlafe. . . .

Blauschwarze Wolkenballen spiegelten sich in dem schleimigen Kanalwasser. Gewitterdrohen lag in der Luft, — und dies war der Blitzschlag.

Das erste, was sie fühlte, war ein Schreck — kein freudiger, wahrhaftig nicht — dann kam ein unsagbar klägliches Schreien, das keines Menschen Ohr vernahm und das umso weher tat in seiner Stummheit: „Zu spät — verspielt — nichts mehr zu wollen! — — Kein Glück mehr auf Erden — — für alles zu spät!“

Sie lehnte sich gegen die Sofawand und studierte die Zimmerdecke aufmerksam und gründlich.

Er erwartete seine Antwort.

Wenn sie die Blicke senkte, mußte sie seinen Augen begegnen, deren Feuer an ihrer Seele fraß. Keine Rettung vor diesen Augen, keine Rettung vor dem, was kommen mußte!

Und er wartete.

Da hörte sie die eigene Stimme, ganz ruhig, ganz klar, als spräche statt ihrer Frau Jula, die Lebenskünstlerin mit der eisernen Stirn: „Ich denke, lieber Konni, es war abgemacht, daß wir uns niemals heiraten würden!"

„Wie kannst du mich daran erinnern?" rief er heftig. „Hab' ich denn gewußt, wie's kommen würde, als ich das sagte? Hab' ich denn gewußt, wer du bist, und was ein Götterweib wie du einem armen Teufel an Seligkeit und Quälerei geben kann? ... Jawohl, auch an Quälerei. Heute muß alles heraus. Ich weiß nicht mehr aus noch ein. Es ist ein Riß in meinem Leben ... Alles ist zerrissen ... Meine Arbeit, mein Denken, mein Glaube an dich ... Du willst mein guter Genius sein, und du wirst beinahe mein böser ... Sei still, du bist nicht Schuld daran, ich mach' dir keinen Vorwurf ... Nur mir — und daß ich so schwach bin ... Ich will arbeiten, ich muß arbeiten ... Ich hab' mir jetzt noch ein Schock neue Pflichten aufgeladen, denn ich dachte, wenn die Pflicht von außen kommt, dann würde ich's eher zwingen. Aber das Gegenteil ist der Fall ... Ich verblöde geradezu vor lauter inneren Kämpfen ... Ich muß Frieden in unser Leben bringen, sonst sind wir beide verloren ... Das kann ich bloß, wenn du ganz zu mir gehörst. Wenn dein Bett an meinem Bett steht und im Zimmer daneben der Schreibtisch ... Wenn du immer bei mir bist."

„Ich kann ja im Herbst zu dir ziehen," warf sie schüchtern ein.

„Nein, nichts mehr von so was ... Kein Selbstvorwurf und keine Heimlichkeit und nichts ... Soll ich mir sagen: jeder Tag länger, den sie mir opfert, ruiniert sie umso mehr? Nun, selbstverständlich ruiniert dich das ... Das bleibt an dir hängen als Schmutz ... Und weshalb sollen wir Schmutz machen aus dem Heiligsten, was wir haben?

Oder ist dir etwa meine Existenz für die Dauer nicht gut genug? ... Meinst du, du wirst es zu ärmlich haben als meine Frau?"

In der Empörung über diesen Gedanken schrie sie hell auf.

„Was und wieviel du hast," fuhr er fort, „weiß ich nicht und brauch' ich auch gar nicht zu wissen. Ich bin selber reich genug. Dreihundert Mark monatlich bekomm' ich vom Onkel, vierhundert Mark zahlt mir Doktor Salmoni —"

Ach, wie sie aufzuckte beim Namen „Salmoni"!

„Außerdem verdien' ich mit Leichtigkeit dreihundert Mark durch weitere Aufsätze hinzu, — macht tausend Mark im Monat ... So viel bekommt ein General ... Damit kannst du auch zufrieden sein."

„Sei still," rief sie, kaum noch an sich haltend. „Das ist es ja nicht."

„Was ist es denn sonst?"

Er pflanzte sich herausfordernd vor ihr auf. Zwischen den Brauen standen die Zornfalten, wie mit dem Messer geschnitten. Sie duckte sich. Seit den Tagen des Obersten hatte sie vor keinem Manne eine solche Angst empfunden.

„Nun sag' doch mal endlich, was es ist? Augenscheinlich hast du mich nicht lieb genug — — hängst immer noch an jenem, der dich längst vergessen hat! ... Hast dir wahrscheinlich gesagt: Zum Liebhaben kann ich den dummen Jungen brauchen. Um mir inzwischen die Zeit zu vertreiben, dazu reicht er allenfalls aus ... Aber wenn er in mein ferneres Leben eingreifen will, dann muß ich ihn schleunigst loswerden, nicht wahr? — Sag' doch! — hab' doch die Courage! ... Was kann ich dir viel tun? Sag' doch, daß ich bloß ein Lückenbüßer bin ... So was nimmt man nicht zum Mann. Erst wenn es was geworden ist, dann sieht man es auch aufs Heiraten hin an. — Ist's nicht so? — Na also."

Er hatte seinen Hut ergriffen und schickte sich zum Gehen an.

„Hab' doch Mitleid mit mir, Konni," flehte sie.

Sie war von ihrem Sitz herabgeglitten, um den Kopf

auf seine Kniee zu legen. Nun kauerte sie zwischen Sofa und Sessel und suchte nach einem Halt.

„Ich brauche dein Mitleid nicht, du brauchst mein Mitleid nicht," rief er. „Du bist mir bis heute das Höchste gewesen, was es auf Erden gibt. Aber mit der Hand wegwischen lass' ich mich nicht. Sag' mir, weswegen du mich nicht heiraten willst. ... Einen plausiblen Grund, und ich werde nie mehr darauf zurückkommen. Das versprech' ich dir."

„Laß mir Zeit bis morgen," stöhnte sie.

„Warum? wozu? Was morgen gilt, gilt auch heute. Ich bin am Ende. Ich kann mich nicht noch abquälen die ganze Nacht hindurch."

„Ich werde dir schreiben."

Nun stutzte er.

„Was wirst du mir schreiben?"

„Ob ich darf oder nicht. Und die Gründe und alles."

„Irgend ein Ausweg wird sich schon finden über Nacht," dachte sie dabei.

„Wann werd' ich den Brief haben?"

„Morgen früh — mit der ersten Post."

„Bis dahin werd' ich warten. Leb wohl solange, Lilly."

Da — wie er zum Abschied die Hand nach ihr ausstreckte, um sie auf ihren Sitz zurückzuheben, und sie seine Augen mit dem großen, offnen, durch keine Lüge je getrübten Blicke — ohne Argwohn auch jetzt noch — auf sich gerichtet sah, da fühlte sie plötzlich, daß es kein Entrinnen mehr für sie gab.

Wie ein heißer, lösender Strom ergoß es sich über sie: „Wahrheit! Wahrheit! Ob du daran zu Grunde gehst oder nicht, jetzt muß er Wahrheit haben."

Nur sie ihm ins Gesicht zu sagen, dazu war keine Menschenkraft im stande. — — —

Als sie allein war, kam zuerst ein Rückschlag. Der Trieb der Selbsterhaltung verlangte sein Recht. Was Frau Jula konnte, das konnte sie auch. Die hatte noch ganz andere Dinge auf dem Kerbholz.

Daß Richard schweigen würde, verstand sich von selbst. Und darauf vor allem kam es an. Jetzt, da er seine eigenen Wege gehen wollte, hatte er selbst das lebhafteste Interesse daran, sie auf gute Manier aus seinem Leben verschwinden zu lassen. Die andern von der Bande mochten schwatzen, was sie wollten. Deren Gift reichte nicht bis zu Konrads Ferse hinauf. ... Der einzig Gefährliche war Doktor Salmoni. Aber ein baldiger Bittgang würde auch ihn zum Mundhalten bewegen. Hatte er doch Ursache genug, dafür zu sorgen, daß der beschämend abgeschlagene Angriff auf sie im dunkeln blieb. Und übrigens: „Ein Lächeln muß man auf der Stirne tragen, aber darunter muß sie von Eisen sein“, hatte Frau Jula gesagt.

So überlegte sie.

Doch mitten im Grübeln und Planen erfaßte sie ein Ekel vor sich und ihrem Vorhaben, so daß wie durch einen Faustschlag das ganze Schandgewebe in Fetzen ging. ...

Es war ja auch alles Wahnsinn, was sie von sich verlangte!

Wie sollte sie, die nach dem bloßen Hören des Namens „Salmoni“ sich mit Konrad nicht mehr auf die Straße getraut hatte, ein Leben hindurch an seiner Seite standhalten, ohne in zitternder Angst dahin zu siechen? Wieviel Zurückweisungen und Demütigungen harrten ihrer, sobald Konrad Miene machte, sie der Gesellschaft zuzuführen, in die sie als seine Gattin gehörte! Sie, die bereits als hoffnungsvoller Nachwuchs der hohen Kokotterie die Zeitungen beschäftigt hatte! Und wenn gar er selbst erst Argwohn schöpfte! — Wie würde er sich verzehren in Scham und Grauen, er, der Stolze, der Feinfühlige, dessen weltfremde Lauterkeit allein die Schuld daran trug, daß von ihrem eigentlichen Leben noch keine Ahnung in ihm erzitterte.

Welch ein Erwachen mußte das werden nach kurzem, quälerischem Angsttraum!

Nein, was Frau Jula konnte, das konnte sie nicht.

Und weit warf sie den schmachvollen Gedanken von sich, mit dem die Not der Stunde ihre ringende Seele befleckt hatte.

Ein jauchzender Drang nach Selbstvernichtung kam über sie, ein Drang, sich die Brust aufzureißen und ihm das zuckende Herz vor die Füße zu werfen.

Und sie setzte sich nieder und schrieb:

„Mein lieber, süßer Konni!

Ich habe Dich schmählich betrogen. Ich bin eine Dirne. Oder nicht viel mehr als eine. Der Bräutigam, von dem ich Dir vorerzählt habe, ist eine Fabel. Jener kleine, weggejagte Leutnant, mit dem ich aus böser Lust die Ehe brach, hat niemals daran gedacht mich zu heiraten, sondern mich einem reichen Freunde zugewiesen, der seine Mätresse aus mir machte. Und das bin ich auch jetzt noch. In der Welt des Lasters und der Gemeinheit lebe ich seit Jahren dahin. Aus jeder anständigen Gesellschaft bin ich verstoßen. Ausgehaltene Weiber und deren zahlende Liebhaber sind mein einziger Verkehr. An Dich habe ich mich geklammert, weil Du in Deiner Unwissenheit mich achtetest und ich aus meinem Sumpf heraus nach Achtung schrie.

So, jetzt weißt Du, warum ich Dein Weib nicht werden darf. Verlangst Du nach meinen Küssen, so komm. Zu etwas anderem tauge ich nicht mehr.

Lilly."

Die Uhr ging auf elf. Adele hatte sich zu Bette gelegt. Sie sah, daß sie selbst würde hinuntergehen müssen, um den Brief in den Kasten zu werfen.

Aber das Gewitter, das den Nachmittag über gedroht hatte, war grade dabei, sich auszurasen. Platzregen rasselte herab. Windstöße, tropfenschwer, jagten durch die geöffneten Fenster über den Schreibtisch hin. —

Der eine benetzte das Blatt, auf das sie heißen, trockenen Auges niederstarrte. Nun sah es aus, als hätten Tränen beim Schreiben es durchnäßt.

„Das macht sich gut", dachte sie.

Dann schämte sie sich. Die Zeit des Komödienspielens war vorüber. Aber als sie sich anschickte, den Brief noch einmal zu schreiben, da hielt sie vor Grauen inne.

Was wollten diese ungeheuerlichen Selbstbezichtigungen? War das etwa die Wahrheit?

Im Munde einer schmähenden Freundin vielleicht, die nur Tatsachen braucht, um daraus Verbrechen zu drehen, oder eines jener gesellschaftlichen Henkersknechte, die zu jeder Vergangenheit ein Richtschwert bereit halten.

Für sie selber, die wußte, wie alles geworden war, wie sich aus innerer Not und äußerem Zwange, aus vertrauendem Nachgeben und wehrlosem Nichtanderskönnen Glied um Glied der Kette zusammengefügt hatte, die jetzt als Lebensschuld an ihrem Leibe klirrte, für sie gab es eine andere — mildere — Wahrheit, die sie vor jedem Verstehenden entschuldigen und entsühnen mußte.

Sie zerriß den Bogen und hub von neuem an; verfaßte einen Entwurf und feilte so lange, bis sie zufrieden sein konnte.

Der Brief lautete nun folgendermaßen:

„Mein heißgeliebter Freund!

Die dieses schreibt, ist eine tiefunglückliche Frau, die Du nur zu einem kleinen Teile kennst und die Dich bis heute täuschen mußte, weil ihr Heiligstes, die Liebe zu Dir, auf dem Spiele stand.

Mit diesen Zeilen sinkt auch das dahin. Ich opfere es um Deines Glückes willen, um des göttlichen Feuers willen, das mir aus Deinen Augen weihend und beseligend entgegenschlägt.

Die Welt hat schlimm an mir gehandelt. Sie hat mir meinen Menschheitsglauben, meine Ideale, meinen tapferen Willen aus der Brust gerissen, hat mich zur Sünderin gemacht und mir dadurch das Recht genommen, an Deiner Seite durchs Leben zu gehen.

Vertrauend und hoffend, rein bis in die letzte Faser meines Herzens hinein, so habe ich einst meinen Wandergang begonnen. Jeder Mann, der in mein Dasein trat, hat ein Stück von meinem Werte abgebröckelt.

Ich habe meine Augen anbetend aufgehoben zu dem alternden Gatten, der mir Held und Meister, Vorbild und

Abgott zu werden versprach. Er hat ein Werkzeug niedriger Lüste aus mir gemacht.

Ein anderer ist gekommen, der jung war wie ich, der in die Irre ging wie ich, und den ich zu retten begehrte, indem ich mich selber zu ihm rettete. Er hat mich genommen und ausgekostet wie ein kitzelndes Abenteuer und ist dran zu Grunde gegangen.

Mit einem Uriasbrief wies er mich einem Freunde zu, der meine Seelen- und Leibesnot ausnützte und durch schmachvollen Betrug meine Existenz so sehr von sich abhängig machte, daß ich längst schon als sein Geschöpf dahinlebte, als ich mich immer noch für frei und unberührt hielt. Hilflos und zerbrochen, wie ich war, fiel ich ihm ganz anheim und wagte nicht einmal ihm zu zürnen, denn ich war sklavisch in seiner Gewalt. Damals wie bis jetzt.

Nunmehr hatte sich mein Schicksal erfüllt. Wohl suchte ich mich verzweifelt aus dumpfer Seelennacht emporzuringen, aber nirgends gab es einen Weg zum Lichte. Wohl griff ich voll Inbrunst nach jeder Helferhand, aber jede stieß mich noch tiefer hinab, bis mein ganzes Sein in Mutlosigkeit erstarrte.

Da kamst Du, mein Geliebter, mein Retter, mein Heiland! Da wurde es wieder Licht um mich, da blühte wieder die Welt, da flossen wieder die verschütteten Quellen, da klang wieder das Hohe Lied.

Und mit Stolz und Entzücken erkannte ich, daß nichts Schimpfliches sich in mir festgesetzt hatte, daß die Zeiten der Erniedrigung an mir vorübergezogen waren, ohne mir meine innere Würde, mein Verlangen nach Reinheit, meinen Instinkt für großes, edles Menschentum zu nichte zu machen. Das alles schlief nur, und Du, Geliebter, hast es wach gerufen.

Und wenn ich auch Dein Weib nicht werden darf, — Dir geziemt eine, die keinerlei Makel an sich trägt — so will ich Deiner doch wert sein, Dir fern oder nah, wohin Du mich weisen wirst.

Ich bin längst entschlossen, die Fesseln abzustreifen, die übrigens seit Jahren nur äußerlich bestehen, und aus

Not und Kampf emporzusteigen zu einem Leben, das mich mit den Forderungen meines Innern wieder in Einklang bringt. Den Weg dahin hast Du mir gewiesen. Und dafür küsse ich Dir dankbar die liebe, zarte, fleißige Hand.

Lebe wohl, Geliebter! Willst Du mich schelten, dann komm nie mehr. Willst und kannst Du vorlieb nehmen mit der Liebe einer, die Dich liebt, wie nie wieder ein Weib auf Erden Dich lieben wird, dann laß mich nicht verloren gehen. Ich habe Dir nichts zu geben, als was ich bin, aber das gehört Dir auch bis in den Tod.

Lilly."

Sie überlas das Geschriebene wieder und wieder und berauschte sich daran.

Jetzt sah die Wahrheit schon ganz anders aus.

Und dann stieg plötzlich die Frage in ihr auf: „Ist d a s etwa die Wahrheit?"

War es nicht vielmehr ein Schwelgen in ausgesuchten Worten, ein Schmuggelgut fremder, hochtrabender Gefühle, die sie sich nachträglich zurecht gemacht hatte? Ausdrücke wie „dumpfe Seelennacht" und „verzweifeltes Emporringen" gehörten in verstiegene Romane, doch nicht zu ihr. Statt Verzweiflung hatte sie meistens nur Langeweile empfunden, und in ihrer dumpfen Seelennacht hatte sie sich manches liebe Mal ganz köstlich unterhalten. — Der brave Richard war in ihren Andeutungen ein unterjochender Despot und sie selbst ein armes, geknebeltes Opfer geworden, während sie doch im Grunde immer hatte tun und lassen können, was ihr beliebte.

Es w a r Wahrheit und war es auch nicht. — Gerade so viel und so wenig, wie in jenem ersten schauerlichen Briefe gestanden hatte. Man konnte den einen schreiben und den andern und noch manchen außerdem, aber die Wahrheit, die wahre, die echte, die wie ein Gottesauge alles durchdrang und klärte, die würde keiner enthalten.

Die wußte sie selbst nicht und wußte niemand.

Die war versunken mit den Augenblicken des Geschehens, und keine Erdenmacht rief sie wieder empor. — Verlogene Spiegelungen, die wechselten, wie Stimmung und Feder-

führung wechselten, — das war alles, was davon übrig war.

„Ich will aber nicht mehr lügen," schrie sie sich zu. „Heute will ich wahr sein."

Und sie zerriß auch diesen Brief.

Was nun? Einen dritten schreiben?

Mitternacht war längst vorüber. Die Augenhöhlen brannten. In den Schläfen bohrten die Stiche der Überreizung. Und morgen früh mußte er seine Nachricht haben, das war versprochen und beschworen.

Da erst kam ihr plötzlich zum Bewußtsein, was eigentlich mit ihr geschehen war, und daß sie seit vier Stunden der Gefahr ins Auge sah, ihn auf der Stelle und für immer zu verlieren.

Eine sinnlos machende Angst überfiel sie. Sie lief in der Wohnung umher, taumelte, rannte gegen die Wände, wollte zum Fenster hinaus und schrie seinen Namen.

Zu ihm — sofort zu ihm — das war der einzige Gedanke, den sie zu fassen vermochte. Sich das Haustor öffnen lassen, ihn aus dem Schlafe wecken, in sein Zimmer dringen und bei ihm bleiben — heute nacht und immer! . . . Mochte mit ihr geschehen, was da wollte. . . . Alles war gleichgültig — nur diese Angst nicht mehr ertragen müssen, in der man bei lebendigem Leibe verbrannte. —

Das Gewitter hatte sich satt gerast. Ein handfester Regen plätscherte nieder. Kaum nahm sie sich Zeit, einen Mantel umzuwerfen.

In Hausschuhen, ohne Hut, ohne Schirm stürzte sie auf die Straße hinunter und rannte quer durch Lachen und Tümpel, — von den Schimpfworten der Nachtgestalten verfolgt, die aus dunklen Haustürnischen lugten, — in atemloser Hetze vor sein Haus.

In den zwei Fenstern des dritten Stockes, hinter denen er wohnte, schimmerte Licht.

Sie klatschte in die Hände, sie rief: „Konni, Konni, Konni" viele Male nacheinander.

Aber er hatte die Fensterflügel geschlossen und hörte sie nicht.

Hinausstarrend sah sie seine Gestalt schattenhaft vorübergleiten — von einem Ende des Zimmers zum anderen — hin und her — hin und her — in endlosem Wandern.

Und derweilen trommelte der Regen durchweichend auf sie nieder, kroch das Wasser der Straße vereisend an ihr empor.

„Konni, Konni," schrie sie lauter.

Fußgänger, die vorüber platschten, boten ihr Schirme an, andere riefen spottend mit ihr: „Konni, Konni."

Da endlich machte der wandernde Schatten halt. Eines der Fenster öffnete sich.

„Lilly — du?" klang seine Stimme, heiser vor Schreck.

„Nu komm doch endlich, mein süßer Konni," antwortete statt ihrer ein angeheiterter Herr, der hartnäckig den Schirm über sie hielt.

„Um Gottes willen!"

Dann wurde es dunkel. Und wenige Augenblicke später stand er mit Schlüssel und Lampe hinter dem glaswandigen Haustor.

Der angeheiterte Herr empfahl sich mit vielen Bücklingen.

„Lilly — was ist geschehen — was tust du hier?"

Sie drückte sich zitternd gegen das Türgitter. Zu sprechen vermochte sie nicht. Sie hatte nur eine Empfindung: Ich bin bei ihm — und alles ist gut.

Er tastete nach ihren Kleidern.

„Du bist ja wassernaß ... Du hast ja gar keine Stiefel an ... Um Gottes willen, Lilly!"

Sie wollte etwas sagen, aber sie schämte sich, ihm zu zeigen, wie ihre Zähne klapperten.

„Und ich kann dich nicht einmal zu mir 'raufnehmen! ... Du weißt ja, warum. Doch! ... Ich m u ß dich 'raufnehmen ... Wenn ich dich erst wieder heimbringe, kannst du den Tod haben. Aber vorsichtig müssen wir sein — ebenso wie damals. Kaum ein halblautes Wort dürfen wir sprechen. Die Kranke ist noch immer nicht außer Gefahr ... Gib mir die Hand ... Komm."

Mit halbgeschlossenen Augen ließ sie sich die Treppe hinanführen. Das nasse Kleid klatschte gegen die Pfeiler des Geländers. Ihr war, als müsse sie auf einer der Stufen

niederkauern und so liegen bleiben, bis der Besen des Hausbesorgers sie hinwegfegte, aber mit jedem Schritte kam sie dem Schicksal näher, das dort oben auf sie lauerte.

Dann schlüpfte sie ducknackig in den Korridor und in das Zimmer, aus dem der verfangene Dunst des Sommertages ihr stickig entgegenschlug.

Konrad drückte sie in seinen Schreibstuhl. Er zog ihr die aufgequollenen Samtlappen von den Füßen und brachte ihr trockene Strümpfe. Auch das nasse Kleid schälte er ihr vom Leibe, schlug seinen Lodenmantel um ihre Schultern und hüllte sie in warme Decken.

Willenlos ließ sie alles mit sich geschehen, nur um das Wohlgefühl, von ihm in Liebe umsorgt zu sein, bis zum letzten Augenblicke auszukosten.

Noch hatte sie kein Wort geredet.

Als sie ihm danken wollte, wies er auf die Tür des Nebenzimmers.

„Leise," bat er, den Mund an ihrem Ohr. „Die Ärmste, scheint's, hat zum erstenmal eine gute Nacht."

Ein mattes Mitleid erwachte in ihr.

Aber geredet mußte doch werden!

„Was fehlt ihr denn? Sag' doch," fragte sie hauchend.

Er zögerte.

„Die Wirtin hat mir strengstes Schweigen auferlegt ... Aber du gehörst ja jetzt zu mir ... Du wirst das Geheimnis bewahren ... Das Mädel, ihr einziges Kind, ist vor vier Monaten weggelaufen und hat heimlich geboren, dann ist sie von der Mutter nach Hause geholt worden. Sechs Wochen hat sie zwischen Leben und Tod gelegen. Endlich fängt's an besser zu gehen."

„Armes Ding!" sagte sie, und dann überfiel sie das Bewußtsein des eigenen Elends mit doppelter Gewalt.

„Konni, Konni," wehklagte sie flüsternd an seinem Halse. „Nun ist alles aus ... Hungern wollt' ich mit dir ... Betteln wollt' ich mit dir gehen, aber was hilft das? ... Wenn du erst alles weißt."

„Was kann denn das viel sein, Liebling?"

„Von mir ... Von meinem Leben ... Von meiner Vergangenheit.“

Mit kurzem Ruck machte er sich los und saß ihr gegenüber.

Der fragende, ahnungsvolle Schrecken, der sich wie eine Larve erstarrend über sein blasses Antlitz legte, erfüllte sie mit neuer, ungekannter Furcht. Aber diesmal war es keine Furcht vor ihm. Es war die Furcht ihm weh zu tun. Das eigene Leid in sein Leid zu verwandeln.

„Ich wollt's dir schreiben — genau, wie's gewesen ist, aber ich krieg's nicht 'raus. Es wird mir falsch unter den Händen. Da bin ich zu dir gekommen mitten in der Nacht. Wenn du willst, werd' ich jetzt — alles — —“

Sie konnte nicht weiter. Sie wandte sich ab und barg das Gesicht an der Kante des Schreibtisches.

„Warum sprichst du denn nicht?“

Er hatte ganz vergessen, daß er leise sein mußte. Beide schraken zusammen vor dem plötzlichen Dröhnen seiner Stimme.

„Sie schläft wohl,“ sagte er, den Ton wieder herabdämpfend. „Rede doch endlich! Was kann es denn sein?“

Sein Atem keuchte in wachsender Seelenbeklemmung.

Und sie hub zu reden an. Flüsternd, den Oberkörper zu ihm hinübergeneigt, versuchte sie zu erzählen, wofür sie Worte daheim nicht hatte finden können.

Die Wahrheit wurde es auch diesmal nicht. Das fühlte sie.

Weniger, weit weniger sogar, als ihm jene Briefe gebracht hätten. Ihn mit allem zu kränken, was gewesen war, dazu hätte keine Macht der Welt sie gezwungen.

Eine lange Reihe von Martern wurde es, — ein schwarz umhangener Trauerzug, — Kränkungen, Demütigungen und Erniedrigungen ohne Zahl, — eine Gefangenschaft ohne Lichtblick und ohne Gnade — und dabei ein stetes Ringen um Erlösung, — ein edles Sichinsichselbstverschließen, — ein düstres Opferwerk um nichts.

Sie sprach und sprach.

Reglos, mit weit offenen Augen hörte er zu. Nur als der Name „Salmoni“ erklang, — den durfte sie nicht verschweigen — da zuckte er kurz zusammen.

Der Kranken im Nebenzimmer gedachten sie beide längst nicht mehr.

Manchmal mußte sie Tränen wegwischen, manchmal entrüstete sie sich, — bald wagte sie entschlossene Übergänge, bald verweilte sie bei rührenden Selbstanklagen.

„Und es ist doch die Wahrheit,“ sagte sie in bangem Trotze zu sich, als es dem Ende entgegenging.

Die Wahrheit als Zusammenfassung alles Guten in ihr, die Wahrheit, wie sie ungeachtet des Geschehenen im Spiegel seiner angstvollen Augen sich malen durfte, die war es vielleicht, — und die hatte auch ihr Recht.

Ein Schweigen entstand.

Ihre Blicke glitten schuldvoll an ihm vorbei und blieben ruhesuchend an dem Bilde haften, das vom Schreibtisch her mit seinen pfiffigen Lebemannsaugen zu ihr herüberschielte, als wolle es sagen: „Dich, Kindchen, kenn' ich besser als du dich selbst.“

Etwas Vertrauliches und Vertrautes lag in ihnen. Wie ein Abglanz jener lustigen Welt dort drüben, die ihr soeben noch als Stätte aller Qualen erschienen war.

Nicht mehr wegzuschauen wagte sie von jenen alleswissenden Augen, die sie lächelnd prüften und entkleideten, bis ihre letzte scheue Hoffnung in sich zusammensank.

Das Schweigen lastete. Die Gedanken jagten im Zickzack durch die Stille, die kein lauter Atemzug wohltätig unterbrach.

Da plötzlich drang von irgendwoher ein leises, jammerndes Weinen mitten dazwischen, durch Hände oder Tücher halb erstickt, dann umso heißer, umso inbrünstiger wieder emporquellend.

Aus dem Nebenzimmer kam es. Dorther, wo die Kranke lag, die um heimlicher Fehle willen seit Wochen mit ihrem armen Leben rang ... Erschrockene, tröstende Worte mischten sich darein — die Mutter, die wohl in dem weiter abliegenden Zimmer geschlafen hatte und nun ängstlich hereinkam, um nach dem Grunde des jäh ausbrechenden Schmerzes zu fragen.

Beider Augen trafen sich.

„Sie hat alles gehört," sagte der Blick.

Das fremde Unglück ließ sie einen Pulsschlag lang des eigenen vergessen. Die Fluten des großen Menschheitsleides ergossen sich lindernd und schuldlösend über sie. Was sie selber litten, ertrank darin.

Das Schluchzen daneben wurde von Küssen erstickt.

„Mein Herzblatt, mein Holdes," flehte die tröstende Stimme, und jeder Ton war Liebesüberschwang. „Sei doch wieder gut, mein Goldkind. — Es ist ja alles gar nicht so schlimm. — Das Kleine werden wir zu uns nehmen. — Und wenn er dich auch nicht heiratet, was schadet denn das viel? — Denk doch, wir haben ja das Kleine! — Wenn uns das erst anlachen wird und Mama sagen. — Na, siehst du, ist denn das so schlimm?"

Das Schluchzen sänftigte sich und ging in ein keuchendes Ein- und Ausatmen über, das bereits den ersten Hauch des Friedens in sich barg.

„Ach ja, das muß schon wohltun," dachte Lilly, „wenn einer einem sagt: ‚Es ist ja alles nicht so schlimm'."

Zu ihr würde das keiner sagen!

Eine heiße Begier, gehätschelt und getröstet zu werden, — ebenso wie die junge Sünderin daneben — stieg in ihr auf.

„Die hat ihre Mutter," stöhnte sie aufweinend, „aber wen hab' ich?"

Konrad beugte sich vor und hob ihr die Hände vom Gesicht. In seinen kummerstarren Augen war ein Leuchten, so lieb, so voll unendlicher Güte, daß es gar nicht von dieser Welt schien.

„Bin i ch nicht da?" fragte er.

„Was hab' ich von dir?" klagte sie. „Wie kannst du mich jetzt noch dulden?"

Daneben war es still geworden.

Nun wußte auch die Mutter, daß in der Nachbarschaft ein später Gast sich eingefunden hatte.

„Höre," flüsterte er, den Mund wieder an ihrem Ohr. „Wir dürfen nicht mehr viel reden ... Es geht mir auch alles in die Runde ... Bloß eins seh' ich ganz klar: wie

lächerlich alles ist, was Schuld heißt — wenn man einander lieb hat — und wenn einer gelitten hat wie du ... Du bist mir bisher immer wie eine Heilige gewesen — und das sollst du mir auch — in Zukunft sein."

„In Zukunft," stammelte sie, ängstlich aufhorchend, „was für eine Zukunft?"

Er wischte sich über die Stirn, die gelb war und schweißfeucht.

„Ich weiß noch nicht," sagte er. „Ich weiß nur, daß ich nicht leben kann ohne dich."

Sie schloß die Augen. Sie wollte noch länger so träumen.

„Freilich, wie man's gewollt hat, so kann's ja nicht bleiben," und der zage, schleppende Gang seiner Worte fiel ihr auf. „Es wird — sich ja — nun alles — ändern — müssen."

„In deinem Leben soll sich nichts ändern — darf sich nichts ändern."

„Das kannst du nicht so übersehen, mein Herz ... Wo wir unser Brot essen werden, das weiß ich ja noch nicht. Aber irgend ein Platz in der Welt wird sich schon finden, wo keiner uns kennt."

Jetzt erst verstand sie ihn.

Und sich und die Kranke und alles ringsumher vergessend, sank sie mit einem Aufschrei vor ihm nieder und rief schluchzend: „Ich will nicht ... Du darfst nicht ... Du bist noch viel zu jung, du kennst die Welt nicht ... Du weißt nicht, was du tust ... Ich will das Opfer nicht ... Ruinieren will ich dich nicht ... Dazu hab' ich dich zu lieb."

Er bog ihren Kopf zurück und strich ihr die Haare aus der Stirn.

Wenn nur das Leuchten in seinen Augen nicht gewesen wäre, das gütige, das leidensvolle!

Ein ganzes Lebensunglück brannte schon darin.

„Wenn überhaupt von einem Opfer die Rede ist," sagte er, „dann muß *ich* es jetzt von *dir* verlangen. Wirst du's mir auch bringen?"

„Alles! Alles! Soll ich sterben? — sag!"

„Ich will bloß eins von dir: daß du zu mir kommst,

wie du da gehst und stehst. Nicht ein einziges Stück deiner Habseligkeiten sollst du mit dir nehmen. Gar nicht mehr zurückkehren in deine — in jene Wohnung sollst du ... Alles soll nicht mehr da sein von diesem Augenblick an. — Versprichst du mir das?"

Sie kämpfte ein heißes Erschrecken nieder.

Nicht mehr heimkehren! Den lieben Ecksalon nicht mehr wiedersehen, dem kleinen Zeisig, dem Peterle kein Futter mehr geben — nichts!

Ein häßliches Gefühl, als wäre das alles Torheit und Blödsinn, kam und verschwand wie ein Schmutzwurf, der sie gestreift hatte. Dann erwiderte sie mit hastigem Entschlusse: „Ja, ich versprech's!"

Er atmete tief auf.

„Wir wollen nun ganz still sein," sagte er. „Das Mädchen muß schlafen, und morgen früh erklär' ich den Wirtsleuten alles."

„Aber was soll aus deinem großen Werk werden?" fragte sie in neu aufsteigendem Selbstvorwurf.

Ein wehes Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Wer weiß? Das wird schließlich vom Onkel abhängen. Willigt er ein, dann können wir leben, wie wir wollen, — dann ist alles gut."

„Und willigt er nicht ein?"

Seine Rechte, die unablässig über ihr Haar geglitten war, von der Stirn zum Hinterkopf — und immer wieder — preßte sich für einen Augenblick mit schmerzhaftem Drucke gegen ihren Scheitel, als wolle sie sich aus dieser engeren Berührung Kraft für den nahenden Lebenskampf holen.

„Dann ist auch alles gut," sagte er, und lächelte wieder.

Eine Weile später lag sie an seiner Seite in dem schmalen Bettgestelle, dessen Kanten schmerzhaft in ihre Glieder schnitten. Sie war mit dem Kopf unter seine Achsel gekrochen und hielt mit beiden Armen Brust und Rücken umklammert. Wie auch sonst, wenn sie in ihren Nöten Schutz bei ihm suchte.

Aber diesmal schlief *sie*, und *er* wachte.

XIX

Die alte Blumenkleberin in der Neanderstraße hatte sich nicht wenig gewundert, als eines Tages ihre einstige Mieterin, die sie nur als große Dame kannte, in schlecht sitzendem Alpakafähnchen und giftgrün garniertem Sailorhut, um Aufnahme bittend, vor ihrer Tür aufgetaucht war.

Aber das möblierte Fräulein des Jahres hatte sich vor kurzem verheiratet, und die gute Stube mußte vermietet werden.

Darum geschah es, daß nun schon seit einer Woche Frau Laues feuerrote Plüschgarnitur wieder in Lillys Leben hineinglühte.

Die Bilder berühmter Mimen lächelten gönnerhaft auf sie hernieder, und bei der Morgentoilette ermahnte sie der Spruch:

„Willst Du gut gewaschen sein,
So halte Dein Gewissen rein."

Konrad war rührend um sie besorgt gewesen, hatte sofort sein ganzes Vermögen — fünfhundert Mark ersparte Honorare — von der Bank geholt und in den Läden für sie eingekauft, was Zeug und Leder hielt. Denn in ihrem Aufzuge war sie ja außer stande gewesen, selber für sich zu sorgen.

Drollige Dinge hatte er sich von den Verkäuferinnen aufreden lassen. Es wäre zum Totlachen gewesen, hätte nicht ein großer Teil seines Geldes daran glauben müssen.

Zog sie den Trödel an, so kam sie sich wie maskiert vor, und um nichts in der Welt wäre sie zu bewegen gewesen, noch einmal darin auf die Straße zu gehen.

Frau Laue schüttelte bedenklich den Kopf.

„Mit den schönsten Staatskleidern und Broschen und Armbändern und allen möglichen Sachen sind Sie vor vier Jahren von mir weggezogen, und mit solchen Lappen kommen Sie wieder zurück. Das scheint mir nicht die richtige Karriere, Lillychen.“

Auch Konrad fand keine Gnade vor ihren Augen.

„Der ist zu jung für Sie,“ sagte sie, „und auch nicht schick genug. 'ne ideale Gesinnung mag er ja haben — sonst würde er Ihnen was pfeifen — aber ich sag' Ihnen: Wo 'ne ideale Gesinnung is, da gibt's immer 'n Malheur.“

Lilly fand das Geschwätz der Alten höchst verabscheuenswert. Da sie aber den ganzen Tag über nichts zu tun hatte, — Konrad konnte immer erst am Abend kommen — so setzte sie sich aus alter Gewohnheit doch wieder neben sie und half ihr Blumensträuße zusammentippen wie in alten Zeiten. Dabei war ihr manchmal zu Mute, als sei sie niemals weggewesen.

An Adele hatte sie gleich am ersten Tage geschrieben, — ohne Angabe der Adresse natürlich — sie möchte um ihretwillen unbesorgt sein und die Wohnung bis zur Heimkehr des Herrn in der bisherigen Weise weiter verwalten.

Schwieriger gestaltete sich der Abschiedsbrief an ihren alten Freund.

Von Konrad erwähnte sie nichts — die Verlobung sollte bis auf weiteres geheim bleiben — und gab als Grund ihrer Flucht nur das unbezwingliche Verlangen an, endlich ein neues Leben zu beginnen. Auch daß sie niemandem bei der Ausgestaltung seiner Zukunft im Wege stehn wolle, ließ sie einfließen und fand zum Schlusse herzenswarme Worte, die der Trennung jede Bitternis nahmen.

Als sie den Brief überlas, kam ein richtiger Abschiedskummer über sie, dessen sie sich ein wenig schämte. — —

Die Tage gingen dahin.

Das neue Leben, das seit Jahren der Traum ihrer Träume gewesen war, hatte begonnen, und noch dazu

mit so viel Glückszuversicht beladen, wie keine Phantasie sie je herbeizuwünschen gewagt hätte.

An der Seite des geliebten Mannes, dessen Besitz zu ersehnen, noch vor wenigen Tagen eine frevlerische Vermessenheit gewesen wäre, schritt sie entsühnt, gerettet, wiedergeboren in die bürgerliche Gesellschaft zurück, aus der sie für immer verstoßen gewesen.

Wer hätte das jemals für denkbar gehalten?

Und doch war sie nicht im stande, sich zum Vollbewußtsein ihres unerhörten Glückes durchzuringen.

Sie mochte sich klar machen, soviel sie wollte, daß es sich in diesen Tagen um nichts als eine Übergangszeit handle, die in Bälde versunken sein würde, — was in dem fremdgewordenen Hause an Jämmerlichkeit und Geschmacksverirrung, an Armeleutsgeruch und seelischer Muffigkeit auf sie eindrang, das Fehlen geeigneter Kleidung, Geldmangel, schlechtes Essen, Bedienungslosigkeit, das alles wirkte stark genug auf ihr Gemüt, um sie der Einbildung verfallen zu lassen, daß sie, anstatt zu neuen Ehren emporzusteigen, plötzlich aus Glanz und Wonne in dumpfe Niedrigkeit hinabgestoßen sei.

Mochte sie sich noch soviel ob dieser undankbaren Stimmung schelten, die war da und ließ sich nicht wegwischen.

Und wie gar hing folgendes zusammen?

Vor fünf Jahren, als sie von den wirklichen Höhen des Lebens gekommen war, gepflegt, gehätschelt, an Prunk und Anspruchmachen gewöhnt, wie nicht viele Menschenkinder, hatte sie unter der Armseligkeit dieser Umgebung fast gar nicht gelitten, hatte sich zu Zeiten sogar leidlich geborgen darin gefühlt und war doch ganz ohne Hoffnung gewesen; — jetzt aber, da das träge Behagen einer sumpfigen Existenz glücklich hinter ihr lag, da der Geliebte an ihrer Seite schritt, bereit, die Tore zu einem nie geahnten Glücke weit vor ihr aufzureißen, vermochte sie zwischen den roten Plüschmöbeln nicht mehr zu atmen, grämte sich um Nichtigkeiten, und verlangte nach Badezimmer und Friseuse.

Irgend etwas mußte ihr in diesen Jahren abhanden gekommen sein. Sie sann und sann und fand nicht, was es war.

Zu allen diesen Kümmernissen kam noch die Sorge um Konrad.

Sie hatte ein ewiges Herzpochen, wenn sein Bild vor ihrer Seele stand. Wie heimliche Gewissensangst war es, wie ein Verlangen nach Sühne, wie ein niemals schweigender Vorwurf für sich und — wozu es verhehlen? — auch für ihn.

In jauchzender Sehnsucht wie sonst vermochte sie gar nicht mehr an ihn zu denken, und doch saß sie immer auf der Lauer, ob nicht mit der Rohrpost irgend eine Botschaft käme.

Schrieb er wirklich, so war es nicht genug, und schwieg er, so grollte sie. Dabei wußte sie ganz genau, daß er während des Tages kaum eine Sekunde für sie aussparen konnte, daß er schuften mußte wie nie bisher.

Abends zwischen acht und neun kam er endlich.

Und dann war er noch bepackt mit Blättern und Büchern aller Art. Er hatte Manuskripte zu lesen, Korrekturen durchzusehen und Briefe zu erledigen. Kaum zum Essen nahm er sich Zeit, und während er seine paar Bissen hinunterschlang, zuckten immerfort schmerzhafte Erinnerungen an Dinge, die er tagüber vergessen hatte, durch seinen abgehetzten Kopf.

An Liebesstunden wurde gar nicht mehr gedacht. Aber meistens schlief er mitten beim Arbeiten in seiner Sofaecke ein.

Dann konnte sie so recht erkennen, wie müde und abgefallen er war. Und pflegen tat er sich auch nicht mehr. Die Kleider hingen ungebügelt an ihm herum, und statt des samtblauen Schimmers auf den Backen, der immer ihr Entzücken gewesen war, starrten dunkle Wülste und blonde Stoppeln.

Für ihr Leben gern hätte sie erfahren, wie er im tiefsten Grunde seiner Seele über sie dachte. Aber es war nichts aus ihm herauszuholen. Schweigend flammten

seine Augen sie an, und die Lippen lagen so schmal aufeinander gepreßt, als habe ein Messerschnitt sie getrennt.

Freilich, an ihm zu zweifeln hatte sie kein Recht. Denn sie wußte ja, daß er in jeder Minute, die seine Berufstätigkeit ihm übrig ließ, an der Ausgestaltung der gemeinsamen Zukunft arbeitete.

In Buenos-Aires war die Stelle eines deutschen Gymnasiallehrers frei — in Caracas desgleichen — sogar Universitätsprofessor konnte er werden, — dort drüben, versteht sich, jenseits des großen Teiches, — er hatte nichts weiter nötig, als von berühmten Akademikern ein paar Empfehlungen beizubringen.

Alle diese Bemühungen galten nur für den Fall, daß der Onkel seine Einwilligung verweigerte und den unfolgsamen Erben fallen ließ.

Sagte er Ja, gab er die Mittel für den zu gründenden Hausstand, dann konnte man in selbstgewählter Einsamkeit leben, wo man wollte und wo das geliebte Werk am besten gedieh.

Konrad hatte ihn sofort von der Verlobung benachrichtigt und in herzbeweglichen Worten Lillys Lebensgang klargelegt. — Die Flecke, die an ihr hafteten, hatte er nicht vertuscht, doch die Vorzüge ihrer Natur, ihre innere Unberührtheit, ihren Seelenadel, ihren Geistesreichtum, die Fülle ihrer idealen Interessen umso heller leuchten lassen.

Einzelnes las er ihr nachträglich aus dem Entwurf des Briefes vor, der ein kühnes Zeugnis revolutionären Empfindens geworden war.

„Über die Enge pfahlbürgerlicher Lebensformen, über die Unbarmherzigkeit gesellschaftlicher Standgerichte, über das sittenhütende Pharisäertum, das mit dem Kodex verzopfter Familienhaftigkeit alles zu Boden schlägt, was nach freiem und hochgemutem Handeln drängt, weiß ich m i c h und — Gott sei Dank — auch D i c h erhaben. — Du hast die Wandelbarkeit der Sittengesetze, den hohlen Anspruch eines jeden, als alleiniges, gottgewolltes Dogma zu gelten, und die heuchlerischen Schleichwege, auf denen man sich ihrer Herrschsucht zu entziehen versteht, in allen

Weltteilen kennen gelernt; — und Du weißt, daß es auf moralischem Gebiete nur eines gibt, was Achtung und Verehrung unbedingt für sich verlangen darf: den Willen zur Kallokagathia, zu jener Lebensgestaltung, in der den Adelsmenschen aller Zeiten das Schöne und das Gute in eins zusammenfließt. — Ja, schön und gut, — so ist sie, so ist ihr Wollen und ihr Dulden, und so hat sie Hoheitsrecht und Morgensonnenleuchten in mein Leben gebracht."

Wie war das herrlich und rührend gesagt!

Wer konnte stumpf genug sein, solchen Worten zu widerstehen!

Und damit tröstete sie ihn auch, wenn die Ungewißheit über die nächste Zukunft ihn zu Boden drücken wollte.

Fünf Tage dauerte es, ehe die Antwort kam, die ersehnte, die zweier Menschen Gedeihen oder Verkümmern in sich barg.

Wenn man sie las, sah man die schlauen Zwinkeraugen des Schreibtischbildes leibhaftig auf sich gerichtet.

„Mein lieber Junge!

Von „Kallokagathia" und ähnlichen Fremdwörtern verstehe ich ja nichts. Denn es ist bald ein halbes Jahrhundert her, seit ich aus der Schule gelaufen bin. Aber ich schmeichle mir, ein gutes Augenmaß zu besitzen und Menschengesichter halbwegs richtig zu taxieren, beim Produktenhandel wie auf der Yoshiwara, in den diversen Bulliers wie beim Baccarat. Was nicht hindert, daß ich unablässig ausgebeutelt worden bin, und daß insbesondere in Weibersachen mein Leben nur eine einzige Kette von Dummheiten gewesen ist. Einmal wollte ich mir durchaus eine junge Cirkassierin mitbringen, weil ihre Augenbrauen hübsch zusammengewachsen waren, ein anderes Mal wollte ich eine kleine Musme heiraten, weil sie mir die Füße so gut zu frottieren verstand und so weiter. Von den verschiedenen Seelenrettungen rede ich gar nicht erst, denn in diese Lage kommt jeder.

Nichtsdestoweniger hat der Gott der alten Schufte und

Junggesellen — bei Deinen klassischen Kenntnissen kannst Du mir vielleicht sagen, wie er heißt — mich bisher in Gnaden davor bewahrt, daß meine Pläne reif werden konnten.

D e i n Fall scheint nun allerdings wesentlich anders zu liegen. Verhält es sich, wie Du erzählst, ist Deine Braut wirklich eine solche Musterkarte seelischer Vorzüge — vorkommen tut alles! — und insbesondere: posiert sie nicht auf die büßende Magdalena los, dann wird es mir ein Vergnügen sein, der Welt der Ehrbarkeit, die mir mein Leben lang ein Greuel gewesen ist, eine Nase zu drehen, indem ich Dir meinen klingenden Segen gebe. — Hat aber Deine Absicht eine gewisse Familienähnlichkeit mit meinen eigenen zarten Erinnerungen, dann verzeih mir, wenn ich die Verantwortung für das, was Du in diesem Falle noch ‚Zukunft' nennst, nicht mehr tragen will und Dich notgedrungen ersuche, von einer ferneren Verbindung mit mir freundlichst absehen zu wollen.

Um hierüber nach bestem Vermögen ins klare zu kommen, werde ich übermorgen in Berlin sein und bitte Dich und Deine Braut, daß Ihr Euern Abend für den alten Onkel freihaltet. — Den Ort des Rendezvous — ich weiß nicht, wo man augenblicklich bei Euch am besten ißt und trinkt — werde ich Dir noch mitteilen.

Bis dahin

treulich

Onkel Rennschmidt."

Zum erstenmal in dieser trüben Zeit sah Lilly ein Lächeln entspannender Seelenruhe auf Konrads Gesicht.

„Stellt er sich so, dann ist keine Gefahr," sagte er. „Sein Mißtrauen muß er schon beim ersten Blicke fallen lassen... Und im übrigen: wer auf der Welt könnte dir widerstehen? Du brauchst bloß ein bißchen nett zu ihm zu sein und hast ihn schon zum Verehrer."

Aber Lilly hegte ihre stillen Bedenken.

Ja, wäre sie im Besitz ihrer Garderobe gewesen, dann hätte sie vielleicht nach sorgfältigem Wählen und Aus-

proben des Bildes sicher sein können, das sie dem Onkel darbieten würde. Jetzt aber — mit den zwei lächerlichen Magazinkleidchen, die nur durch mühsames Stecken tragbar zu machen waren, ohne Schmuck und die sonstigen tausend Erfordernisse einer wohlgepflegten Erscheinung — wo sollte sie da das Selbstbewußtsein hernehmen, das den gewitzten alten Frauenkenner zum Kapitulieren zwang?

„Ich fürchte, ich werde mir von deinem Gelde noch irgend ein Abendkostüm besorgen müssen,“ sagte sie zaghaft.

Mit Freuden stimmte er zu. Was ihr noch irgend fehlte, sollte sie haben. Auch einen Straußenfederhut und einen Spitzenumhang — grade so einen wie ihr voriger.

Alles für zweihundertsechzig Mark!

Das war die Summe, die er als Rest seiner Habe zu neuen Anschaffungen in ihre Hände gelegt hatte.

Was er sich von dem Schick der großen Welt wohl dachte, der gute Junge!

Als er fort war, ging sie mit sich zu Rate.

Während sie sich absorgte, um mit ihren unzureichenden Mitteln irgend ein Gschnas zusammenzustoppeln, hingen in den Schränken der alten Wohnung die herrlichsten Kleider dutzendweise, Kleider, die er zudem niemals im Leben gesehen hatte, denn sie waren ja nie gemeinsam auf einem Feste gewesen. Und der Spitzenumhang, der ein Vermögen gekostet hatte, war auch da. Und, weiß Gott, was sonst noch alles! Man wagte gar nicht, daran zu denken.

Aber mit aller Kraft warf sie die Lockung von sich. — Das Versprechen war beschworen und besiegelt.

Jeden andern mochte man betrügen, aber Konrad nicht.

Und darum beschloß sie, am nächsten Morgen sich auf die Wanderschaft zu begeben, um bei Gerson oder Wertheim — oder sonstwo — unter den zurückgesetzten Sachen irgend einen Glücksfund zu ergattern.

Aber in allen Magazinen kannte man sie und wußte, daß sie, mochte sie auch immer sparsam geblieben sein, doch nur das Beste vom Besten brauchen konnte. Was

für Augen würden die Direktricen schon machen, wenn sie in ihrem Plunder vor ihnen auftauchte?

Nein, das war zu peinlich. So ging es beim besten Willen nicht.

Sie sann und sann, und immer wieder kehrten ihre Gedanken zu den Kleiderschränken zurück, wo ihre Schätze in hundert Abstufungen geschmackvoller Auswahl harrten.

Aber nirgends fand sich ein Hintertürchen, das gegebene Versprechen zu umgehen, nirgends ein Vorwand, das der Untat ihre Schwere nahm.

Trotz aller dieser Schmerzen war die folgende Nacht liebkosender Träume voll. Denn die neu aufgegangene Hoffnung leuchtete tröstlich hinein.

Und wie immer, wenn Lilly im Schlaf besonders wohl zu Mute war, fühlte sie sich von einem Reigen vertrauter Melodien friedlich eingewiegt. Die „Mondnacht“ ließ sich erkennen und Griegs „Ung Birken“ und mit den Rheintöchtermotiven zusammen das Hohe Lied.

Im Halbwachen klang es immer noch: „Laß uns wandern, Liebster, weit ins Feld —“

Aber dann plötzlich fuhr sie erschrocken mit einem Aufschrei im Bette empor.

Das Hohe Lied — die Notenrolle — ihr Kleinod — ihr Vatererbe — wo war es? —

Im Schreibtisch des Ecksalons lag es — vergraben, vergessen.

Nicht ein einziges Mal hatte sie daran gedacht.

Nun gab es keine Möglichkeit mehr, an dem Versprechen festzuhalten. Hätte sie in jener großen Stunde ihren Kopf beisammen gehabt, sie würde es nie gegeben haben.

Um einen Vorwand war sie verlegen gewesen und hielt statt dessen eine Rechtfertigung in Händen.

Sie fühlte auch nicht die geringsten Gewissensbisse mehr. Es war ja eine heilige Sache, die sie verfocht. — —

Um acht früh trat sie schon aus der Haustür.

Der sonnendurchschienene Dunst des roten Augustmorgens wiegte sich zum veilchenfarbenen Himmel hin-

auf ... Von den vergilbten Krüppelbäumen sprühten rußige Tropfen ... Die Drähte der elektrischen Bahnen sangen ihr heimliches Sturmlied.

In dem Menschenhäuflein der nächsten Haltestelle, das von Minute zu Minute sich sammelte und wieder hinschmolz, stand sie, auf den Wagen wartend, der sie nach dem fernen Westen führen sollte, und schaute beklommen nach rechts und nach links, ob nicht irgendwo Konrad zufällig daherkäme.

Dann — im Bahnwagen — hielt sie das Zeitungsblatt, das sie gekauft hatte, hoch vors Gesicht, und auf dem kurzen Kanalwege schlich sie von Baum zu Baum wie ein Deckung suchendes Wild.

Endlich landete sie vor ihrem Hause.

Der Portier, der wie allmorgendlich seinen Vorplatz fegte, empfing sie mit Hallo. Der Grünkramhändler lächelte ihr aus seinem Kellerloch ein spitzbübisches Willkommen zu, und seine beiden Göhren, die ab und zu einen Bonbon von ihr erhalten hatten, hingen sich jubelnd an ihr Kleid.

Man fühlte doch gleich, daß man in die Heimat kam.

Adele schlief noch.

Warum sollte sie nicht? Sie hatte ja nichts zu tun.

Aber dann, als sie geöffnet hatte, war die Freude auch umso größer. Sogar dicke, echte Tränen weinte sie, und Lilly wußte mit einemmal, was sie an ihr verloren hatte.

Alles lachte blitzblank im Morgensonnenlicht, und sogar die Blumen waren begossen.

Und der Zeisig schlug grüßend mit den Flügeln, und Peterle wollte seine Gitterstäbe zerbrechen, um rascher auf ihre Schulter zu kommen.

Man wußte nicht, wohin vor lauter Fragen und vor lauter Liebe.

Drei Briefe lagen auf dem Servierteller und zwei Depeschen.

Die Briefe trugen Richards Handschrift, die Depeschen waren an Adele gerichtet und erkundigten sich dringend nach der Adresse der Verschwundenen.

Inzwischen aber habe der Herr alle seine Geschichten aufgegeben und sei längst wieder in Berlin. Er habe auch in den Zeitungen Aufrufe nach ihr erlassen und komme jeden Tag um die gewohnte Stunde, um nachzusehen, ob sie Erfolg gehabt hätten. Und dabei trinke er den Tee auf seinem alten Platze und sitze ganz still und rauche Zigaretten bis zur Kontorstunde.

Ob sie ihm von Konrad erzählt habe?

Was gnädige Frau sich wohl von ihr dächten? — Ob sie eine wäre, die für die Ehre ihrer Dame nicht einzustehen wüßte? Und das Beste würde schon sein, gnädige Frau käme wieder und täte, als ob nichts geschehen wäre. Das hätten ihre früheren Damen immer so gehandhabt.

Lilly bat sie, ihr den kleineren der beiden Lederkoffer vom Boden zu holen, sie wolle einiges mitnehmen, was von alters her ihr Eigentum sei.

Als Adele sich maulend hinausgeschoben hatte, holte sie zuerst Konrads Briefe aus ihrem Versteck hervor, dann lief sie eilends zum großen Toilettenschrank, riß die Kleider von den Bügeln und warf zur Auswahl übers Bett, was sie nur brauchen konnte.

Und endlich fiel auch das Hohe Lied ihr ein.

Sie öffnete den Schreibtisch.

Die Notenrolle, die im untersten Schubfach, an die Hinterwand gedrückt, seit Jahren ihr zweckloses Dasein verträumte, hatte ein ganz fremdes Gesicht bekommen.

Das Gummiband, das sie zusammenhielt, war rissig und aufgeweicht.

Als Lilly es lösen wollte, fiel es in klebrige Fetzen auseinander.

Die gekrümmten Bogen entglitten ihrer Hand und flogen einzeln über den Teppich.

Da lagen sie nun alle — die Arien und die Sprechgesänge, die Duos und die verbindenden Orchestersätze — bunt durcheinander geworfen und obenauf das Klarinettensolo der Turteltaube, das sie der Mutter schon nach-

gesungen hatte, als sie grade erst bis zum Lallen gediehen war.

Verwundert besah sie das wirre Häuflein.

Alles war vergilbt und stockig. An vielen Blättern klebte Blut, ihr eignes Blut, das einst unter dem Brotmesser der Mutter drüber hingeflossen war. Mit schwarzen und rotbraunen Flecken hatte es große Stellen übertüncht. Andere waren samt dem Papier darunter weggefressen. Das hatten auf Schloß Lischnitz die Mäuse getan.

Da war es nun also — ihr Hohes Lied!

Keine Hoffnung mehr. Kein Zukunftshort — kein treuer Eckart mehr durch Lebensnöte und kein Wegweiser zu goldenen Höhen! ... Ein verwittertes Überbleibsel nur noch, ungenützt und abgenützt zugleich, — ein ehrwürdiger Ballast, den man mit sich schleppt, ohne zu wissen, warum, — ein Licht, das erloschen, eine Weisheit, die sinnlos geworden.

Achselzuckend kniete sie nieder, sammelte die vielen schmächtigen Rollen und versuchte, sie wieder zu einer einzigen großen ineinander zu fügen, achtlos und eilig, wie sie grade lagen.

„Ordnen kann ich die Stücke ja später einmal," dachte sie, und ein leiser Zweifel stieg in ihr auf, ob sie es jemals tun würde.

Adele kam mit dem Koffer ... Es hatte merkwürdig lange gedauert. Sie gab verworrene Antworten und sah heimlich nach der Uhr.

Dann öffnete sie den Deckel, und Lilly warf die Rolle auf den Boden hinab.

Der gähnende Schlund verlangte nach weiterem Füllsel. Die Kleider lagen ausgebreitet auf dem Bette. Die Schuhe standen neben dem Waschtisch ... Hüte, Schleier, Blusen, Spitzenmantel und Seidenjupons — alles wartete und schien zu rufen: „Nimm mich mit."

Für einen Augenblick schloß sie aufstöhnend die Augen, des Opfers gedenkend, des einzigen, das er von ihr gefordert hatte.

Aber es mußte ja sein.

Beider Zukunft hing daran.

„Die Laue versteckt mir's, die Laue kann's hernach auch behalten," dachte sie.

Dann, einen raschen Entschluß fassend, stürzte sie auf die Kleider los und raffte blindlings zusammen, was ihr nur in die Hände fiel.

Auch die goldgekrönten Elfenbeinbürsten nahm sie an sich und den dreiteiligen Spiegel und Brompulver und den Aufbewahrungsschein für die Pelzsachen und noch tausenderlei Krimskrams.

Und auch den Schmuck vergaß sie nicht.

„Als Notgroschen für ihn," dachte sie.

Derweilen sollte Adele eine Gepäckdroschke besorgen. Aber auch dieses Mal dauerte es Ewigkeiten, bis sie wiederkam.

Der Portier half den Koffer hinabtragen, die Hutschachteln schwenkte Adele in der freien Hand.

Noch ein Streicheln über des Zeisigs graugrüne Flügel, ein Kuß auf des Äffchens Samtschnauze, dann schloß sich die Tür für immer.

Ob gnädige Frau nicht eine Adresse angeben wolle.

Wie hinterhältig sie dreinschaute!

„Später, liebe Adele, schreibe ich Ihnen, und hoffentlich kommen wir noch einmal zusammen."

Die liebe Adele antwortete nicht, sondern blickte nur erwartungsvoll die Straße hinunter. — —

Als Lilly eine Minute später am Kanal entlang fuhr, sah sie, zum Wagenschlag hinausschielend, ein blankes, gelbstreifiges Mietsauto mit stärkster Geschwindigkeit an sich vorübersausen.

Darin saß Richard. Im Fluge erkannte sie ihn.

Krebsrot, schiefköpfig stierte er mit wilden, suchenden Blicken an ihr vorbei nach der Richtung des Hauses hin, das sie soeben verlassen hatte.

Eilends ließ sie den Kutscher in eine Nebenstraße biegen, denn bevor nicht ihr Schicksal auch vor der Welt entschieden war, durfte sie ihm nicht begegnen.

Aber schon nach wenigen Minuten hörte sie hoch-

klopfenden Herzens dasselbe Geknatter, das eben noch im Weiten verhallt war, hinter sich stärker und stärker werden.

Die gelbe Wand des Autos schoß halb an ihr vorbei — machte mit jähem Rucke Halt; — ein Zuruf erklang, der ihren Wagen gleichfalls zum Stillstehen brachte; — — und da erschien Richard auch schon dicht neben ihr, den aufgerissenen Wagenschlag in der zitternden Hand.

„Wo willst du hin?“

Seine Stimme gellte in weibischem Fistelton. Der Knoten seines Kehlkopfs glitt mit krampfhaftem Schlucken über dem hohen Kragen auf und nieder.

Sie fühlte sich jetzt ganz ruhig, ganz den Verhältnissen gewachsen.

Wie ein armer, hilfloser Schatten erschien er ihr, er, der so lange ihr Herr und Meister gewesen war.

„Ach, bitte, laß mich doch weiterfahren, Richard!“ sagte sie. „Ich habe ja brieflich Abschied von dir genommen . . . Jetzt hab' ich mir noch ein paar Sachen geholt. Und damit sind wir auch fertig. Wozu sollen wir uns noch weiter herumquälen?“

„Kehr um!“ knirschte er.

„Warum soll ich umkehren?“

„Kehr um, sag' ich! Du weißt, wo dein Zuhause ist. . . . Ich lass' dich nicht länger in der Welt 'rumbummeln! . . . Weiß Gott, was dir da alles passiert! . . . Kutscher, umkehren!“

Der Kutscher wandte das rotbrandige Gesicht fragend zu seiner Dame hernieder.

„Verzeih, Richard! Über diesen Wagen hab' ich allein zu verfügen — und über mein künftiges Leben auch . . . Gerade so, wie du über das deine verfügt hast.“

„Ach was, Blödsinn! Wenn du damit etwa auf die Amerikanerin anspielst, die kann mir schon lange gestohlen bleiben . . . Aber d u — m u ß t — zurück . . . Du m u ß t zurück . . . Du m u ß t zurück.“

Er griff mit beiden Fäusten nach ihrem Rocksaume, als wolle er sie am Kleide aus dem Wagen herauszerren.

„Ich verlang', daß du zurückkommst . . . Ich kann nicht

mehr schlafen — ich kann nicht mehr arbeiten — — so gewöhnt hab' ich mich an dich . . . Ich wär' auch nach der Hochzeit gleich wieder dagewesen. Es hätte sich nicht 'n Jota zwischen uns geändert . . . Und bei dir steht alles noch, wie's war, das hast du ja eben gesehn . . . Und Peterle frißt gar nicht mehr, sagt Adele. Und Adele bangt sich auch . . . Und sie sagt, es geht einfach nicht ohne dich . . . Und ich setz' dir eine lebenslängliche Rente aus von zwanzig — ach Gott! — von dreißigtausend Mark pro Jahr. Was kommt's darauf an? . . . Mutter hat nichts dagegen. Mutter sieht, wie ich aushalte . . . Die weiß, daß ich nu d o ch nicht mehr heiraten werde, die wird dir nie mehr was tun . . . Aufs Kontor darfst du a u ch wieder kommen . . . Und statt des Monatswagens darfst du die Equipage mit benutzen . . . Ich schaff' dir auch 'n Telephon an zum Stall . . . Mutter fährt sowieso nicht mehr aus . . . Wenn du Lust hast, kauf' ich dir auch ein Auto — vieltausendmal schöner als dies."

Das war der höchste Trumpf.

Ein Auto ließ sich nicht überbieten.

Darum schwieg er. Auf dem Trittbrette knieend, starrte er ihr weit vornübergebeugt ins Gesicht, den Erfolg seiner Rede abzuwarten.

Sie sah ein, daß sie sich nicht mehr von ihm befreien würde, ohne daß er die Wahrheit erfuhr.

Er tat ihr sehr leid, aber es mußte ja sein.

„Höre, Richard! Was du mir da bietest, ist nichts mehr für mich. Denn ich liebe jetzt — einen anderen Mann, — der mir — weit mehr — geben will als du."

„Was? — Was? — Was ist denn das für ein junger Vanderbilt?" rief er in eifersüchtigem Hohne. „Sieh mal an! . . . Von d e r Seite hab' ich dich ja noch g a r nicht kennen gelernt."

„Er ist kein junger Vanderbilt, lieber Richard. Er ist im Gegenteil so arm, daß er noch nicht einmal weiß, wo er morgen sein Brot essen wird . . . Aber ich bin — seine — Braut . . . Und als seine Braut muß ich dich bitten, mir jetzt den Weg freizugeben."

Sein Mund öffnete sich — sein Auge wurde rund und groß. — Er taumelte zurück — bis gegen die Hinterräder des gelbstreifigen Kastens.

„Weiterfahren!“ rief Lilly dem Kutscher zu.

Dann lehnte sie sich in die Wagenecke zurück, tief aufatmend und doch mit leisem Schuldbewußtsein, als habe sie sich allzu leichten Kaufes von dem alten Geliebten losgemacht.

Während der ganzen Fahrt ließ hinter ihrem Rücken das dumpfe Puffen eines sehr langsam fahrenden Autos sich hören. Und als sie ausstieg, da stieg auch Richard aus, — in gemessener Entfernung zwar, doch nahe genug, daß sie einen Blick seines Auges auffangen konnte.

Es war der Blick eines traurigen Hundes.

Wie gehetzt rannte sie die vier Treppen empor, ohne sich um den Koffer zu kümmern, mit dem der Kutscher eine Weile später — aus eigenem Antriebe scheinbar — keuchend heraufkam.

Als sie ihm Geld geben wollte, wies er es zurück.

Der Herr, der unten stehe, habe schon alles bezahlt, sagte er.

XX

Es war am Abend des folgenden Tages.

Der Wagen, der Lilly der gefürchteten Zusammenkunft entgegenführte, hielt vor dem berühmten Lindenrestaurant, in dem seit Jahren die elegante Welt zu Hause ist.

Obgleich Lilly schon lange nicht mehr darin verkehrt hatte, so kannte sie doch noch jeden Stein.

Und auch den langen Albert kannte sie, der, die Hand an die betreßte Mütze legend, würdevoll am Eingang stand. Er war es gewesen, der einstmals die Annäherung des schönen Gardehusaren vermittelt hatte.

Mit niedergeschlagenen Augen, den Kopf gegen Konrads Schulter gedrückt, glitt sie an ihm vorüber, hoffend, daß er sich ihrer nicht mehr erinnere. — —

„Das ist Lilly, lieber Onkel."

Ein kaum mittelgroßer, o-beiniger alter Herr in schlecht sitzendem Smoking und mit verknautschtem Umlegekragen kam aus einem der Hinterzimmer schlenkernden Schrittes auf sie zu und streckte ihr eine breite, fleischige Rechte entgegen, deren braune Haut sich spielend bewegte wie ein lose übergezogener Handschuh.

Sie warf einen scheu spähenden Blick auf den Allgewaltigen, den sie sich als einen gebieterisch-zutunlichen Donnerer vorgestellt hatte und der ihr nun als ein wackliger, rundlicher, ziemlich kommun aussehender Gnom gegenüberstand.

Und da, als sie sich sagte, daß ihr Benehmen jetzt und in der nächsten Stunde über Konrads und das eigene Lebensglück entscheiden würde, da fühlte sie, wie die alte, leidige Befangenheit, die sie in letzter Zeit kaum mehr verspürt hatte, in lähmendem Erstarren über sie herfiel. Wenn diese Krankheit kam, dann wurde sie zur Puppe,

die stumpfsinnig lächelte und den eigenen Namen nicht wiederfand.

Aber auch dem alten Onkel schien bei ihrem ersten Anblick das Wort in der Kehle eingefroren.

Er besah sie von oben nach unten und von unten nach oben und vergaß beinahe, sie zum Nähertreten einzuladen.

Dieses Hinterzimmer mit seinen goldblumigen Ledertapeten, seinen bordeauxroten Seidenvorhängen und den blauen Perserteppichen auf dem hochlehnigen Sofa war ihr wie alles andere an diesem Orte sehr bekannt.

Manche heißblütige Spätabendstunde hatte sie einstmals, als Richard noch von dem Ehrgeiz besessen gewesen war, zur höheren Lebewelt zu gehören, mit ihm und seinen Zufallsfreundschaften darin durchtollt.

Ein tadellos rasierter Kellner nahm ihr Brokatsack und Spitzenumhang ab und musterte sie dabei, als wolle er sagen: „Dich müßt' ich doch eigentlich kennen."

O, es war eine peinliche Minute!

Der alte Onkel, der nicht aufgehört hatte, sie mit ehrfürchtig-grimmigen Blicken verstohlen anzuglupen, gab sich einen Ruck und sagte: „Ja, was ich doch gleich wollte! Ja, nun woll'n wir hübsch gemütlich sein, Kinder ... Hübsch gemütlich woll'n wir sein. — Ja?" ...

Lilly verneigte sich.

Und diese Verneigung war steif genug, um die Hochachtung des alten o-beinigen Herrn scheinbar noch zu erhöhen. Er stapfte wie ratlos auf dem Teppich umher, spielte mit den goldnen Kartoffelknollen, die als Berlocks aus seiner Uhrtasche hingen, und nickte dabei Konrad zwei-, dreimal voll feierlicher Anerkennung zu.

Man setzte sich an den weiß blinkenden Tisch, der mit Kristall und Blumen überschüttet war.

Um die bronzene Stehlampe herum — auch sie mit ihren Greifenklauen und dem schlanken Lilienschaft stand Lilly noch in Erinnerung — hing ein Schleier von violetten Orchideenranken, die sicherlich eine Unsumme gekostet hatten.

Zu leben verstand er, der alte, struppige Schwerenöter, das mußte man ihm lassen.

Lilly sah sich auf ihrem Sofaplatze einem Spiegel gegenüber, der ihr das eigene Bild in beruhigender Vornehmheit entgegenstrahlte.

Sie hatte ein Plisseekleid von schwarzer Libertyseide gewählt, mit einer Taille von Chantillyspitzen, die sich trotz aller Kostbarkeit mit schlichtester Anmut um Brust und Arme schmiegten.

Ahnungslose Gemüter konnten immerhin glauben, daß dergleichen zwischen San Franzisko und St. Petersburg, zwischen Kapstadt und Christiania für zweihundert Mark zu haben sei.

Ihren Schmuck hatte sie wohlweislich zu Hause gelassen, nur das dünne goldne Kettchen, das sie sonst auf bloßem Leibe zu tragen pflegte, umgab in mädchenhafter Anspruchslosigkeit den hochumhüllten Hals.

Wie eine strenggehaltene junge Edelfrau sah sie aus, die zum ersten Male neugierig und schüchtern in die große Welt hinausschaut.

Der Stuhl zu ihrer Rechten war Konrad angewiesen worden, den Platz, welcher der Tür zunächst lag, behielt der Onkel für sich.

Von dem Moment an, daß er vor dem gedeckten Tische saß, begann er sich einigermaßen in seinem Element zu fühlen. Er krähte und kommandierte und war mit nichts zufrieden.

„Äh, Boy," sagte er zu dem Kellner, der gerade die Hors d'oeuvres-Platte auf den Tisch stellte, „is das etwa 'n Schliff für 'ne Pohrtweinkaraffe? ... Weißt du denn nicht, du Dojahn, daß 'n Pohrtwein, der in der Karaffe nicht Funken gibt, einem den Durst verschlägt?"

Der Kellner, der sich durch sein Schnauzen einschüchtern ließ, wollte sofort nach einer anderen Karaffe fragen, aber der Onkel erklärte, so viel Zeit habe er nicht, er müsse sich mal gleich auf der Stelle 'nen kleinen „Rush" geben.

„Ich häng' jetzt noch 'n bißchen am Spannseil," fügte er entschuldigend hinzu. „Den Verkehr mit so schönen

und dabei so ungnädigen Frauen bin ich gar nich jewöhnt."

Lilly empfand einen kleinen Herzstich.

Aus den Augen des Geliebten traf sie ein vorwurfsvoller und ermunternder Blick, der ihr sagte: „Du darfst nicht so stumm sein. Du mußt nett zu ihm sein."

Und demütig und abbittend erwiderte sie auf demselben Wege: „Ich kann doch nicht, sprich d u doch für mich."

Da fing er in seiner Angst zu reden an, als ob er für die Unterhaltung der Tafelrunde bezahlt worden wäre. Er beschrieb die Altertümer, die der Onkel auf seiner rheinischen Burg zusammengehamstert hatte, streifte die bedrohliche Konkurrenz der Amerikaner und erörterte, nach Italien übergehend, die Schäden der Lex Pacca und, weiß Gott, was sonst noch.

Es war ein höchst lichtvoller, kleiner Vortrag, dem der Onkel mit gemäßigter Aufmerksamkeit zu folgen schien, indem er nach Lilly hinüberschielte und ab und zu ein Stückchen Thunfisch in Öl schmatzend durch die Zähne zog.

Dann sagte er: „Das ist gewiß alles höchst richtig und inschtruktiv, mein Sohn. Aber könntest du mir nicht auch einiges Wissenswerte über die Whiskyverhältnisse dieses Hauses mitteilen?"

Konrad sprang in die Höhe, um nach der Klingelbirne zu greifen. Aber der Onkel hielt ihn zurück.

„Stop — stop — stop. Dies ist meine Privatangelegenheit ... Für euch is ja der Pohrtwein da ... Und schließlich bleibt eine schöne Frau immer eine schöne Frau, auch wenn sie anderer Leute schöne Frau ist ... Prost, schöne Frau."

Das klang wie Hohn.

Wollte er sie zum besten haben, ehe er sie von sich stieß?

„Übrigens mach' ich Ihnen mein Kompliment," fuhr er fort. „Sie haben da schon ein greifbares Stück Arbeit an dem Jungen verrichtet ... Tanzt wohl schon tüchtig nach Ihrer Pfeife, was?"

Nun mußte sie schlechterdings etwas erwidern.

„Ich pfeife nicht, und er tanzt nicht," sagte sie, sich

gewaltsam zusammenraffend. „Wir sind beide nicht sorgenlos genug dazu.“

„Ähäh, da hab' ich's uf die Näse,“ lachte er, und dieses Lachen klang ärgerlich und gereizt.

„Lilly meint es gewiß ganz harmlos,“ warf Konrad ein, um ihr zu Hilfe zu kommen. „Und die Zeiten, die wir jetzt durchmachen müssen, sind auch wirklich nicht leicht. Wenn sie mir nicht tagtäglich mit ihrem Verstehen und ihrer Herzensgüte zu Hilfe käme, ich glaube kaum, daß meine Kräfte standhalten würden.“

„Das mag ja alles sehr gut und sehr schön sein, oder — oder — oder — vielmehr sehr bedauerlich sein,“ erwiderte er. „Aber was 'n alter Onkel is, der hat noch nich 'n mal 'n Blick von ihr gekriegt — als Vorschuß auf die Verwandtschaft.“

„O, wenn's bloß darauf ankommt,“ dachte Lilly.

Und indem sie das Glas gegen ihn erhob, suchte sie ihn für sein Einlenken mit einem kleinen, koketten Lächeln schamhaft zu belohnen.

Das erfüllte ihn mit sichtlicher Befriedigung. Er wirbelte den Spitzbart und sah sie aus seinen Zwinkeraugen lockend und vertraulich von der Seite an, als wolle er irgend ein Zeichen geheimen Einverständnisses aus ihr herausholen.

„Gott sei Dank, er ist vielleicht gar nicht so schlimm,“ dachte sie und fühlte aufatmend, wie sich die Fesseln ihrer Befangenheit ein wenig zu lockern begannen.

Als jetzt der Kellner wiederkam, entspann sich zwischen dem Onkel und ihm eine bedeutsame Auseinandersetzung über die Whiskymarken, die das Haus zur Verfügung hatte, — ein langes Hin-und-her, welches damit endete, daß der Herr Direktor selber in den Keller stieg, um nach einer Flasche auszuspähen, die mit dem Zeichen irgend einer berühmten Firma aus irgend einem berühmten Jahrgang noch vorhanden sein mußte.

Nun erst zeigte der Onkel sich wieder bereit, seine Aufmerksamkeit der schönen Schwiegernichte zuzuwenden.

„Ich bin eine alte Dreckschwalbe,“ sagte er. „Ich habe mit Guano, mit Fischtran, mit Kopra, mit australischen

Lumpen, mit Schiffsschmiere und anderen mehr oder weniger uncleanen Sachen gehandelt. Man kann es mir nicht verdenken, daß ich, um mich zu erholen, einem so appetitlichen Gegenstand, wie zum Beispiel Sie sind, meine teure Ungnädige, mein ganz besonderes Interesse zuwende. Ich möchte nur, daß ich hierbei auch einige Gegenliebe fände."

„Ach was," dachte Lilly, „ich werd 'mal frech sein."

Und laut erwiderte sie: „Herr Rennschmidt, Sie wissen doch, ich sitze hier wie ein armer, zitternder Kandidat im Examen. Ich bitt' schön" — sie erhob die beiden aneinandergelegten Hände gegen ihn — „spielen Sie nicht länger Katz' und Maus mit mir."

Damit war glücklich der Ton getroffen, den er verlangte.

„Tut sie nu endlich den Mund auf?" rief er strahlend. „Und sie hat eine famose kleine Schnauze, Konrad. Eine von den langzähnigen Mauseschnauzen hat sie, bei denen die Oberlippe zur Unterlippe sagt: ‚Wenn du nu nich gleich mitküßt, dann geh' ich auf Reisen'. — Was Konrad, dummer Kerl du — was?"

Nun mußte sie herzlich auflachen, und das gute Einvernehmen war endgültig geschlossen.

Auch über Konrads liebes, abgemüdetes Gesicht breitete sich für ein paar Augenblicke ein beruhigtes Lächeln, das ihr wie ein Gotteslohn das Herz weit machte. Sie hätte sich für ihn dem Onkel vor die Füße werfen mögen, so sehr liebte sie ihn. Und in aufquellendem Triumph dachte sie: „Jetzt soll er aber erst erleben, wie nett ich gegen das alte Scheusal sein kann."

Es wurde ihr auch gar nicht so übermäßig schwer. Wenn sie ihn ansah mit seinem runden, zermürbten Spitzbubengesicht, mit den flinken, schlauen, grauen Äuglein und der schöngewellten, schneeweißen Diplomatenperücke, — ja wahrhaftig, er trug eine Perücke, die die Stirn mit dunklen Strichen begrenzte und an den Ohren in zwei vorgekämmte Spucklöckchen auslief, — dann hatte sie mehr und mehr das Gefühl, als sei er ein guter Bekannter, mit

dem eine alterprobte Spießgesellenschaft sie im stillen verband.

Und doch war sie ihm sicherlich noch niemals begegnet.

Ein Hauch von herrenhafter Sicherheit ging trotz seines äußeren Proletentums von ihm aus.

Wie er das Menü zusammengestellt hatte, das war einfach bewundernswert. Der achtundsechziger Steinbergerkabinett, der wie bernsteinfarbiges Öl in die hellwandigen Römer niederfloß, paßte zu der blauen Forelle, als wäre sie ihr Lebtag in diesem Element herumgeschwommen. Und die Kalbsmilchpasteten à la Montgelas schlossen sich würdig daran. Weder Richard noch irgend einer von der Bande verstand sich auf die Lebenskunst wie er.

Wenn er nur nicht ewig seinen Whisky dazwischen gegossen hätte!

„Mein Hirn ist von dem langen money-making abgestumpft wie 'n Brettnagel auf Gußstahl,“ sagte er zu seiner Rechtfertigung. „Ich muß ihm ab und zu einen Wetzer geben, sonst wird es g a n z dekrepid.“

Beim Punsch à la romaine entspann sich über die Tugenden gewisser american drinks eine kurze und eifrige Unterhaltung, in der Lilly, dank ihrer gründlichen Kenntnisse des gesamten Barwesens, sich als Meisterin erwies. Sogar die vom Onkel als seine Spezialität gepriesene „Südseebowle“, in der Scherry, Kognak und Angosturabitter sich mit Eigelb und Chateau d'Yquem — man kann im Notfall auch Mosel nehmen — zu einem flammenden Gebräu zusammenfinden, kannte sie aufs genaueste. Sie durfte sich sogar erbieten, ihm die seltene Mischung nach Tische so sachverständig zu bereiten, daß er bekennen müßte, sie zwischen Singapore und Melbourne nicht köstlicher getrunken zu haben.

Konrad, der von dieser Gattung ihrer Talente offenbar keine Ahnung gehabt hatte, folgte ihren Worten mit einem Erstaunen, das sie nicht wenig stolz machte.

Sie sandte ihm einen heimlichen Blick nach dem andern, die ihn fragten: „Bist du zufrieden? Bin ich genügend nett zu ihm?“

Aber er wollte nicht recht darauf eingehen. Er blieb schweigsam und zerstreut, und manchmal war es, als ob er gar nicht dazu gehöre.

„Träum' du nur," dachte sie glückselig. „Ich sorg' schon für unser Glück."

In jeder Minute wuchs nun die Freundschaft zwischen ihr und dem Alten.

Als zu den Wildenten der dunkel-hitzige Burgunder kam, dessen erste Gläser wie schmeichelnde Flammen durch die Kehle glitten, da nannte sie ihn lange schon „Onkelchen".

Und er erklärte einmal über das andere, er sei „totally wrapped up in his dear, dear little Lilly."

So also sah die Prüfung aus, die grausame, vor der es kein Verschweigen, kein Entrinnen gab, in der sie entkleidet, zersägt und zerschält werden sollte bis in das Mark ihrer Seele hinein.

Man konnte kaum an sich halten, wenn man dran dachte.

Jawohl! Nu jawohl! Da saß sie, die große, die gefürchtete Lebensgefahr, deren Geldbeutel Sieg oder Untergehen in sich barg, — ein kirre gewordenes kleines Untier, tätschelte mit den greulichen Runzelhänden ihre Finger und wand sich und blähte sich um einen Brosamen ihrer Gunst.

Und drollig war er wirklich — vor allem, wenn er seine Witze auskramte.

Was da an Kolonientratsch alles zum Vorschein kam!

In einem ganzen Jahre hatte man so viele Anekdoten nicht gehört.

Da war zum Beispiel eine: Der deutsche Gouverneur, Herr von Soundso — bei Uhl hatte sie ihn einmal kennen gelernt — begibt sich auf seinen Posten. Mit ihm sein Hofstaat, bestehend aus Sekretär, Diener und Köchin. Nach sechs Monaten kommt die Köchin und sagt: „Herr Governör, es is so weit." Er gibt ihr zweitausend Mark und sagt: „Aber Maul halten." Dann geht sie zum Sekretär und sagt: „Herr Müller, es is so weit." Er gibt ihr dreihundert Mark. „Aber Maul halten." Dann geht sie zum Diener: „Johann, es is so weit, wir können heiraten." . . . Nach

drei Monaten kommt der Diener zum Gouverneur und sagt: „Exzellenz, dat Biest hat uns alle drei belämmert. De Bengel is swarz.“

Und so noch manches andere.

Kurz, es war zum Totlachen.

„Lach doch, Konrad, Liebling, lach doch!“

Und er lächelte dann auch wirklich. Aber sein Auge blieb ernst und seine Stirn gespannt.

Als der Sekt da war, schloß man Brüderschaft.

Es war zwar ein Grauen, den dicken, gierigen Greisenmund zu küssen, aber das künftige Glück verlangte es so.

Auch Konrad sollte seinen Kuß bekommen. Aber er mochte nicht. Ja, noch schlimmer! Er wollte ihr sogar das Trinken verbieten.

Sie sei nicht vorsichtig genug, nörgelte er. „Und, bitte, Onkel, schenk ihr nicht so oft ein! Wir haben sonst nie viel getrunken.“

Aber beide lachten ihn aus.

„Äh, der is schon immer 'n Flickschuster gewesen,“ ulkte der Alte, „und hat nie gewußt, was gut schmeckt ... Du bist viel zu schad für ihn, Lillychen. 'n Mann wie mich mußt du haben. Nich so 'n Kerl in Halbsamt. Nich so 'ne Begräbniskerze.“

Aber hierin verstand sie keinen Spaß.

„Wirst du wohl nicht auf mein Konnichen schimpfen, du altes Ekel du! Erzähl' du lieber deine Meidinger. Allons! Vorwärts!“

Nein, auf ihr süßes Konnichen ließ sie nichts kommen.

Und der Onkel hub aufs neue zu erzählen an.

Jetzt waren es Anekdoten in „Pigeon-Englisch“, jenem Kauderwelsch, das im fernen Osten die Chinesen und andere interessante Herrschaften als Verständigungsmittel mit den weißen Sahibs handhaben. „Tom und Paddy im Teehause“ ... „Die tugendhafte Miß Laura in Macao“ ... „Der Fremdenführer und die Bajadere“ ... Sie alle hatten es faustdick hinter den Ohren.

„Aber Konni darf nicht mehr zuhören, Onkelchen. Konni könnte mir sonst verdorben werden.“

Darum schob sie auch ihr linkes Ohr ganz dicht an Onkelchens Lippen heran und bildete mit ihm zusammen eine „Flüstergrotte“, wie sie innerhalb der Bande Sitte war, wenn man zu heftig flirtete oder sich sonstwie unanständig benahm.

Wer im übrigen glaubte, daß sie auf den Mund gefallen sei, oder etwa nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten wisse, der würde sich arg geschnitten haben. Die Kasinowitze des Generals litten an Saftigkeit keinen Mangel, und was man gar von der Bande her kannte, war erst recht nicht von schlechten Eltern.

Für ein so dankbares Publikum, wie „Onkelchen“ es war, konnte man schon ein übriges tun. Konrad aber mußte es sich gefallen lassen, daß man ihm, zur größeren Sicherheit, die Watte, auf der die Calvilleäpfel ruhten, in die Ohren stopfte.

Als der Kaffee vorüber war, verlangte der Alte, sie solle ihr Versprechen wahr machen und ihm die Südseebowle brauen, mit deren Kenntnis sie gewiß nur geprahlt habe.

Das durfte sie sich natürlich nicht zweimal sagen lassen.

Alle möglichen Flaschen wurden heran geschleift, neben dem Scherry und dem Angostura auch ein alter, süßer Yquem, der eigentlich für diese Zwecke viel zu schade war und von dem man daher auf Rat des Onkels noch ein paar Gläschen extra naschen mußte.

Zwar zerschellten die Eier beim Öffnen am unrechten Platze und ergossen ihren Inhalt auf Kleid und Teppich. Aber das machte nichts, das steigerte nur das Vergnügen, — und das liebe, alte Onkelchen bezahlte ja alles.

Dafür flatterte die blaue Alkoholflamme auch umso wilder in die Höhe — bis in die Orchideen hinein — bis zum Himmel hinauf. — Am liebsten hätte man das züngelnde Feuer in sich hineingesogen — wie die Hexen.

„Dein Glück, Konni — u n s e r Glück, Konni!“

„Trink nicht,“ hörte sie seine Stimme. Die war härter als sonst. Ganz fremd klang sie vor lauter Strenge.

„Flickschuster!“ lachte sie, die Zunge gegen ihn ausstreckend.

„Trink nicht,“ warnte die Stimme noch einmal. „Du bist das Trinken nicht gewöhnt.“

Sie — das Trinken nicht gewöhnt? Wie durfte er so etwas sagen? Das ging gegen ihre Ehre. Gegen ihre Ehre ging das.

„Was weißt du, was ich gewöhnt bin? . . . Ganz andere Dinge bin ich gewöhnt . . . Hier auf dem Platz, wo ich jetzt sitze, hab' ich gesessen mehr als einmal — mehr als zehnmal — und habe noch viel, viel mehr getrunken.“

„Liebes Herz, besinn dich, — das ist doch alles nicht wahr.“

Jetzt klang die Stimme wieder ganz sanft, ganz weich, als wäre man ein unartiges Kind, das ermahnt werden müßte.

Weinen hätte man mögen über solche Schmach.

„Wie kannst du sagen, daß das nicht wahr ist? Du glaubst wohl, ich bin eine Schwindlerin? Glaubst wohl, ich kenne solche schicken Lokale nicht? Päh . . . Soll ich dir den Beweis liefern? Jawohl, das kann ich! . . . Hier in den Lampenfuß eingekratzt, muß mein Name noch stehn . . . Lilly Czepanek . . . Lilly Czepanek . . . Such nur, such nur! . . .“

Mit jähem Ruck war er in die Höhe gefahren, — — den erstarrenden Blick auf die spiegelnde Fläche geheftet, die eine Wirrnis von gekritzelten Runen durchfurchte.

Aber das L. C., nach dem er suchte, fand sich nicht . . . Sie mußte ihm erst zu Hilfe kommen . . . Hier nicht . . . Dort nicht . . . Die Buchstaben schwammen durcheinander. Man mußte sie zu greifen suchen wie die Schleierfische im Becken.

Aha! D a s war's. Das war's! . . . L. v. M. Und die Freiherrnkrone darüber. . . . Denn damals hatte man noch manchmal gewagt, sich mit dem verbotenen Adelsnamen zu schmücken.

„Siehst du nun ein, daß ich recht gehabt habe, Konni? Jetzt wirst du mich wohl trinken lassen. Prost, du süßer, kleiner Flickschuster du.“

Und so erschlagen war er von diesem Beweismittel, daß

er, ohne noch „Piep“ zu sagen, in seinen Stuhl zurücksank.

Aber beide, der Onkel und sie, tranken und lachten ihn aus.

Als sie um diese Zeit einen Blick in den Spiegel warf, sah sie wie durch einen wogenden Nebel ein rotgedunsenes Gesicht mit wirrem Haarbusch unter dem zurückgeglittenen Hute und zwei tiefgekerbten Mundfalten, die schlaff bis zum Kinn hinunterliefen.

Das bereitete ihr eine kleine, fragende Unruhe. Aber sie fand keine Zeit, diesem Gefühle Raum zu geben, denn der unaussprechliche alte Onkel war bereits mit einer neuen Schnurre auf dem Plan.

„Weißt du, Lillychen, wie die Chinesen die Lorelei singen?“

Sie juchzte schon, noch ehe sie ein Wort davon gehört hatte.

Er legte eines seiner O-Beine als Saiteninstrument über das andere, präludierte auf der Fußsohle: „Ping — pang — ping“ und begann dann mit näselnder, krähender, gurgelnder Stimme, die L's als Schnalzer endlos schleifend:

„O my belong too much sorry,
And can me no savy, what kind;
Have got one olo piecy story
No won't she go outside my mind.“

Als die zweite Strophe an die Reihe kam:

„Dat night belang dark and colo,“

da riß er zur Erhöhung der Wirkung sogar die Perücke vom Kopf und sah nun mit den schiefen, blanken Augenritzen und der spiegelnden Glatzenstirn wirklich einem alten, nickenden Chinesen zum Verwechseln ähnlich.

Es war ein berückender, ein ganz überwältigender Anblick.

Noch nie im Leben hatte man eine so zwerchfellerschütternde Clownerie zu hören bekommen.

Man hätte sterben können vor Neid, wäre man nicht Lilly Czepanek gewesen, die berühmte Imitationskünst-

lerin, die, wenn der Geist über sie kam, durch bloßes Mundauftun schon Jubelstürme zu entfesseln pflegte.

Das unvergleichliche Repertoire hatte schon ohnehin allzulange brach gelegen. Die schöne Otéro war noch immer nicht veraltet, die Tortajada tanzte immer noch ihre sinnumwirbelnden Tänze, und der Matchiche war eben erst in die Mode gekommen.

Man hatte nur nötig, den Hut noch etwas weiter ins Genick zu schieben, das schwarze Kleid in die Höhe zu heben, — der Dessous, der gestern mitgebrachten, brauchte sich selbst eine Saharet nicht zu schämen — und dann konnte es losgehen.

Und es ging los.

Wie ein Kreiselsturm über den von Eigelb glitschenden Teppich.

„He — hop — olé — olé!"

„Olé müßt ihr schreien und dabei in die Hände klatschen."

„Olé—é—é!"

Der Onkel gröhlte ... Der Boden wiegte sich in langen Wellen ... Lampen und Spiegel tanzten mit. ... Die ganze Hölle schien losgelassen.

„Nun schrei doch, Konni! — Olé! ... Sei nicht so tranig — — Olé!"

„Onkel, das hast du auf dem Gewissen!"

Was heißt das?

Warum schluchzt er so auf? ...

Warum steht er dort, weiß wie der Kalk an der Wand?

„Olé! ... Olé—é—é—é ...."

XXI

Es war gegen Mittag, als Lilly glückselig erwachte.

Der Onkel gewonnen — die letzte Schwierigkeit aus dem Wege geräumt — die Zukunft als blühendes Fruchtland zu ihren Füßen.

Welch ein possierlicher Ulk war aus der Prüfung geworden, vor der sie so sehr gezittert hatte! Und welch ein mätzchenmachender Hampelmann aus dem alles durchschauenden Weltkenner, der Frauenschicksale zerkaut haben wollte wie Betelnüsse.

Dann, als sie die Erinnerungen des gestrigen Abends zu sichten und der Zeit nach aneinanderzureihen suchte, fiel es ihr mit leichtem Druck auf die Seele, daß zum Schlusse sich alles in einen lichten, von Singsang und Gelächter durchklungenen Nebel auflöste, gradeso wie es drüben — in dem andern Leben — gewesen war, wenn sie mit Richard und der Bande herumgetollt hatte.

Auch wie sie die Treppe herauf und in ihr Zimmer gekommen war, ließ sich nicht mehr enträtseln.

Als der Nebel sich ein wenig spaltete, sah sie daraus ein blasses, in schmerzlichem Staunen versteinertes Gesicht auftauchen, hörte einen Aufschrei, der wie ein Schluchzen oder Stöhnen klang, und sah sich selber schluchzend neben einem Knieenden, der sie mit den Händen von sich schob.

War das geschehen?

Oder war es geträumt?

Und sie hatte doch so schön gesungen und getanzt. Ihre höchsten Künste hatte sie entfaltet ... Sollten die ihm etwa mißfallen haben? ... War sie am Ende gar in ihrer Ausgelassenheit zu weit gegangen?

Die Sorge wuchs.

Sie sprang aus dem Bette, kleidete sich an und hatte nur den einen Gedanken: Zu ihm.

Um zwölf Uhr klingelte es.

Das war e r, das mußte er sein!

Doch als sie zur Flurtür sprang, um sich ihm mit einem Jauchzen des Erlöstseins in die Arme zu werfen, stand sie statt seiner — dem Onkel gegenüber, der seinen Hut zwischen den ekligen Fingern drehte wie ein Bittsteller und mit einem schmalzigen und verkniffenen Lächeln zu ihr aufsah, das ihr nicht im mindesten gefiel.

„Soll die Prüfung vielleicht noch einmal losgehen?" fuhr es ihr durch den Kopf. „Oder soll sie am Ende gar recht eigentlich erst beginnen?"

Das „Willkommen" erstarb ihr in der Kehle.

Sie gab ihm schweigend den Weg frei und fühlte ein leises Übelbefinden, als müsse sie im nächsten Augenblicke quer durch die Wand in ihr Zimmer hineinfallen.

Statt ihrer öffnete der Alte die Tür.

Es war beinahe, als kenne er sie schon.

„Wo ist Konrad?"

„Konrad?" Er kratzte mit dem kleinen Finger den Seidenrand seiner Perücke. „Ja, mit Konrad ist das so 'ne Geschichte."

Dann zog er den blanken Chronometer hervor, dessen goldene Kartoffelknollen sich klingend schüttelten, und studierte eifrig das Zifferblatt.

„Wir haben jetzt zehn Minuten über Zwölf ... Da kann er schon auf dem Weg zum Bahnhof sein. Ah ja — das kann er schon."

„Will — er — denn — verreisen?" fragte sie, während der Atem ihr zu fehlen begann.

„Ja, ja, er will etwas verreisen. Ja ... Wir haben uns das heute nacht — ja — ja, heute nacht haben wir uns das überlegt. — Und nu will er etwas verreisen, ja."

„Das ist ja Blödsinn," dachte sie. „Wie kann er ohne mich verreisen?"

Aber sie hielt an sich, und auf das Spiel eingehend, fragte sie, scheinbar ganz unbefangen: „Wohin will er denn mit einemmal?"

„Ach, bloß 'n kleinen Trip ... Nicht der Rede wert. Es bot sich grade 'ne günstige Gelegenheit ... In dem

Steamer, der nämlich morgen nacht von — Dingsda — na, is egal, von wo — — abfährt, war grade noch 'ne gute Doppelkabine frei — 'ne Außenkabine — nach dem Promenadendeck zu — das sind immer die besten, wissen Sie — das Wasser planscht einem nicht 'rein — und Luftzug hat man auch ... Dafür muß man sorgen, immer, besonders die vier Tage im Roten Meer — wissen Sie."

Also doch! Der Verdacht von vorhin bestätigte sich rascher, als sie geglaubt hatte: die Prüfung ihres Charakters und ihrer Absichten sollte nun erst beginnen.

„Was macht man denn im Roten Meer, Onkelchen?" fragte sie mit ihrem unschuldigsten Lächeln.

„Ja, was macht man im Roten Meer, Kindchen? Das haben sicherlich vor viertausend Jahren die alten Juden genau so gefragt ... Und das fragt heute noch jeder, wenn er da unten 'rumschwitzt ... Aber wenn man nach Indien will, muß man durchs Rote Meer ... Und ich will mal wieder nach Indien. Ich hab' schon lange genug hier auf alte Tontöppe gebuddelt ... Und da unser Konrad doch sehr überarbeitet ist — das werden Sie doch zugeben, Kindchen, — so habe ich ihm eben zugeredet, 'n bißchen mitzufahren ... Denn das halte ich in solchen Fällen für das einzig Richtige, — sehn Sie."

Lilly war zu Mute, als ob sämtliche goldene Knollen von Onkels Uhr ihr in der Kehle säßen.

„Dieser Scherz ist keiner von den besten," dachte sie, „aber weiß Gott, was er damit im Sinn hat."

Ob man wollte oder nicht, man mußte auch weiter darauf eingehen.

„Dann hätte Konrad aber doch hübsch kommen müssen, Adieu sagen," erwiderte sie, ein wenig schmollend, als handle es sich um eine Reise nach Dresden oder Potsdam.

„Nu ja, Kindchen, das hat er ja natürlich auch gewollt. Aber ich hab' zu ihm gesagt: ‚Siehst du, Junge,' hab' ich gesagt, ‚das gibt immer so schreckliche Aufregungen, da kann man rein das Schwarzwasserfieber von kriegen' ... Und das hat er dann auch eingesehen und hat eben mich betraut, die Sache für ihn in Ordnung zu bringen."

„Also bringen wir beide die Sache in Ordnung," erwiderte sie mit dem herablassenden Lächeln, das diese ganze Farce allenfalls wert war.

„Wahrscheinlich sitzt er unten im Wagen," dachte sie, „und wartet auf ein Signal."

Der Onkel stellte seinen flotten Melonenhut neben sich auf die Erde, lehnte den kurzen Kadaver in Frau Laues Plüschpolster zurück und versuchte ein mitleidiges und gramvolles Gesicht zu machen.

Der alte Bajazzo, der er war!

Am meisten befremdete es sie, daß er die Duzfreundschaft des gestrigen Abends so rasch und so gründlich wieder vergessen hatte. Aber wahrscheinlich gehörte das mit zu dem prüfenden Spiel.

„Wenn's auf mich ankäme, Kindchen," begann er, „ich kann Ihnen ruhig eingestehen: ich bin total vernarrt in Sie! — Wrapped up — wie ich schon gestern sagte. Ich kenne das Frauensvolk an allen Enden der Erde, und es ist mir klar wie Nußöl: die genteelste Betaklung und die flossigste Seide, die man als Material überhaupt haben kann, das sind Sie ... Aber da gibt es Leute, die haben große Rosinen und große Illusionen, wissen Sie ... Leute, ganz ohne Ahnung, wie aus 'm Menschlichen immer wieder Menschliches wird ... Leute, die sich für was ganz Extras halten und darum vom Schicksal immer 'n Extrawallfisch gebraten haben wollen ... Ach, diese Leute, sag' ich Ihnen, diese Leute! ... Und da kommen denn natürlich die großen disappointments ... Und Vorwürfe ... Und Verzweiflung ... Und Halstuchaufreißen ... Weiß Gott, beinahe geprügelt hätt' er mich heut nacht."

„Von wem sprechen Sie eigentlich?" fragte Lilly, der bei diesem Gerede immer banger wurde.

„Als ob i ch Sie zu dem kleinen overshooting verführt hätte! ... Ne, ne ... So was mach' ich nich ... Menschenfallen leg' ich nich ... Und das hab' ich ihm auch zehnmal gesagt ... Aber das Malheur is: Wir beide haben uns zu gut verstanden ... Wir sind aus demselben Geschäft, wir beide ... Wie zwei alte Kabinenbrüder sind wir beide."

„Wer ‚wir beide‘? . . . Sie und ich?“ fragte Lilly in eisigem Erstaunen.

„Ja, Sie und ich, Kindchen. Fall'n Sie man nich aus 'm Mastkorb. Sie und ich. Sie und ich. Sie sind zwar eine fünfundzwanzigjährige splendid beauty und ich ein verdammter alter Narr von Sechzig. Aber das Leben hat uns in gleicher Weise ausgebeutelt . . . Was soll ich Ihnen da viel erklären? . . . Haben Sie vielleicht mal zufällig Diamanten gesucht? Ich meine nich grade beim Juwelier . . . Den Weg werden Sie schon kennen . . . Also der Diamant — der liegt zwischen festem Gestein, sozusagen in Erdtrichtern, dem sogenannten blue ground . . . Wenn man so 'n blue ground-Trichter findet — können sich denken — denn da sitzen sie drin . . . Ich auch mal so losgegraben . . . Mit zwanzig Leuten — Tag und Nacht — Wochen und Wochen . . . Jawoll — der blue ground war da, aber die Diamanten waren weggewaschen. Verstehen Sie? . . . Der Nobelboden is auch bei uns noch da. Aber was ihn recht eigentlich dazu macht, das hat inzwischen der Deibel geholt.“

„Wozu erzählen Sie mir das alles?“ fragte Lilly, der vor lauter Ratlosigkeit die Tränen in die Höhe stiegen, denn mit der bewußten Prüfung konnte das doch unmöglich etwas zu tun haben.

„Das will ich Ihnen sagen, Kindchen . . . Es gibt Leute, die meinen, wenn sie ihr Wort gegeben haben, dann is kein Zurück mehr für sie da . . . Sie müssen partout 'runterschlucken, was sie im Munde haben, und wenn's 'ne Strychninpille is . . . Und dagegen mein' ich: Wissentlich ins Unglück soll sich keiner stürzen. Sie nich und er nich . . . Und weil man die Wolle am besten gleich auf den Schafen wäscht, so bin ich zu Ihnen gekommen und möchte Ihnen eine kleine Proposition machen: Sehen Sie, hier is ein Scheckbuch . . . Das kennen Sie wohl . . . Rechts stehen untereinander gedruckt die Ziffern von fünfhundert bis — na, Sie sehn ja . . . Da schneidet man alles ab, was höher is als die ausgeschriebene Summe, damit ein kleiner Swindler nich auf die Idee kommt,

sich mit 'nem kleinen Federstrich 'n kleines Hunderttausend zuzuschwindeln ... Und nu sehn Sie mal: Dieser Scheck is zwar mit Namen und Datum richtig unterzeichnet, aber die weitere Ausfüllung fehlt noch. Und auch von den Ziffern schneid' ich nichts ab. Denn ich würde mir nie erlauben, Ihnen irgend eine Summe anzubieten. Aber statt dessen ersuche ich Sie, selber zu bestimmen, wieviel Sie zur Weiterführung eines standesgemäßen Lebens nötig zu haben glauben."

Damit riß er eines der Blättchen aus und legte es vor sie auf den Tisch.

„Gott sei gelobt," dachte Lilly, „all mein Herzklopfen ist unnütz gewesen."

Dieser plumpe Hinterhalt mußte ja selbst einem Blinden klar vor Augen führen, daß es sich hier um nichts weiter als eine Probe auf ihre Uneigennützigkeit handeln konnte.

Und darum warf sie den Alten nicht hinaus, wie sie es von Rechts wegen hätte tun müssen und — weiß der Himmel! — auch getan hätte, wenn ein solches Anerbieten im Ernst an sie herangetreten wäre, sondern nahm den Scheck lächelnd vom Tische auf, zerriß ihn sorgfältig in kleine Fetzen und schnippte mit dem Mittelfinger der Rechten ein Häuflein nach dem andern gegen sein Gesicht.

Er rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her.

„Erlauben Sie," sagte er, „erlauben Sie."

„Solche schmutzigen, kleinen Scherze erlaube ich durchaus nicht, Onkelchen," erwiderte sie.

„Aber Sie schlagen ein Vermögen aus, Kindchen. Bedenken Sie mal ... Wir haben Sie aus Ihrer Lebensstellung 'rausgerissen. Wir haben Sie sozusagen auf die Straße gesetzt. Wir sind verantwortlich dafür, daß die Sie nicht auffrißt. Und wenn Sie etwa glauben, daß Sie sich durch die Annahme in seinen Augen herabsetzen, so kann ich Ihnen schwören, er weiß gar nichts davon. Und daß er's nie erfahren soll, das schwör' ich Ihnen auch gleich."

Sie lächelte nur.

Seine kleinen Zwinkeraugen wurden grell und blank. Eine kalte Drohung lag plötzlich darin.

„Oder — haben Sie etwa die Absicht, den guten Jungen gar nicht erst freizugeben? ... Denken vielleicht, ihm aus seinem Wort einen Strick zu drehen? Sind Sie so eine — ja?“

„Nein — so eine bin ich nicht.“

Ihr Lächeln ging weit über ihn hinaus. — Es flog dem Geliebten entgegen, der nun bald, bald die Treppen emporstürmen mußte, denn lange konnte er's sicherlich in der Droschke unten nicht mehr aushalten.

„Sein Wort ist in seiner Hand ... Er hat es mir nie gegeben. Und wenn er's hätte geben wollen, würde ich es niemals angenommen haben ... Und selbst, wenn es wahr wäre, was Sie da sagen, so könnte er ruhig fahren ... Auch ruhig wiederkommen könnte er ... Es würde ihn von meiner Seite kein Brief und kein Begegnen dran mahnen, was er mir ist und was er mir bleiben wird, solange ich lebe ... Aber ich weiß ja, es ist nicht wahr ... Er liebt mich, und ich liebe ihn. Und nehmen Sie sich in acht, Onkelchen, daß Sie mit seiner künftigen Frau solchen schändlichen Unfug treiben wie mit Blankoschecks und dergleichen ... Wenn ich ihm das wiedersage, dann sind Sie mit einemmal ein einsamer, alter Mann, der sein Vermögen einem Hundeasyl vermachen kann.“

Nun mußte er wohl einsehen, wie er sich verhauen hatte. Und so sehr ärgerte ihn sein Mißgriff, daß er mit einem ärgerlich schnalzenden „Äh!“ aus dem Sessel emporsprang und stapfenden Schrittes und mit den Knollen spielend im Zimmer umherrannte.

Dabei murmelte er zwei-, dreimal etwas, das wie „Henkersarbeit“ klang.

Aber sie mußte sich wohl verhört haben.

Dann endlich schien er irgend einen Entschluß zu fassen.

Er hielt dicht vor ihr an, legte seine ekligen Hände auf ihre Schultern und sagte, plötzlich wieder zum Duzen übergehend: „Hör mal, Herzchen, Liebchen, Püppchen. Wir rücken ja nicht von der Stelle ... So oder so — wir müssen zum Ende kommen ... Ach, wenn ich nicht so 'n verdammter, räudiger alter pariah-dog wäre und nicht über-

dies Rücksicht zu nehmen hätte auf den Jungen, dann wär' die Sache ja höchst einfach. Dann würd' ich jetzt sagen: ‚Kindchen, hast du Lust, so komm mit mir zum nächsten Standesamt. Aber fix, denn ich hab' nich mehr viel Zeit zu verlieren' ... Sieh mich man nich so an ... Jawohl, ich meine mit mir, — mit mir, — und du würd'st es sogar noch nich mal zu bereuen haben ... Aber was den Konrad anbelangt, sieh mal, das mußt du dir doch selber sagen: Das geht nich ... das stimmt nich ... Das heißt vorn und hinten anspannen ... Denn er is ein rising man ... Er will in die Höhe ... Er hat den seligen Glauben noch, und du hast keinen mehr ... Du bist allzufrüh unter die große Fleischhackmaschine geraten, die aus uns allen schließlich einen vergnügten, breiigen Wurmfraß macht ... Und du selber würd'st dich ja auch nich mal glücklich fühlen mit ihm. Würd'st nich mehr mitkönnen. Würd'st über ihm liegen als eine tote Fracht ... Und würd'st es dazu noch immer wissen ... Was ihm die Augen geöffnet hat gestern abend, darauf leg' ich nich mal so viel Wert, denn ins Schlingern kommen kann jeder. ... Ob ein Küstenstrich so aussieht oder so — Sand oder Palmen — ganz egal — aber das Hinterland — darauf kommt's an; — und da seh' ich Steppe — ausgebrannt — müder Boden ... Da fliegt kein Vogel mehr ... Und da wächst keine Zuversicht mehr ... Kriech unter, wo du kannst, Kindchen ... Halt dich an die, die dich so weit gebracht haben ... Aber den Jungen laß ziehn ... Für dich ist der nicht. — Sei aufrichtig, hast du dir das nicht längst selber gesagt?"

Also das war's!

Keine Prüfung war's ...

Das Ende ... Das Ende ...

Sie starrte ins Leere. Ihr war, als höre sie Schritte sich entfernen. — Eine Stufe tiefer und noch eine und wieder eine — immer leiser werdend — immer leiser — wie früher, wenn er sich in der Morgendämmerung hinabgeschlichen hatte.

Bloß daß sie nie wiederkehren würden!

Sie fühlte eine kleine, wurmende Enttäuschung, die

um die Herzgrube herum ihr Wesen trieb — mehr nicht. Das Schlimme würde erst kommen, — das wußte sie von früher her.

Und dann sah sie sich selber tanzend und johlend und schweinische Witze erzählend mit schiefgerücktem Hut und hochgehobenen Röcken, — eine betrunkene Dirne.

Sie, die Hoheitsvolle, die Heilige, — eine betrunkene Dirne und weiter nichts!

Nun wußte sie, warum er dagestanden hatte weiß wie der Kalk an der Wand, — warum jener schluchzende Notschrei seinem Munde entquollen war.

Und es war ebensosehr das Mitleid mit ihm wie die Scham über sich, was sie in dieser Sekunde wie mit kochenden Wassern übergoß.

„Wie trägt er's?“ stammelte sie.

„Das kannst du dir ja denken,“ erwiderte er. „Aber ich meine, ich bring' ihn schon drüber weg.“

„Onkelchen, — ich hab' ja — gar nicht — — wollen!“ rief sie aufschluchzend.

„Ich weiß, Kindchen, ich weiß. Er hat mir alles gesagt.“

Für einen Augenblick zuckte der verwundete Stolz hoch in ihr auf. Sie bückte sich, sammelte ein paar der verstreuten Fetzen und zeigte sie ihm in der hohlen Hand.

„Und dann hast du mir das anbieten können?“

„Ja, was sollt' ich machen, Kindchen? Und was mach' ich noch jetzt mit dir?“

„Päh!“ ... Sie schlug mit beiden Händen nach ihm, und dann warf sie diese Hände um seinen Hals und weinte sich an seiner Schulter fest. War es doch die Stätte, an der vielleicht in dieser Nacht auch Konrads Antlitz weinend geruht hatte.

Noch einmal hub er zu reden an und machte ihr Vorschläge, wie sie ihre Zukunft einrichten solle. Er wolle ihr helfen, ein neues Leben anzufangen, wolle ihr die Mittel geben, ihr großes Darstellungstalent weiterzubilden, wolle ihr den Weg zur Bühne ebnen oder zum Konzertsaal.

Aber sie schüttelte zu allem den Kopf.

„Zu spät, Onkelchen ... Müder Boden, hast du selbst

gesagt, — wo keine Zuversicht mehr wächst ... Allenfalls bis zur Brettldiva könnt' ich's noch bringen. Aber, offen gesagt, das lohnt mir nicht."

„Die verfluchten Hunde!" knirschte er.

„Was für verfluchte Hunde?"

„Na, du weißt schon, Kindchen."

Sie dachte nach, wer da wohl in Betracht kommen konnte.

„Es war eigentlich nur einer," meinte sie. „Nu ja — und doch — noch einer ... Und dann eigentlich noch einer ... Und dann noch ein paar, aber die zählen nicht."

„Mir will scheinen, das is ganz genug, Kindchen."

Mit einem guten Lächeln streichelte er ihre Backe, und sie fand seine Finger gar nicht so eklig mehr.

Sogar mitlächeln mußte sie. Aber dann kam das Weinen wieder.

Der Onkel rüstete sich zum Gehen. Sie umfaßte seine Schultern, sie wollte ihn nicht ziehen lassen. Denn er war ja die letzte Brücke, die ihr abtreibendes Lebensschiff mit dem Lande des Glückes verband.

„Was soll ich ihm bestellen?" fragte er.

Sie richtete sich auf. Ihre Augen weiteten sich. All ihr Jammer wollte sich ausströmen. Ihre verschandelte und weggeworfene Liebe suchte nach Worten, um neu gesühnt und neu geheiligt vor ihm dazustehen.

Aber sie fand keins.

Sie sah sich im Zimmer um, als ob von irgendwoher ihr Hilfe kommen müßte. Die Bilder der längst verstorbenen Mimen lächelten sie an; die einst so beredten waren stumm geworden, stumm wie die eigene Seele. Der eingerahmte Lampenschirm grüßte sie, als grüße sie die Zukunft, die ihr an Frau Laues Seite beschieden war.

„Ich weiß nichts," stammelte sie.

Aber dann fiel ihr doch noch etwas ein: „Ja, ich lass' ihn fragen — ich lass' ihn fragen, — warum er nicht selber Abschied von mir genommen hat. Ich kenn' ihn doch. Feig ist er nicht."

Der Onkel machte sein verzwicktestes Gesicht.

„Da du so überraschend vernünftig bist, Kindchen,

werd' ich's dir anvertrauen ... G e w i ß will er Abschied nehmen. Ich hab' ihm sogar gesagt, ich will versuchen, ob ich dich nicht zum Bahnhof schleppen kann."

Ohne Besinnen schoß sie auf ihren Strohhut los.

„Stop!"

Er hatte die Hand auf ihren Arm gelegt.

Die kleine, dicke Gestalt wuchs in die Höhe.

„Du wirst n i c h t gehen."

„Was? Konni wartet auf mich — Konni will mich sprechen — und ich werde n i c h t gehen?"

„D u — w i r s t — n i c h t — g e h e n, sage ich noch einmal. Wenn du das tapfere Mädel bist, für das ich dich halte, so wirst du das Opfer, das du bringst, nicht wieder zu Schanden machen. Denn das kannst du dir doch an den fünf Fingern abzählen: wenn er dich wiedersieht, dann bleibt ihr doch aneinander hängen."

Der Strohhut entfiel ihren Fingern.

„Dann — — sag' ihm also, — daß ich ihn — lieben werde — immer — immer — und daß er mein letzter Gedanke sein wird auf Erden — und daß — — ja, mehr weiß ich nicht ..."

Er drückte sich schweigend zur Tür hinaus.

Und dann erst brach sie zusammen.

— — — — — — — — — — — — — — —

XXII

Die Welt ging ihres Wegs. Ruhig, heiter, geschäftig, als wäre nichts geschehen, als schwämme nirgends auf dem Weltmeer ein verlorenes Glück, das mit jeder Stunde, jeder Minute weiter in die Ferne sank, als kauere nirgends im Winkel ein liegen gebliebenes Menschenkind, das aus umflorten Augen ratlos vor sich niederstarrt.

Frau Laue tippte ihre Lampenschirme ... die Bratkartoffeln schmirgelten in der fettblanken Pfanne ... die Lampe des Flurverschlags blakte ... Und der Armeleutsgeruch verteilte seine Gaben an jeden, der in sein Reich geriet.

Es war kein Herz-aus-dem-Leibe-weinen wie damals nach der Verstoßung. Kein stumpfes In-sich-zusammensinken. Kein mit dem Schicksal haderndes Verzweifeln.

Nur das Gefühl einer grauen, endlos sich streckenden Leere war's, — unterbrochen freilich vielemal am Tage von grellen, fast tierischen Aufschreien der Sehnsucht, — ein zages Sich-bescheiden, das Bewußtsein einer unentrinnbaren Kerkerhaft, eines angstvollen Hinabgleitens in dunkle Lebenstiefen, in ein dunkles Sterben ohne Willen, ohne Würde, ohne Kraft.

Zwischen dem Heute und der Zukunft, d e r Zukunft, die von allen Gassen winkte, stand vor Lillys tränenlosen Augen hochaufgerichtet das Gitterwerk der Brücke, in dessen Ranken sie nach jener Vorstellung von „Rosmersholm“ prüfend die Füße gestemmt hatte. Und wenn sie ins Leere starrte, so sah sie tief unter sich die schwarzen, rotsprenkligen Wasser träge vorüberrollen, hörte die Eisenranken unter ihren kletternden Sohlen leise klirren und singen.

Dieser Singsang wurde stärker, wurde ein Geleitston,

der über allem schwebte, was der ereignislose Tag brachte und verschlang.

Er bohrte sich in den Hirnschädel, er hämmerte in den Schläfenadern, er fuhr schmerzend zu allen Poren aus und ein.

Auch einen Text gab es zu seiner armen Melodie.

Der hieß: „Sterben!"

Also sterben!

Was war einfacher als das? Und was war zwingender?

Aber noch nicht heute. Heute noch nicht ... Morgen vielleicht. Oder übermorgen.

Irgend etwas konnte doch noch geschehen. Ein Brief konnte ankommen. Oder gar er selber! Oder wenn auch das eine nicht und nicht das andere, — wer mochte ahnen, welch ein Glückswunder das Schicksal für morgen bereithielt?

Also heute noch leben!

Heute noch Stunde an Stunde reihen in immer gleichem trübseligem Spiel! — —

Da ereignete es sich eines Abends, — acht Tage nach Konrads plötzlicher Abreise — daß Frau Laue zu ungewohnter Zeit mit großem Nachdruck in Miene und Haltung die gute Stube betrat.

„Also, Lillychen," sagte sie. „Auf d i e Weise geht das nicht weiter ... Wenn Sie sich ausweinen möchten, dann würd' ich nichts sagen. Aber s o nehmen Sie ja nie im Leben Vernunft an ... Für Sie gibt's selbstverständlich bloß eines: Zu Ihrem Herrn Dehnicke zurück ... Wenn er einen Schimmer hätte, wie die Dinge hier stehen, würd' er Sie auch schon längst abgeholt haben. Und darum sag' ich Ihnen: Entweder: Sie setzen sich jetzt hin und schreiben ihm einen schönen Brief, oder ich lass' morgen vormittag die ganze Arbeit im Stich und fahr' zu ihm ins Kontor. Auf meine Kosten werd' ich schon kommen."

Lilly spürte einen heftigen Drang, die Alte zur Tür hinauszujagen, aber sie war zu mutlos geworden, um mehr als in ohnmächtigem Widerwillen sich von ihr abzuwenden.

„Viel Zeit hab' ich nicht!“ fuhr Frau Laue fort. „Das Dutzend muß vorm Schlafengehn noch voll werden ... Aber auf eins können Sie sich gefaßt machen: Is er morgen um zehne noch nich hier gewesen, dann kommt er spätestens um zwölfe, denn bis dahin hab' i ch ihn geholt. Guten Abend, Lillychen.“

In traurigem Hohne lachte sie hinter ihr her. S o also sah das Glückswunder aus, das ihr das Schicksal für morgen bereithielt!

Von neuem sich ducken unter schwächliche Übermacht! ... Zurückkriechen in das feige Behagen der wohlriechenden Gefangenschaft! . . . Weitervegetieren zwischen flauen Festen in dumpfigem Halbschlaf, wenn nicht Langeweile und Ekel sie heimlich auf die Straße trieben.

Zu einem Widerstande morgen würden ihr bald die Kräfte fehlen, — das fühlte sie wohl. Richard brauchte sie nur einmal anzusehen mit jenem Hundeblick, der ihr ganz neu an ihm war und der sie beim bloßen Drandenken mit beschämender Weichheit erfüllte. Schon jetzt reckte sich etwas in ihr, das sie zwingen würde, die Arme um des Freundes Hals zu werfen und sich an seiner Schulter auszuweinen.

Um eines so jämmerlichen Ausgangs willen lohnte es sich wahrlich nicht, das Morgen noch einmal abzuwarten.

Darum — sterben — heute noch!

Heute noch!

Wie ein Rausch kam es über sie.

Mit gefalteten Händen jauchzend, weinend lief sie im Zimmer umher.

Eine Heldin wird sie werden gleich Isolden. Eine Märtyrerin ihrer Liebe.

Und das Brückengeländer wartete ... Wie würde es wieder zittern und dröhnen, wenn sie die Füße in seine Ranken stemmte!

Der Singsang in ihrem Kopfe wurde so laut, daß sie glaubte, daran vergehen zu müssen. Die Luft war erfüllt mit einem Wirbel von Tönen. Von den Wänden hallte es wieder; — der Lärm der Straße, das große Brausen

der Weltstadt, — alles sang: „Sterben — sterben — sterben!"

Sie riß den Hänger vom Leibe und zog sich zum Ausgehen an.

Zuerst wollte sie eines der beiden schlechtsitzenden Kleider wählen, weil sie von Konrad selber stammten, aber sie brachte es nicht übers Herz.

„In Schönheit sterben," hatte Hedda Gabler gesagt.

„Ach, hätte ich wenigstens sein Bild," dachte sie, „um zum Abschied in seine Augen sehen zu können!"

Aber nichts als die Briefe besaß sie von ihm — — mit ein paar Gedichten dabei. — Die sollten sie auf dem letzten Gange begleiten.

Sie lagen tief unten in dem Lederkoffer, der immer noch in Frau Laues Kabuse verborgen stand, wiewohl es längst niemand mehr gab, vor dem er verborgen zu werden brauchte.

Als sie die Tiefen durchwühlte, um das kleine Päckchen an sich zu nehmen, fiel ihr unverhoffterweise die alte Notenrolle in die Hand.

Zärtlich besah sie den vergilbten und verfleckten Bogen, der die anderen in seinem Innern barg.

Nun war sie ihrem Hohen Liede nicht mehr gram und verachtete es nicht, wie beim Wiederfinden an jenem unglückseligen Morgen, an dem sie ausgezogen war, um das Konrad gegebene Gelöbnis zu brechen.

Nun war es wieder ein lieber, wertvoller Besitz; — kein strenger und segnender Mahner zwar, kein Wundertäter, kein Heiligtum — auch jetzt nur ein altes Überbleibsel, aber ein Überbleibsel, das man küßt und unter Tränen streichelt, weil ein Teil des eigenen Lebens daran klebt.

Und ein Teil des eigenen Blutes auch.

Da saßen die schwarzen Flecke noch immer!

Am Tage der Ausfahrt hatten sie sich eingebrannt. Am Tage des Heimgangs wird das Wasser der Tiefe sie löschen.

Dann glitt ihr Blick über die Rolle hinaus in trübe Fernen zurück.

Ihr war, als lichteten sich Nebel, als würden Tücher fortgezogen. Als sähe sie ihren Weg wie ein scharf umgrenztes Band hinterrücks zu ihren Füßen liegen.

Schwach war sie gewesen. Und dumm. Und nie auf den eigenen Vorteil bedacht ... Ein jeder Mann, der in ihr Leben getreten war, hatte mit ihr machen können, was er wollte. Nie hatte sie ihre Seele zugeschlossen, nie die Zähne gezeigt, nie die Macht ihrer Schönheit spielen lassen, — — nur immer dienen wollen und liebhaben und alles zum Guten wenden.

Zum Dank für das alles war sie gehetzt und geschuhriegelt und in den Kot gestoßen worden ihr Leben lang, und selbst der eine, der sie hochgehalten hatte, war schließlich ohne Abschied von dannen gegangen.

„Aber dafür hab' ich auch nie einen gehaßt," dachte sie, „und hab' mich immer als was Besonderes fühlen dürfen, und was ich auch gelitten hab' und was ich auch verbrochen hab', — es ist mir am Ende wie ein Geschenk vom Himmel gefallen."

Schien es nicht wahrhaftig, als habe dies Hohe Lied, das nun entwertet, verfleckt und verrottet dalag gleich ihrem eigenen Leben, segnend und schuldlösend über allem gewaltet, geradeso wie sie es früher immer geglaubt, wie sie es noch damals in der Stunde seliger Hingabe Konrad vorphantasiert hatte?

„Ja, du sollst mitkommen!" sagte sie. „Du sollst sterben, wenn ich sterbe."

Und behutsam rollte und umwickelte sie das zerfallende Papier ...

Dann fand sie auch die Briefe, las sie noch einmal und dann noch ein paarmal — aber sie verstand nicht, was sie las. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Uhr ging auf zwölf, als sie leise die Flurtür hinter sich schloß.

Frau Laue schlief.

Auf den Treppen begegnete ihr niemand. Ungesehen trat sie hinaus.

Seit ihrer Flucht zu Konrad war sie um die Mitternachtszeit nicht mehr allein auf der Straße gewesen.

Die zwei langen, vom Lichte grell getünchten Häuserreihen, — dazwischen einherjagend die spritzenden Bügel der elektrischen Bahnen, — geräuschlose Schattengestalten, — alles war, als sähe sie's zum erstenmal.

Eine dumpfe Furcht kam über sie.

In den Beinen fand sich ein taubes Gefühl, als wären ihr zwei hölzerne Stelzen angeschraubt, auf denen sie vorwärts mußte ohne Zaudern, ohne Ruhe, ob sie wollte oder nicht. Und die Absätze klapperten unaufhaltsam dem Ziele entgegen.

Jedesmal, wenn Einer ihr entgegenkam, fühlte sie den Drang sich zu verstecken, denn sie glaubte, man müsse ihr ansehen, wohin sie ging.

Darum bog sie in dunkle Nebenstraßen, in denen gepflastert wurde und welkende Lindenkronen Tropfen streuten.

An langgestreckten Ziegelbauten, die hinter schwarzen Gartenmauern ungastlich lagerten, an Schuppen und Fabriken vorbei führte der Weg.

Und immer klapperten die Absätze: „Tak — tak — tak.“ Es war, als trüge sie einen Schrittzähler bei sich, der jede Verkürzung dieses Ganges gewissenhaft berechnete und festhielt.

Dann begann sie auf weitere Umwege zu sinnen.

Aber sie wies die Versuchung von sich.

„Was du tust, das tue bald,“ stand irgendwo geschrieben.

Wenn erst die Füße müde wurden!

Zähne zusammenbeißen und vorwärts!

Das Engelbecken lag schwarz und verlassen. Auf den unsichtbaren Wassern spielten gelbe Lichtchen.

„Hier könnt' ich's bequemer haben,“ dachte sie, atemlos vor Beklemmung, und trat näher bis in das Gras der Böschung.

Aber schaudernd wich sie wieder zurück.

Die Brücke dort oben im Nordwesten mußte es sein, — die war ihr vom Schicksal bestimmt.

Bis dorthin währte der Weg noch lange. Wohl eine Stunde währte er.

Belebtere Straßenzüge folgten.

Ballokale, in denen das Dirnentum sich tummelt, sandten die grellen Strahlen ihrer Lampenreihen wie Fangarme in die Nacht. Zustrom von Droschken war da und fröhliches Gekreisch.

Nur weiter — weiter!

Aus einer Kellerkneipe, die ihre Türen geöffnet hielt, quoll ein heißer Dunst, mit Knoblauchgerüchen geschwängert.

Was hatte doch ähnlich gerochen? —

Richtig! Die Brühwürstchen, die von Frau Redlich ihrem Sohne als Henkersmahlzeit mit auf den Weg gegeben worden.

Dicht vor ihr sandte ein armdicker Wasserschlauch seinen reinigenden Strahl quer über die Straße.

Was war doch ähnlich zischend und paffend am Boden entlang geschossen? —

Richtig! So hatte es geklungen, wenn der alte Haberland, die Kupferspritze in der Hand, den Rasen wässerte.

Dann plötzlich schoß es ihr durch den Kopf: „Das ist ja alles nicht wahr! Ich liege im Bette zwischen den Leihbibliothekschränken, und hinter mir blakt die ausgehobene Hängelampe, — und das alles steht in dem Buch, das ich heimlich lese, während Frau Asmussen über ihrer Medizin glücklich entschlafen ist.“

Wachsendes Getöse rief sie ins Leben zurück.

Der Mittelpunkt der Stadt war da, in dem Berlins nimmermüdes Nachtleben seine Wirbel schlägt.

Der Spittelmarkt kam. Die gewaltige Leipziger Straße tat sich auf mit der endlosen Perlenschnur ihrer Lichtkugeln. Wie in silbernem Nebel begraben lag sie da. Wie ein buntes Bild, das eine Schimmelschicht bedeckt. Und die Glimmlichter der Cafés und Nachtkneipen sprenkelten es mit rötlichen Flecken.

Das taube Gefühl in Lillys Beinen verstärkte sich. Sie ging und fühlte nicht, daß sie ging.

Nur ihren Herzschlag fühlte sie, der wie das Rucken einer Mühle den ganzen Körper erschütterte.

In der Friedrichstraße fluteten Menschenmassen wie am Tage.

Jagdfrohe junge Männer saßen irgend einer lachenden Beute auf den Hacken.

In den Seidenstrümpfen der trippelnden Dämchen spiegelte sich das Lampenlicht.

„Wer erst in dieser Welt untergetaucht ist," dachte Lilly mit einem schauernden Neide, „den ficht kein Ehrgefühl und kein Sterbenwollen mehr an."

Ach! Jenseits dieses gleißenden Wirrwarrs kamen wieder Dunkel und Schweigen, in deren Hut man sterben kann, so viel man will.

Und unaufhaltsam gingen die Absätze: „Tak — tak — tak." Man hörte sie selbst in all dem Lärm.

„Könnt' ich nicht irgendwo in ein Café gehn?" fragte sie sich. „Wenn mich wer sieht, was schadet das noch? — Und ich bekäm' eine lumpige Viertelstunde."

Lichter — Spiegel — Polster — flimmerndes Rauchblau — — ein Klingen von Kristall — ein Prickeln in verschmachtender Kehle!

Einmal — einmal noch! Nicht eine viertel — eine g a n z e Stunde — mehr noch, wenn sie wollte — wurde ihr damit geschenkt, eine arme, kleine, niemandem schadenbringende Lebenszeit.

Aber sie wußte keine Rechtfertigung für diese Feigheit und wollte sich auf ihrem letzten Gange nicht vor sich schämen müssen.

Drum weiter — nur weiter!

Das lachende Gewühl der Kranzlerecke wich zurück, — — die dolchscharfen Lichter stachen nicht mehr.

Lilly wußte nun kaum noch, wo sie ging.

Wahrscheinlich war sie in eine der stilleren Querstraßen geraten, die nach dem Nordwesten führen.

Die Breite des leeren Fahrdamms war getüpfelt mit spiegelnden Lachen ... Ein herbstlicher Regenwind fegte an den Häuserreihen entlang ... In dem schwarzen

Fensterglas hing leblos der Widerschein des kalten Laternenlichts ... Leblos, erstorben schien alles ringsum. Nur hie und da glitt eine Nachtgestalt dahin und strichen die Katzen von Dunkel zu Dunkel.

Fröstelnd drückte Lilly die Notenrolle fester unter den Arm.

Aus dem Schaufenster eines Blumenladens, dessen Rollläden nicht herabgelassen waren, reckten Lorbeerbäume und Zypressen ihre Stachelkronen denen, die sich etwa spiegeln wollten, schreckhaft entgegen.

In ihrem feierlichen Halbkreis stand mit milchigem Leuchten eine Kaiserbüste.

Was hatte doch ähnlich geleuchtet?

Richtig! Die Klytia, die auf der stolzen Vordertreppe des Liebert- und Dehnickeschen Hauses lächelnd vor sich niederträumte.

Nun wird Lilly Czepanek die grünumwölbten Stufen nie mehr hinansteigen. Als Büßerin nicht — und nicht als Triumphierende ... Sie hat einen besseren Weg gewählt, einen, der sie schneller zum großen Ziele führt.

Eine Brücke kam.

Rasch hinüber!

Jene andere, deren Eisengeranke so lockende Wiegenlieder sang, lag weiter im Leeren, dunkler in Schweigen vergraben.

„Sie haben zu viel Liebe in sich,“ hatte einmal Einer gesagt. „Von allen drei Sorten: Herzens-, Sinnen- und Mitleidsliebe. Eine muß jeder Mensch haben, zwei sind gefährlich, alle drei führen in den Untergang.“

Wer war das doch gewesen?

Richtig! Ihre erste Flamme, jener arme, schwindsüchtige Kunstgeschichtslehrer, den sie mit Rosalie Katz zusammen nach dem gelobten Lande hinbefördert hatte, jenem Lande, in das sie selber nie gekommen war.

Von blauem Olivenrauch hatte er erzählt — und dem schwarzen Sciroccomeer — und leuchtenden Asphodeloswiesen.

„Was mögen das wohl für Wiesen sein — Asphodeloswiesen?“

Wie seltsam klang das fremde Wort und wie verheißungsvoll!

Aber die Absätze machten: „Tak, tak,“ und der Singsang des Geländers dröhnte dazwischen.

Ein Herr redete sie an. Ob sie nicht — — —

Sie schüttelte ihn ab wie ein Geschmeiß.

Noch eine andere Warnung hatte sie einmal auf den Weg mitbekommen, in der auch die Ziffer drei genannt worden war.

Von wem doch?

Richtig! Doktor Pieper!

Mit Wortlaut und Tonfall stand der Satz ihr plötzlich im Ohre, als sei er eben erst gesprochen worden: „Vor dreierlei warne ich Sie: keine überflüssigen Blicke wechseln, keine überflüssigen Rechenschaften fordern, keine überflüssigen Geständnisse machen.“

„Hätte ich keine überflüssigen Blicke gewechselt, so hätte ich mein gelobtes Land zu sehen bekommen, hätte ich keine überflüssigen Rechenschaften verlangt, so wäre ich nicht davongejagt worden, hätte ich keine überflüssigen Geständnisse gemacht — — —“

Was dann?

„Konni, Konni,“ klagte sie. Ein Sehnsuchtsschauer, der heiß und schmerzend in die Höhe quoll, zwang ihre kreisenden Gedanken nieder.

Taumlig schritt sie weiter.

Neue Straßenzüge verdämmerten im Nebel. — Ein Schmuckrasen schob seine umfriedete Fläche dazwischen.

Was mochten das wohl für Wiesen sein — Asphodeloswiesen?

Und plötzlich war die Brücke da.

Wie der Dieb in der Nacht tauchte sie aus den Finsternissen der weiten, schweigenden Plätze empor, auf denen Tausende von Laternen als lichtarme Fünkchen verglitzerten.

Eine matte Vollmondscheibe hing irgendwo am schwarzen Himmel. Die erleuchtete Uhr eines Bahnhofs war's, dessen Schattenmasse das Dunkel verschlang.

Halb zwei — wiesen die Zeiger.

Wie durch fleckige Schleier hindurch sah Lilly das alles.

Sie war, von Entsetzen gelähmt, gegen die Mauerecke gesunken, um die sie gerade hatte biegen wollen. Das Herz pochte ihr so sehr, daß sie glaubte tot hinfallen zu müssen.

„Ich tu's ja d o ch nicht," sagte sie zu sich.

„D o ch — ich tu's," gab sie zur Antwort.

Sie versuchte auch weiterzugehen — geradeswegs auf die Brücke los, deren Geländer tückisch auf sie wartete, aber die Beine wollten nun gar nicht mehr vorwärts.

Der Singsang in den Ohren schwoll zum Donner ... Auf dem dunkeln, menschenleeren Uferplatze stand sie und wußte nicht aus noch ein.

Sie nahm die Notenrolle in beide Hände, riß an ihr und suchte sie zu einem Knäuel zusammenzuballen. Aber nichts daran gab nach. Ihr Hohes Lied war stärker als sie.

Dann mit einem Male begannen die Füße sich wie von selber zu regen und schritten und schritten, ob sie wollte oder nicht, an den Kandelabern vorbei, — dem wartenden Geländer entgegen.

So! Nun hielt sie die Eisenstange des Holms zwischen den Fingern.

Von dem Wasser da unten war nichts weiter zu sehen als ein dunkellehmiger Schimmer. Nicht einmal die Laternen spiegelten sich darin.

Jetzt nur noch ein Sprung, — und alles war getan.

„Ja, ich tu's — ich tu's," schrie es in ihr.

Aber das Hohe Lied mußte vorauf. Das hinderte sie doch nur beim Hinüberklettern.

Ein Wurf — — ein weißliches Vorübergleiten — — — ein Klatschen dort unten, hart und hell, das wie ein Backenstreich durch alle Glieder drang.

Und wie sie das hörte, da wußte sie gleich, daß sie es n i e m a l s tun würde. — —

Nein doch! Lilly Czepanek war k e i n e Heldin. K e i n e Märtyrerin ihrer Liebe war Lilly Czepanek. Keine Isolde, die im Nicht-mehr-da-sein-wollen die höchste Selbstbejahung sieht.

Sondern nur ein zermürbtes und zerplündertes armes Ding, das seine Tage weiterschleppen wird, so gut es kann.

Zugleich begann sie auch die paar Daseinsmöglichkeiten aufzureihen, die ihr noch übrig blieben.

In das alte Lotterleben zurückkehren wird sie nicht. Dies Eine war klar. Mochte Richards Hundeblick von damals auch wieder aufs neue an ihr herumbetteln!

Alles andere konnte ihr recht sein.

Die Lust am Arbeiten freilich hatte man ihr inzwischen gründlich abgewöhnt. Und ob sie sich noch jemals wiederfinden würde, schien höchst zweifelhaft.

Aber schließlich: irgend etwas würde sich schon bieten, das ihr erlaubte, ehrlich und in Frieden dahinzuleben.

Millionen von Menschen wollen nichts Besseres und nennen es „Glück“! — — —

Noch einen suchenden Blick schickte sie in das träg rollende Wasser hinab, in dem das Hohe Lied soeben verschwunden war.

Dann machte sie sich auf den Rückweg. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schluß.

Im Frühling des folgenden Jahres wurde die Berliner Geschäftswelt durch die Zeitungsnachricht überrascht, daß Herr Richard Dehnicke, der Inhaber der altbekannten Firma Liebert & Dehnicke, Kunstgießerei und Metallwarenfabrik, die in Lebemannskreisen als Schönheit viel genannte Lilly Czepanek geheiratet habe und mit ihr zu vorläufigem Aufenthalt nach Süditalien übergesiedelt sei.

Wer sie kannte, wunderte sich nicht.

Sie sei schon immer ein gefährliches Frauenzimmer gewesen, sagte man.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ledbd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul, Das verlorene Wort. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die wunderbare Brücke und andere Geschichten Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Andreas-Salomé, Lou, Ma. Ein Porträt.
3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Wolken und Sunn'schein. 3.—5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben.
2. u. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Bob, der Sonderling. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Geschwister. 10. u. 11. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Um Helena. Roman. 2. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Bülow, Frieda v., Kara. Roman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Träume. Mit Illustrationen von Kunz Meyer Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50
—„— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—
Ebner-Eschenbach, M. v., Bozena. Erzählg. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Erzählungen. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Margarete. 6. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
El-Correi, Das Tal des Traumes (Val di sogno).
Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskewúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 6. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Ein Kampf ums Recht. Roman.
2 Bände. 6. Auflage Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bände.
3. Auflage Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20

Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte.
Roman. 3. Auflage. 2 Bände — Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) — Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 12. u. 13. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Joggeli, Geschichte einer Jugend. 12. u. 13. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 34.—40. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 19.—23. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 37.—42. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 27.—32. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman.
Mit Porträt. 21.—25. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 2.—6. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman.
9. u. 10. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Lebenslied. Roman. 17.—21. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 15.—20. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzählungen.
5.—7. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Wiskottens. Roman. 41.—45. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 2.—6. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage — Leinenband M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. — Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. — Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Crone Stäudlin. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Auflage — Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Kinder der Welt. Roman.
23.—25. Auflage. 2 Bände — Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage — Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Meraner Novellen. 11. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. — Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage — Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte.
2.—4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Aus den Vorbergen. Vier Novellen. 3. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. — Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Auflage — Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 2. Auflage — Leinenband M. 3.50
—„— Ostseemärchen. 2. Auflage — Leinenband M. 4.—
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman. 3 Bände Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40

—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60

—„— Martin Salander. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80

—„— Züricher Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80

—„— Das Sinngedicht. Sieben Legenden Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80

—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—

—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—

Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Italienische Erzählungen Leinenband M. 5.50

—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld. Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Lebensfluten. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—„— Florentiner Novellen. 4. u. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Phantasieen und Märchen Leinenband M. 3.—

—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50

Langmann, Philipp, Leben und Musik Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman. 5. u. 6. Auflage. 2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50

—„— Arme Mädchen. Roman. 9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Muellenbach, E. (Lenbach), Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Pantenius, Th. H., Kurländische Geschichten. 2. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Raberti, Hubert, Immaculata. Roman. 2 Bde. Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—

Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Geschichten aus alter Zeit. 2 Bände. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—

—„— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—

—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe. 6. Aufl. (31.—35. Tausend) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

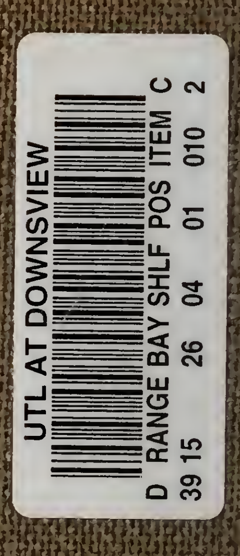
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Bände. 8. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—

—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—

—„— Ludolf Marcipanis und Anderes. 2. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 26 04 01 010 2